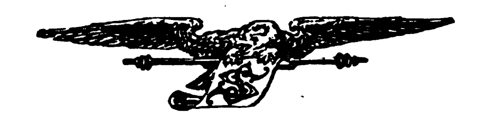
Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Hundertsiebzehnter Band.

Mit den Portraits von:
Otto Ernst, König Karl von Rumänien, Felix Weingartner, radiert von
Johann Lindner in München.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 117. Bandes.

April — Mai — Juni.

1906.

Mit den Portraits von:
Otto Ernst, König Karl von Rumänien, Felix Weingartner,
radiert von Johann Lindner in München.




Band 117. — Heft 349.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
April 1906.
30.
Jahrgang.
Breslau,
Siebenhufenerstr. 11—15
S. Schottlaender.



An unsere Abonnenten!



Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in komplett **broschierten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschiert 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrat reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band CXVII (April bis Juni 1906), wie auch zu den früheren Bänden I—CXVI stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Frankatur) das Gewünschte zu expedieren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

.... Expl. Band: ....

....

....

Elegant broschiert zum Preise von Mk. 6.— pro Band (= 3 Hefte)
fein gebunden zum Preise von Mk. 8.— pro Band.

.... Expl. Heft: ....

....

....

zum Preise von Mk. 2.— pro Heft.

.... Expl. Einbanddecke zu Bd. ....

....

....

zum Preise von Mk. 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

....

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

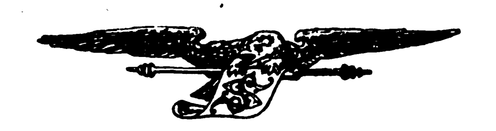

Hundertsiebzehnter Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1906.
Breslau,
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

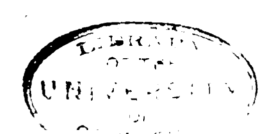
Eine deutsche Monatsschrift.

CXVII. Band. — April 1906. — Heft 349.

(Mit einem Portrait in Radierung: Otto Ernst.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.





Inhalt.



Hierzu ein Portrait: Otto Ernst.
Radierung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.



Otto Ernst.



1877—1907.

Mit dem vorliegenden Heft beginnt „Nord und Süd“ seinen

30. Jahrgang.

Ein ganzes Menschenalter! Und ein Menschenalter voll literarischer und künstlerischer Kämpfe und Stürme. Hoch gingen die Wogen der neueren Strömungen, manches Veraltete, doch auch manches Wertvolle wurde niedergeworfen, unter Sand und Geröll begraben. Noch ist der Kampf nicht beendet, aber immer lichtvoller und hoffnungsreicher gestalten sich schon die Ausblicke auf die Zukunft deutscher Literatur und Kunst.

In diesem Ringen, diesem Hin- und Herfluten der Meinungen hat „Nord und Süd“ stets unentwegt und unbeirrt an seinem bewährten Grundsatze festgehalten: einzutreten für alles wahrhaft Schöne und Edle, zu pflegen und zu verbreiten die hohen idealen Güter der Menschheit, deren ewiger Wert durch willkürliche Umwertungen nicht berührt und nicht gemindert werden kann. Nicht minder entschieden aber hat unsere Zeitschrift, ohne ein Spielball flüchtiger Modelaune zu werden, alle wirklichen und dauernden Fortschritte geistiger Kultur während der letzten drei Dezennien mit Freuden begrüßt, mit Eifer auch ihrerseits zu fördern gestrebt. Wie richtig, wie verdienstvoll dieses Programm ist, das unsere getreuen Freunde und Leser, das die besten Kreise des deutschen Volkes immerdar warm an-

erkannt haben, dürfte gerade gegenwärtig nachdrücklicher als je zur Würdigung gelangen!

Doch nicht mehr, wie in den Jugendjahren unserer Zeitschrift, ist es heutzutage vergönnt, dem friedlichen Wettkampfe auf den verschiedenen Gebieten von Kunst und Wissenschaft ausschließlich sich zu widmen; immer umfassender, immer eindringlicher haben daneben die Fragen der inneren wie der äußeren Politik das Interesse der weitesten Kreise in Anspruch genommen. Daher erschien es uns als ein Erfordernis der Zeit, die Politik in größerem Umfange als früher in den Rahmen von „Nord und Süd" aufzunehmen, und bringen wir nunmehr aus der Feder bekannter Politiker Beiträge über die wichtigsten politischen Angelegenheiten. Auch hier werden wir den gleichen Prinzipien folgen, die uns bei allen unseren belletristischen und wissenschaftlichen, literar- und kunstgeschichtlichen Aufsätzen geleitet haben: maßvoller Sachlichkeit, ernsthafter Vornehmheit durfte sich „Nord und Süd" von jeher mit Stolz rühmen, und so wollen wir auch weiter wirken zum Besten des deutschen Volkes, zum Heile des Vaterlandes!

Breslau, im März 1906.

Redaktion und Verlag
von „Nord und Süd".



Aus einer andern Welt.

Novelle

von

Maria Brie.

— Breslau. —

Wenn ich als Kind in Meister Burchards Werkstatt saß und ihn von seinen Wanderungen erzählen hörte, dann war mein höchster Wunsch, eben so alt zu sein wie er und eben so viel erlebt zu haben; aber im Grunde war es mir gar nicht um das Erlebthaben zu tun, welches ein weit ernster Ding ist, als ich mir damals vorstellte, sondern nur ums Erzählenkönnen. Es mußte doch arg schön sein, eine solche andächtige Zuhörerschaft von Nachbarsleuten um sich herumsitzen, gierige gläubige Kinderaugen erwartungsvoll und bewundernd auf sich gerichtet zu sehen. Vielleicht steckt etwas von dieser knabenhaften Eitelkeit, diesem lange gehegten Ehrgeiz darin, daß ich einen Bericht über mein Tun, Treiben und Ergehen schreiben will. Mehr aber bestimmt mich ein anderer Grund: ich möchte mich von den jüngsten Erlebnissen befreien, und dazu reicht meine eigene, mir vertraute Kunst nicht aus. Sie gibt alles nur symbolisch verschleiert, den Geist vom Körper umgeben. Oft dauert es geraume Zeit, bis eine Erfahrung ihre Verbildlichung gefunden hat. Auch dann bleibt leicht ein Rest zurück, der sich wie ein trüber Nebel um uns verdichtet, uns umgibt, wo immer wir gehen. Das will ich nicht. Ich möchte auch diesen Schmerz verarbeiten, überwinden und aus ihm lernen; denn fast mehr als aus Glück und Ruhm ist mir aus Jammer und Leid immer wieder neue Kraft aufgeblüht und hat mich als Menschen und Künstler gefördert. So will ich denn hinabtauchen in die Vergangenheit und alles getreulich abschildern, ohne Falsch und ohne Trug, wie es gewesen ist, das Dasein eines Mannes, der stets einsam war, — eine kurze selige Zeit ausgenommen.

Ich, Thomas Brunngraeber, bin geboren zu Heidelberg am Neckar Anno 1478 und stamme aus einem alten Pfälzer Geschlecht, das schon seit Menschengedenken dort ansässig ist. Mein Großvater mütterlicherseits aber war von Basel her eingewandert. Deshalb ward meine Mutter als eine halbe Fremde betrachtet, besonders, da sie sich nimmer in der ausgebreiteten Sippe der Brunngraeber zurechtfand und nicht behielt, daß Vetter Ulrich nur der Sohn von Großvaters Vetter sei, Vetter Hans Albrecht hingegen ein richtiges Bruderkind ihres Schwiegers. Sie war eine stille, ernste Frau mit schwermütig sinnenden Augen, sehr fleißig und sparsam und, wie es schien, gleichmäßiger Stimmung. Sie galt für hochfahrend, weil sie nicht mit den Nachbarinnen schwätzte, sich niemals beklagte und nicht von ihren Sorgen sprach. In den ersten Jahren ihrer Ehe hatte sie den Vater blind geliebt; seine stattliche Gestalt, seine Offenheit und sein Frohsinn hatten es ihr angetan. Dann hatte sie gemerkt, daß der, den sie hoch über alle andern gestellt hatte, genau so war wie alle andern, daß er ihrem tiefen Gemüt nichts gab, was sie nicht selbst in ihn hineingelegt hätte. Sie war zu stolz, ihrer Enttäuschung Worte zu leihen, hatte sie doch in jugendlicher Verliebtheit des Großvaters Einwilligung zu der Heirat mit „dem groben Pfälzer" ertrotzt. Geduldig ertrug sie die Fehler ihres Gatten, den aufbrausenden Jähzorn, die Ruhmredigkeit, sein zu Zeiten rechthaberisches und absprechendes Wesen. Denn, wenn der Vater auch Freude an Pracht und Staat hatte, wie es ihm bei seinem Handwerk wohl zukam, er gern einen Becher Weins trank und an Frauenschönheit ein behagliches Wohlgefallen empfand, war er doch eine nüchterne Natur und hielt jeden, der sich mit den irdischen Dingen nicht so gut Rat wußte wie er oder von dem, was er für recht und ziemlich erachtete, abwich, für einen Narren. Und so hat er auch mich zeit seines Lebens für einen Toren und Dummkopf gehalten, so daß es mich, als ich es endlich zu leidlichem Ansehen und Wohlstand gebracht hatte, nicht wenig wurmte, daß er nichts mehr davon zu sehen bekam. Meine Brüder hingegen galten für kluge Büble. Der ältere sah denn schon mit vierzehn Jahren hochnäsig und selbstgerecht auf mich herab. Wie konnte es anders sein, da er doch täglich zu hören bekam, daß er gewiß einmal im Rate der Stadt sitzen würde, indessen ich wohl als Schreiber in einer Kanzlei oder als fahrender Händler enden würde? Johann Kaspar ist Goldschmied geworden wie der Vater und hat noch dessen Werkstatt inne, zusammen mit Franz, meinem andern Bruder. Der war ein Jahr jünger als ich und fast einen Kopf kleiner, dick und behende, und saß in der Lateinschule bald auf derselben Bank wie ich. Er zog mich immer auf und machte mich lächerlich. Wollte ich ihn aber einmal verprügeln, so entschlüpfte er mir unter den Fingern, und ich behielt höchstens seine Mütze in der Hand. Überhaupt hatte ich rechtes Pech, zum Beispiel stand ich stets gerade im Wege, wenn jemand mit einer schweren Last um die Ecke kam, und war nie zu finden, wenn

man mich brauchte. So fremd und überflüssig fühlte ich mich in meiner Eltern Hause, daß ich zuweilen dachte, ich sei gar nicht ihr echtes Kind, sondern ein kleiner Findling, den sie an einem kalten Wintermorgen auf ihrer Schwelle aufgelesen hätten. Ich begriff nicht, wie alle Menschen um mich her immer so gesetzt, so bürgerlich ordentlich, so zufrieden mit sich und der Welt sein konnten. Ich beneidete sie und versuchte es ihnen gleich zu tun — ohne Erfolg. Alle waren sich einig, daß ich zu nichts taugte. Man wiederholte es mir, bis ich selbst davon überzeugt war. Den Lehrern war ich zu unaufmerksam, den Mitschülern zu brav. Machte ich einmal einen dummen Streich, weil ich nicht immer das „Lamm" sein wollte, so wurde ich sicher ertappt und gezüchtigt, nachher von Bruder Franz mitleidslos gehöhnt. „Du mußt so was gar nicht erst probieren, du bist doch zu dumm," meinte er. Mehr und mehr geriet ich in mißmutige Verzagtheit. Wo ich nur konnte, drückte ich mich beiseite. Während es für meine Geschwister kein größeres Vergnügen gab, als unseren Gesellen bei der Arbeit zuzugucken, wagte ich mich bloß dann in die Werkstatt, wenn der Vater nicht daheim war. Am liebsten schlenderte ich allein neckaraufwärts, stieg auf die benachbarten Höhen und durchstreifte Wiesen, Weinberge und Wälder, so oft es mir auch von der nicht mit Unrecht ängstlichen Mutter verboten wurde. Unbewußt prägten sich mir die Formen von Hügeln, Bäumen und Blumen ein. War ich anfangs nur plan- und ziellos umhergeschweift, um einen Ärger, eine Erregung zu verlaufen oder mit meinen wunderlich phantastischen Gedanken ungestört zu sein, so rannte ich bald aus täglichem Bedürfnis ins Freie. Ich setzte meinen Ehrgeiz darein, die Natur in jeder Jahres- und Tageszeit kennen zu lernen, bei Rauhreif sowohl wie beim Leuchten der Glühwürmchen. Damals gewöhnte ich mich, wie ein Luchs im Dunklen zu sehen. Das leise Grauen, das mich öfters im dichten, pfadlosen Laubwald umfing, war mir eine süße Wollust. Ich erfand allerlei Spukgeschichten, die ich zu Hause heimlich meiner kleinen Schwester erzählte, bis sie vor Bangigkeit zu weinen begann. Dann tröstete ich sie und redete ihr vor, daß ihr kein Ungeheuer etwas anhaben könne, solange ich bei ihr sei, denn vor mir fürchteten sich alle Gespenster. In meiner Knabenzeit habe ich niemanden so geliebt wie das Margaretle. Oben auf dem Boden hatte ich einen Verschlag gezimmert; dort pflegte ich meine Schätze: seltsam gestaltete Steine, Schnecken, Fruchtkapseln, Holzstücke und dergleichen zu verwahren. Da saßen wir oft stundenlang, sahen die Menschlein gar possierlich unten in den Gassen krabbeln, horchten auf das Peitschenknallen und Geschrei der Fuhrleute, auf die Rufe der Viehtreiber und das Läuten der Abendglocken, blickten auch wohl über das Gewirr der Giebel und Dächer hinweg auf die untergehende Sonne. Ich erinnere mich noch, wie das Margaretle und ich einmal beim Losbruch eines heftigen Gewitters von der Mutter im ganzen Haus, vom Keller bis zum Dach, gesucht wurden. Wir lagen indes vor der Luke und waren so er-

füllt von dem prachtvollen Schauspiel, daß wir alles andere darüber vergaßen: Unheimlich klar sah man die Rheinebene mit den düsterblauen Bergen der Hardt dahinter. Schwere schwarze Wolken mit schwefelgelben Rändern ballten sich zusammen, drohten wie feindliche Geschütze vor einer Festung. Endlich feuerte der Herrgott seine erste Feldschlange ab, und frohlockend, wie befreit, sahen wir die rasch aufeinanderfolgenden Blitze über den westlichen Himmel flammen und mischten das jauchzende Gekreisch unserer Stimmen mit dem Krachen des Donners und dem Prasseln des Regens. Die Sorge der Mutter und der Zorn des Vaters, als man uns schließlich entdeckt hatte, waren uns völlig unverständlich. Mir waren die Erwachsenen freilich manchmal unverständlich. Ich beobachtete sie wie die Spiele junger Katzen, den Flug der Vögel und sonstige Naturvorgänge und grollte, daß sie durch ihre überlegene körperliche Kraft Gewalt über mich hatten. In meinen Augen waren sie sämtlich meine Feinde, nur der Meister Burchard nicht, da er kein Recht über mich hatte. Das Margaretle war mit einem seiner Enkelkinder befreundet. So schlichen wir uns des Winters jeden Samstag in seine Werkstatt, um seinen Geschichten zu lauschen. Dazumal nahm ich alles für bare Münze; jetzt dünkt mir, er wußte selbst nicht mehr, daß er schwindelte, — er hatte viele seiner Histörchen so häufig vorgetragen, daß er zuletzt an sie glaubte. Wir bekamen die sonderbarsten Dinge zu hören: das Straßburger Münster war so hoch, daß unsere Heilig-Geistkirche dreimal aufeinander gesetzt sein Maß nicht erreichte. Als Meister Burchard im Bodensee schwamm, hätte ihn beinahe ein großer Fisch gefressen (der Beschreibung nach muß es der Wal des Propheten Jonas gewesen sein). Dann wieder erzählte er, wohl um seine eigene treuherzige Ehrlichkeit ins rechte Licht zu stellen, wie ein loser Schalk ihn um seinen Marderpelz gebracht habe. Bisweilen nahm ich auch ein Schnitzmesser zur Hand, ließ mich belehren, wie er seine Figuren, Früchte und Tiere machte, und bildete sie so gut nach, wie ich's vermochte. Ich schnitzte im Schlafen und im Wachen, ich schnitzte in Gedanken alles, was ich sah. Es kränkte mich nur, daß man Wolken und Wasserwellen nicht schnitzen konnte. Natürlich schnitzte ich auch in den Schulstunden und — nicht bloß in Gedanken. Eines Tages geschah, was ich bei etwas mehr Vernunft hätte voraussehen können: Magister Thomas, mein Pate, suchte den Vater auf und teilte ihm mit, es sei wohl besser, ich legte den Donat beiseite, zu einem Gelehrten hätte ich eh' nicht das Zeug. Obgleich mir mein Vater von jeher dasselbe versichert hatte, war er doch sehr aufgebracht. Er überschüttete mich mit Vorwürfen. Alle meine, auch die längst verbüßten Sünden wurden mir vorgerückt. Ich hörte zu und wunderte mich, was für Ungereimtheiten die Leute im Zorne sagen. Welchen Zusammenhang mit meiner letzten Schuld hatte es z. B., daß ich vor einer Woche bei einer waghalsigen Kletterei meinen Kittel zerrissen und daß ich ein paar mir von einem Oheim geschenkte Heller sofort in Zuckerkand fürs

Margaretle und mich angelegt hatte? Dennoch bewies das alles klar meine völlige Untauglichkeit und Unbrauchbarkeit. Es setzte etliche Ohrfeigen, doch ich hatte meinen verstockten Tag und machte den Vater durch meinen stummen Widerstand nur noch wütender. „Du bist überhaupt kein rechter Brunngraeber!" rief er grollend aus. „Die haben doch alle helle Köpfe und Ehrgefühl. Da ist keiner unter ihnen, der nicht seinen Platz in der Welt ausfüllte. Nur du bist ein Müßiggänger und Zeittotschläger und zu nichts nütze. Du bist ja schlimmer als ein Tier, denn ein jedes hat seinen Zweck," — ich hätte ihn gern gefragt, welchen Zweck die Läuse haben —, „ein jedes dient zum Ruhme Gottes und zum Frommen des Menschen, ein jedes erhält und ernährt sich selbst und fällt nicht seinesgleichen zur Last. Ich möchte wissen, was aus dir werden soll, dummer Dackel. Nicht einmal zum Studieren langt es bei dir, geschweige zum Goldschmied." — Ich hatte mich gewöhnt, die Vorhaltungen meines Vaters mit wirklicher oder erheuchelter Gleichgültigkeit anzuhören. Obzwar mein Blut zu kochen anfing, blieb ich doch äußerlich ruhig und antwortete mit herausfordernder Gelassenheit: „Nun, so gebt mich zu Meister Burchard in die Lehre." Der Vater polterte darauf noch eine Weile über meine Frechheit, über diese Art, ihm Vorschriften zu machen, er wüßte selbst am besten, was er zu tun habe u. s. w., warf die Tür hinter sich zu und überließ mich meinen Gedanken. Die Mutter hatte die ganze Zeit über schweigend dabei gestanden. Ihre Wangen waren röter als sonst, und um ihre Lippen zuckte es, als sie nun zu mir herantrat und mir die Backen streichelte. „Sei nicht traurig," tröstete sie, „es wird gewiß etwas Ordentliches aus dir werden, wenn auch niemals ein echter Brunngraeber. Du siehst meinem Vater so gleich, wie keins von euch Kindern." Da brach ich in heftiges Schluchzen aus, aber ich schämte mich meiner aufwallenden Zärtlichkeit gegen die Mutter und meiner Tränen. So stürmte ich in meine Einsiedelei auf dem Boden und weinte dort, bis ich nicht mehr wußte, weshalb.

Durch den Zuspruch meiner Mutter und eigenes Besinnen kam der Vater bald dahin, zu finden, daß es wirklich am besten sei, er täte mich zu Meister Burchard in die Lehre. Als er sich erst mit diesem Einfall befreundet hatte, bildete er sich ein, er sei ganz allein auf diesen Ausweg gekommen, und war stolz auf seinen Witz, der ihn, seiner Ansicht nach, nie im Stiche ließ. Also faßte er mich am nächsten Sonntag, da wir aus der Kirche kamen und er den Meister Burchard auf dem Markt erblickte, wie er mit etlichen Bekannten plauderte, stracks an der Hand und führte mich zu ihm, sagte, ich wolle die edle Holzschneide- und Schnitzkunst erlernen und ob er mich zu einem Lehrling haben möge. Hierauf lud ihn der Meister zu einem Schöppchen Wein auf den Abend, bei dem sie die Sache richtig machen könnten. Mein Vater war's zufrieden. Am andern Morgen ward mir eröffnet, daß ich nun drei Jahre beim Meister Burchard

bleiben solle und er mir alles zeigen werde, was er selber verstände. Frohen Mutes trat ich bei ihm ein. Ich war fest überzeugt, daß ich es zu etwas bringen würde. Dies war auch mein einziges Ziel. Alle, bei denen ich für einfältig und blöde galt, wollte ich zu der Anerkennung zwingen, daß ich ein ganzer Kerl sei. Die Kunst war mir noch nicht Herzensbedürfnis, noch nicht Freundin, Geliebte, Trösterin, zu der ich aus jeglicher Not und Bedrängnis flüchtete; ich ahnte nicht, daß sie den ganzen Menschen braucht, daß alles, was man erlebt, ihr zur Vollkommenung ausschlagen müsse nach dem Wort: „So müssen alle Dinge denen, die Gott (oder das Gute, das Schöne, das Große) lieben, zum Besten gereichen" — nein, mir war die Kunst nur Handfertigkeit, Lieblingsbeschäftigung, ein ergötzliches Spiel, und ich pries mein Geschick, daß ich nun den Tag so ergötzlich verspielen durfte und obendrein noch Geld und weltliche Ehre gewinnen. Auch war der Meister Burchard höchstens ein gewandter Handwerker. Sein Überschuß an Phantasie entlud sich in seinen krausen Geschichten; sonst schuf er nie etwas Neues, sondern hielt sich an die alten bewährten Muster. Er hatte keine Lust, sich in mühsamem Ringen das ganze Reich der Natur zu erobern. War ihm einmal eine Rose oder Traube, ein Kränzlein, ein Gehänge, eine Gruppe geglückt, so wiederholte er sie, so oft sich die Gelegenheit bot, und brachte sie unbedenklich an Truhen, Betten und Altarschreinen an. Für jedes seiner Motive hatte er eine umständliche Methode, von der nicht abgewichen werden durfte, die häufig Zeit und Holz, mehr als notwendig, kostete. All diese ausgeklügelte Weisheit wurde mir überliefert, und sintemalen ich schon nach anderthalb Jahren ebenso viel weg hatte wie mein Meister, schien mir mein Beruf höchst einfach. Ich mußte nur noch die Rezepte fürs Nachbilden der menschlichen Gestalt kennen und beherrschen, dann hatte ich die ganze Kunst inne und war ein gemachter Mann. Sie war viel leichter, freilich auch ein bißchen langweiliger, als ich mir's ausgemalt hatte. Vor der plastischen Darstellung des Menschen ward jedoch, damit ich nicht zu früh fertig würde, die Holzschneidekunst, die Meister Burchard gleichsam im Nebenamt betrieb, eingeschoben. Mir ahnte nicht, welche Umwälzung das zur Folge haben würde. Zunächst mußte ich ein paar ältere Nürnberger Holzschnitte fein säuberlich auf weißes Papier abzeichnen; dann wies mir der Meister, wie man seine Vorlage mittelst einer „Pause" auf den Block übertragen kann und die Lichter herausschneidet. Ich wunderte mich gar sehr, daß er für meine Übungen einige schöne Platten opferte, dachte mir aber nichts Arges dabei. Nun schickt mich mein Vater eines Abends zum Vetter Ulrich. Nachdem ich meinen Auftrag ausgerichtet hab', bleib' ich dort hängen, und um mich zu beschäftigen und weil er sich auf mein verständnisvolles Lob spitzt, zeigt mir der Vetter seine neuesten „Erwerbungen". Er ahmte nämlich die reichen und gelehrten Leute nach, indem er allerhand sammelte: Waffen, Humpen und Holzschnitte, und war glücklich, wenn er

wieder ein Stück aufgegabelt hatte. Ich geriet gleich über die Holzschnitte. Und was finde ich da? Eine Belagerung von Jerusalem, die ich vor drei Wochen nach einem Bild von Wohlgemuth kopiert hatte, nur, daß sie plötzlich „Der Kampf um die Eberburg" hieß, daß auf den leeren Schilden der Ritter die Wappen fränkischer Geschlechter prangten und daß das M. W. in der Ecke sich in ein B. K. verwandelt hatte. Ich trau' meinen Augen nicht. „Wo habt Ihr das her?" stammle ich. — „Kennst du das Blatt nicht, du Schlafmütz'? Ist doch aus Eurer Werkstatt. Vorgestern bei Meister Burchard erstanden," erwiderte er schmunzelnd. Indem wird mir klar, daß mein Meister nicht allein ein Stümper, sondern auch ein Lump ist, und bebend vor Wut, Scham und Entrüstung bericht' ich dem Verwandten, wie er übers Ohr gehauen worden ist. „Daß mich das Mäusle beißt!" schreit der, faßt das Blatt, stürzt aus der Tür. Daß er betrogen worden, kränkte ihn weit mehr, als daß ich Jahr und Tag bei einem Schelmen vergeudet hatte. Ich lief dem Vetter nach, um zu hören, wie sich der Burchard verteidigen würde. Gerade wie der Ulrich umsonst mit dem eisernen Klopfer an dessen Tür pochte, holte ich ihn ein. Der Alte war also nicht zu Hause, das wirkte ernüchternd auf ihn; ich aber wollte seinen Grimm nicht kalt werden lassen. Ich wußte, hatte er ihn erst mal verschlafen, so würde das Donnerwetter sehr gelinde ausfallen. „Der Kerl ist im schwarzen Lamm," raunte ich und schlug den Weg dahin ein. Vetter Ulrich spürte das verhängnisvolle Blatt in seiner Hand, die Galle schwoll ihm von neuem. Schließlich hatte er „Den Kampf um die Eberburg" doch nur mitgenommen, um ihn dem Fälscher rechts und links um die Ohren zu schlagen. Er rannte hinter mir her. Ich ließ ihn voran in die Wirtsstube und hielt mich sorglich im Dunkel. Richtig, da saß der Sünder mit der ehrlichsten Miene von der Welt, die verkörperte Rechtschaffenheit, ein ganzes Magazin von Tugenden. „Was dem Meister Ulrich einfiele? Er sei wohl toll? Wer ihm diesen feisten Bären aufgebunden habe." Jetzt trat ich vor. Da ging es aus einer andern Tonart: „Eine undankbare Kröte sei ich, eine Schlange, die er an seinem Busen genährt habe. Dafür habe er sich mit mir abgemüht, daß ich ihn schnöde verriete. Und was meine Tugendwächterei solle? Ich sei ein Grünschnabel, der noch nicht begriffe, daß ein jeder an seiner Arbeit verdienen müsse. Der Vetter Ulrich habe keinen Schaden gehabt, es sei ein schöner Schnitt, und das sei die Hauptsache, nicht ob da ein M. W. oder ein B. K. in der Ecke stünd'. Und wovon er sonst leben sollte, da die Heidelberger jeden Groschen zehn Mal herumdrehten, ehe sie ihn für ein Bild ausgäben? Ja, wenn es sich um Wildbret und Lampreten handelte, wär's gleich ein ander Ding. Mein Vater sei auch so einer, der mit den Silberlingen herumwürfe und mit den Hellern geize. Und ich sei eine Schmarotzerpflanze, und er sei wieder mal der Gepritschte in seiner kindlichen Unschuld, die allen Menschen das Beste zutraue. Aber nun habe er mich erkannt, und ich solle machen, daß

ich rauskäm' und ihm nicht wieder vor die Augen treten." „Ich werd' mich hüten," gab ich zur Antwort und schlüpfte hinaus. Mochte der Vetter Ulrich sich mit ihm raufen oder versöhnen! Ich vermute, er hat sich begütigen lassen; denn er ließ sich nicht selten gegen seine innerste Herzensmeinung bestimmen.

Mir selbst war sehr wirr und kleinlaut zu Mute. Zum erstenmal hatte ich meine Anhänglichkeit einem Unwürdigen geschenkt, trotzdem spürte ich eine Art Reue über meinen Undank. Der alte Mann war immer freundlich zu mir gewesen, er hatte mich ohne Zweifel gern gehabt, mich in seine Kunst eingeführt, so gut er's verstand. Er hatte mich zu einer Unredlichkeit mißbraucht, gewiß. Aber hätte ich das nicht allein mit ihm ausfechten können, anstatt ihn in den Mund der Leute zu bringen und seine ohnehin knappen Einnahmen zu schmälern? — Ich beichtete das Geschehene zuvörderst der Mutter, damit sie es dem Vater beibrächte. Der hatte „natürlich schon längst gerochen, daß der Meister Burchard," wie man bei uns sagt, „Dreck am Stecken habe. Nur in der Verlegenheit habe er mich zu ihm gegeben." Ich forschte behutsam, was nun mit mir werden solle. „Ja, das wisse er auch nicht. Mit Johann Caspar habe er nie solche Not gehabt. Ich sei ein Unglückswurm, immer fiele ich in die Dornen und er müsse mich dann rausziehen. Er sei das satt, und dieweil es keinen anderen Meister gäb' in Heidelberg, zu dem er mich tun könne, müsse ich mich eben auf eigene Füße stellen. Ich solle nach Köln wandern, das sei eine große Stadt, in der ich viel lernen könne, wenn ich nur meine fünf Sinne gebrauchen wollte. Einen Brief an Meister Sebastian Weigand und das Lehrgeld für zwei Jahre werde er mir mitgeben. Im übrigen müßte ich selber sorgen, wie ich durchkäm', ich sei kein heuriger Hase mehr." — Ob es gleich immer mein heißer Wunsch gewesen war, in die Fremde zu pilgern, so hatte seine Erfüllung doch ein unliebliches Antlitz. Ich mußte an die Finken denken, die ihre Jungen wegbeißen, wenn sie flügge geworden sind, auf daß sie selbständig werden. Aber wie die Vöglein zuerst ratlos und traurig sind und sich dann doch rasch zurechtfinden, auch wohl der Eltern und der Heimat schneller vergessen als diese ihrer, so ging es mir. Indessen will ich alles ordentlich und der Reihe nach erzählen. Also: der Mutter war es sehr leid, daß ich scheiden sollte, ich war allgemach ihr Sorgen- und ihr Lieblingskind geworden. Zudem hatte sie die quälende Vorahnung, daß, wenn ich wiederkäme, daheim sich manches verändert haben möchte, ein Gefühl, in dem sie durch düstere Träume bestärkt wurde. Auch das Margaretle schwamm die letzten Tage andauernd in Tränen, so daß ihr rosiges Gesichtchen aussah, wie eine tauschwere Apfelblüte. Zum Abschied schenkte sie mir eine Zinnmünze mit einem Kreuz darauf; die sollte als Heckpfennig dienen und nebenbei bewirken, daß ich mich täglich ihrer erinnerte und nicht nach andern Mägdlein schaute. O Margaretle!

Am Abend, eh' ich von dannen fuhr, richtete mir der Vater eine große Mahlzeit aus, weil es so herkömmlich war, und man in Heidelberg keine Gelegenheit zum Feiern versäumte. Die ganze Verwandtschaft war geladen, und falls sich die Betrübnis am Hunger messen ließe, war mein Bruder Franz der betrübteste, denn er aß am meisten Krapfen. Es wurden allerlei Trinksprüche ausgebracht, und mir wurden so viele gute Lehren zu teil, daß ich sie nur in den Wind schlagen oder ganz verschüchtert werden konnte. Mein Vater und der Franz (Johann Caspar war schon auf der Wanderschaft, er weilte damals in Augsburg) bedeuteten mir durch Zeichen, ich möchte mich bedanken, aber als ich aufstand und aller Augen auf mich gerichtet waren, wurde ich feuerrot und setzte mich gleich wieder, ohne ein Wort geredet zu haben, worüber die Vettern, Basen und der Franz in ein unauslöschliches Gelächter ausbrachen.

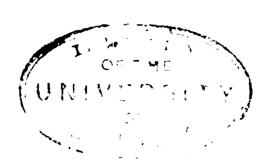
Am nächsten Morgen machte ich mich auf den Weg. Ich trug die vom Vater gewährten Schillinge im Wams eingenäht, ein Ränzel auf dem Rücken und einen frischen Haselstock in der Hand. Angst, Neugierde und Sehnsucht in die Ferne wogten in mir. Bedächtig und wehmütig schritt ich durch die morgenstillen Gassen der Stadt und die wohlbekannte Straße nach Handschuhsheim. Als ich aber gen Dossenheim kam, wurde ich vom Lenzrausch ergriffen, blühten doch allenthalben die Obstbäume, die edlen in den Gärten und Weinbergen, und auf den Feldern und grünen Hängen die wilden. So blieb es bis nach Mainz hin: alldieweil ich nach Norden zog, leuchtete mir ein beständiger Frühling. Und das Volk dort war reich und gönnte dem Heischenden gern eine Schüssel Milch und ein Nachtlager. Hin und wieder trug man mir eine Botschaft ins nächste Dorf auf, da kriegte ich dann ein Essen als Botenlohn. Die Gegend und die Menschen gefielen mir über die Maßen gut, wie ich denn finde, daß hohe Berge mit düsteren Fichtenwäldern uns mit Ehrfurcht und Scheu erfüllen und uns zu Schwermut und Schweigen stimmen, während uns eine freundliche sonnige Landschaft das Herz öffnet. Mir war so wohl wie noch nie. Ich fühlte mich gleichsam als ein neuer Mensch, schaute mit neuen Augen in die Welt und sah Wunder, wohin ich nur blickte. Und weil's um mich her gar so schön und frühlingsgrün war, die Vögel so lustig sangen, die jungen Lämmer sich auf den üppigen Wiesen so sorglos tummelten, wuchs auch mir ein junger, kecker, ungebändigter Mut. Als ich nun nach Mainz kam, wurde gerade ein prächtiges Osterspiel aufgeführt. Das wollte ich mir nicht entgehen lassen, hab' geguckt und geguckt, bin nachher noch in mehrere Kirchen gerannt und entschloß mich dann über Nacht, daß ich in Mainz wollte länger verweilen, fand auch Unterkunft bei einem Meister. Diese Eigenmächtigkeit sollte mir übel gedeihen. Nicht nur, daß ich Mutters Fleischtöpfe schmerzlich entbehrte, die Gesellen hänselten und schlugen mich auch, daß ich es kaum ertragen konnte; zudem durfte ich kein Messer anrühren, so oft ich auch darum bat. Da packte mich die Verzweiflung, und

ich lief ohne einen Lehrbrief in der Tasche heimlich davon. Hätte ich mich nicht zu sehr geschämt, ich wäre vielleicht nach Heidelberg ins warme Nest zurückgekrochen, so wanderte ich bedrückten Sinnes nach Köln. Was ich unterwegs an Obst sah und schmeckte, dazu der grüne Strom, die Städte und Burgen an seinen Ufern, alles erinnerte mich an das herrliche, fruchtbare Neckarland, so daß ich, zumal in der Abenddämmerung, inniges Heimweh verspürte, biß aber die Zähne aufeinander und pfiff ein Liedlein, da ich's für unmännlich hielt, weichmütig zu werden. Hinter Koblenz überfiel mich ein fürchterlicher Regen. Ich war bald bis auf die Haut naß und zitterte vor Kälte wie Espenlaub. Ein paar stolze Kaufmannswagen fuhren mit großmächtigem Geleite an mir vorbei, aber niemand kümmerte sich um mich armen, frierenden Burschen. Wie ich so einem gedeckten Gefährt sehnsüchtig nachstarre, hör' ich eine Stimme neben mir: „Nu, Gesell, willst du aufsteigen?" Ist es ein Trupp fahrender Leute, wie sie von einer Messe zur andern ziehen und sich in ihren Künsten, als da sind: Seiltanzen, Gaukeln, Pantomimen und anderer Kurzweil auf offenem Markt produzieren. Und da der Regen sich nicht geben wollte, mir das Kutschieren auch baß behagte, bin ich der Aufforderung des Hausvaters nachgekommen, habe es auch nicht bereut, obgleich alle Ermahnungen der Brunngraeberschen Sippe in dem Satze gegipfelt hatten: „Laß dich nicht mit Fahrenden ein." Ich sah da in eine Welt, die mir fremd war, doch nicht fremder als die geordnete städtische. All diese Geringgeschätzten, Verachteten, Rechtlosen vom vagierenden Volk fühlen sich als Glieder einer großen Gilde. Sie stehn sich untereinander bei und halten treulich gegen den übermütigen Bürger zusammen; ihn zu prellen gilt als verdienstliche Tat oder famoser Spaß. Auf sein Gewerbe war mein Wirt genau so stolz wie ein Meister auf sein Handwerk. „Es ist mein Acker und Pflug zugleich," sagte er, „drum soll mir's niemand schelten." Als ich ihm aber erzählte, wie man mich wegen meines abenteuerlichen Sinnes daheim immer als ausgeartet betrachtet habe, antwortete er lachend: „Du kriegst doch den Bürgerssohn nicht aus den Knochen." Erst in Bonn trennte ich mich von ihm. Zum Abschied schenkte ich ihm auf sein inständiges Bitten die Münze vom Margaretle, an die ich bereits etwas den Glauben verloren hatte. Dann marschierte ich weiter nach Köln. Der Lärm und das Getümmel der großen Stadt, das Schieben und Drängen der Menschen in den schmalen, winkeligen Gassen versetzten mich in einen Zustand halbwacher Betäubung. Wie im Traum fragte ich mich zu Meister Sebastian Weigand durch. Er hatte jedoch Lehrlinge genug und schickte mich zu Meister Antonius Stark in der langen Gasse. Gar bescheidentlich klopfte ich dort an. Es waren aber alle so emsig bei der Arbeit, daß mich niemand hörte. So öffnete ich denn leise die Tür und lugte hinein. Die Werkstatt war größer als jede, die ich bis dahin gesehen. Wohl ein Dutzend Gesellen und an die sechs Lehrlinge waren da beschäftigt. Am Fenster an einem breiten Zeichentisch

saß ein noch junger Mann mit kurzem lichtbraunem Kraushaar und großen leuchtenden Augen. Ich trat auf ihn zu, um mein Anliegen vorzubringen, er jedoch deutete mit dem Daumen über die Schulter: „Das ist der Meister.“ Den engen Gang zwischen den Tischen kam er herauf. Er war etwa fünfzig Jahre alt, trug das ergrauende Haupthaar und den Bart lang und fiel mir durch seine reiche Kleidung und weltmännische Art auf. Späterhin erfuhr ich, daß er an den Verkehr mit hohen Herren gewöhnt war und es verstand, durch ein feines, gefälliges Betragen, Freunde in allen Ständen zu erwerben und sich zu erhalten. Mir ward immer beklommener. Es kam mir jetzt erst zum Bewußtsein, da er so sauber und ansehnlich vor mir stand, wie abgemattet, schäbig und verhungert ich aussah, und meine Zaghaftigkeit forderte sein Mißtrauen heraus. Ich wurde einem scharfen Kreuzverhör unterworfen, von wo ich herstamme, bei wem ich bislang gelernt hätte u. s. w. Mehrmals schüttelte Meister Anton bedenklich den Kopf. Ich fürchtete, er werde mich abweisen, und weil ich in Mainz gemerkt hatte, daß mit meinem Können nicht viel Staat zu machen sei, versicherte ich ihn nachdrücklich meines guten Willens und meiner Dankbarkeit, falls er es mit mir versuche. Er schien unschlüssig, als sich der Fremde, den ich zuerst für den Meister gehalten hatte, meiner erbarmte und sich ins Mittel schlug: Er solle mich doch eine Probezeichnung machen lassen; vielleicht sei etwas mit mir anzufangen, ich hätte kluge langsame Augen. Stark hieß mich niedersitzen, stellte einen Holzschnitt vor mir auf und sagte: „Nun, frisch ans Werk!“ Ich zeichnete eifrig drauf los, die hellen Tropfen standen mir auf der Stirn. Endlich läuteten die Glocken von St. Maria im Kapitol, der Meister prüfte meine Kopie und fand sie „nicht so übel“. Mir aber fiel ein Stein vom Herzen, denn ich hatte dringender, als ich mir selbst gestanden, gewünscht, hier angenommen zu werden, nicht nur aus dem Glauben, daß ich in dieser Werkstatt mehr als anderswo lernen könne, sondern ich hatte mich auch sogleich eigentümlich zu Jörg Fürterer hingezogen gefühlt, und ihm war es just so ergangen. Er war eigentlich Maler und hatte, teils um sich im Zeichnen zu fördern, teils um sich eine neue Geldquelle zu erschließen, bei Meister Anton die Holzschneidekunst erlernt. Die Verbindung erwies sich als vorteilhaft für beide. Zu der Zeit, da ich eintrat, entwarf Jörg die schönsten Blätter, die unter Meister Antons Leitung ausgeführt wurden. Er ward mein Lehrer und rasch mein vertrautester Freund. Alles, was ich an mir bitter vermißte, besaß er in solchem Maße, daß ich ihn nur entweder lieben oder beneiden konnte. Er war lebhaft und geistsprühend, von kräftiger, geschmeidiger Gestalt, stets hochgemut, tapfer, dem Dasein gewachsen. Er wußte immer, was er wollte, und wehrte mit Entschiedenheit von sich ab, was ihm nicht lag oder seinen Lebensplan stören konnte, und der war: ein großer Maler zu werden. So war er wie dazu gemacht, von jungen, begeisterten Knaben bewundert zu werden und Einfluß auf sie zu gewinnen.

Mir war er ganz besonders gewogen; es mag ihm gefallen haben, daß es mir trotz meinem weichen Nichtreibenlassen ernst mit meinem Berufe war. Da konnte ich es wohl verwinden, daß ich bei meinen Altersgenossen, den andern Lehrbuben, minderes Glück als bei ihm hatte. Mit zween von ihnen teilte ich die Schlafkammer. Das waren kecke rheinische Burschen, zu jedem Streich und Schabernack bereit. Sie waren zur selben Zeit bei Meister Anton eingetreten und hingen zusammen wie die Kletten, so daß ich mich oft als fünftes Rad am Wagen fühlte. Ich hörte ja gern zu, wenn sie scherzten, war auch ein sehr dankbares Publikum für gute und schlechte Witze, konnte aber nicht so recht mittun. Dennoch wurde viel gelacht, wenn wir unter uns waren, nicht selten freilich auf meine Kosten. Bei Tische hingegen ging es sehr ernsthaft und würdig zu, der Meister sprach das Tischgebet, die Meisterin teilte das Essen aus. Anfangs schöpfte ich mit meinen beiden Gefährten aus der gleichen Schüssel die Suppe, nach Ablauf einer Woche erkannte mir jedoch die Hausfrau einen besonderen Napf zu, weil ich sonst nicht genug bekäme. Der Meister führte das Gespräch, die übrigen antworteten nur, wenn sie gefragt wurden. Es waren da zwei schmucke Töchter am Tisch und der Konrad, ein ehrgeiziger, finsterer Wicht, welcher bei seinem Vater Geselle war. Dem Jörg war er aufsässig über die Maßen; denn er mißgönnte ihm seine Handgeschicklichkeit, die er mit aller Mühe nicht erreichte, und daß Frau Phantasie bei ihm Patin gestanden hatte. Der Jörg aber achtete seiner Stichelreden so wenig, wie der Mond eines kläffenden Hundes. Um sich zu rächen, versuchte der Meisterssohn, mich gegen den Freund einzunehmen. Er forschte, was wir mitsammen trieben, wenn ich den Maler nach Feierabend in seine Wohnung begleitete, und als ich der Wahrheit gemäß erwiderte, daß Jörg mich abkonterfeie und ich derweil in Brands Narrenschiff läse oder mir die Bilder beschaute, ward er zuerst betroffen, wollte aber von seiner hämischen Meinung nicht lassen und raunte mir zu, daß der Jörg ein Gleißner sei; einstweilen spiele er noch den frommen, wohlwollenden Lehrer, um mich zu blenden und ganz in seine Netze zu ziehen; ich solle mich aber wohl hüten, sonst würde er mich mit der Zeit noch völlig verderben. Darauf erklärte ich dem Konrad, daß ich gar gut wüßte, daß meinem Freund mancherlei Übles nachgesagt würde, sintemalen er die Eitelkeit anderer nicht zu schonen verstünde, und daß mich dergleichen Märchen nicht an ihm irre machen könnten. Seither war mir der junge Stark ebenso wenig geneigt wie dem Jörg. Als der das gewahrte, fragte er mich eines Abends, wodurch ich den Haussohn erzürnt hätte. Ich hielt nun nicht länger zurück, sondern berichtete ihm haarklein die ganze Unterredung. Da lachte er höhnisch und sprach: „Du erzählst mir nichts Neues. Diesem Gelichter will es nicht ins Gehirn, daß einer seine Kunst will und sonsten nichts. Da machen sie einen Jugendverführer und ich weiß nicht was aus mir, bloß, weil ich von jeher beteuert habe: die Weiber können mir sämtlich ge-

stohlen bleiben! Sie sind nur gut zum Wirtschaftführen — es geht immerhin auch ohne sie — und zum Gemaltwerden. Dann schreit dies unverständige Volk: Du bist doch kein Mönch, sondern ein Künstler und ein heißblütiger, leidenschaftlicher Mensch. Gewiß bin ich das! Ich will meine Kunst, so innig, so ernst, so ausschließlich wie die anderen höchstens ihre Geliebte. Und ich denke, falls ich alles an sie setze und mir nichts verlange, als in ihr etwas zu leisten, muß es mir unser Herrgott auch geben. — Kennst du das Gleichnis vom Schatz im Acker? Siehst, ich bestellte ein Feld wie jener Landmann und fand einen Hort, wie ich ihn mir nimmer hatte träumen lassen, und ich beschloß, zu tun wie er, und gab alles hin, was ich hatte, für jenen Acker. Wahrlich, wer nicht dazu den Mut hat, der hat keinen Anspruch auf die Krone im Reiche der Kunst. Was soll mir da ein Weib? Was soll mir da eine Liebe? Sie könnte mich nur runterziehen." — Ich blickte zweifelnd zu ihm auf: „Könnte sie dich nicht auch emporheben, dir nicht Anregung zu neuem Schaffen gewähren? Die holdesten Lieder, die ich kenne . . ." „Ja, die Dichter," unterbrach er mich lächelnd, „diesen Singvögeln will's eben nur in der Brunst gelingen. Ein Maler bedarf der Minne nicht, er hat nur offene Augen, Sinn für die Welt um sich her nötig. Und äußerlich ist die schön genug; er braucht sie nicht zu verputzen und aufzustutzen. Inwendig sitzt zwar oftmals der Wurm; darum suchen die mehrsten Dichter, alldieweil sie das Kranke, Gemeine und Hohle nicht darstellen mögen, sich einzubilden, daß die Person, so sie gerade besingen, besser, edler, tüchtiger sei als die andern; aber in Wahrheit taugen die meisten Menschen wenig und die Weiber am wenigsten. Vielleicht bis zu zwölf Jahren, wenn sie noch nicht, und von fünfundvierzig Jahren ab, wenn sie nicht mehr gefallen wollen, sind sie etwas wert." — Mir fiel meine Mutter ein und daß sie noch nicht fünfundvierzig Jahr alt sei. „Du, hör' mal, Jörg," gab ich ihm zu bedenken, „hast du deine Mutter nicht gekannt, ehe sie dies ehrbare Alter erreicht hatte?" — „Ja, du junge Weisheit. Aber als ich sieben Jahr alt war, kam sie mir fünfundvierzig vor, — sie schien mir doch schon recht alt — und als ich siebzehn war, kam sie mir noch fünfundvierzig vor, und als ich zwanzig war, war sie es wirklich. Und sie hat viel durchgemacht, das verleiht Reife und Selbstlosigkeit und Nachsicht mit andern. Weißt du, alte erfahrene Frauen, Großmütter womöglich, sind sehr nach meinem Herzen: sie sind so milde. Es sitzt sich gut bei ihnen in der Abenddämmerung, man spricht mit ihnen aufrichtig wie mit Gott und seinen besten Freunden. Vor den Jungen hingegen, die noch etwas für sich selbst erwarten, nimm dich in acht. Schau nicht zu viel nach der hübschen Resi." — „Tu ich denn das?" — „Je nun, Thomas, du kannst ja mit Fug behaupten, daß man so ein niedliches Wesen gar nicht oft genug anschauen kann, daß ihr Anblick eine Quelle der Lust und Belehrung für jeden Künstler ist. Ich möchte dir aber doch raten, daß du bei Tische mehr



ans Essen als an die Kunst denkst." — Ich wurde rot, als hätte man mich auf einem Birnendiebstahl ertappt; aber ich konnt's nicht lassen, die Resi anzusehn und — er hatte mir ja den schönsten Vorwand an die Hand gegeben.

Zu Weihnachten schenkte mir der Meister Tuch zu einem Anzug und Jörg den Macherlohn. War das eine nötig, so war das andere nützlich; denn meine Barschaft war bös zusammengeschrumpft, und ich selber war gewachsen, also daß meine Arme und Beine gleich den Stangen einer Vogelscheuche aus meiner Kleidung herausragten. Ich fand mich sehr fein in dem neuen Gewande, und als die Karnevalszeit begann, wo in Köln auch die Sittigsten aus dem Häuschen geraten, überlegte ich bei mir, ob ich wohl darin zu Tanze gehen könnte. Es deuchte mich schier passend dazu, doch kam ich zu keinem Entschluß, da ich die vielen Menschen scheute, mit denen man bei solcher Gelegenheit zusammentrifft. Nun, der Jörg tat mir schließlich den Gefallen und stieß mich in das bunte Treiben hinein. Er setzte mir auseinander, daß Feste durch ihr Gepränge eine rechte Augenweide für einen Künstler seien und daß er sie fleißig mitmachen müsse, um sie abbilden zu können, zeigte mir auch seinen Holzschnitt von der Hochzeit zu Kana, auf dem im Hintergrunde fröhliche Paare den Reigen tanzen. Ich ließ mich gerne bereden und plätscherte bald so wohlig im Vergnügen wie der Fisch im Wasser. War in meiner Heimat unter dem weltlichen Regiment die allgemeine Freudigkeit schon gut gediehn, so schien ihr die geistliche Luft in Köln noch besser anzuschlagen. Tag für Tag gab's was zu sehen an Mummenschanz und andrer Kurzweil. Am tollsten ging's jedesmal am Samstag her, dann wallte man am Sonntag zur Kirche, hörte die Predigt und war sehr zerknirscht. Und wie innerhalb der Faschingszeit im kleinen, so spielte sich's am Ende derselben im großen ab: Vom Sonntag Estomihi bis Dienstag um Mitternacht kam man nicht zur Besinnung. Ganz Köln schwelgte in Würzwein und Krapfen. Die, so sich nicht in den Straßen tummelten, lagen in den Fenstern. Junge Burschen drangen in die Häuser, führten unter großem Hallo ein Narrenspiel auf und wurden dafür mit einem Trunk und Gebäck bewirtet. Und nun gar die Umzüge der Gilden! Jede Innung hatte einen Wagen hergerichtet. Ich agierte noch nicht mit, sondern lief mit den andern Lehrlingen hinterdrein, kam mir aber doch sehr wichtig vor. Aschermittwoch, ja, der wirkte wie der Reif in der Frühlingsnacht. Die lustige, ausgelassene Laune war gleichsam erfroren, und Köln ward plötzlich eine heilige, stille, tugendhafte Stadt, in der man mindestens drei Mal die Woche zur Messe ging. Selbst die Resi sah aus wie ein halbes Nönnchen. In einfarbig dunklem Kleide, das Gebetbüchlein in der Hand, schritt sie züchtig mit niedergeschlagenen Augen nach St. Maria im Kapitol, und ich wagte sie kaum zu grüßen aus Furcht, sie würde mich spröde in meine Schranken zurückweisen; — und doch hatten wir uns in der Fastnacht geküßt! Wie es dazu gekommen war? Ja,

das ist eine lange Geschichte: im Grunde waren der Resi ihre dicken braunen Zöpfe daran schuld. Mit denen war sie einmal, als sie an mir vorbeihuschte, wo hängen geblieben, und ich hatte sie losgemacht. Sprach ich zu ihr und erstaunte selbst über meine Frechheit: „Wie sind Eure Flechten so schwer und glänzend und seidenweich! Ich glaube, kein anderes Mägdlein hat solche Haare.“ — „So,“ hat sie schnippisch geantwortet, „woher wißt Ihr das?“ — „Ist doch keine in ganz Köln so schön wie Ihr.“ — „Nein, die Lene ist schöner als ich. Wann wir zusammen über die Straße gehn, gucken alle Leute nur sie an.“ — „Das bildet Ihr Euch ein.“ — „O, durchaus nicht. Ich passe immer genau auf; und zuweilen hört man auch, was die Mannsbilder sagen, die finden alle die Lene hübscher.“ — „Ich aber nicht.“ — „Ja, Ihr“ — sie lachte hell auf. — „Meint Ihr, ich sei zu jung, um urteilen zu können? Wer findet denn Eure Schwester hübscher? Wahrscheinlich der Ludwig Kolbe?“ — „Jawohl.“ — „Nu, der ist doch in Eure Schwester bis über die Ohren verliebt. Der zählt nicht.“ — „Und Ihr — wer steht mir dafür, daß Ihr nicht in mich verliebt seid oder mich mit Euren Schmeicheleien zum besten habt?“ — „Nein, Resi, ich bin nicht in Euch verliebt, und weiß Gott, ich spotte Eurer nicht. Aber ich bin ein Künstler, und als solcher muß ich wissen, was schön ist. Das ist klar wie die Sonne.“ — Sie lächelte gnädig: „Ihr seid ein drolliger Kauz. Sind sie bei Euch zu Haus alle so?“ — „Nein,“ erwiderte ich grob, „bei uns in der Pfalz sind die Menschen wie anderswo auch.“ — Da schaute sie zuerst ein bißchen verdutzt und sauer drein ob meiner patzigen Antwort, aber ihr Unmut verflog sogleich wieder, und sie begann mich umständlich über meine Heimat und das Volk dort auszufragen. „Wes das Herz voll ist, fließt der Mund über.“ Ich wurde mit einem Schlage beredt und schilderte ihr das stolze Schloß aus rotem Sandstein, die Stadt am schnellflutenden Neckar, von grünen Hügeln eingefaßt, nur nach Westen mit einem freien Ausblick in die Rheinebene. Ich erzählte von der Pracht des kurfürstlichen Hofes, von unserm Haus, von der Luke auf dem Boden, von der Mutter und dem Margaretle, und sie ergötzte sich an meiner Beschreibung und meinem Eifer. Seitdem blieben wir stehn, wenn wir uns begegneten, und wechselten ein paar Worte. Mählich entwickelte sich ein stilles Einverständnis zwischen uns beiden. Machte bei Tisch jemand eine alberne Bemerkung, so tauschten wir rasch einen Blick miteinander, der heißen sollte: „Was der wieder schwätzt.“ Bisweilen trat sie mir auch auf den Fuß, nicht aus Liebkosung, sondern wie mutwillige Kinder sich mit dem Ellbogen stoßen, wenn ihnen das Gebaren eines Erwachsenen lächerlich scheint. Mir aber wurde immer siedend heiß unter ihrer Berührung. Eine Glut ging von ihr aus wie von einem großen Feuer, also daß mich ein unsinnig Verlangen ergriff, meine Lippen auf ihren roten Mund zu pressen. Am Fastnachtsabend beim Tanz im Gildenhaus konnt' ich nicht länger widerstehn, so berückend war die Resi in ihrem grün und rosen-

farbenen Gewand, mit ihren strahlenden Augen und ihrer berauschten Hingabe an die Lust des Reigens. Und sie war gar nicht zimperlich, wehrte sich nur ein wenig wie zum Scherz und küßte dann selbst munter drauf los. Der genossene Wein, die Ausgelassenheit um uns her, das Beispiel der andern stieg auch ihr zu Kopf. Am nächsten Morgen hatten wir beide einen Katzenjammer; sie tat fremd, und ich traute mich nicht sie anzusehn. Und ob ich gleich nicht wähnte, daß sie mir zürne, vermied ich dennoch wochenlang jedes Alleinsein mit ihr; denn ich wußte nicht, was aus der Sache werden sollte, da ich nichts war und nichts besaß, während sie bald in das Alter kam, wo man die Töchter gern verheiratet, damit sie versorgt sind. Aber da jeder, so zum ersten Mal verliebt ist, notwendig von seiner Neigung sprechen muß als für ihn eine gar wichtige Angelegenheit, schüttete ich mein übervolles Herz bei Jörg aus, welcher mich zunächst mit leidlicher Geduld anhörte, weil er der Ansicht war, es sei besser, ich beichtete ihm als irgend jemandem, der es am Ende nicht bei sich behalten könne; bald jedoch herrschte er mich an, ich solle ihm nicht länger als höchstens eine Viertelstunde am Tag mit meinem verliebten Gefasel in den Ohren liegen. Ich suchte mich nämlich für den Mangel an äußeren Erlebnissen durch wortreichen Preis der Resi zu entschädigen. In Jörgs Augen wurde ich immer ungenießbarer. Er wollte mich von meiner „Kinderkrankheit" heilen und ärgerte mich darum mit nüchternen und beißenden Bemerkungen über das Mägdlein. Ich wollte ihn von ihrer Liebenswürdigkeit überzeugen, und so gerieten wir uns ihretwegen ungezählte Male in die Haare, ohne daß einer den andern bekehrt hätte. Inzwischen wurde der Resi meine Anbetung aus der Ferne langweilig. Sie fing an, mich mit Blicken und Winken zu ermutigen, und für mich waren die, was Funken für ein Strohdach zu sein pflegen. Beim Pfingstschießen gewann ich sodann einen kleinen silbernen Becher, und es stand gleich bei mir fest, daß ich ihn meiner Liebsten verehren müsse, freute ich mich doch nur des blanken Geräts, weil ich meinte, sie werde nun stolz auf mich sein. Ich faßte mir also ein Herz und bot ihr den Becher, da sie in der Abendstunde vom Brunnen heimkehrte. Sie sträubte sich ihn anzunehmen; denn mein Geschenk dünkte ihr zu wertvoll, und sie wußte nicht, wie sie es vor ihrer Schwester verbergen solle. Ich aber ließ nicht nach mit Drängen und Zureden. So stritten wir eine Weile hin und her. Je mehr sie wankend ward, mit desto größerer Heftigkeit und triftigeren Gründen wies sie meine Gabe zurück. Ich glaubte schon, ich müsse beschämt mitsamt meinem Becher abziehn, als sie plötzlich aufhörte sich zu sperren und mir aufs herzlichste für ihn dankte. Siehe, da packte mich wieder der Rausch, daß ich flüsterte: „Resi, willst du mir nicht zum Entgelt einen Kuß geben?" und nicht erst auf Antwort wartete, sondern das Mägdlein in der dunklen Hausflur an mich zog und geschwind einen Kuß auf seine Lippen drückte.

Von da ab war mir zu Mut, als wären wir erklärte Brautleute.

Ich merkte kaum, wie der Sommer verstrich und der Herbst ins Land kam, wie dieser wieder dem Winter Platz machte. Ich tat meine Arbeit, tat sie sogar gut — der Meister und Jörg lobten meine Fortschritte — aber ich dachte bloß an die Resi und wenn ich wieder mit ihr allein sein würde. Mir fiel's oft recht schwer, mich zu stellen, als ginge sie mich nichts weiter an. Sie hingegen verstand sich trefflich aufs Fremdtun, ja war so erfinderisch, der ahnungslosen Mutter und der emsig an ihrer Ausstattung nähenden Schwester unsere heimlichen Zusammenkünfte zu verhehlen, daß ich bisweilen argwöhnte, daß sie auch mich betrüge, daß ich ihr im Grunde gleichgültig sei und sie nur einmal erfahren wollte, was es mit der Liebe, von der man so viel Aufhebens macht, eigentlich für eine Bewandtnis habe, oder einfach — sie des aufregenden Spiels nicht entbehren mochte. Jedoch dieser Verdacht stachelte mich an statt mich abzukühlen, und so kam endlich die Zeit, wo ich gesiegt zu haben schien und dafür unlöslich in den Banden der liebreizenden kleinen Hexe lag. Alles an ihr deuchte mich angemessen und entzückend; wie sie ging und stand, tanzte und sang, lachte, sich kleidete, tollte und schmollte. Und wenn mich je eine unbedachte Rede verletzt hatte, so bedurfte es nur der mit schüchternem Lächeln vorgebrachten Versicherung, daß ihr dieselbe leid sei, und ich war völlig versöhnt. So blindlings verrannt war ich in meine Neigung, daß es mich nicht einmal groß kümmerte, als mir der Jörg mitteilte, er wolle weg von Köln nach Augsburg und Nürnberg, wo die Malerei blühe, indes sie hier trotz des Reichtums der Stadt stetig zurückginge. Dort wolle er sich umtun bei den großen Meistern und schauen, wie ihm das Leben da anstünde; im Notfall könne er ja wieder an den Rhein zurückkehren. Er warnte mich noch vor der bösen Gesinnung des Konrad und nahm weit betrübter von mir Abschied als ich von ihm. Ich konnte mir nicht helfen, meine Liebe zur Resi hatte mich ihm entfremdet. Wir wären uns später gewiß wieder näher gekommen, aber ich habe, Gott sei's geklagt, meinen Freund nimmer gesehn und nur selten von ihm gehört. Briefe gingen ihm schlecht von der Hand, lieber tauschte er bei Gelegenheit mit mir Holzschnitte aus. Ich besitze etliche Blätter von ihm, die eine wahre Herzensfreude für jedes empfängliche Gemüt sein müssen, eine solche Ehrfurcht vor allem und liebevolle Vertiefung in alles, was ist, atmen sie; und überdies sind sie so trefflich ausgeführt, daß sie fast den Schein der Farbe haben. Er konnte in dieser Eigenheit den Maler ebenso wenig verleugnen wie ich in meiner Linienführung den Holzschnitzer. Und dieser Mann, der sich in manchen seiner Werke enger und inniger an die Natur anschloß als irgend ein mir bekannter Meister, unternahm dazwischen die kühnsten Flüge in das Reich der Träume, zeichnete grauenhafte und liebliche Visionen mit erschütternder Glaubwürdigkeit. Er war einseitig im Leben, aber reich, vielfältig in der Kunst. Noch heute reut es mich, daß ich damals zu jung und unreif war, um seinen Wert völlig zu ermessen. Ich war töricht genug, mich erleichtert zu fühlen, daß,

nun er fort war, mich kein Zaum und kein Zügel mehr beschränkte. Zum Glück war ich unschuldig dabei; sonst hätte ich wohl die Resi geheiratet, d. h. Meister Anton hätte sie mir geben müssen. Ich bin jedoch nachher oft froh gewesen, daß sie nicht meine Frau geworden.

Hinter dem Haus war ein Hof mit einem großen Holzschuppen, und hinter dem Hof war ein kleiner Garten. Der war auf drei Seiten von hohen moosichten Mauern umfriedet und so schattig, daß ich jedes Maßliebchen und Veilchen, das da fortkam, als ein Wunder Gottes bestaunte. Allhier traf ich mich mit der Resi, und wenn es kalt war oder regnete, krochen wir in den finsteren Schuppen und saßen da auf den harten Klötzen. Am Brunnen traf ich sie auch und an andern Orten, aber das war mir nicht so heimlich, denn wir mußten uns Zwang auferlegen vor den Menschen. Ihr freilich machten die verstohlenen Händedrücke und Augenwinke diebischen Spaß. „Ha, das wißt ihr alle nicht!" lachte es in ihr. Eines schönen Tages aber hatte die Herrlichkeit ein Ende: ich wurde an die Luft gesetzt. Es geschah nämlich, daß ich meine Lehrzeit beendet hatte und Geselle bei Resis Vater ward. Kurz danach hielt ein Freier, der ihren Eltern sehr genehm war, um meine Liebste an. Sie wies ihn jedoch ab, und es hätte dabei sein Bewenden gehabt, wenn der Konrad, der uns belauert haben muß, mir nicht die Schuld an dem Korb beigemessen hätte. Sein Vater wird Beweise verlangt, der Sohn ihn darauf in den Hof geführt haben, und — als das Mägdlein und ich aus dem Schuppen kamen, wurden wir abgefaßt. Flugs hatte sich eine Keilerei zwischen dem Konrad und mir angesponnen. Der Meister riß uns mit Gewalt auseinander und befahl mir, ihm in seine Stube zu folgen. Ich dachte, wie **mein** Vater sich in solcher Lage benehmen würde, und erwartete mir einen rasenden Zornausbruch; er aber war ruhig, streng und gerecht wie ein Richter. „Nun sagt, wie steht Ihr mit meiner Tochter?" (Zu den Gesellen sagte Stark „Ihr".) — „Wir haben uns versprochen." — „Und was weiter?" — „Ich bin der Jungfrau nicht zu nahe getreten an ihrer Ehre." — Er sah mich scharf an. „Ich will Euch glauben, Ihr seid sonst ein verläßlicher Mensch. Ich hab' auch nichts gegen Euch. Aber hier bleiben könnt Ihr nicht länger. Ihr bringt mir die Tochter in schlechten Ruf. Und solange Ihr Geselle bei mir seid, kann ich sie Euch nicht zum Weibe geben. Wie Ihr und Konrad miteinander seid, dürft Ihr nicht zusammen die Werkstatt erben." — „Ich werde wiederkehren, sobald ich Meister bin." — „Das mögt Ihr! Wenn Resi Euch die Treue hält, soll's mir recht sein. Dauert's ihr aber zu lange, so ist es mir auch recht. Mädchen sind keine Lagerwar'." — „Darf ich sie nicht noch einmal sprechen?" — „Nur in meiner Gegenwart. Ich werde sie holen." — Nach einer Weile kam er mit der schluchzenden Resi. Gern hätte ich ihr die Wärme und Unerschütterlichkeit meiner Liebe gezeigt, doch mir war so weh, es stak mir im Halse wie ein heißer Klumpen, ich würgte nur ein paar trockene Worte heraus. Zuletzt

sagte ich: „Du bist jetzt sechzehn, Resi. Warte vier Jahre auf mich. Bin ich bis dahin nicht in Köln und hast du nichts von mir gehört, so bist du frei.“ — „Und sollten's auch sieben Jahre werden, ich harre deiner.“ — „Es werden andere kommen und um dich werben.“ — „Ich werde sie ausschlagen.“ — „Aber sie werden stattlicher und reicher und angesehener sein als ich.“ — „Ach, Thomas,“ und sie lächelte, daß ich ihr glauben mußte, „was fange ich damit an, wenn ich sie nicht liebe?“ — Wir gaben uns die Hand und wandten uns rasch ab; ich wollte meine Tränen verbergen. Langsam ging sie aus dem Zimmer. — „Morgen früh, wenn sie aufsteht, bist du fort,“ gebot der Meister. „Schnür' dein Ränzel. Derweil mach' ich deine Papiere fertig.“

Ich brach also zeitig den andern Tag auf. Wie die schwere Haustür hinter mir zuschlug, wurde im zweiten Stock leise ein Laden zurückgeschobe . Die Resi stand am Fenster, schwenkte ihr Tüchel und warf mir ein feurig rotes Näglein von ihrem Blumenbrett hinunter. Ich steckte die Blüte an meinen Hut. Freundliche und zärtliche, mutige und furchtsame Gedanken umgaukelten mich auf meiner Wanderung, bis mir endlich ein schlichter Reim kam, wie ich fahrende Gesellen sie oft hatte singen hören: „O, du nußbraun's Mägdelein, du tust mir gefallen! Du bist schön, du bist fein vor den andern allen, vor den andern allen.“ Das summte ich nun unaufhörlich vor mich hin. Es freute mich, daß ich für meine Liebe leiden durfte, und ich malte mir die Wonne des Wiedersehens so lebhaft aus, daß der Trennungsschmerz fast darin unterging. Ja, ich hatte es besser als die Resi: ihr blieb nichts als hoffen und harren, ich konnte handeln, konnte, wenn das Geschick mir hold war, unser Glück beschleunigen. Wie wollte ich schaffen und arbeiten! Jeder Tag sollte mich dem gewünschten Ziele näher bringen.

Ich mußte mich jetzt entscheiden, wo ich als Geselle eintreten wollte, schwankte zwischen Nürnberg und Straßburg, aber der Zug rheinaufwärts siegte bei mir. Konnte ich auch nicht gut nach Heidelberg, der lieblich gelegenen Heimatstadt, — mir war's, als ob schon in ihrer Nähe etwas von ihrer Luft wehte, in der alles Leid linder wird und alle Freude inniger. Mag sein, daß auch Meister Burchards Märlein in mir nachwirkten und Straßburg mit einem besonderen Schimmer umwoben. In Straßburg war als tüchtiger Meister Friedrich Rombach rühmlich bekannt. Zu dem ging ich und wurde freundlich aufgenommen; denn aus Meister Antons Werkstatt könne nur Gutes stammen, sowohl an Künstlern wie an Holzschnitten, meinte er. Mit fast noch mehr Fug und Recht ließe sich das von ihm selbst behaupten. Dieser wahrhaft gütige Mann hatte eine schöne Art, in allen Menschen das Beste auszulösen. Ob er gleich von jedem einzelnen zu hoch dachte, ward er doch selten betrogen, weil er in jeglichem den Wunsch weckte, seiner Schätzung zu entsprechen. Er sah die Leute nicht, wie sie wirklich waren, sondern gleichsam wie Gott sie beabsichtigt hatte,

ohne den Zusatz von Heuchelei, Selbstsucht und Kleinlichkeit, den ihnen das Leben in der Welt beigefügt hatte; so kam's, daß man sich vor ihm alles Unechten und Verkehrten schämte. Ich habe kaum einen hervorragenden Meister kennen gelernt, der von Eitelkeit so frei war wie Rombach. Er wußte ganz genau, was er leistete, aber er nahm von jedem seiner Gesellen an, daß er, falls er ebenso viel Zeit und Mühe an die Kunst wendete wie er, auch dasselbe erreichen würde. — Er war hoch und stark von Wuchs, ein bißchen ungefüge in Zorn und guter Laune. Mit unablässiger reger Aufmerksamkeit verfolgte er die Geschehnisse im Reich und in der Kirche, Dinge, um die ich mich bis dato herzlich wenig gekümmert hatte. Da bot sich ihm denn oft Gelegenheit, mit derbem, behaglichem Humor, hinter dem sich häufig Entrüstung nnd Ärger versteckten, die Herren weltlichen und geistlichen Standes, die Pfründenjäger, Schmarotzer, Bauernschinder und Blutsauger in Wort und Bild zu verspotten. Diese Eigenheit wäre ihm leichtlich zum Schaden ausgeschlagen, wenn er nicht seine wackere, gescheite Frau gehabt hätte. Sie besänftigte, milderte, beruhigte; sie gestaltete ihm sein Hauswesen so traulich und anheimelnd, daß er bei ihr und seinen Sprößlingen allen Verdruß vergaß. Sechs kerngesunde hübsche Kinder hatte das Paar, das jüngste war, als ich hinkam, erst etwa ein halbes Jahr alt. Des Meisters zufriedenes Familienleben tat mir wohl; es war mir wie eine Bestätigung, daß ich mit meinem eigenen Glückssehnen nicht zu hoch griff, daß Ruhm, Künstlergaben und reinmenschliche Seligkeit doch vereinbar seien. Zwar, das Talent zum Glücklichsein ist verschieden. Dem Meister Friedrich und seiner Ursula ist eine innere Heiterkeit, die gar nicht umzubringen ist, beschert. Sie haben's oft genug schwer gehabt, Not und Trübsal haben sie nicht verschont. Da sie sich heirateten, hatten sie nicht viel mehr als die Aussteuer der Braut; Haus und Werkstatt hatte Rombach mit geliehenem Gelde bezahlt. Und als das zweite Kindlein bevorstand, wußte der junge Vater nicht recht, ob er sich freuen oder seufzen solle, aber Frau Ursula scherzte: „Gibt Gott's Häsel, so gibt er auch's Gräsel," und Gott machte ihrem Vertrauen keine Schande: je mehr der hungrigen Mäuler wurden, desto reichlicher floß das Silber ins Haus. Als ich damals in Straßburg war, hatte Rombach schon ein gut Teil seiner Schulden abgetragen, und einige Jahre drauf hat er bereits für mich Bürgschaft geleistet.

Bisweilen suchte ich mir die Resi vorzustellen, wenn sie dasselbe wie Frau Ursel an äußeren Widerwärtigkeiten durchzumachen hätte, aber es gelang mir schlecht. Sie war so schön, so verwöhnt und gefeiert, so reizend, übermütig, glühend, jedoch von dem klaren, runden, festen Wesen der Rombachin hatte sie nichts. Aber sie war jung und bildsam und liebte mich, warum sollte sie mit der Zeit sich nicht auch deren Vorzüge aneignen? Ob ich auch öfters an ihr zweifelte, ich wollte an sie glauben, der heimlich warnenden Stimme zum Trotz. Ich blieb so lange in Straß-

burg, bis Meister Friedrich erklärte, ich könne bei ihm nichts mehr zulernen. Aus dieser Zeit sonst etwas zu erzählen, vermag ich nicht. Wenn ich zurücksinne, dann kommt es mir vor, als hätte der Himmel dazumal sehr niedrig gehangen und wäre ich immer in eine Wolke gehüllt durch die Straßen spaziert. Sie war bald grau und bald rosenrot und schloß mich ein wie den Geist in der Aventüre seine Flasche. Sie machte, daß ich die Welt nur verschwommen sah und die Menschen, außer Meister Friedrich und seiner Hausfrau, nicht recht an mich heran konnten.

Dann ging ich nach Kolmar, tat mich dort bei trefflichen Künstlern um, und drauf nach Basel. Unterwegs zeichnete ich fleißig die Landschaft nach der Natur, unternahm auch dazu einen Abstecher von Basel die Birs hinauf und erstaunte über die hochgetürmten Berge mit den schwarzen Nadelwäldern zu beiden Seiten des Flusses, über die leuchtend grünen Wiesen und die seltsamen Kräuter, die da wuchsen. In Basel suchte ich die Verwandten meiner Mutter auf. Sie hießen mich schön willkommen, zeigten mir alle Merkwürdigkeiten der Stadt und erwiesen mir viel Liebe und Freundlichkeit um des Großvaters willen. Seine Schwester, die alte Muhme Sibylle, versicherte, er habe, da er in die Fremde zog, genau so ausgeschaut wie ich, ja, sie versprach sich je und je und nannte mich Jakob anstatt Thomas. Ich hatte manchen Spaß mit den jungen Vettern und Basen, besonders mit der anmutigen, schalkhaften Käthe, und dachte, ohne meinen Vorsätzen untreu zu werden, etwas weniger an die Resi. Wie ich so dem Augenblicke lebte, schnitzte, zeichnete, Scheiben schoß und tanzte, ahnte keiner von uns, daß mein Vater inzwischen, vom Schlage getroffen, verstorben war. Ganz zufällig erfuhr ich es durch Pater Ambrosius, einen Mönch aus Heidelberg, den eine Ordensangelegenheit südwärts geführt hatte. Dem begegnete ich auf der Gasse, grüßte ihn und sprach ihn an: „Gelobt sei Jesus Christ." „In Ewigkeit.. Amen," gab er Bescheid und wollte weiter gehn. Sagt' ich: „Kennt Ihr mich nimmer? Ich bin der Thomas Brunngraeber von Heidelberg." — „Nein, das wär' mir im Traum nit beigefallen! Du hast dich verändert. Was warst für ein schmächtig's Knäblein, als du uns das letzte Mal die Neujahrsgab' ins Kloster brachtest! Ja, ja . . . man wird alt. Die einem eben noch als Kinder vor die Füß' purzelten, sind große Leut' worden, und die mit einem jung waren, deckt der Rasen. Der Prior, die Marthe, dein Vater —." Er wischte sich die kleinen gutmütigen Augen. — „Mein Vater! Was redet Ihr da? Was ist mit meinem Vater?" — „O mein Gott, weißt du das noch nit? Tot ist er, auf'm Gastmahl plötzlich verschieden, bei deines ältesten Bruders sein Hochzeit. Der Pfaff', der den Johann Caspar mit seiner Hedwig getraut hatte, gab ihm die letzte Ölung. Das Abendmahl konnt' er nit mehr nehmen. Ach, das war 'n Unglück! So rasch kann's einen treffen." Und dann suchte er mich, der ganz versteinert dastand, mit Bibelsprüchen zu trösten und mengte allerhand welt-

lichen guten Rat ein; ich solle nach Heidelberg, mir mein Erbteil auszahlen lassen und mir von Johann Caspar nichts vormachen lassen, denn er sei sehr aufs Geld aus. Ich aber wollte nichts von alledem hören, ob ich schon alsbald nach Heidelberg strebte. Mir war meines Vaters Tod erst vor einer Viertelstunde widerfahren, mochte er auch nach gewöhnlicher Rechnung drei Monde her sein, und mich verlangte nur, zu meiner Mutter zu eilen und mich in ihre Arme zu werfen. So reiste ich gen Norden, als ob jeder Tag ins Gewicht falle.

(Schluß folgt.)





Die Trennung von Staat und Kirche in Frankreich.

Von

Dr. Hubert Clages.

— Braunschweig. —

> Freu dich, Staat! ... Die Kirche hat dich tüchtig gebraucht. Sie hat dich zu ihrem Knecht und Schelmen gemacht und dich dazu betrogen und geschunden .... Was hat sie das Volk noch zu verwalten, zu herrschen, zu spalten, zu halten?
>
> Frenssen, Hilligenlei, S. 591.

Mit der Silvestermitternachtsstunde des abgelaufenen Jahres ist in Frankreich die Trennung von Staat und Kirche Tatsache geworden, und es gibt viele Leute, die der Meinung zuneigen, daß mit diesem Werke die französische Nation einmal wirklich „an der Spitze der Zivilisation marschiert". Nicht ohne innere Berechtigung sagt Paul Sabatier, der feinsinnige Biograph des heiligen Franz von Assisi, in der Einleitung eines im November erschienenen Schriftchens*): „Der große Versuch, den wir machen, ist nie zuvor gemacht worden. Er ist eine neue Erfahrung, aus der die übrigen Nationen zahlreiche Lehren ziehen können." Zwar hatte schon die große Revolution von 1789 denselben Versuch unternommen. Aber jener erste Anlauf unterscheidet sich doch recht erheblich von dem neuen, dessen beobachtende Zeitgenossen wir Menschen von heute geworden sind. Die Jakobiner vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts standen dem großen Problem noch ohne die Einsicht gegenüber, welche die Demokraten vom Beginne des 20. Jahrhunderts aus der Geschichte der dritten Republik und namentlich ihres letzten Jahrzehnts gewonnen haben. Sie stellten zwar schon den Grundsatz auf, daß die Kirche von jedem Einfluß auf das bürgerliche Leben fernzuhalten sei und nichts außer der Duldung des Kultus vom Staate

*) A propos de la Séparation des Eglises et de l'Etat. Paris, Librairie Fischbacher.

zu fordern habe; auch erklärten sie alles Kirchengut für National-, d. h. Staatseigentum und überantworteten es der Verwaltung der Staatsbehörden, aber sie glaubten sich doch verpflichtet, als Entschädigung hierfür dem Staate die Besoldung des Klerus aufzuerlegen, ohne zu merken, daß sie damit selbst die beabsichtigte Trennung wieder aufhoben. Denn durch die staatliche Besoldung wurden die Diener der Kirche natürlich auch wieder Beamte des Staates. Ein Band wurde zerrissen, aber es wurde auch zugleich von neuem geknotet. Freilich empfand die große Revolution sehr bald selbst die Halbheit dieser Lösung, und nun ging sie von neuem ans Werk. Jetzt wurde ganze Arbeit gemacht, die Kirche ganz aufgehoben und der „Kultus der Vernunft" an ihre Stelle gesetzt. Man möchte heute beinahe lächeln über diese „ganze Arbeit", in der sich eine so völlige Verkennung des Wesens der Religion und der Bedürfnisse der menschlichen Seele kund tut, und man findet es nur selbstverständlich, daß sich auf diesem Wege das Problem als unlösbar erwies, daß schon nach wenigen Jahren die totgeschlagene Kirche wieder lebendig wurde, daß der Staat in Verhandlungen von Macht zu Macht mit ihr zu einem Ausgleich zu kommen suchte und im Wege des Konkordats nach und nach wieder, wenn auch oft genug gegen den Stachel lökend, doch in eine Abhängigkeit von der Kirche geriet, die mit dem modernen Staatsbegriff schier unvereinbar war. Die Kirche — es versteht sich, beiläufig, wohl von selbst, daß in unserem Gedankengange unter Kirche schlechthin immer nur die römisch-katholische Kirche verstanden werden darf — hätte wahrlich alle Ursache gehabt, mit ihrer Stellung und ihrem Einfluß in Frankreich vollauf zufrieden zu sein, denn diese Stellung gewährte ihr nicht nur, was sie zu fordern berechtigt ist, sondern weit darüber hinaus einen Spielraum zur Betätigung, der dem ehrgeizigsten Wirkensdrange hätte genügen können, wofern er nur einigermaßen die Grenzen der wirklich kirchlichen Aufgaben respektiert hätte. Aber die Kirche hat nun einmal von jeher den Anspruch erhoben, kraft ihrer Statthalterschaft Gottes auch den Staat zu beherrschen, und ihre innere Entwicklung seit Pius IX. hat diesen Anspruch überall da, wo ihre Anhänger nicht in einer die Möglichkeit des Erfolges einfach ausschließenden Minderheit sind, so verschärft und so anmaßend in den Vordergrund geschoben, daß ein friedliches Auskommen zwischen ihr und einer ihrer Pflichten und Rechte auch nur einigermaßen bewußten Staatsgewalt ein Ding der Unmöglichkeit war. Wir im Deutschen Reiche wissen ja von diesen dreisten Übergriffen des Ultramontanismus — mit dem die Kirche nicht identisch zu sein brauchte, aber tatsächlich identisch ist — auch ein trauriges Lied zu singen, und das, obgleich bei uns die Katholiken noch bei weitem nicht die Hälfte der Bevölkerung ausmachen. Wie viel begreiflicher war diese Herrschaftsanmaßung in Frankreich, in dem die römische Kirche ihre „älteste Tochter" sah und das mit einer katholischen Bevölkerung von

98 Prozent von Natur zur Anerkennung ihrer Ansprüche bestimmt zu sein schien! (Da, wie schon erwähnt, im Folgenden unter „Kirche" stets die römische Kirche verstanden wird, an dieser Stelle aber die Zahlenangabe ihrer Bekenner in Frankreich auch an die kleine Minderheit der französischen Protestanten denken läßt, so sei hier folgende kleine Einschaltung über die Stellung dieser Minderheit zu der Trennungsfrage gestattet: Wäre Frankreich im gleichen Zahlenverhältnis protestantisch, wie es tatsächlich katholisch ist, dann wäre die Trennungsfrage überhaupt nicht entstanden. Der Protestantismus steht seinem Wesen nach zum demokratischen Staatsbegriff in keinem solchen Gegensatz wie der Katholizismus, obgleich es ja auch in ihm eine freiheits- und entwicklungsfeindliche Orthodoxie gibt. So hat denn auch der Protestantismus im natürlichen Gegensatze zum Katholizismus dem Trennungsgedanken in keiner Phase irgendwie opponiert. Als Beweis für sein völliges Einverständnis mit der Trennung sei eine Auslassung der Konsistorien von St. Etienne und der benachbarten Bezirke zitiert, in der es heißt: „Die Trennung der Kirchen und des Staates ist eine vollendete Tatsache. Diese Maßregel entspricht zu sehr den Grundsätzen des Evangeliums, das die Religion für eine rein persönliche Sache erklärt, als daß wir sie bedauern sollten. Und da diese Reform in einem gerechten Sinne vollzogen wurde und die Gewissensfreiheit völlig sichert, können wir uns nur Glück dazu wünschen, daß die religiösen Wahrheiten endlich nur noch von denen unterstützt werden, die sich dazu bekennen, und der Kultus nur noch von den Christen unterhalten wird, die das Bedürfnis empfinden, gemeinsam zu beten und sich zu erbauen.")

Um nun auf den Konflikt zwischen der römischen Kirche und der französischen Demokratie zurückzukommen: Was sich da vor unseren Augen abgespielt hat und jetzt zum Austrage gekommen ist, war ein notwendiger historischer Prozeß, der in allen seinen Phasen von der striktesten Logik beherrscht ist. Ihn in allen diesen Phasen darzustellen, würde den Raum, der diesen Betrachtungen zugewiesen ist, bei weitem zu überschreiten zwingen. Auch darf wohl die Kenntnis der wichtigsten Faktoren bei den Lesern vorausgesetzt und darum die Erörterung auf das letzte entscheidende Stadium beschränkt werden. Man ist geneigt und gewohnt, den kritischen Wendepunkt dieses Prozesses in dem Dreyfushandel zu sehen. Äußerlich angesehen, ist das auch richtig, und von diesem Standpunkt könnte man die Peripetie sozusagen auf Tag und Stunde fixieren: auf den Tag und die Stunde, da Zolas „J'accuse"-Brief erschien. Aber Sabatier hat zweifellos recht, wenn er, den Dingen tiefer auf den Grund gehend, jenen Wendepunkt schon in das Jahr 1892 zurückdatiert, da Papst Leo XIII. an die französischen Katholiken die Parole des ralliement ergehen ließ. Daß die Kirche, das heißt der Klerus und seine gläubige Herde, stets konservativ, ja reaktionär

war und wirkte, — sagt Sabatier — das hätte ihr die Demokratie der dritten Republik nach ihrem Grundsatze der Anerkennung jeder Meinungsfreiheit wohl verzeihen können, aber daß die Klerikalen (um den in diesem Zusammenhange politisch richtigeren Terminus für „die Kirche" einzusetzen) auf eine vom Vatikan ausgegebene Losung hin wie ein Regiment Soldaten einschwenkten, daß „1893 Geistliche, die noch 1892 die Kirchenschlüssel zur Beflaggung am Nationalfeste der Republik am 14. Juli verweigert hatten, nicht nur die Trikolore auf der Turmspitze duldeten, sondern ganze Fahnenbündel um den Hochaltar steckten und eine Messe für die Republik sangen",*) das machte die Demokratie stutzig und mißtrauisch. Diese moderne Demokratie ist durchaus individualistisch und fordert von dem politischen Individuum, dem Staatsbürger, vor allem eine persönliche, aus bewußter Kritik und wohlerwogenen Gründen geborene Überzeugung sowie ein mit dieser Überzeugung harmonierendes Handeln. Das Tun der Ralliierten erweckte demnach in ihr nur Mißtrauen und Antipathie und brachte ihr den unversöhnlichen inneren Gegensatz zwischen klerikaler und demokratischer Denkart nicht minder deutlich als das Tun der Nicht-Ralliierten, der unversöhnlichen Klerikalen, zum Bewußtsein. Gambettas berühmtes Wort „le cléricalisme, voilà l'ennemi" erhielt eine blitzartige Beleuchtung. Immerhin: hätten die Klerikalen, die verkappten und die offenen, auch nur ein Mindestmaß von Vorsicht gebraucht, so wäre das Mißtrauen vielleicht zu besiegen gewesen. Ein Teil der Republikaner ließ sich täuschen und gewinnen. 1894 sprach Spuller in der Kammer das Wort vom „neuen Geist", und einige Jahre lang herrschte noch jener „gemäßigte" Republikanismus der Méline, Ribot und Genossen, der aus konservativen Instinkten heraus zu einem Bunde mit dem ralliierten Klerikalismus bereit war. Aber diese Vorsicht fehlte der Kirche. In verblendetem Übermut begann sie — ihre eifrigste Truppe dabei der Assumptionistenorden — einen Sturmangriff, um zur Herrschaft zu gelangen. In jeder Stadt schoß ein Ableger des klerikalen Hetzblattes „Croix" empor und bearbeitete mit einer zugleich rohen und giftigen Polemik gegen die Demokratie die Bevölkerung; überall wucherten klerikale Schul- und Vereinsgründungen. Da brachte das Jahr 1896 der Demokratie mit dem berüchtigten Taxilschwindel den zweiten „Denter". War diese groteske Gaunerei schon an und für sich lehrreich genug, so ließ das Verhalten der Klerikalen nach seinem Zusammenbruch ihre Geistesverfassung vollends als schlechterdings unheilbar erkennen. Keine Reue, nicht der elementarste Ansatz zur schamvollen Erkenntnis der eigenen Verblendung, sondern statt dessen nur die blöde Litanei: „Die Freimaurer haben Taxil gekauft, um die Katholiken zu betrügen."

*) Sabatier, 2. c. p. 22/23.

Und nun, ganz rasch nach dem Taxilfalle der Dreyfushandel! Als die Demokratie nach dem Selbstmord Henrys zu der Einsicht kam, in welche Selbstverblendung sie geraten war, wurde sie sich gleichzeitig damit auch der Rolle bewußt, die bei all dem Wirrsal der Klerikalismus, die Kirche in jeder ihrer einflußreichen Vertretungsformen, gespielt hatte, und von Stund' ab stand es fest, daß die Zukunft der Demokratie selbst auf dem Spiele stünde, wenn nicht die Kirche ihrer unheilvollen und so tausendfach mißbrauchten Macht entkleidet würde. Ihren äußeren Ausdruck fand diese Erkenntnis in der Bildung des Ministeriums Waldeck-Rousseau und des links-republikanischen Blocks, in welchem die Gruppe der Sozialisten unter Führung von Jean Jaurès das geistig führende und unermüdlich treibende Element bildete. Es begann der grundsätzliche Kampf gegen den Klerikalismus mit dem klar erkannten Endziele, ihn völlig unschädlich zu machen. Als Datum der förmlichen Kriegserklärung kann man jenes Bankett in Toulouse vom 28. Oktober 1900 betrachten, an dem Waldeck-Rousseau von den „zwei Jugenden" sprach, die in Frankreich nebeneinander aufwüchsen: die eine, geringer an Zahl, in den staatlichen Schulen, aus denen der Religionsunterricht verbannt ist, die andere, die große Masse, in den Schulen der Mönchs- und Nonnenorden, deren ganzer Unterricht die systematische Züchtung des Hasses gegen die bestehende, demokratische Staatsordnung und ihre Ideale bezweckte und erreichte. Wer die Schule, das heißt die Jugend hat, der hat auch die Zukunft. So dachte der Klerikalismus, aber so dachte nun auch die Demokratie, und darum setzte der Krieg mit dem Kampfe um die Schule ein. Noch war es, äußerlich betrachtet, kein Krieg gegen die Kirche selbst; das Konkordat blieb noch aus dem Spiele. Jene Franctireurs der Kirche, jene geistlichen Lehrorden waren im Konkordat überhaupt unerwähnt. Sie bestanden und wirkten ohne jede gesetzliche Grundlage, ja zum größten Teile ganz bestimmten Gesetzesvorschriften entgegen. Als Waldeck-Rousseau ihnen mit seinem Vereinsgesetze vom 1. Juli 1901 ans Leben ging, hätte der Vatikan immer noch eine Brücke zum Frieden bauen können, wenn er in Anerkennung der unanfechtbaren Rechtslage jene die Kirche selbst kompromittierenden Orden verleugnet und ihrem Schicksale überlassen hätte. Aber jetzt enthüllte sich, was der richtige Instinkt der Demokratie vorausgefühlt hatte, daß ein ehrliches Ralliement der Kirche mit der Republik ein Ding der Unmöglichkeit sei. Die Kirche konnte jene Orden nicht verleugnen, weil sie tatsächlich innerlich untrennbar mit ihnen verbunden war, weil sie selbst tatsächlich nach demselben Ziele wie sie, nämlich nach der Beherrschung der Republik strebte. Und diese innere Solidarität zwang sie, in den Lehrorden sich selbst angegriffen zu fühlen. Mit dem jüngst durch das päpstliche Weißbuch bekannt gewordenen Briefe Leos XIII. an Loubet vom 25. März 1900, der gegen den Entwurf des Vereinsgesetzes Protest

erhob, begann der Kampf um die Auslegung des Konkordats und damit der Krieg direkt zwischen dem Staate und dem Vatikan. Die Etappen dieses Krieges brauchen hier nur mit ihren Hauptdaten erwähnt zu werden: 1901 erste Niederlage der Kirche mit dem Inkrafttreten des Vereinsgesetzes, 1904 ihre zweite Niederlage mit dem Combesschen Unterrichtsgesetze, das aus der Beschränkung der Ordensschulen ihr völliges Verbot machte und den noch zugelassenen Orden eine Aussterbefrist von 10 Jahren (also bis 1914) setzte, endlich 1905 die dritte und entscheidende Schlacht und Niederlage der Kirche: das Trennungsgesetz. Immer wieder muß hervorgehoben werden, daß die Kirche selbst diesen Verlauf des Krieges verschuldet hat. Sein Abschluß, die Aufhebung des Konkordats und die Durchführung der völligen Trennung von Kirche und Staat, stand an seinem Beginne noch nicht im Kriegsplane der ganzen französischen Demokratie, sondern nur ihrer extremsten Gruppe. Der Kirche schlimmster Fehler war ihr Verhalten anläßlich des Besuches Loubets in Rom. Durch seinen Protest gegen diesen rein politischen Akt hat der Vatikan seine Armee in der Republik selbst geschwächt, indem er das empfindliche französische Nationalgefühl aufs schwerste kränkte.

Wir haben im vorstehenden gesehen, wie es zu der Trennung von Staat und Kirche gekommen ist und kommen mußte; im folgenden wollen wir diese Trennung selbst nach ihrem Wesen und ihren mutmaßlichen Wirkungen betrachten.. Dazu sei vorab bemerkt: seiner Genesis nach war das Trennungsgesetz eine Kriegsmaßregel, gedacht als wuchtigste, als vernichtende Waffe; während man aber diese Waffe schmiedete, und indem man bei dieser Arbeit naturgemäß den jeden Zoll Boden verteidigenden Widerstand aller konservativen Elemente zu bekämpfen hatte, gewann in der Demokratie selbst der edlere Gedanke die Oberhand, nicht nur ein ephemeres Kampfgesetz, sondern ein in sich konsequentes, wahrhaft gerechtes und über die Tagesstreitfragen hinaus dauernd logisches Gesetzgebungswerk zu schaffen, eine aufrichtige Reform im höchsten Wortsinne. Das Gesetz sollte dem Ideal der Toleranz genügen, nicht jener heuchlerischen Toleranz, zu der sich der Klerikalismus selbst bekennt und die ihre prägnanteste Kennzeichnung in dem zynisch-offenen Worte Veuillots („Wo wir in der Minderheit sind, fordern wir die Freiheit auf Grund Eures Prinzips; wo wir in der Mehrheit sind, verweigern wir sie Euch auf Grund unseres Prinzips") gefunden hat, sondern jener echten, die ehrliche Überzeugung und Gewissensfreiheit rückhaltlos respektiert, solange sie nicht über ihre eigenen Rechte hinaus in die gleichen Rechte anderer Überzeugungen aggressiv hinübergreift. Die Verwirklichung dieser Toleranz in dem Trennungsgesetze erhellt aus folgender knappen Zusammenfassung seiner wesentlichsten Bestimmungen über die neue Ordnung der Dinge.

Der Staat erkennt keine Kirche an, aber er gestattet und gewähr-

leistet die unbehinderte Ausübung jedes religiösen Kultus. Da die Diener des Kultus als solche mit dem Staate nichts mehr zu schaffen haben, sind sie nicht mehr Staatsdiener, nicht mehr Staatsbeamte, folglich hat der Staat sie auch nicht mehr zu besolden und hört das Kultusbudget des Staates, der Departements und der Kommunen zu bestehen auf. Die Mittel zum Unterhalt des Kultus und seiner Organe haben diejenigen aufzubringen, die ihm anhängen und sich als Vereine zu seiner Ausübung konstituieren. Diese Kultusvereine unterstehen wie alle anderen Vereine dem gemeinen Recht, speziell dem Vereinsgesetz. In Würdigung aber ihrer besonderen Existenzbedingungen und -Interessen werden ihnen auch einige besondere Vergünstigungen zuerkannt: 1. um auch etwaigen Minoritäten die Möglichkeit der Kultausübung zu sichern, ist die Mindest-Mitgliederzahl eines einzelnen Kultusvereins in Gemeinden unter 1000 Seelen auf nur sieben, in solchen bis zu 2000 Seelen auf fünfzehn, in solchen über 2000 Seelen auf fünfundzwanzig festgesetzt, unter Wahrung des Austrittsrechtes für jedes einzelne Mitglied; 2. in Anerkennung des Umstandes, daß die Versammlungen der Kultusvereine nach Wesen und Organisation der Kulte ebenso häufig wie regelmäßig sind, sind die Kultusvereine im Gegensatz zu anderen Vereinen nicht gehalten, jede einzelne Versammlung den weltlichen Behörden anzumelden, vielmehr kann die Anmeldung en bloc immer für ein ganzes Jahr erfolgen; 3. in Würdigung, daß die hierarchische Organisation untrennbar mit dem Wesen der katholischen Kirche verknüpft ist, wird den Kultusvereinen gestattet, sich zu Verbänden mit zentraler Verwaltung und Oberleitung, und diesen Verbänden, sich zu einem Landesverbande zusammenzuschließen; 4. die innere Organisation der Kultusvereine und -Verbände ist bedingungslos frei. Der Staat kümmert sich weder darum, wie ihre Leiter (also die Pfarrer, Bischöfe und Erzbischöfe) gewählt oder ernannt, noch wie und wo sie zu ihrem Berufe ausgebildet werden. — Neben diese Bestimmungen, die vornehmlich die Rechte der Kultusgesellschaften sichern, treten weitere Bestimmungen, welche sich berührende Interessen der Kultusvereine und des Staates betreffen, nämlich die über das bewegliche und unbewegliche Kirchenvermögen. Um zunächst Härten zu vermeiden, die sich aus dem plötzlichen Aufhören der staatlichen Besoldung ergeben können, wird den zur Zeit der Inkraftsetzung des Gesetzes im Amte befindlichen Geistlichen je nach Alter und Dienstzeit eine lebenslängliche Pension von mindestens der Hälfte bis zu höchstens drei Vierteln ihres bisherigen Gehaltes, im Maximalfalle 1500 Frcs. ausgesetzt. Die jüngeren, noch nicht unter diese Bestimmung fallenden erhalten vier Jahre hindurch eine Zuwendung, die im ersten Jahre ihrem vollen bisherigen Gehalte, im letzten noch einem Drittel davon gleichkommt; in den kleinsten und darum finanziell schwächsten Kultusvereinen wird diese Frist verdoppelt. Die gleichen Verpflichtungen wie der Staat

übernehmen die Departements und Kommunen, wo bisher diese die Geistlichen besoldet haben. Neben diesen besonderen, unleugbar sehr liberalen Bestimmungen stehen die allgemeinen, welche besagen: Sofort nach Inkrafttreten des Gesetzes werden die Kirchengüter, und zwar sowohl die beweglichen und unbeweglichen, die den einzelnen Kultusanstalten direkt gehören, als auch diejenigen, die dem Staate oder den Kommunen gehören, deren Nutznießung aber die Kultusanstalten haben, vom Staate inventarisiert. Die erste Kategorie wird den Kultusvereinen (wohl gemerkt: den Vereinen, nicht deren Leitungen, das heißt dem Klerus!) als Eigentum übertragen, die sie unter Oberaufsicht des Staates und unter gesetzmäßiger, regelrechter Buchführung zu verwalten haben; in Streitfällen entscheidet das Verwaltungsgericht des Staatsrates. Die zweite Kategorie, unter welche die Kultusgebäude (im weitesten Sinne: Kirchen, Tempel, Synagogen, Kapellen, Wohngebäude der Geistlichen aller Grade und Seminare) fallen, sind und bleiben Eigentum des Staates, der Departements und Kommunen, werden aber den Kultusvereinen unentgeltlich zur Verfügung überlassen und zwar die eigentlichen Gottesdienstgebäude dauernd, die Wohngebäude für eine Frist bis zu fünf Jahren. — Der dritte wichtige Komplex von Bestimmungen betrifft die Sicherstellung des Staates und der Staatsbürger gegen Mißbrauch der den Kultusvereinen und Kultusdienern eingeräumten Freiheiten. Die hauptsächlichsten sind: 1. die Versammlungen zur Ausübung eines Kultus sind öffentlich und unterstehen dem Aufsichtsrecht der staatlichen Behörden. 2. Politische Versammlungen in den für die Kultusausübung bestimmten Räumen sind verboten. 3. Verboten ist auch, „in den Kultstätten durch Reden (Predigten), Verlesung oder Verteilung von Schrift- und Drucksachen oder Anschläge einen mit einem öffentlichen Amte betrauten Bürger zu beschimpfen oder zu verleumden oder eine direkte Aufforderung gegen die Gesetze und gesetzliche Handlungen von Behörden zu erlassen". Auf alle Übertretungen dieser Bestimmungen sind, je nach der Schwere und den Umständen des einzelnen Falles, Geldbußen von 16 bis 3000 Francs und Freiheitsstrafen von einem Monat bis zu zwei Jahren Gefängnis vorgesehen. Der Proselytenmacherei und dem geistlichen Terrorismus gegenüber dem einzelnen Gläubigen oder Ungläubigen dient eine besondere Bestimmung, die Strafen androht „denjenigen, die jemanden, sei es durch Tätlichkeiten, Anwendung von Gewalt oder Drohungen, oder indem sie ihm Furcht vor dem Verlust seiner Stellung oder Schädigung seiner Person, seiner Familie oder seines Vermögens einflößen, dazu bestimmen, einen Kultus auszuüben oder sich seiner Ausübung zu enthalten, einem Kultusvereine als Mitglied anzugehören oder aus ihm auszutreten, sowie zu den Kosten eines Kultus beizutragen oder nicht beizutragen".

Wer der gesamten Frage des Verhältnisses zwischen Staat und

Kirche unbefangen gegenübersteht, und wer ebenso unbefangen die besonderen Verhältnisse dieses Problems im heutigen Frankreich in Erwägung zieht, der wird nicht umhin können, zuzugestehen, daß die französische Demokratie das Problem der Trennung so sachlich und so liberal gelöst hat, wie irgend möglich. Es ist der Kirche nichts genommen worden, was ihr zur Erfüllung ihrer Aufgabe unentbehrlich wäre, sofern man diese Aufgabe nur wirklich aus der Idee ihrer Gründung ableitet, sie also darauf begrenzt, den religiösen Bedürfnissen gläubiger Seelen zu genügen. Der Vatikan selbst freilich und seine Parteigänger schreien über Vergewaltigung, vergleichen das Werk der Republik mit den Christenverfolgungen Neros und Diokletians und möchten über die „Freimaurer", die es vollbracht, am liebsten Pech und Schwefel vom Himmel regnen lassen. Die maßlosen Ausbrüche ihres Ingrimms sind ja begreiflich, weil die römische Kirche ja eben ihre Aufgabe auf Erden ganz anders auffaßt und stets, je nach den Zeitumständen, mehr oder minder offenherzig auch nach der weltlichen Herrschaft gestrebt hat und noch strebt. Lägen der Kirche wirklich nur die religiösen Bedürfnisse am Herzen, so müßte sie sich der Trennung vom Staate sogar mindestens ebenso freuen, wie der Staat sich seiner Trennung von der Kirche. Denn auf ihrem eigenen Gebiete ist die Trennung eine Befreiung von Fesseln, die sie selbst oft drückend empfunden hat. Hinfüro braucht die Kirche bei der Ernennung der Bischöfe und Pfarrer auf keinen weltlichen Machthaber mehr Rücksicht zu nehmen; sie kann nach Belieben und je nach der in ihr selbst herrschenden Tendenz liberale oder orthodoxe, vom Geiste Loyolas oder des heiligen Franziskus erfüllte Seelenhirten in die Gemeinden und Diözesen entsenden, und nur das eine kann sie nicht mehr, durch diesen Klerus direkten Einfluß auf die weltlichen und politischen Geschäfte ausüben. Einen *indirekten* Einfluß dieser Art auszuüben, hindert sie die Trennung keineswegs schon, denn es liegt auf der Hand, daß, wenn die Kirche es versteht, mit den kirchlichen Mitteln ihre Gläubigen mit ihrem Geiste zu erfüllen, diese Gläubigen, die ja doch auch Staatsbürger sind, in diesem Geiste der Kirche an der Wahlurne und im Parlament ihre staatsbürgerlichen und gesetzgeberischen Rechte ausüben werden. Aber — und da sind wir beim springenden Punkte — diese Erfüllung der Gläubigen mit dem Geiste der Kirche, allein mit geistigen und geistlichen Mitteln, traut sich die Kirche offenbar nicht zu. Jenes Nimbus entkleidet, der den Abbé und den Bischof für die Masse durch seinen Charakter als Beamter, und zwar oft in äußeren Ehrenbezeigungen bevorzugter Beamter des Staates umgab, fürchtet der Abbé, fürchtet der Bischof, fürchtet die ganze Kirche, auch des ganzen Respektes sich beraubt zu sehen, den die Masse ihr bisher entgegenbrachte. Und darüber hinaus fürchtet die Kirche auch noch, in ihrer materiellen Existenz bedroht zu sein. Sie traut den eigenen Anhängern nicht die

Opferwilligkeit zu, da, wo etwa die Erträge des den Kultusvereinen überwiesenen Kirchenvermögens für den Unterhalt der Kultusdiener nicht ausreichen, den Ausfall gegenüber der bisherigen Leistung des Staates durch freiwillige Spenden auszugleichen. Endlich fürchtet die Kirche — und dies am allermeisten — das Schisma. Diese Furcht erscheint in der Tat nicht unbegründet. Wir haben gesehen, daß Besitzer des Kirchenvermögens, die Kultusvereine, nicht die kirchlichen Behörden sein sollen. Das heißt also: die Gemeinden besolden ihre Seelsorger. Wenn bisher ein Seelsorger bei seiner Gemeinde unbeliebt war, so war das für seine materielle Existenz gleichgültig; er bekam sein Gehalt vom Staate wie der idealste und beliebteste Seelenhirt auch. In Zukunft kann die Gemeinde einem mißliebigen Pfarrer den Brotkorb höher hängen, das heißt sie ist dem Pfarrer gegenüber selbständiger geworden. Mit dieser Neuerung greift das Trennungsgesetz indirekt doch in die hierarchische Organisation der katholischen Kirche ein, und zwar in einer Weise, deren Wirkungen sich nicht absehen lassen, aber sehr groß sein können. Und andererseits, indem so die Geistlichen abhängig von ihren Gemeinden werden, lockert sich ihr Abhängigkeitsverhältnis zu den eigenen Oberen, und damit die straffe Disziplin, die den katholischen Klerus zu einer so beispiellos einheitlichen Kampftruppe der Kirche gemacht hat. Durch diese Verschiebung nach unten und nach oben können geistige Kräfte frei werden, die bisher im Drill und Zwang der hierarchischen Organisation und Uniformität gefesselt waren. Nichts aber haßt und fürchtet die römische Kirche mehr als Entfesselung geistiger Kräfte, denn überall, wo eine solche stattfindet, weht auch ein Hauch von Freiheit und Entwicklung. Und selbst wenn diese Gefahr nicht bestünde oder sich geringer als gefürchtet erweisen sollte, so droht Rom noch immer ein Schisma anderer Art. Am 6. Januar schrieb der Figaro über die Frage der künftigen Ernennung der Bischöfe. Bisher ernannte sie der Staat, und der Papst erteilte ihnen die kanonische Bestätigung. Nach dem Trennungsgesetz kümmert sich der Staat um keine Bischofsernennung mehr, und der Papst hätte somit freie Hand, aber — meinte der Figaro — jetzt nach der Abschaffung des Konkordats hätten die Katholiken Frankreichs einschließlich der Geistlichkeit einmütig den Wunsch, das alte gallikanische Recht der freien Wahl der Bischöfe durch die französischen Katholiken wiederhergestellt zu sehen. Das sei geradezu eine nationale Frage. Der alte Gallikanismus sei nicht tot, er schlafe nur, und unter der Herrschaft des Trennungsgesetzes werde er leicht wach werden. Eine nationale katholische Kirche — eine gräßliche Perspektive für die internationale Tendenz des Vatikans!

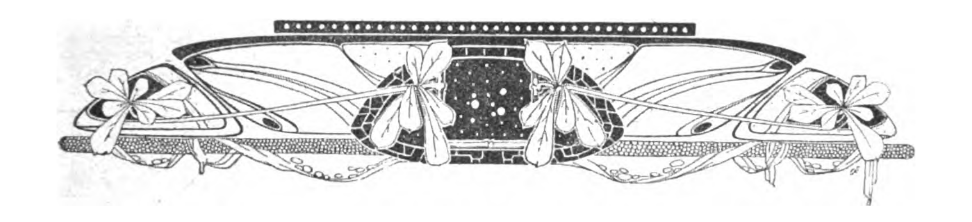
Ob es zu dieser oder einer anderen schismatischen Entwicklung kommen wird, wann es dazu kommen wird — das sind Fragen, die sich jeder auch nur einigermaßen sicheren Beantwortung entziehen. Und

wir wollen hier nicht anmaßlich Prophet spielen. Aber daß solche Entwickelungen in den Bereich nicht unwahrscheinlicher Möglichkeiten treten, das ist schon eine gewaltige Wirkung der großen Gesetzgebungsarbeit der französischen Demokratie. Eine Wirkung übrigens, die der Kirche als rein religiöser Anstalt wieder nur zum Segen gereichen kann, indem sie zur Vertiefung und Verinnerlichung der kirchlichen Arbeit und des Klerus zwänge — eine Notwendigkeit, der auch sehr gute und wahrhaft gläubige Katholiken in Frankreich sich nicht verschließen. Der Publizist Cornély, den man zu ihnen zählen darf, drückte das kurz nach der Annahme des Trennungsgesetzes im Senate sehr hübsch so aus: „Wenn die Pfarrer keine Beamten mehr sind, werden sie das Bedürfnis fühlen, ihre Religion wieder annehmbarer zu machen; sie werden sie von der heidnischen Kruste befreien, welche die gebildeten Geister von ihr fernhält. Sie werden sich nicht mehr damit begnügen, Pilgerzüge nach Lourdes einzurichten, und sie werden sich wieder ein wenig nach den Intellektuellen umschauen, die sich allmählich der Religion entfremdet haben, weil sie zur Mirakelbude geworden ist, und die sich ihr wieder zuwenden werden, wenn sie wieder eine Schule der Moral und der menschlichen Solidarität wird. Wenn der Priester kein Agent Cäsars mehr ist, wird er gezwungen sein, zu Jesus zurückzukehren; hier wird er seine verlorene Kraft und Popularität wiederfinden.“ In der Tat, obwohl die „Rückkehr zu Jesus“, das heißt die Rückkehr zu wirklich religiöser und nur religiöser Tätigkeit dem Geiste der römischen Kirche, so wie sie nun einmal heute ist, sehr gegen den Strich geht, so wird sie doch den einzigen Weg darstellen, um die Einbuße an Einfluß wieder einzubringen, den ihr die Entziehung der Stütze weltlicher Autorität zugefügt hat. Das ist auch Sabatiers Ansicht, und zwar meint dieser feine Beobachter schon jetzt Ansätze zu dieser Entwicklung erkennen zu können. Er sieht sie aber nicht, wie deutsch-protestantische Leser vermuten möchten, in den évadés, den römischen Geistlichen, die wie André Bourrier die Soutane ausgezogen und den Rock des protestantischen Geistlichen angelegt haben, sondern in der Bewegung, die durch den Namen des Abbé Loisy gekennzeichnet ist. Die offizielle katholische Kirche, meint er, sei „sterbend, ja schon tot“, aber schon steige ein neuer, gereinigter Katholizismus auf, der nicht im Widerstreit mit der Demokratie und dem Laienstaate stehe. Der Vatikan hat Loisys freie Kritik in der Exegese verbannt, wie er auch die Reformideen des Würzburgers Schell verdammt hat, und wie er es nach seiner ganzen Tradition tun mußte, aber während der deutsche Ketzer sich unterwarf, hat der Franzose sich nicht unterworfen, sondern ist unbeirrt seinen Weg fortgeschritten, ja er hat ein stattliches Häuflein Mitstreiter gefunden. Sabatier nennt Namen, die in Deutschland zum Teil noch ganz unbekannt sind: die Abbés Dabry, Naudet, Lemire auf politischem, den Kanonikus Chevalier, Monsignore Duchesne, Abbé Foutin,

P. Delehaye auf historischem und Le Roy — einen Laien! — auf dogmatischem Gebiete. Diese Bewegung ist, nach Sabatier, viel radikaler und konsequenter als die des Abfalls zur protestantischen Kirche. Ihr „erscheint der Protestantismus als eine große geschichtliche Tatsache, aber auch als eine Tatsache der Vergangenheit". Le Roy stellt den Satz auf, daß, gegenüber den Bedürfnissen der Gegenwart „die Idee eines Dogmas überhaupt ein Ärgernis ist". Damit, sagt Sabatier, „sind wir ebenso weit von Harnack, Calvin und Luther, wie von dem geronnenen Klerikalismus, der sich für allein rechtgläubig hält". Und er zitiert weiter Le Roy mit einem Satze, in dem dieser offenbar sehr kühne Geist die unbedingte Denk- und Entscheidungsfreiheit des Individuums gegenüber jedweder Autorität proklamiert.

Es kann an dieser Stelle weder unsere Aufgabe sein, noch reicht unser Material dazu aus, zu untersuchen, wie breit dieser „Katholizismus von morgen" in Frankreich schon ausgreift und wie tief er etwa schon Wurzeln geschlagen hat. Für einen kritischen, scharfen Beobachter, wie Sabatier, ist es eine Hoffnung, ja eine Zuversicht, daß er wachsen und erstarken wird, daß ihm die Zukunft gehört; für uns ist dieser Katholizismus Loisys und der Seinen vorläufig nur ein kulturpsychologisches Phänomen von symptomatischer Bedeutung, und Sabatiers Zuversicht können wir nur mit der Einschränkung teilen, daß wir zugeben: die Trennung von Staat und Kirche schafft dieser Bewegung tatsächlich eine Entwickelungsmöglichkeit, die sie ohne die Trennung nicht erlangt hätte. Noch einen Schritt weiter könnte man gehen und sagen: Wenn diese Bewegung wirklich zu einer Macht erstarkt, dann kann sie zum Sauerteige innerhalb der römischen Kirche werden und sie aus den Banden der Erstarrung im jesuitisch-klerikalen Geiste befreien. Eine solche Wirkung würde sich dann aber selbstverständlich über die Grenzen Frankreichs hinaus erstrecken und damit zu einem Segen für alle Länder werden, die wie die romanischen unter dem Joche Roms dahinsiechen oder wie Deutschland vom Machthunger und von den Knechtungsgelüsten Roms schwer bedroht sind. Kommt es dazu, dann wird eines Tages die Kulturwelt, alles, was für die Befreiung der Geister im weitesten Sinne kämpft, der französischen Demokratie für eine ebenso kühne wie große Wohltat zu danken haben.





Otto Ernst.

Von

August Friedrich Krause.

— Breslau. —

Dem bei der Masse der Gebildeten noch gänzlich unbekannten Dichter und Essayisten Otto Ernst hatte es im Jahre 1895 nicht gelingen wollen, sein erstes Drama: „Die größte Sünde" auf die größeren Bühnen Deutschlands zu bringen. Nach den starken äußerlichen Erfolgen seiner „Jugend von heute" und des „Flachsmann als Erzieher" gewannen viele Bühnenleiter plötzlich rasches Verständnis für die Vorzüge dieses Stückes. Vielleicht hatten sie sich der Erwägung nicht verschließen können, daß die manchmal etwas burlesken, manchmal auch trivialen Späße und Ergötzlichkeiten der Ernstschen Komödien dem Publikum Ohren und Herzen geöffnet hätten für die Tragik seines Erstlingsdramas. Als berühmter Bühnenautor fand Ernst einen angesehenen Verlag, der nicht nur für seine neuen Bücher sich tüchtig ins Zeug legte, sondern auch die früher erschienenen erwarb, jedes neue Buch fand willige Leser und Käufer, und die alten erlebten neue Auflagen. Der Dichter Otto Ernst war entdeckt — entdeckt in dem Augenblick, da der Komödiant auf die Bretter sprang.

Man könnte in einem Aufsatze, der sich mit dem Dichter Otto Ernst beschäftigen soll, von dem Bühnenschriftsteller Ernst absehen und es mit Feststellung der eben erwähnten, wenn auch in der modernen Literaturgeschichte nicht vereinzelt dastehenden, so doch interessanten Tatsache genug sein lassen, wenn nicht Ernst selbst besonderen Wert auf seine dramatischen Arbeiten legte und damit kund täte, daß doch immerhin ein Teil seines Wesens als Dichter und Mensch darin eingeschlossen liege. Bühnenlicht vergröbert und läßt meist nur die Umrißlinien eines Wesens in die Erscheinung treten. Wer Ernst nur als Dramatiker kennt, muß darum zu einer falschen Einschätzung seines Wertes kommen; einige wesentliche Züge dürften wir bei Betrachtung seiner Bühnenwerke immerhin gewinnen.

Man wird nicht sagen können, daß Otto Ernsts Dramen und Komödien ungeschickt gemacht wären; sie verraten scharfen Blick für das Bühnenwirksame, sichere Hand in der Anordnung der Szenen, der Gruppierung der Personen, der Gestaltung des Szenenbildes. Geschickt weiß er die Handlung zu führen und dramatisch zu steigern, und meist gelingt es ihm, in Kontakt mit den Zuhörern zu bleiben. Seit der Vierjährige ein eigenes Puppentheater besaß, seit der Zwölfjährige „künstlerischer Leiter" an dem Puppentheater eines Freundes war und mit trunkener Begeisterung den „Tell" und den „Freischütz", „Zriny", „Emilia Galotti", die „Iphigenie" und den „Egmont" aufführte, hat sich der Sinn für das Dramatische in ihm noch gesteigert. Und wenn wir das Bekenntnis in der „melancholischen Plauderei": „Ohne Heimat der Seele" („Aus verborgenen Tiefen", 3. Bändchen) wörtlich nehmen dürfen, ist seines Lebens heißester Wunsch gewesen, sich der darstellenden Kunst widmen zu dürfen, Schauspieler zu werden. Nachdem es ihm einmal gelungen war, in den Herzen anderer dieselbe Begeisterung zu entfachen, die sein Herz trunken machte, hat diese Sehnsucht nach dem „Beruf der Menschendarstellung" sich nie mehr ganz in seiner Seele zur Ruhe betten mögen, wenn auch das Leben ihn zwang, sie in die hintersten Winkel zu bannen und mit den dunklen Tüchern der Entsagung zu verhängen. Aber Otto Ernst wurde ein gern gehörter und viel begehrter Vortragskünstler und er wurde — Bühnenschriftsteller.

Fünf Werke hat Otto Ernst für die Bretter geschrieben, die die Welt bedeuten sollen, und zwei davon haben seinen Ruf als Bühnenautor begründet.*) Aber wohl nur einige Urteilslose sind in Versuchung gekommen, ihn um dieser Arbeiten willen als bedeutenden Dichter auszurufen. Denn von vornherein mag es gesagt sein: was Otto Ernst für die Bühne geschrieben hat, gehört nicht zu seinen besten und bleibenden Schöpfungen, und man wird von manchem seiner anderen Bücher noch sprechen, wenn die „Jugend von heute" samt dem „Flachsmann" längst vergessen sind. Technisches Geschick macht immer nur einen gern und erfolgreich aufgeführten Bühnen*schriftsteller*, und auch die beste und edelste Begeisterung für seine Stoffe kann ihn nicht zum Bühnen*dichter* erheben.

Man hat Otto Ernst mit Moser und Schönthan und manchen andern *Bühnenroutiniers* auf eine Stufe gestellt und hat ihm damit bitter Unrecht getan. Diese Handwerker, die mit der Kunst nichts zu tun haben, benützen ihren Bühneninstinkt und ihre Kenntnis des Bühnenwirksamen nur dazu, ihre Taschen zu füllen, und schreiben ihre Theaterstücke mit einem nach dem Publikum schielenden Auge. Wer das ehrliche Streben Otto Ernsts, wer die Begeisterung kennt, mit der er allem

*) Otto Ernsts Bücher sind alle im Verlage von L. Staackmann in Leipzig erschienen.

Edlen und Schönen und mit der er der Kunst dient, wird ihm kaum die „größte Sünde“ eines Künstlers zum Vorwurf machen können: um des materiellen Vorteils willen sein Talent dem seichten Geschmack und dem Amüsierbedürfnis der großen Masse dienstbar gemacht zu haben. Auch seine Bühnenstücke erfüllt dieselbe ehrliche Begeisterung, derselbe ehrliche Zorn, der in seinen übrigen Dichtungen lebt. Sein Drama: „Die größte Sünde“ ist ein ehrlicher, heißer Kampf gegen Frömmelei, Heuchelei und Intoleranz, ein Kampf um das Recht zu denken und eine eigene Meinung zu haben. In der „Jugend von heute“ richtet er die scharfen Waffen seiner Satire gegen eine bis zur Roheit feinfühlige, niedergehende Überkultur, welche die harten Brocken nicht zerbeißen und nicht verdauen kann, die ihr unsere moderne, alle Energien auslösende, mit den schärfsten Mitteln den Kampf ums Dasein kämpfende Zeit zwischen die Zähne schiebt. Und der „Flachsmann“, die „Gerechtigkeit“, der „Bannermann“, was sind sie anderes, als scharfe Hiebe gegen Auswüchse des heutigen Kulturlebens auf den Gebieten der Schule, des Journalismus, der Parteipolitik? Diese Stoffe allein schon müssen ihn vor solchen Anklagen schützen, denn mit ihnen buhlt man wahrlich nicht um die Gunst des Publikums.

Mit größerem Recht hat man ihm dagegen den Vorwurf der Tendenz gemacht. Im ersten Bande seiner Essaysammlung: „Buch der Hoffnung“, das ebenso wie sein „Offenes Visier“ eine Reihe sehr interessanter und wertvoller Aufsätze aus Literatur, Pädagogik und öffentlichem Leben bringt, untersucht Otto Ernst „die Scheu vor der Tendenzdichtung“ und ihre Berechtigung. Er wendet sich gegen alle, die von einer Dichtung verlangen, „daß sie allgemeine ‚ewige‘ Ideen verkörpere, daß sie Gedanken und Gefühle variiere, die die Menschheit gewissermaßen ein für allemal bewältigt und zu ihrem festfundierten Vernunftkapital geschlagen habe“, und er kommt zu dem Schluß, „daß jedes echt dichterische, eine Idee verkörpernde Werk, in dem ein künstlerisches Individuum sich selbst gibt und mit charakteristischer Deutlichkeit zur Geltung bringt, tendenziös ist und von großen Partien des Publikums in diesem Sinne aufgenommen wird“. Er scheut sich nicht, auf die Frage: „So soll denn der Kampf der Meinungen auch in der Kunst toben?“ die runde und klare Antwort zu geben: „Warum nicht? Wer uns am tiefsten zu erschüttern, am innigsten zu rühren, am seligsten zu erheitern vermag, wer uns mit der tiefsten Sehnsucht nach Vollkommenheit erfüllt und unser Wollen mit der nachhaltigsten Kraft versorgt, der hat gesiegt, denn über seinem Haupte waltet sichtlich mit besonderem Segen die Wahrheit.“

Niemand wird mit Fug einem Dichter das Recht streitig machen dürfen, in seinen Dichtungen seine Anschauungen zur Darstellung zu bringen und auf seine Weise der Wahrheit zu dienen. Alle, der demokratische und der patriotische, der pietistische und der freigeistige Dichter,

haben das gleiche Recht auf ästhetische Wertschätzung, wenn sie die gleiche Gestaltungskraft besitzen. Nicht daß ein Kunstwerk einer Tendenz dient, darf entscheidend sein bei Beurteilung seines künstlerischen Wertes, sondern wie es der Tendenz dient, ob — um Otto Ernsts eigene Worte zu gebrauchen — über dem Haupte des Künstlers „sichtlich mit besonderem Segen die Wahrheit" gewaltet hat. Es braucht wohl nicht besonders betont werden, daß nicht die ethische Wahrheit der Tendenz, sondern die ästhetische der Darstellung gemeint ist. Man kann anderer Meinung sein als der Dichter, man kann der Weltanschauung, aus der heraus sein Werk geboren ist, aufs heftigste widerstreben und kann dennoch sein Kunstwerk bewundern und sich von ihm ergreifen lassen bis in die tiefste Seele hinein. Und andererseits: unser Herz kann mit dem Herzen des Dichters in gleichem Takt der Begeisterung für eine Idee schlagen, wir können mit ihm die gleichen Anschauungen von Gott und Welt hegen und empfinden dennoch seine Dichtungen als unangenehm tendenziös und unwahr und wenden uns von ihnen, obgleich wir wissen, daß sie in hellstem Eifer für Wahrheit und Recht geschaffen wurden.

So ergeht es mir mit Otto Ernsts Bühnenwerken und mancher anderen seiner Dichtungen.

Es kann nicht verschwiegen werden: dem Dichter der „Größten Sünde", des „Flachsmann", des „Bannermann" und der „Gerechtigkeit", des „Süßen Willy" und der Satiren und Burlesken, die er unter dem Titel „Narrenfest" zu einem Buch vereinigte, fehlt alles Maß. Um der Wahrheit willen wird er unwahr, um der Gerechtigkeit willen wird er ungerecht. Er steht als Künstler nicht über den Parteien, sondern mitten unter ihnen und auf der Seite einer Partei. Der Künstler ist göttlich, nicht bloß in seinem Schaffen, auch in seinem Verhältnis zu seinen Geschöpfen. Wie der ewige Schöpfer aus Wolkenhöhen sieht auch der Künstler auf seine Menschen hernieder, gibt dem einen diesen Charakter und dem andern jenes Wesen, läßt sie miteinander ringen und kämpfen um die ewigen Dinge und gibt der Wahrheit und dem Recht am Ende doch den Sieg. Und alle Streiter für Wahrheit und Recht sind Sieger, auch wenn sie in dem Kampfe fallen. Und alle sind sie Menschen, die guten wie die bösen, und lieben und hassen wie Menschen und nicht wie Engel oder Teufel.

In seinem „Asmus Semper" erzählt Otto Ernst von den Figuren des Puppentheaters, das der kleine Asmus einmal zu Weihnachten bekam: sie waren in einer einzigen, meist schnell vorübergehenden Situation festgehalten; der Bauer Kilian schabte Max, dem Jägerburschen, Rübchen, die junge Gräfin vom Strahl hielt bei ihrer Vermählung krampfhaft das Bündel fest, das sie als Käthchen aus dem Elternhause mitgenommen, und die Vertreter der drei Waldstädte schwuren mit

einer beispiellosen Ausdauer. So ergeht's auch den Figuren in Otto Ernsts Dramen. Sind sie auch nicht gerade in einer schnell vorübergehenden Situation festgehalten, so erscheinen sie doch meist nur von einer Idee beherrscht. Schließlich ist man doch nicht immer salbungtriefender Frömmler und ewig demütiger Jünglingsvereinsjüngling. Ernst sieht seine Personen nur von einer Seite. So erblickt sein parteiisches Auge in allen auf der Gegenseite stehenden Menschen seines Dramas „Die größte Sünde" zu sehr das Christlich-Orthodoxe, zu viel die Frömmelei und Heuchelei und zu wenig das Allgemeinmenschliche. Sie sind nicht einmal Typen, geschweige denn Individuen. Wer hat schon ein größeres pädagogisches Scheusal als den Flachsmann gesehen, in dem sich alle schändlichsten Untugenden eines Lehrers und Vorgesetzten vereinigen? Weiß jemand einen größeren pädagogischen Tugendbold, als den Flemming, der auch nicht einer pädagogischen Tugend bar wäre? Von den unglaublich verzeichneten Gestalten der „Gerechtigkeit" und des „Bannermann" will ich ganz schweigen.

Otto Ernst scheint diesen künstlerischen Mangel selbst zu empfinden. Nach den Erfolgen seiner „Jugend von heute" und des „Flachsmann" nahm er sich seinen Erstling vor: „Die größte Sünde" und arbeitete ihn um. In dieser Umarbeitung ist das Drama über die Bühnen gegangen. An dem Inhalt des Stückes ist nichts Wesentliches geändert; Ernst hat nur versucht der gegnerischen Seite gerechter zu werden: an die Stelle der unglaublich bigotten Elise Rehkamp hat er die sanftere, verstehendere, von wahrhaft christlichem Geiste erfüllte Schwester Armgart Hohberg gesetzt. Pastor Meiling hat ein Gegengewicht erhalten in dem nur in einer kurzen Szene auftretenden Pastor Rosenfeldt, der statt Meiling die Taufhandlung vollziehen soll. Auch er gehört zu den Vertretern der Orthodoxie, die sich ein menschlich fühlendes Herz bewahrt haben.

Ebenso scharf tritt dieses Übertreiben der einzelnen Figuren um der Absicht willen, die er mit dem Werke verfolgt, in manchen seiner Novellen, in allen seinen Satiren und Burlesken hervor: noch nicht gar so aufdringlich in der „Kunstreise nach Hümpeldorf", einer Erzählung aus dem Bande „Kartäusergeschichten", und in dem „Herrn Fabrikanten" der Sammlung „Aus verborgenen Tiefen", die jetzt unter Weglassung zweier Geschichten unter dem Titel: „Besiegte Sieger" herausgekommen ist. Stärker schon zeigt sich dies Übertreiben in den Erzählungen: „Bei gebildeten Leuten" und „Herkules Meyers Gedichte". Das humoristische Erziehungsidyll: „Der süße Willy", das auch in einer besonderen Ausgabe erschienen ist, nähert sich stark den Satiren und Burlesken des „Narrenfestes", in denen Otto Ernst überhaupt auf jede Charakterisierung verzichtet und die Personen nur noch Karikaturen sind, Figuren, die von einer einzigen, meist recht kleinen und kleinlichen Idee bewegt werden und die sonst nichts Lebendiges an sich haben.

Man muß diese Art des Schaffens bei Otto Ernst als einen Mangel an künstlerischer Gestaltungskraft bezeichnen, nicht nur weil sie dominierend ist, vor allem, weil sie sich selbst in den besten seiner Schöpfungen nicht ganz verleugnet. Nehmen wir die besten seiner Novellen: die „Aufzeichnungen eines Schulmeisters" in den „Verborgenen Tiefen", die er „Überwunden" überschrieben hat, nehmen wir die Erzählung „Anna Menzel" in den „Kartäusergeschichten", ja, greifen wir selbst zu dem Besten, was Otto Ernst geschaffen hat, dem Roman: „Asmus Sempers Jugendland", überall tritt uns die gleiche Erscheinung entgegen: der Dichter zeigt uns alle Menschen nur von einer Seite, sie erscheinen uns darum flach hingelegt, nur in den Umrißlinien. Es will ihm nur selten gelingen, sie zu runden und zu füllen, daß sie plastisch werden. Halte man gegen die Menschen Ernsts, man nehme getrost den schönsten und feinsten Menschen, den er geschaffen hat, den Ludwig Semper, die Menschen Frenssens, des stärksten Plastikers unter den heutigen Erzählern, und man wird verstehen, was ich meine.

Stellen wir Otto Ernsts bestem Werk, dem „Asmus Semper", seine mißratensten Komödien: den „Flachsmann", die „Gerechtigkeit", den „Bannermann" gegenüber, so wird uns bald genug klar werden, warum ihm das eine gelang, das andere mißriet. Sobald Otto Ernst eine Idee demonstrieren will, sobald er für eine Idee gegen Zustände der menschlichen Gesellschaft kämpft, wird er einseitig, sein künstlerisches Vermögen verläßt ihn, er redet, aber gestaltet nicht, seine Personen bleiben Figuren, die er hin und her schiebt, die nicht aus sich heraus handeln, kämpfen, siegen oder untergehen, sondern all dies erleben, weil der Dichter es so fügt. Man sieht die Drähte, an denen sie zappeln. Wenn Ernst nicht demonstriert und nicht kämpft, gewinnen die Menschen und ihre Handlungen sofort Leben, und Blut füllt pochend ihre Adern.

Otto Ernst aber muß kämpfen. Seinem Wesen ist eine stark wirkende Aktivität eigen, er ist eine aggressive Natur, der „das passive Heldentum Jesu und die duldende Feindesliebe nur bis zu einem gewissen Grade sittlich ist". Er muß immer Ideen demonstrieren, er muß kämpfen und zuschlagen. Dabei verleitet sein starkes drängendes Temperament ihn nicht selten, über das Ziel hinaus zu schießen, er wirft alles in einen Topf, er sieht überall nur Unduldsamkeit, Egoismus und Ignoranz, und leicht wird er in seinem Kampf um Toleranz selbst intolerant.

Wir werden dieses Wesen Ernsts am besten verstehen, wenn wir seiner Jugend nachgehen und in dem Kinde die Entwickelungskeime aufsuchen, die sich in dem Menschen und Dichter voll entfaltet haben. Selten hat uns ein Dichter dies so leicht gemacht wie Otto Ernst. Sein Roman: „Asmus Sempers Jugendland" gibt uns das treueste und echteste Bild

seiner Jugend, und dürfen wir auch nicht jedes äußere Erlebnis des kleinen Asmus als ein Erlebnis des jungen Otto Ernst Schmidt ansehen, so dürfen wir es doch wohl bei den meisten tun und dürfen vor allem in dem Entwicklungsgange dieser Knabenseele den des Dichters erkennen.

Daß nicht nur Asmus Sempers, daß auch Otto Ernsts Entwicklung am stärksten durch seinen Vater beeinflußt worden ist, erfahren wir aus den Widmungsversen, die er seinem ersten Essaybande: „Offenes Visier" voranstellt:

„Was oft in Tagen, die in Nacht versanken,
Mit gleicher Glut in unsern Herzen brannte,
Was dann im Tausch verschwiegener Gedanken
Ein froh beredter Blick dem andern nannte:
Aus diesen Blättern sollt' es dich umwehn,
Mit der Erinn'rung traumbeglänztem Flügel —
Nun wird's allein durch meine Seele gehn
Als Geistergruß von einem stillen Hügel."

Was der arme Zigarrenarbeiter seinem am 7. Oktober 1862 in Ottensen bei Altona geborenen Sohne Otto Ernst Schmidt mitgeben konnte, waren freilich keine Tausendmarkscheine und keine Hypothekenbriefe mit vier- und fünfstelligen Zahlen, aber helle Begeisterung für alles Große und Schöne, unersättlichen Schönheitsdurst, starke Empfänglichkeit für die Wunder und tiefinnerlichsten Sensationen der Kunst wußte er in seine Seele zu legen. Den ganzen Tag hallte die von dem scharfbeizenden Staub und Duft der Tabaksblätter erfüllte Arbeitsstube von herrlichen Worten der verschiedensten Dichter, von hohen Melodien der größten Komponisten wieder, und der Knabe lernte schon in frühen Jahren das Beste deutscher Literatur und Musik kennen. Aus der Fülle seines reichen Herzens gab der Vater noch manches dazu, und der Sohn dankte es ihm mit stummseligem Blick. Er nennt seine Jugend selbst eine Welt, geschaffen aus Dürftigkeit und Begeisterung, und erzählt von ihr in seiner Plauderei: „Was war uns Friedrich Schiller?" („Vom geruhigen Leben." Humoristische Plaudereien über große und kleine Kinder.): „In dieser Welt wußte man oft nicht, wovon man am nächsten Tage leben sollte, aber man wußte, daß die großen, heiligen und schönen Dinge über alle Tage und Sorgen dauern. In dieser Welt hatten die Fenster keine Gardinen; aber man sah durch diese Fenster mit weit aufgehendem Herzen die große, wunderreiche Schönheit des Himmels; die Betten hatten keine Federn, aber man legte sich nieder mit einem Kopf voll leuchtender Gedanken und singender Träume; man erwachte und erfaßte sogleich mit dankbarem Herzen die ewige Jugendschönheit des Morgens. In dieser Welt kannte man nicht die tausend raffinierten Genüsse des Lebens; aber die stolze Seele trug weit, hoch hinaus über dieses Leben in ein unendlich höheres, wo die Stille des Abends, die

schweigende Glut des Mittags, der weiße Rauch über den Wiesen Genuß und Seligkeit war. In dieser Welt sorgte man sich um eine zerschlagene Kanne, weil man oft die Groschen zu ihrer Wiederbeschaffung nicht hatte; aber naiver Weise kam man nie auf den Gedanken unserer besseren Kreise, daß man ja an den Büchern sparen könne und keinen „Coriolan“ für drei Groschen zu kaufen brauchte. Es war eine ganz unordentliche, unmoralische Welt! Und doch weiß ich mir kaum etwas Heiligeres als einen Jünglang, der die Aufmerksamkeit des Pöbels durch einen geflickten Rock erregt und der diese Aufmerksamkeit nicht gewahr wird, weil er die Anwartschaft auf einen antiquarischen „sämtlichen“ Lessing in der Tasche fühlt und geraden Blicks in das verheißungsvolle Land seiner Träume starrt“. Die Jugend dieser Welt ist so unsäglich wirklichkeitsfremd, daß sie eine Reklamausgabe der Schillerschen Gedichte, die neu für 60 Pfennige zu haben ist, im Wonnetaumel der Freude, diesen köstlichen Schatz endlich besitzen zu dürfen, vom Antiquar für 70 Pfennige kauft. Diese Jugend meint noch die Welt erobern zu können mit ihrer glühenden Begeisterung, und sie macht später auch wirklich Eroberungen, weil diese Begeisterung dem Manne Mut und zähe Ausdauer gibt für den Guerillakrieg des Lebens.

In dem väterlichen Hause Otto Ernsts war die Kunst die Religion aller, darum brauchten sie die Religion der staatlich approbierten Orthodoxie nicht, die in den Schulen gelehrt wird, sie glaubten wenig oder gar nichts davon. Er berichtet von dem kleinen Asmus, und wir dürfen getrost annehmen, daß dies auch für ihn Geltung hat: „Er hatte eine Menge von radikal-rationalistischen Ideen und Worten in sich aufgenommen, ja, viele von den Arbeitern seines Vaters hatten alle Religion als Unsinn und Pfaffenbetrug bezeichnet.“ Der Religionsunterricht in der Schule war nun schon gar nicht danach angetan, ihm den christlichen Glauben lieb zu machen. Der kleine Junge schon „liebte und glaubte die Religion nicht“, und als er in der obersten Klasse der dreistufigen Dorfschule zu Ottensen saß, war er mit dem Herrgott bereits fertig und ein ausgewachsener Freigeist, der mit scharfem Blick die Hohlheit der christlich-kirchlichen Dogmatik und ihrer Beweisführung erkannte. Er konnte und konnte eben nicht verstehen, daß Gott eins sei und auch wieder drei und auch wieder eins, daß Jesus Mensch sei und doch nicht Mensch, Gott und auch nicht Gott. Wohl hatte er den Gefühlsgehalt des Christentums in sich aufgenommen, war von ihm erschüttert und war von ihm gerührt worden. Es gehört zu den schönsten Stücken des Romans „Asmus Semper“, da Ernst erzählt, wie das Leiden und Sterben und Auferstehen des Menschensohnes dem Knaben ans Herz greift. Aber diese Empfindungen hatten nichts, rein gar nichts zu tun mit dem verstandesmäßigen Erfassen des Christentums, und er konnte in diesem Zwiespalt zwischen Gefühl und Verstand so recht aus tiefstem Herzen

heraus beten: „Lieber Gott, sag mir nur ein einziges Mal, ob du wirklich da bist — gib mir ein Zeichen — dann will ich auch ganz gewiß an dich glauben, mein ganzes Leben lang.“ Aber es kam kein Zeichen, Asmus Semper, oder besser: Otto Ernst blieb Freigeist.

So fällt schon in dem Wesen des Knaben auf, was später dem Wesen des Menschen den Grundton gab: die brünstige Liebe zur Wahrheit, sein Wahrheitsfanatismus. Mit seinem Verstande tastet er sich immer weiter durch die dunkeln Schächte der rätselvollen Welt, mit dem hellen Licht seines Denkens leuchtet er hinein in ihr rätselvolles Dunkel. Und saugen auch die dicken Finsternisse seine Strahlen oft ganz auf, es entmutigt ihn nicht; Schritt für Schritt schiebt er seine Füße weiter auf der mühseligen Wanderung, dankbar für jedes Fünkchen Sonne, das durch die schräganfsteigenden Gänge vom Himmel hereinfällt, Auge und Seele tröstend. Dieses drängende Suchen, diese heiße Sehnsucht nach Erkenntnis finden wir bei Ernst auf allen Gebieten, nicht bloß auf dem religiösen. Der Dichtung weist er Kampf und Sieg; mitten im modernen Leben soll sie stehen; alle Abseitigkeit, alles Lebenabweisende und aller Nihilismus in der Literatur sind ihm ein Greuel.

Von diesem Standpunkte aus wird man auch seine „Jugend von heute“ am besten verstehen. Es war Otto Ernst sicher nicht um eine Glorifizierung philiströser Familiensimpelei zu tun. Und gegen den Verdacht, eine Verunglimpfung der modernen Literaturbewegung beabsichtigt zu haben, braucht er, der oft so wacker und scharf für sie gestritten hat, sich nicht zu verteidigen, er hat — wie er selbst sagt — „nachdrücklich genug für die Moderne gesprochen“. Man hat sich durch den verallgemeinernden Titel des Stückes irre führen lassen und den wahren Konflikt darum übersehen, um so leichter übersehen, als er nicht scharf genug herausgearbeitet ist. Es ist der Konflikt zwischen dem vollsaftigen, robusten Willens- und Tatenmenschen und dem willenskranken, dekadenten Nervenmenschen, der Kampf, der am Willen zur Tat sich beseligenden Potenz und der krankhaft sich windenden, vor Neid berstenden und doch nach dem „Heiland der fröhlichen Tat“ sich sehnenden Impotenz. Das Problem liegt in den Worten Goßlers: „Ihn (Hermann) hat sich die Natur zum Gefäß erwählt — die in uns abgestorben ist — und gebiert immer rüstig darauf los in seiner Seele. Und die Natur ist leider verflucht genial. Wir beide bildeten gewissermaßen die Welt als Wille und Vorstellung in der Westentasche, (auf Hermann zeigend) der Wille, (sich selbst vorstellend) die Vorstellung.“ Das Stück ist leider nur eine aktuelle Zeitkomödie geworden und hätte doch das Zeug in sich gehabt, die Tragödie der Dekadenz zu werden, aber es gibt doch viel von dem geistigen Wesen Otto Ernsts, viel mehr als die anderen Bühnenstücke, die uns nur einen Ausschnitt, manchmal — wie „Die Gerechtigkeit“ und „Bannermann“ — sogar nur einen sehr kleinen Ausschnitt davon sehen lassen.

Stärker noch ist der politische Kämpfer in Otto Ernst. Wie Asmus Sempers Jugend ist auch die des Dichters nicht eitel Glück und Begeisterung gewesen; auch er lernte Leid und Not und Entbehrungen bis zum Grunde kennen. Obwohl es dem träumerischen, nach Sonne und Freiheit sich sehnenden Knaben oft schwer genug mag geworden sein, mit am Arbeitstisch sitzen und Tabak entrippen zu müssen, wenn draußen die Welt voll bunter Blüten, die Luft voll Glanz und Vögelzwitschern war, schwerer waren doch noch die Tage zu tragen, wenn der Vater krank war oder keine lohnende Arbeit finden konnte und die graue Not mit am Tische saß und jedem die Bissen in den Mund zählte. Da wuchsen in dem Knaben die ersten Keime jenes großen Mitleids mit allen Unterdrückten, jener starken Liebe zu allen Armen und Elenden, die des Mannes Herz erfüllt, da wuchs in ihm der Haß empor gegen alle Satten, die sich von dem Schweiß der Armen nähren, und seine Opposition gegen Staat und Regierung. Vielleicht hat er, wie sein Asmus, auch einmal dabeistehen müssen, als der Gerichtsvollzieher den Eltern, die den Brotmann nicht bezahlen konnten, die letzten Möbelstücke aus der armseligen Stube pfändete, und Gram, Verzweiflung, Haß, Wut und Mitleid mit den Eltern haben ihm in unaufhörlichem Kampfe das Herz zerwühlt, daß er empfand, wie der kleine Held seiner Dichtung: „Von nun an, wenn Herr Cremer in der Schule von Staat und Regierung sprach, stieg sein Herz wie ein scheuendes Roß in der Schlacht. Denn der Staat war sein Feind, die Regierung war sein Feind, das Gericht war sein Feind, der König war sein Feind. Er war zu jung, um anders zu denken."

Nur schwer finden sich Menschen mit solchen Jugenderlebnissen wieder zurück zu einer ruhigen, objektiven und gerechten Betrachtung der Dinge; wenn sie auch nicht gerade „den schuldlosen Handlangern der Justiz" dauernd ihren Haß nachtragen werden, so mag ihnen doch das in der Jugend verletzte Gefühl noch oft genug heiß zu Kopf steigen, daß sie Haltung und Maß verlieren und schon Worte wie: Regierung, Staat und ähnliches ihnen schmerzhaft in den Ohren klingen. So wurde Otto Ernst Demokrat. Er ist einer von denen, die meist klar und scharf die Dinge erblicken, wie sie sind, sich nicht blenden und nicht verwirren lassen; aber es kann ihm doch auch manchmal geschehen, daß sein heißblütiger Haß ihn zu schwarz, seine siegfrohe Hoffnung ihn zu hell sehen lassen. So gilt zum Beispiel sein unablässiger Kampf jenen, „die uns individuelle Meinungen, welche von früheren Jahrhunderten akzeptiert wurden, von uns aber zurückgewiesen werden, mit einem großen Mangel an Bescheidenheit und Rücksicht aufzwingen wollen". Aber auch unter dem hochgeschlossenen schwarzen Rock kann ein ehrliches und aufrichtiges Herz schlagen, und der „große Mangel an Bescheidenheit und Rücksicht" kann einem tiefen heiligen Glauben entspringen, der aus echter Liebe zu den

Menschen um das Heil ihrer Seele eifert. In ruhigeren Stunden weiß Ernst das selbst; er schreibt im „Offenen Visier“: „Wir haben keinen Spott und keinen Zwang für ein Herz, das in anderem Takt schlägt als das unsere; wir kennen keine physische, keine moralische, keine soziale Folter für den, der das künftige Paradies in andern Träumen sieht als wir; denn wir hegen eine tiefe, mitfühlende, verstehende Ehrfurcht vor dem, was eine ringende Menschenseele unter Freuden und Schmerzen geboren hat, und was ihr als heiligster Besitz gilt.“ Und manche seiner politischen Hoffnungen und Träume, die sein glaubensstarker Idealismus seiner Seele in lieblichen Bildern vorgaukelt, müssen wohl ihre Erfüllung recht weit draußen in den dämmergrauen Bezirken der Zukunft suchen. Aber das ist ja das Charakteristische aller aktiven, vorwärts drängenden Tatmenschen wie Otto Ernst: sie sehen kein Unmögliches und wissen von keinem Hindernis, und in glaubensfroher Zuversicht drängen sie der Zukunft entgegen, die alle Möglichkeiten birgt.

So sehen wir den Mann vor uns stehen: kampfmutig, besonnen und unbesonnen, ehrlich und heiß hassend, aber ebenso aufrichtig liebend, zweifelnd und glaubend, aber immer hoffnungsselig und zukunftfroh. Es kann uns nicht wundern, daß diesem Manne der Vater alles ist. Selten hören wir ihn in seinen Büchern von der Mutter reden, ihr dankt er wohl wenig in seinem Wesen, und die poetische Begabung ist väterliches Erbteil. Wir brauchen nur den Roman „Asmus Sempers Jugendland“ zu lesen, um zu wissen, wie viel der Vater ihm gewesen ist und gegeben hat, und wie sehr die Mutter von ihm an Glanz überstrahlt wird. Karl Busse zählt darum in einer Besprechung des „Asmus Semper“ Otto Ernst nicht mit Unrecht den sogenannten „männlichen Dichtern“ zu, die, durchaus Pathetiker und bessere Redner als Schöpfer, spröde sind und „jener Weichheit, jener weiblichen Mitgift ermangeln, ohne die doch eigentliches und natürliches Leben nicht gezeugt werden kann“. Dazu will gut passen, daß Schiller — wie Ernst in seinem Aufsatz: „Was war uns Friedrich Schiller?“ selbst erzählt — der Genius gewesen ist, der über seiner Jugend stand, der Heilige, zu dem seine Jugend aufsah und betete. Er bekennt: „Wenn etwas wahr gewesen ist von dem, was mein Kinderherz ergriffen hat, so ist es die Schillersche Dichtung gewesen. Ich saß dabei, wenn sie die Bücher aufschlugen, in welchen vorn die Brustbilder der Dichter auf Wolken thronten, sah und hörte, wie sie die breitbeschwingten Worte sprachen, Flammen in den Augen, jene jungen Flammen, in denen schon so oft der Plunder einer verdorrten Welt verbrannte. Und ich behielt — wie es in der Bibel so wunderschön heißt — alle diese Worte und bewegte sie in meinem Herzen.“

So ist es denn natürlich, daß in Otto Ernsts Dichten etwas von dem Wesen und Geist dieses großen Pathetikers ist, der seinem Herzen so nahe steht. Dieser Einfluß macht sich zunächst im Stil bemerkbar.

In seiner Diktion ist etwas Klingendes, Tönendes, man merkt, daß dem Dichter beim Schreiben seine Sprache in den Ohren tönt. Wir wissen, daß Otto Ernst Deklamator ist, und so klingt auch alles, was er schreibt, als wenn er es in der nächsten Viertelstunde vor einem großen Publikum in hell erleuchtetem Saale vortragen sollte. Er findet Bilder von großem Glanz, die wie geschliffene Edelsteine leuchten und blenden, aber es fehlt seiner Sprache an anschaulicher Kraft; sie gibt Farben und Töne, aber ihr mangelt Plastik. Eine süße, weiche, verworrene Stimmung ist in keinem seiner drei Gedichtbände („Gedichte", „Neue Gedichte", „Stimmen des Mittags") zu finden, seine Lyrik eignet sich wenig zum Genießen in einsam-stillen Stunden, und intimere Wirkungen bleiben ihr versagt. Man muß sie hören, von einem Vortragskünstler hören, der eine volle tönende Stimme und ein echtes edles Pathos besitzt. Nie gelingen ihm süß verworren raunende Lieder der Liebe, nur schlicht herzliche, von warmem Empfinden durchströmte Verse vermag er manchmal zu finden, wie das kurze: „Tiefglücklich" in seinen „Neuen Gedichten":

„Das ist der Segen dieser trüben Stunden,
Die mir ein sorgengrauer Himmel sendet:
Die sel'ge Mahnung, daß ich dich gefunden,
Zu der mein Blick aus jeder Nacht sich wendet,
Der Trost, daß meiner heißen Stirn nicht fehle
Die milde Tröstung deiner weichen Wange
Und ich im tiefsten Leid von ganzer Seele
Doch stets nach dir und nur nach dir verlange."

Es ist Eigenart solcher pathetischer Dichter, daß sie, im Grunde ihres Herzens, wenig oder gar nicht naiv, der Natur auch gänzlich unnaiv gegenüber stehen. Sie vermögen wohl ihre Farben und ihren Glanz zu empfinden, selten aber und nur in ihren glücklichsten Stunden ist es ihnen gegeben, mit der Natur und von der Natur in ihrer Sprache zu reden: raunend und heimlich, verworren-selig, zag und verwundert wie ein Kind, dem Unsägliches im Herzen lebt. Das läßt sich nicht mit pathetischen Worten und nicht mit rhetorischen Fragen tun, wie in den ersten Zeilen des Gedichtes „Vorfrühling":

„Welch' goldnes Leuchten fließt so ungeahnt
Wie lichter Zauber um die starren Bäume?
Was zittert wie geheimer Feierton
Mit leisem Klingen durch des Himmels Räume?"

Am wenigsten störend wirkt dieses Pathos in den erzählenden Gedichten, von denen der letzte Band: „Stimmen des Mittags" zwei recht hübsche bringt: „Nis Randers" und „Timm Clasen", die beide Glanzstücke im Repertoire manches Rezitators sind. Die stärksten Wirkungen aber übt es aus in Ernsts Gedanken- und Kampflyrik, in den erschütternden Strophen seiner sozialen Gedichte, in den schwellenden, tönenden

Rhythmen der politischen Dichtungen. Ehrlicher Zorn, aufrichtiger Haß durchflammen sie, und es gibt Zeilen, die wie Schwerterklang dröhnen. Scharfe Satire, beißenden Hohn, stahlscharfen Witz findet der politische Kämpfer in seinen Epigrammen für seine Gegner, und er weiß seine Feinde damit aufs empfindlichste zu verwunden. Es ist ihm gleich, wen er schlägt und wohin er schlägt, wenn es nur ein Feind ist und wenn es nur trifft. Manches dieser Epigramme haben kein Bleibendes, und es ist darum gut, daß der Dichter sie fortließ, als er seine zwei ersten Gedichtbände zu einem zusammenzog und dabei mit anerkennenswerter Selbstkritik auswählte. Ein Zeichen, daß er über sie hinausgewachsen ist, daß Alter und Erfahrungen den Heißblütigen ruhiger und gerechter gemacht haben.

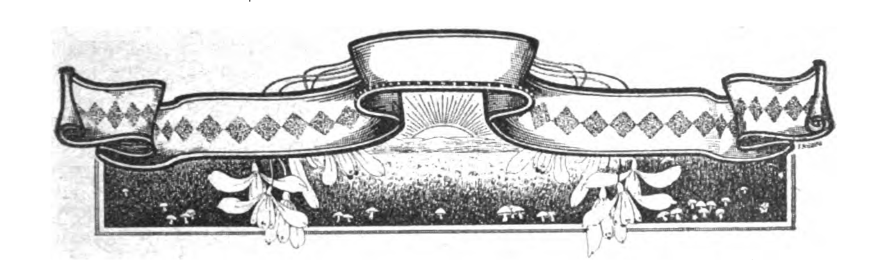
Das scheint sich mir auch in der Tatsache anzukündigen, daß Otto Ernst in seinen letzten Büchern einen sonnenwarmen, ruhig-heiteren Humor findet, der sonst selten in seinen Dichtungen Ausdruck fand. Früher hatte er meist nur Satire, und die Humoresken in seinem „Narrenfest“ waren keine Humoresken. Da kränkten ihn noch die Schwächen der Menschen, da verspottete er sie mit hellem Zornlachen im heißen Gesicht. Das Leben hat ihn verstehender und hat ihn duldsamer gemacht, nun wird ihm das Lachen zum feinen Lächeln, wie es Asmussens Vater manchmal lächelte bei den Torheiten des Knaben, nun wird sein verletzender Spott zum Scherz, der nicht wehe tut. Wohl zeigte sich dies bei Ernst auch früher schon manchmal, wenn auch selten, zu voller Entfaltung aber kam diese Eigenart erst in den humoristischen Plaudereien: „Ein frohes Farbenspiel“ und „Vom geruhigen Leben“, und nicht zuletzt und nicht am schlechtesten in seinem Roman: „Asmus Sempers Jugendland“. Das ist alles so sonnig warm von einem stillen frohen Gefühl überleuchtet, daß einem selbst ganz froh und warm dabei wird. Und wenn auch wirklich schwere Stunden, trübe Tage und Tränen kommen, so verliert man doch dieses sonnige Frohsein nie ganz aus dem Herzen, denn bei Otto Ernst ist der Humor wirklich „ein milder, freundlicher Welterlöser, der an einem stillen Freitag am Kreuze menschlich gelitten hat und menschlich gestorben ist, aber an einem Frühlings- und Ostermorgen strahlend und göttlich wieder erstanden ist und nun in Ewigkeit zur rechten Hand des Vaters sitzt.“

Und das sind seine schönsten Plaudereien, die von Kindern erzählen. Otto Ernst war bis zu den Erfolgen seiner „Jugend von heute“ und des „Flachsmann“ in Hamburg Lehrer, und mancher könnte geneigt sein, hier die Quellen seiner Kinderfröhlichkeit und Kinderseligkeit springen zu sehen. Wer aber weiß, wie sehr der Lehrer heute nur noch Lehrer, wie wenig er noch Erzieher und der Kinder Freund ist, wer erfahren hat, wie ferne er — und wenn er noch so sehr sich darum müht, — dem Herzen der Jugend bleibt, der wird diese Quellen nicht im früheren

Beruf, der wird sie in dem glücklichen Familienleben des Dichters gehen hören. Was der Vater an seinen Buben und Mädchen gesehen, was er mit ihnen erlebt, von ihnen gehört, plaudert der Dichter seinen Lesern aus. Er kennt die kleinen Sorgen und Nöte der jungen Herzen, ihren Jubel und ihr Glück, und kann das Verständnis des klugen Erwachsenen sich einmal nicht so recht hinein finden in ihr Sinnen und Spiel, da hilft ihm die Erinnerung an seine eigene Knabenzeit, von der er ein gut Teil und ihr schönstes Glück im „Asmus Semper" eingefangen hat. In diesem Roman erreicht darum Otto Ernsts Kunst ihren Höhepunkt.

In seinen humoristischen Plaudereien über Kinder beweist Otto Ernst, daß er in die Kinder hineinzusehen versteht, daß er ihr Sinnen und ihr Glück, ihr Spiel und ihr Leid begreifen gelernt hat, aber er bleibt doch immer der Mann, der im stillen in seiner feinen und guten Art darüber lächelt. In seinem Roman wird er selbst zum Kinde und sieht — zum ersten Male, scheint es mir, als Dichter — die Welt mit Kinderaugen und mit Kindersinn. Wohl reichen die großen Fragen des Lebens auch in dieses Jugendland hinein, aber sie tauchen nur auf als große schwere Schatten oder sonnengoldnes Licht und legen sich über das Kinderherz, es mit Düster oder Glanz füllend.

Mir will als das Schönste und Beste an diesem Buche erscheinen, daß man ganz den Dichter darüber vergißt, was einem bei Otto Ernst so selten geschieht. Immer sieht man ihn hinter seinen Dichtungen stehen, als Lehrer oder als Parteimann, als lachenden Philosophen oder als verspottenden Satiriker, als Freigeist oder als Demokrat, und meist mit einer über alle hinwegstreichenden Armbewegung, als stände er auf dem Katheder. Hier wird er klein, so klein, daß er uns aus den Augen schwindet. Unter seinen Novellen: „Aus verborgenen Tiefen" steht eine Novelle: „Überwunden", die ist so voll bitterster Wehmut, voll tiefgreifendsten, aufwühlendsten Schmerzes, voll Müdigkeit und Resignation, daß man sich von dem Gefühl nicht frei machen kann, eine Dichtung vor sich zu haben, die aus tiefstem Erleben heraus geboren ist. So ergeht es uns mit dem „Asmus Semper". In ihm hat Ernst eingefangen, was das Leben ihm an lachendem Glück und bewegendem Leid, an stärksten Gefühlen und feinsten Stimmungen, an tiefsten Träumen und phantastischen Verstiegenheiten geschenkt hat. Dieses Buch dichtete seine Jugend und sein Leben. Darum auch wirkt es so lebendig und so tief. Darum auch nirgends Unsicherheit und ein Tasten, nirgends Lautes und Aufdringliches, darum überall warmes Gefühl und ein sonniges Leuchten. Es ist ein Buch, wie es von seinem Dichter nur einmal geschrieben wird. Man wird es ihm als höchstes Verdienst anrechnen, wenn alle seine anderen Bücher vergessen sind, vielleicht mit einziger Ausnahme seiner Plaudereien über die Kinder.



Reise des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen durch die Mongolei.

Mai 1905.

Von

v. Borch.

— Peking. —

Reisevorbereitungen.

Die Landreise von Peking nach Kiachta gehört immer noch zu den außergewöhnlichen Unternehmungen. Abgesehen von russischen Kaufleuten und russischen nach China entsandten Beamten wird man die Europäer, die die Route gemacht haben, noch mit leichter Mühe zählen können. Gewöhnlich wird der Reisende, der von Peking aus Europa erreichen will, die langwierigen und verhältnismäßig teueren Vorbereitungen, die Mühseligkeiten und Entbehrungen der Landreise durch die Mongolei scheuen und lieber sich den Launen des Meeres als den Unbilden der Wüste Gobi aussetzen.

Prinz Friedrich Leopold von Preußen, der im Anfang des Monats April 1905 mit seinem Gefolge in Peking eingetroffen war, um sich auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers von da aus auf den mandschurischen Kriegsschauplatz zum russischen Hauptquartier zu begeben, trug trotzdem kein Bedenken, sich für diese Route nach Sibirien beziehungsweise der nördlichen Mandschurei zu entscheiden, als der Verlauf der kriegerischen Ereignisse die übrigen Zugangswege zur russischen Armee verschlossen hatte.

Dem kaiserlichen Gesandten in Peking, Freiherrn Mumm von Schwarzenstein, fiel die Aufgabe zu, die notwendigen Vorbereitungen für die Durchführung dieser für einen königlichen Prinzen doppelt außer-

gewöhnlichen Reise zu treffen. Ich wurde von ihm zur Begleitung Seiner Königlichen Hoheit bis zur russischen Grenze bestimmt.

Sind für den einzelnen Reisenden die Vorbereitungen schon recht schwierige, so wachsen die Schwierigkeiten bei einer größeren Reisegesellschaft mit jedem Teilnehmer um das Doppelte. Der Grund dafür liegt in der besonderen Art der Beförderung des Reisenden und seines Gepäcks durch die Mongolei.

Ein kurzer Überblick über die allgemeinen Reisebedingungen auf der Strecke Peking-Kiachta wird zum Verständnis der Notwendigkeit der getroffenen Vorbereitungen von Nutzen sein.

Die Route Peking-Kiachta wird durch die Stadt Kalgan in zwei getrennte Abschnitte geteilt, die in jeder Hinsicht voneinander grundverschieden sind.

Die erste Strecke von Peking nach Kalgan ist wohl die belebteste große Landstraße Nordchinas. Zahlreiche größere Städte und unzählige blühende Dörfer haben sich an ihr im Laufe der Jahrhunderte gebildet. Selten liegen mehr als 3 Kilometer zwischen zwei Ansiedlungen. Die durchaus chinesischen Bewohner gewinnen ihren Lebensunterhalt teilweise aus der Bestellung des streckenweise sehr fruchtbaren Bodens in den weiten, gut bewässerten Talniederungen, durch die sich die Straße hinzieht, zum größeren Teile aber aus dem Durchgangsverkehr, der zu allen Jahreszeiten fast ohne Unterbrechung durch ihre Ortschaften hindurchflutet. Um die Städte herum lagern sich ausgedehnte Vorstädte, die fast ausschließlich aus großen Gasthöfen gebildet sind. In den Dorfstraßen sieht man an allen stattlichen Gehöften die in großen Lettern an die weißen Wände gemalten Ankündigungen „Hotel für Reisende", oder die etwas seltsam klingenden Bezeichnungen „Kamelgasthof", „Schafgasthof", oder gar „Schweinegasthof". Der chinesische Reisende jeder Gesellschaftsklasse, mag er Mandarin oder Schweinetreiber sein, findet an dieser Straße allerorten den von ihm verlangten Komfort. Er findet überall Garküchen und fliegende Händler, so daß er nicht gezwungen ist, seine Beköstigung mit sich zu führen. Für seine eigene Person stehen dem Reisenden alle Fortbewegungsmittel, die das alte China kennt, zur Verfügung: die Maultiersänfte für Mandarinen und reiche Kaufleute, der Karren für Angehörige der mittleren Klassen, der Pony für jedermann und der Esel für den Armen. Für Fortbewegung seines Gepäcks kann der Reisende je nach Geschmack Karren, Maultiere oder Kamele wählen, die sämtlich annähernd die gleiche Geschwindigkeit und die gleiche Tagesmarschleistung bieten.

Diese verschiedenen Reisegelegenheiten kann der Fremde sich in seiner Weise je nach Geschmack zunutze machen: Er wird in der Regel den Pony als immerhin bequemstes Beförderungsmittel für sich selbst wählen und für die Fortschaffung seines Gepäcks die nötige Anzahl Karren engagieren.

Seinen Lebensunterhalt wird er allerdings in Gegensatz zum chinesischen Reisenden zum großen Teil mit sich führen müssen, da er kaum imstande sein wird, das chinesische Wirtshausessen zu genießen. Aber immerhin kann sein Koch in jedem größeren Ort täglich frisches gutes Fleisch, Geflügel, Eier, Gemüse rc. kaufen, so daß er in dieser Hinsicht sein Gepäck auf ein sehr geringes Maß reduzieren kann. Überdies beansprucht die Reise bis Kalgan nicht mehr als fünf Tage und darum keine größeren Quantitäten an Proviant. Die Zahl der Reiseteilnehmer spielt dabei keine wesentliche Rolle. Ponys wie Karren wird man stets in ausreichender Anzahl sich beschaffen können, und die Tagesmarschleistungen werden dieselben für einen wie für zwanzig Karren sein. Die Mitglieder einer großen Reisegesellschaft würden sich naturgemäß im Nachtquartier etwas mehr mit dem Raum beschränken müssen als ein Einzelreisender, aber wirklicher Mangel an Unterkommen ist bei der Fülle der vorhandenen Gasthöfe nicht zu befürchten.

Ganz anders liegen die Reisebedingungen auf der weiteren Route von Kalgan nach Kiachta.

Der Reisende hat hier die Wahl zwischen zwei sogen. „Straßen“: der Karawanenstraße, die ziemlich gerade quer durch die Mongolei von Kalgan bis Urga verläuft, und welcher als der kürzeren der Telegraph folgt, und außerdem der sogenannten „Poststraße“. Auf der ersteren gibt es nur eine Art der Beförderung: der mit Kamelen bespannte Reisewagen für den Reisenden selbst, und das Lastkamel für das Gepäck. Beides muß der Reisende selbst käuflich erwerben, falls es ihm nicht gelingt, mit einem chinesischen oder mongolischen Unternehmer einen Mietvertrag, der jedoch kostspieliger als Ankauf sein dürfte, abzuschließen. Die Reisegeschwindigkeit ist naturgemäß keine große. Man wird kaum eine größere durchschnittliche Tagesleistung als 30 Kilometer erreichen können und dann für die etwa 1360 Kilometer lange Strecke Kalgan-Kiachta rund 45 Tage brauchen. Betreffs Verpflegung und Unterkunft muß der Reisende vollkommen auf sich selbst gestellt sein, da er weder das eine noch das andere am Wege findet.

Anders vollzieht sich der Verkehr auf der sogenannten „Poststraße“. Hier sind in mehr oder minder weiten Abständen, die jedoch nie mehr als 120 Li (rund 50 Kilometer) betragen, Poststationen durch die chinesische Regierung eingerichtet. Auf jeder Station stehen eine Anzahl Pferde — mongolische Ponys — bereit, um die vorher stets amtlich avertierten durchreisenden chinesischen Beamten bis zur nächsten Station zu fahren. Der Reisende hat nur für einen geeigneten Wagen zu sorgen. Sein größeres Gepäck wird — ebenfalls von Station zu Station — durch Kamele befördert. Für Unterbringung der Reisenden in den Nachtquartieren haben ebenfalls die Poststationen amtlich zu sorgen: in jeder Station müssen eine Anzahl mongolischer Filzzelte den durchreisenden

Beamten zur Verfügung gestellt werden. Bei dieser Art der Beförderung, die den Vorzug großer Schnelligkeit für sich hat, spielt jedoch naturgemäß die Zahl der gleichzeitig reisenden Personen und die Menge des Gepäcks eine große Rolle. Während auf der erstgenannten Karawanenstraße bei Fortbewegung größerer Reisegesellschaften oder größerer Gepäckmengen lediglich finanzielle Rücksichten in Frage kommen — nämlich die Anschaffung einer größeren Anzahl von Kamelen, Zelten &c. —, so spielt auf der Poststraße die Anzahl der auf den Stationen bereits vorhandenen, beziehungsweise in kürzester Zeit herauschaffbaren Zugtiere die ausschlaggebende Rolle. Es würde wohl möglich sein, in Kalgan innerhalb 8 Tagen eine beliebige Anzahl von Kamelen für die Reise entlang der Karawanenroute anzukaufen, aber es ist selbstverständlich nicht möglich, an jeder der 60 Stationen zwischen Kalgan und Kiachta eine beliebige Zahl von Ponys bereitzustellen. Für Fortbewegung eines Wagens von einer Station zur nächsten sind durchschnittlich 8 Pferde erforderlich; auf der ganzen Strecke müssen also für einen einzelnen Wagen acht Mal 60, also 480 Pferde aufgeboten werden. Für zehn Wagen sind bereits auf jeder Station rund 80, auf dem ganzen Wege 4800 Pferde erforderlich. Selbst wenn es nun möglich wäre, eine noch größere Anzahl von Pferden an den Stationen zu versammeln, was immerhin bei dem enormen Pferdereichtum nicht ausgeschlossen wäre, so würde es doch vor allem an Reitern fehlen. Denn so zahlreich die Pferde in der Mongolei sind, so knapp sind die Menschen. Und daran findet die Zahl der Teilnehmer einer Reisegesellschaft seine natürliche Grenze. Zu berücksichtigen ist dabei, daß der gesamte Proviant, für den es auf dem Wege bis Kiachta keine Ergänzung gibt, mitzuführen ist und mit jedem Reiseteilnehmer die Menge des Proviants und damit wieder die Zahl der erforderlichen Wagen wächst.

Mit diesen Reisebedingungen mußte bei den Vorbereitungen für die Reise des Prinzen Friedrich Leopold gerechnet werden. Es wurden folgende Maßregeln getroffen:

Die chinesische Regierung wurde amtlich von der beabsichtigten Reise Seiner Königlichen Hoheit verständigt. Sie wurde gebeten:

1. Auf der Strecke Peking-Kalgan vor dem Eintreffen Seiner königlichen Hoheit in den als Nachtquartiere in Aussicht genommenen Orten Unterkunft für Seine königliche Hoheit, sein Gefolge und die Eskorte vorzubereiten.

2. Auf der Strecke Kalgan-Kiachta mit möglichster Beschleunigung an sämtlichen Stationen Kamele zur ungesäumten Weiterbeförderung der vorauszusendenden großen Bagage, sowie ausreichende Bespannung für die Wagen Seiner königlichen Hoheit und seines Gefolges bereitzustellen und an den Nachtstationen für Beschaffung von Unterkunft Sorge zu tragen.

Es wurde gleichzeitig gebeten, alle der chinesischen Regierung dadurch erwachsenden baren Unkosten gegenüber der Gesandtschaft durch Vermittelung der russisch-chinesischen Bank zu verrechnen.

Die russisch-chinesische Bank in Peking wurde beauftragt:

1. Für Transport der großen Bagage von Peking bis Kalgan Vorsorge zu treffen.

2. In Kalgan die erforderliche Anzahl von Wagen für Seine königliche Hoheit und seine Begleitung zu beschaffen.

3. Durch ihre Filialen in Kalgan, Urga, Kiachta den Reisenden in jeder Hinsicht, speziell bezüglich der Verrechnung entstandener Reisekosten 2c. behülflich zu sein.

In Peking wurde zunächst die große Bagage von dem übrigen Reisegepäck in der Weise getrennt, daß zu letzterem nur die für die dreiwöchige Landreise bis Kiachta durchaus unentbehrlichen Gepäckstücke genommen wurden. Alles übrige, also insbesondere die den Hauptteil des Gepäcks bildende Ausrüstung für den Kriegsschauplatz, wurde abgesondert, in Kamellasten verpackt und am 24. April von Peking aus auf 36 Kamelen verladen in Marsch gesetzt. Der kaiserliche Militärattaché, Major von Claer, war inzwischen nach Kalgan abgereist, um an Ort und Stelle mit dem dort residierenden Mandschugouverneur über die zu treffenden Maßregeln zu beraten und ihre Ausführung, soweit möglich, zu überwachen.

Die Vorbereitungen für die Reise von Peking bis Kalgan waren verhältnismäßig einfache.

Pferde für den Prinzen und seine Begleitung stellte das Kommando der Besatzungsbrigade, das außerdem eine Eskorte von 6 Mann und einem Unteroffizier von der Schwadron Jäger zu Pferde aus Tientsin bis Kalgan mitsandte. Für Transport des Gepäcks wurde die notwendige Anzahl von Karren in Peking gemietet. Ein Koch mit einigen chinesischen Boys wurde vorausgesandt, um an den Mittagstationen für das Mittagessen zu sorgen, ein anderer Koch mit einigen Boys befand sich bei dem Gepäck, welches so dirigiert wurde, daß es des Morgens nach dem Prinzen aufbrach und, ohne Mittagsrast durchmarschierend, vor dem Eintreffen des Prinzen im Nachtquartier anlangte. Die chinesische Regierung hatte entsprechend den von der Gesandtschaft ihr gemachten Angaben in allen Mittags- und Nachtstationen Quartiere durch die Ortsbehörden vorbereiten lassen; das Waiwupu sandte außerdem zwei seiner Beamten gleichzeitig mit dem Prinzen Friedrich Leopold von Peking ab, um die gewissenhafte Ausführung der an die Ortsbehörden ergangenen Weisungen zu überwachen.

Die Begleitung Seiner Königlichen Hoheit bestand aus den zwei persönlichen Adjutanten, Major von Hofmann und Major von Rathenow, dem Stabsarzt Dr. Kettner, den zwei Feldjägerleutnants von Wangelin und Rohrbeck, mir selbst, 5 Lakaien und 3 Offiziersburschen, endlich einer

Eskorte von einem Unteroffizier und 6 Mann Jäger zu Pferde. Die Eskorte sollte von Kalgan aus nach Peking zurückkehren.

Von Peking nach Kalgan.

Am 30. April, einem Sonntag, brachen wir von Peking auf. Es hatte die Nacht hindurch stark geregnet, und die Pekinger Straßen zeigten das nach einer Regennacht gewöhnliche Bild von Sumpf und Morast, durch den sich Wagen und Reiter nur mit äußerster Mühe durcharbeiten. Der Weg zum Té-shêng-men (dem Tor des Sieges), in das die große Straße von Nankou, unserm ersten Nachtquartier, einmündet, führt vom Gesandtschaftsviertel aus quer durch die ganze Tatarenstadt und erfordert einen Ritt von einer guten Stunde. Gleich hinter dem Tor beginnt die sandige Karawanenstraße mit einer Breite von fast 50 Metern, die sich dann stellenweise bis auf 10 Meter verengt. Nach etwa einer halben Stunde passiert man den hohen Erdwall der alten Mongolenhauptstadt Kambolik und sieht vor sich die weite, ihre Fruchtbarkeit üppig zur Schau tragende Pekinger Ebene. Die Felder prangten gerade im frischen Grün der Saaten; die Pappeln und Weiden, die die zahlreichen Dörfer einrahmen, versuchten gerade mit ihren jungen Blättern die häßlichen Lehmhäuser zu verdecken, und die warme Sonne bemühte sich, die mit Pfützen angefüllte Straße zu trocknen. Der Frühling und Herbst sind die besten Jahreszeiten für die Pekinger Ebene, die ihr Angesicht je nach der Saison in außerordentlichem Maße verändert. Im Winter eine mit entsetzlichem Staub erfüllte trostlose Fläche, aus der allenthalben elende gelbe Klumpen von Lehmhäusern emporragen, im Frühjahr ein saftig grüner Garten, im Sommer ein Wald von rauschenden Kaolianghalmen*), hinter denen Dörfer und Bäume für das Auge des Wanderers verschwinden, und im Herbst ein sattes, dunkelgrünes Land, um das sich Streifen frischgepflügten schwarzen Ackers wie dunkle Bänder schlingen.

Nach etwa zwei Stunden passiert man den freundlichen kleinen Marktort Ching-ho (klarer Fluß) und nach einer weiteren Stunde die Vorstadt von Shaho (Sandfluß), einem kleinen, von zerfallenen Mauern umgebenen Städtchen, das, unberührt vom vorbeiflutenden Verkehr, abseits der Straße liegen bleibt.

Zwischen den beiden Orten erwartete ein von General Changhsün aus der vor Kalgan gelegenen Präfekturstadt Hsüanhuafu gesandter Zug Kavallerie in Stärke von zwei Offizieren und 50 Mann Seine königliche Hoheit, um von da an dem Prinzen bis Kalgan das Geleit zu geben. Die Leute gehörten zum Huai-chün, der alten Armee Lihungchangs, die seit dem Tode ihres Schöpfers zu einer Art Provinzialarmee Chihlis geworden ist. Die Uniform bestand aus blauen Jacken von

---

*) Kaoliang, eine Art roter Hirse, die in Nordchina bis zu 3 Meter Höhe emporwächst.

chinesischem Schnitt, auf deren Brustseite in roten aufgenähten Schriftzeichen der Name des Truppenteils angebracht war, schwarzen weiten Hosen und einem kleinen runden Strohhut, unter dem der in einem Beutel verpackte aufgerollte Zopf versteckt war. Als Waffe trugen die Leute Mannlicher-Karabiner, aber keinerlei Seitengewehr. Jeder Mann trug vier Rahmen scharfer Patronen in den zwei auffallend kleinen ledernen Patronentaschen, die an einem schwarzledernen Leibgurt befestigt waren. Die Pferde — mongolische Ponys — waren gut gehalten und zeigten Spuren einer leidlich gleichmäßigen Ausbildung.

Die Eskorte war auf Befehl des Generalgouverneurs Yuanshihkai gestellt worden. Die Fürsorge des letzteren für den Prinzen, seine Sicherheit und Bequemlichkeit war von da an auf Schritt und Tritt zu verspüren. Es war zu bemerken, daß er an alle Behörden der von uns berührten Orte die striktesten Befehle gegeben hatte, für den hohen Reisenden in jeder erdenklichen Weise zu sorgen und ihm vor allem alle Ehren zu erweisen, die einem königlichen Prinzen zukommen. So hatten zum Beispiel selbst die kleinsten Ortschaften ihre meist aus Freiwilligen bestehenden Polizeitruppen aufgeboten, in bunte Uniformen gesteckt und mit fliegenden Bannern an den Eingang des Ortes geschickt, um Seine Königliche Hoheit bis an den andern Ausgang zu eskortieren. Es war zuweilen rührend, zuweilen grotesk komisch, diese Dorfgarden in zwei Reihen geordnet am Eingang ihres Dorfes stehen zu sehen, Greise neben Knaben, in den Händen altertümliche Luntenflinten haltend, die sie auf ein Kommando ihres Führers in den wunderbarsten Positionen zu präsentieren versuchten. Selbst für die kleinste Abteilung fehlte nie ein mächtiges, flatterndes Banner, auf dem in großen roten oder blauen Charakteren der Name des Ortes und der Truppe angebracht war.

In Shaho wurde in dem für den Prinzen besonders hergerichteten ersten Hotel des Ortes Mittagsrast gemacht. Der Präfekt der nächstgelegenen Stadt Changpingchou stand mit seinen Unterbeamten in großer Amtskleidung am Eingang des Gasthofes, um den Prinzen zu begrüßen. Das Waiwupu hatte durch vorausgesandte Beamte die sonst wenig wohnlichen Räume in bequemer Weise herrichten lassen und sogar für Champagner und einen Tisch voll chinesischer Speisen gesorgt.

Am Nachmittag wurden die übrigen 25 Kilometer bis Nankou (Südpaß) auf guten Wegen zurückgelegt. Eine mächtige Steinbrücke, aus riesigen Granitblöcken gefügt, führt über den kleinen, recht unscheinbaren Shaho und legt beredtes Zeugnis ab von der Glanzzeit unter den Ming-Kaisern und dem jetzigen Verfall. Einst eins der besten Stücke gediegener Baukunst, ist sie jetzt mit ihren entsetzlichen Löchern der Schrecken aller Karrenführer und ihrer Maultiere.

Gewöhnlich hat der Reisende, sobald er Shaho verläßt, das schöne Gebirgspanorama vor Augen, das die steil aus der Ebene emporragen-

den Felsen des Nankougebirges bieten. Aber an diesem Tage hatte sich der vorher blaue Himmel mit einem dichten weißlichen Schleier bezogen, hinter dem sich Sonne und Berge gleichmäßig versteckten. Es regte sich kein Lüftchen, und die Temperatur war unangenehm schwül. Ohne ersichtlichen Grund — für den Unerfahrenen — begannen uns die Augen zu schmerzen, während wir allmählich in eine graue Wand hineinritten, die man daheim für Nebel gehalten hätte. Aber als uns beim Sprechen die Zähne von Sandkörnchen zu knirschen begannen, merkten auch Nichtkenner nordchinesischer Verhältnisse, daß wir in eine sich langsam und gleichmäßig herabsenkende Staubwolke hineinritten, die ein ferner Sturm aus der mongolischen Steppe über die Berggipfel herbeigetragen hatte, und die sich nun am windstillen Abend langsam in die Ebene herabließ. Kaum fünfhundert Meter vor uns tauchten plötzlich aus dieser gleichmäßigen Nebelwand die scharfen Formen der Nankou-Berge und die zackige Silhouette der Mauer auf, die sich auf beiden Seiten des Ortes Nankou als letzte Talsperre auf die steilen Berge emporzieht. Nach wenigen Minuten befanden wir uns in dem vom Ortsmandarin und den Abgesandten des Waiwupu aufs gemütlichste hergerichteten größten Gasthof Nankous, der den alten bescheidenen Namen Ching-örh-tien, das ist „Gasthof zum Brünnlein", mit dem groß an die weiße Mauer gemalten fremden Namen „Nankou-Hotel" vertauscht hat. Es ist seit vielen Jahren das gewöhnliche Absteigequartier für Besucher der Großen Mauer und der Ming-Gräber, die beide von hier aus leicht zu erreichen sind. Prinz Heinrich von Preußen und Prinz Adalbert von Preußen haben hier gewohnt, und Prinz Friedrich Leopold war nun der dritte preußische Prinz, der seinen Namen in das kleine Gästebuch des „Hotels" eintrug.

Das kleine Fleckchen Nankou liegt am südlichen Eingang zu dem langen Engpaß, der die südlichste Kette des Ju-shan durchschneidet. Seine Bedeutung liegt lediglich in seiner Lage als letzte Nachtstation für alle von Kalgan nach Peking gehenden Karawanen. Es besteht fast nur aus einer einzigen langgestreckten Straße mit zahlreichen Gasthöfen und Geschäftshäusern, die am Abhang der Berge auf Felsen und Geröll erbaut sind. Seine jetzt stark verfallenen Befestigungen bildeten einst den letzten Riegel, durch den die Chinesen den unruhigen Nachbarn im Norden den Zugang zu ihrem Lande abschließen wollten. Die große Heerstraße nach Kalgan, die hier ihren eigentlichen Anfang nimmt, hat sich mit blutigen Lettern in die chinesische Geschichte eingeschrieben: von der ältesten Zeit an bis zum Beginn der Mandschuherrschaft fluteten hier immer von neuem hindurch die wilden Scharen der Söhne der Steppe, für die die wallenden Kornflächen im Süden der wasserdurchströmten Berge das Land der Sehnsucht waren, wie einst für die blonden Söhne Germaniens das sonnige Land südlich der Alpen. Die ständige Besorgnis

vor Einfällen aus dem Norden hat im Laufe der Jahrtausende die lange Kette von Befestigungen geschaffen, die vom Rande des mongolischen Hochplateaus nördlich Kalgans sich an der gesamten zirka 150 Kilometer langen Heerstraße entlang bis Nankou hinzieht. Begonnen worden ist die Anlage einheitlicher Befestigungen an der Nordgrenze wohl zweifellos unter dem meist als „Erbauer der Großen Mauer" bezeichneten Kaiser Tsin-schih-huangti um 220 v. Chr. Vollendet wurde das gesamte Netz der Befestigungen unter den ersten Ming-Kaisern gegen 1400 n. Chr. An dem gefährlichsten Einfallspunkte der Nordgrenze, der jetzigen Straße Kalgan-Nankou, besteht die Kette der Befestigungen hauptsächlich aus folgenden Gliedern, die wir, von Peking kommend, in umgekehrter Reihenfolge passierten:

Am höchsten Rande des mongolischen Hochplateaus nordwestlich Kalgan zieht sich ein niedriger Wall aus Feldsteinen hin, der in weiten Abständen durch gemauerte Wachttürme unterbrochen wird. Von ihm aus hatte man einen weiten Einblick in das sich nach Norden ausdehnende flache Steppenland und konnte von einer Annäherung des Feindes verhältnismäßig zeitig Kenntnis erhalten. Ein kurzes Aufhalten des Gegners war außerdem mit Hülfe des Steinwalls immerhin möglich. Von dieser vordersten Verteidigungslinie aus wurde durch Signaltürme Verbindung nach rückwärts gehalten. Sobald der Feind den Steinwall passiert hatte, mußte er, vom Hochplateau herabsteigend, sich in ein äußerst schwieriges Gebirgsterrain begeben, in dem ein mit der Gegend vertrauter Verteidiger ihm das Vordringen aufs äußerste erschweren konnte. Gelang dem Angreifer der Abstieg in die nach Südosten ziehenden Flußtäler, so fand er sich nach kaum 30 Kilometern der Talsperre von Kalgan gegenüber. Bei diesem Ort vereinigen sich die vom Hochplateau ausgehenden Flußtäler und machen, durch die Felsen in einer Enge von etwa 50 Metern durchbrechend, einen scharfen Knick nach Süden. Diesen günstigen Punkt haben die Chinesen als Schlüssel ihrer Verteidigung wohl erkannt und ausgebaut. Von einem mit doppelten Mauern umgebenen Fort, das den Flußdurchbruch völlig verschließt, ziehen sich auf die Berge zu beiden Seiten hinauf starke Mauern mit Wachttürmen. Sie liegen im Zuge der eigentlichen Großen Mauer, die von Shanhaikuan am Gelben Meere bis nach Chiayükuan im westlichen Kansu die Nordwestgrenze des eigentlichen China bildet.

Hatte der Gegner die Talsperre bei Kalgan genommen, so betrat er ein weites, in westöstlicher Richtung verlaufendes Tal, in dem er ernsthaften Widerstand wohl kaum gefunden haben dürfte. Zu beiden Seiten der in der Mitte des häufig 15 Kilometer breiten Tales laufenden Straße lagen auf Entfernungen von etwa 10 Kilometern befestigte Soldatenlager, in denen jedoch kaum mehr als je 300 Mann stationiert sein konnten. Verbindung unter sich hatten sie lediglich durch Signaltürme. Nur in

der Stadt Huailai — 100 Kilometer hinter Kalgan — dürfte sich ihm ein ernsthafterer Widerstand aus den Forts der zwischen zwei Hügeln erbauten Stadt entgegengestellt haben. Dann lag der Weg für ihn frei, bis er in den Bereich der inneren großen Mauer bei Tschadau kam, die das Defilee von Nankou nach Norden abschließt. Diese an der Nordwestgrenze der alten Provinz Chihli entlang laufende große Mauer, deren Entstehung wohl auf die Ming-Kaiser zurückzuführen ist, ist bei weitem fester und dauerhafter angelegt als die oben erwähnten äußeren Linien. Bei der Eigenart des Geländes — absolut kahlen, unregelmäßig verlaufenden Bergketten — mag sie unter damaligen Verhältnissen dem Verteidiger eine wertvolle Hülfe gewesen sein und zuweilen für den durch die vorhergehenden Kämpfe ermüdeten Angreifer eine letzte, unübersteigbare Schranke gebildet haben. Hinter dieser stärksten Verteidigungslinie sorgten noch zahlreiche aus Mauern und Forts hergestellte Talsperren in dem zirka 20 Kilometer langen Defilee von Nankou dafür, dem siegreichen Angreifer den Eingang in die Pekinger Ebene, wo ihn das kaiserliche Feldheer erwartete, zu erschweren. So lächerlich der Gedanke einer Abschließung der Reichsgrenzen durch eine steinerne Mauer uns erscheinen mag, an dieser wichtigsten Stelle jedenfalls — und wohl auch an vielen anderen — hatte die Befestigung durch Mauern einem fast ausschließlich berittenen Gegner gegenüber ihre gute Berechtigung und nicht geringen Verteidigungswert.

In dieses historisch berühmte Defilee von Nankou ritten wir am Morgen des 1. Mai bei prachtvollem warmem Wetter ein. Nach dem Staubfall am letzten Abend und dem klaren Sonnenschein, mit dem uns der Tag begrüßte, glaubte ich das schönste Frühjahrswetter prophezeien zu können. Aber noch ehe wir an die Große Mauer bei Tschadau kamen, stiegen unheimliche gelbe Wolken über die Bergkämme vor uns empor, und nach einer halben Stunde war die Sonne hinter ihnen nur noch als weiße Scheibe sichtbar. Plötzliche Windstöße fegten die Talschlucht entlang uns entgegen und vermehrten mit jedem erneuten Angriff ihre Gewalt.

Als wir nach $3^1/_2$ stündigem Ritt den ehrwürdigen Torbogen von Pataling auf der Paßhöhe passierten, packte der Sturm die Ponys mit solcher Gewalt, daß sie nur mit großer Mühe hindurch zu bringen waren. Ein Hagel von Sandkörnern trieb uns ins Gesicht. Die gewöhnlichen Staubbrillen erwiesen sich als ein sehr unzureichender Schutz. Der Staub drang von allen Seiten ein und setzte sich in den Augen fest. Dazu brachte der Wind eine schneidende Kälte mit sich, so daß wir — erst einen Tagesmarsch von Peking entfernt — unsere Pelze anlegen mußten.

Wir machten Mittagsrast in dem kleinen befestigten Ort vor der Großen Mauer, Tschadau.

Trotzdem der Staubsturm noch ständig an Gewalt zunahm, brachen

wir nach zweistündiger Rast wieder auf. Das weite sandige Tal des Yangho, das sich an beiden Seiten der Straße zwischen Tschadau und Huailai öffnet, ist an sich berüchtigt wegen der Heftigkeit seiner Staubstürme. An diesem Tage aber war es selbst den abgehärtetsten chinesischen Karawanenführern zuviel geworden. Der Verkehr auf der sonst außerordentlich belebten Straße war völlig eingestellt. Wie die Blinden tappten wir uns, einer hinter dem anderen reitend, vorwärts. Nach fünfstündigem äußerst anstrengendem Marsch tauchten plötzlich dicht vor uns die düstern Mauern der Stadt Huailai auf, wo wir die Nacht zubringen wollten. Es ist eine hübsch gelegene, sehr altertümlich aussehende Bezirksstadt, die in früheren Zeiten als talsperrende Festung gedient haben mag. Davon zeugen die doppelten und streckenweise dreifachen Umwallungsmauern, die an einer Seite bis zum Fluß — dem Yangho —, auf der anderen Seite bis auf die nahen Berghänge hinauf laufen. Uns war leider bei der Ankunft wie auch am nächsten Morgen beim Weggang jeder Ausblick auf die Stadt durch den Staubsturm genommen. Das von dem Bezirksvorsteher von Huailaihsien für den Prinzen vorbereitete Nachtquartier — ein amtliches Absteigehotel, an dessen Tor die Ortsbeamten zum Empfange bereit standen — war gut und verhältnismäßig reinlich hergerichtet. Es lag nicht weit entfernt von dem Hause, das für uns Deutsche durch den Tod des Grafen Yorck im Dezember 1900 eine Stätte trauriger Erinnerungen geworden ist.

Hinter Huailai öffnet sich das bei der Stadt stark verengte Tal des Yangho von neuem zu einer etwa 10 Kilometer breiten und 40 Kilometer langen äußerst fruchtbaren Ebene. Mit großer Geschicklichkeit haben die Bewohner das Wasser des reißenden Yangho gleich hinter seinem Durchbruch durch die Berge von Chiminghi in vielfachen Armen abgeleitet und gezwungen, die mitgeführten Lößbodenbestandteile auf dem ehemals steinigen Boden abzulagern. Die jahrhundertelangen Bemühungen der Anwohner und die rastlose Tätigkeit des Flusses haben ein Tal von außerordentlicher Fruchtbarkeit geschaffen. Trotz der für Nordchina schon beträchtlichen Höhe von über 500 Meter, in der das Huailaital über dem Meeresspiegel liegt, gedeihen hier sämtliche Feldfrüchte der nur 40 Meter hoch liegenden Pekinger Ebene: das Hauptnahrungsmittel für das Volk liefert der sogenannte „Kleine Reis" (hsiao-mi), eine Art italienischer Hirse (Panicum Italicum L.), deren Frucht zu Mehl zum Brotbacken verarbeitet wird. Daneben wird sogenannter „Gelber Reis" (huang-mi), (Panicum miliaceum), und in besonders großer Menge das für Nordchina charakteristische „Hohe Getreide" (Kaoliang), (Sorghum vulgare Pers.), angebaut. Die rotbraune hartkörnige Frucht des letzteren wird, zu Mehl verarbeitet, vor allem in Form von Kuchen vom ärmeren Volk genossen und dient im übrigen als Hauptfuttermittel für Ponys und

Maultiere, die es jeder anderen Kost vorziehen. Mais und Weizen werden in ziemlicher Menge angebaut; daneben findet man in unmittelbarer Nähe der Flußläufe Reisfelder und auch ziemlich häufig ausgedehnte Mohnfelder.

Der Staubsturm hatte mit unverminderter Gewalt während der Nacht weitergetobt und hielt in derselben Stärke den Tag über an. Er machte das Vorwärtskommen für Pferd und Reiter überaus mühsam und hätte wohl jeden anderen Reisenden, der weniger Energie als Prinz Friedrich Leopold besaß, bewogen, das Ende des Sturmes im nächsten Quartier abzuwarten. Unsere bisherige Kavallerieeskorte von 50 Mann, deren Anwesenheit wir des Staubes wegen immer erst im Quartier bemerkten, wurde zwischen Huailai und dem kleinen Marktflecken Tumu um eine weitere von 40 Mann vermehrt. Der Gouverneur in Kalgan hatte sie unter Führung eines in einen scharlachroten Mantel gehüllten Offiziers dem Prinzen bis hierhin entgegengeschickt.

Die Mittagspause wurde in Shacheng, einem unbedeutenden, mit verfallenen Mauern umgebenen Städtchen gemacht. In einem kleinen Gasthof war für den Prinzen und seine Begleitung durch bemalte Strohmattenwände ein Stück des allgemeinen Wirtschaftshofes abgegrenzt, in dem sich sonst Hühner, schwarze Ferkelchen, Esel und Ponys in traulichem Verein herumtrieben. In einem primitiven Wirtschaftshaus, das für gewöhnlich nur mäßigen Ansprüchen an Reinlichkeit gerecht werden konnte, war durch an die Wände genagelten weißen Schirting ein sauber aussehendes Speisezimmer hergerichtet worden.

Am Nachmittag wurde auf guten Wegen die Strecke bis Hsinpaoan, einer kleinen freundlichen Stadt, deren niedrige Häuser von dem verschnörkelten Dach einer mohammedanischen Moschee überragt werden, zurückgelegt. Hier war im Hause eines reichen mohammedanischen Hotelbesitzers für den Prinzen das Nachtquartier vorbereitet worden. Der Hauptteil der Bevölkerung in diesem Ort wie in vielen anderen an der Straße nach Kalgan gelegenen besteht aus Mohammedanern, in deren Händen fast ausschließlich das Karawanengeschäft und der Gasthofsbetrieb liegt.

Das Tal des Yangflusses, dem entlang wir unsern Marsch fortsetzten, verengt sich nach Westen zu immer mehr und scheint schließlich durch den sehr pittoresken Chimingshan (den „Hahnschreiberg") gänzlich versperrt zu werden. Der hier besonders reißende Yangho hat sich jedoch an dieser Stelle durch die sich ihm entgegenstellenden Felsen hindurchgefressen und schneidet die Bergkette fast rechtwinklig. Ein schmaler, felsiger Pfad nur gestattet die Passage zwischen dem Fluß und dem Chimingshan, auf dessen Doppelspitze ein berühmtes buddhistisches Kloster Yungningsze (Tempel der ewigen Ruhe) sich wie eine Ritterburg über einer steil abfallenden Felswand erhebt. Der mühsame, einige

Stunden erfordernde Aufstieg auf den Berg wird nur selten von besonders unermüdlichen Reisenden unternommen. Einige schwarze Öffnungen heben sich von dem grünen Westabhang des Berges ab: es sind Eingänge zu Kohlenbergwerken, die, in der primitivsten Manier von Chinesen gearbeitet, eine Kohle von vorzüglicher Qualität liefern sollen. Nach mehrstündigem Ritt über meist steinigen Boden erreichten wir das kleine hübsch gelegene Dorf Hsiahuayüan (der untere Blumengarten), an dessen Eingang die freiwillige Polizeitruppe der nächsten Dorfgemeinschaft in bunter Uniform mit zwei riesigen Bannern aufgestellt war und das Nahen des Prinzen mit mächtigen Posaunenstößen, die an den hohen Bergwänden mit vielfachem Echo widerhallten, weithin verkündete. In dem bescheidenen Hause des Dorfältesten wurde eine kurze Mittagsrast gemacht.

Bald hinter dem Dorf beginnt die schwierigste Passage auf der gesamten Route von Peking nach Kalgan, der eigentliche Durchbruch des Yangho. Die Schwierigkeiten, die von den Karawanenführern und auch den meisten Reisenden stark übertrieben werden, bestehen weniger für den einzelnen Reisenden, als vielmehr für den Wagen- und Karawanenverkehr. Die Straße windet sich an einem steil zum Flußbett abfallenden Felshang entlang, in den sie an den meisten Stellen hineingesprengt ist. Sie verengt sich dabei so, daß zwei Karren überhaupt nicht, beladene Maultiere und Kamele nur mit großer Vorsicht einander ausweichen können. Unruhige Maultiere und aufgeregte Führer können leicht eine Katastrophe herbeiführen, denn an vielen Stellen hindert nichts den Absturz in die Tiefe.

Ein für chinesische Verhältnisse großartiges militärisches Schauspiel erwartete uns, als wir nach ermüdendem stundenlangem Ritt auf steinigen Wegen uns der Präfekturstadt Hsüanhuafu näherten. Wir waren auf der zirka 80 Meter breiten Straße, die gerade auf das Westtor der Stadt zuführt, noch etwa 5 Kilometer von der Vorstadt entfernt, als Trupps von Reitern trotz der steinigen Straße in voller Karriere uns entgegengesprengt kamen, vor Prinz Friedrich Leopold kurz Halt machten, absaßen und das Knie beugten. Sie brachten die roten Visitenkarten der Zivil- und Militärbeamten von Hsüanhuafu. Ein Trupp kam nach dem andern an: vom Tautai, Präfekten, Kreisvorsteher, den drei Generälen der Präfektur, und schließlich all dem ungeheuren Schwall von kleinen Beamten und Offizieren, deren keiner der Ehre verlustig gehen wollte, dem Prinzen auf diese Weise vorgestellt zu werden. In einigen Minuten hatte ich die Hände so voll von roten Karten aller Größen mit darauf gedruckten unendlich langen Titeln, daß ich den Versuch aufgeben mußte, jeden einzelnen Seiner Königlichen Hoheit zu melden. Den hervorragendsten Platz unter all den sich auf diese Weise präsentierenden Mandarinen nahm der General Chang-hsün ein. Diese Art Karten, die auch

bei hohen Mandarinen den vollen Titel anstatt des bloßen Namens aufführen, werden lediglich in besonderen Fällen, insbesondere als Ehrenerweisung einem weit höher Stehenden gegenüber gebraucht. In Übersetzung lautet der Titel:

Chang-hsün,

Auf Allerhöchsten Befehl betraut mit dem Kommando der Hsien-feng Bataillone und Schwadronen der Huai-Armee; vorgemerkt als Ti-tu (kommandierender General), Generalmajor der Chien-chang-Brigade in Szechuan, Inhaber des Baturu-Titels Tulunga

erweist seine Ehrerbietung.

Dieser General, der Kommandant der Garnison von Hsüanhua, hatte es sich nicht nehmen lassen, den größten Teil seiner Kavallerie vor die Tore der Stadt als Ehrenaufstellung für Prinz Friedrich Leopold hinauszuschicken. Die gesamte Aufstellung begann mindestens 3 Kilometer vor der Stadt und zog sich bis zu deren Tor hin. Sie bestand aus etwa 8 Schwadronen mit ungefähr 800 Mann. Die Leute waren sämtlich abgesessen und präsentierten beim Passieren des Prinzen den Karabiner, den Pony neben sich haltend. Banner waren, wie üblich, in bewältigender Anzahl vorhanden.

Jede Schwadron hatte ihre zwei großen Banner, eins mit dem Zeichen des Regimentsführers, eins mit dem des Schwadronsführers, jeder Zug, jeder Beritt hatte seine Flagge; die riesigen Fahnen des Höchstkommandierenden Chang flatterten allen voraus. Jede Schwadron hatte ihre Spielleute, die aus Bläsern und — bei Kavallerie ein ungewohnter Anblick — Trommlern zusammengesetzt waren. Beides klang jedoch recht gut zusammen. Die Ponys, nach ihrer Farbe in Züge eingeteilt, machten einen vorzüglichen Eindruck und standen trotz des großen Lärms, der von den nacheinander einsetzenden Musikkorps vollführt wurde, absolut ruhig.

Am Ende der Truppenaufstellung hatten sich vor einem kleinen Polizeihaus die Spitzen der Zivil- und Militärbehörden, voran der General Chang selbst, in ihren großen Amtsroben zum Empfange eingefunden. Nach kurzer Begrüßung ritt Prinz Friedrich Leopold in das ehrwürdige Stadttor von Hsüanhuafu ein, neben sich, auf einem im Verhältnis zu den Ponys turmhoch aussehenden Maultier, den General Chang, der mit Begeisterung von seiner Militärausbildung durch deutsche Instrukteure erzählte. Auf beiden Seiten der in fast undurchdringlichen Staub gehüllten Straße stand Kopf an Kopf die Bevölkerung.

Ein sehr gutes Quartier in einem für fürstliche Besucher reservierten Reisepalast, in dem auch die Kaiserin Regentin auf ihrer Flucht aus Peking 1900 gewohnt hatte, entschädigte uns für die Mühsale der letzten drei stauberfüllten Tage. Und am Abend machten die Klänge



deutscher Signale, die, zur Stunde des Zapfenstreichs von einem Hornisten ohne Mißton geblasen, von der nahen Kaserne herüber schallten, uns völlig vergessen, daß wir die Nacht in einem alten Reisepalast im Innern Chinas zubrachten.

Die Präfekturstadt Hsüanhuafu ist die einzige Stadt von größerer Bedeutung auf dem Wege zwischen Peking und Kalgan. An Ausdehnung steht sie der Tatarenstadt von Peking nicht allzuviel nach. Die gut erhaltenen Ziegelmauern, die an Höhe denen Pekings etwa gleichkommen, haben eine Länge von zirka 13 Kilometer. Die Anlage der Straßen erinnert durchaus an die Pekings. Die Bevölkerung umfaßt nach Angabe der Beamten zirka 6000 Familien, von denen wohl der größere Teil mohammedanisch ist. Eine französische Mission wirkt seit langem in Hsüanhuafu, sie hatte gerade den Wiederaufbau einer stattlichen Kathedrale als Ersatz für die 1900 den Boxern zum Opfer gefallene beendet. Einen nicht geringen Prozentsatz der Einwohnerschaft machen die zahlreichen Beamtenfamilien aus, denn Hsüanhua ist Sitz eines Tautais, eines Präfekten, eines Kreisvorstehers, eines Divisions- und Brigadekommandeurs, und jeder dieser Beamten unterhält sein großes Yamen mit Hunderten müßiger Beamten. Dadurch vermehrte sich auch unsere Begleitung für den Weitermarsch nach Kalgan am 4. Mai. Der Tautai schickte ein Kommando von 25 berittenen Beamten mit, die man ihrer Funktion nach — Überbringen besonders wichtiger amtlicher Depeschen — nicht anders als Feldjäger bezeichnen konnte. Sie zeichneten sich durch eine besonders kleidsame Uniform — dunkelblaue Jacken und Hosen, Schürzen, wie sie alle berittenen Offiziere tragen, aus bordeauxroter Seide und schwarze Turbans — sehr vorteilhaft aus. Eine Schar von berittenen Yamendienern aller Art folgte, und die beiden früheren Eskorten von 50 und 40 Kavalleristen ritten wie bisher voraus.

Beim Verlassen der Stadt durch das Westtor spielte sich der gestrige militärische Empfang fast in gleicher Weise, nur in umgekehrter Reihenfolge, wieder ab, und ebenso die Verabschiedung der vor dem Stadttor versammelten Spitzen der Behörden.

Der Weg zwischen Hsüanhuafu und Kalgan wechselt ab zwischen tief eingeschnittenen schmalen Lößwegen und sich bis zu 60 Meter und mehr erweiternden breiten steinigen Gebirgsstraßen. Auf der Mitte liegt ein kleiner mit einem Erlenwäldchen umgebener Ort Yülinpu, wo wir eine kurze Frühstücksrast machten.

Vor dem Eingang zur Stadt Kalgan erwartete den Prinzen eine der Zahl nach bedeutende Ehrengarde, die in einem Gliede formiert auf mehrere Kilometer Länge zur Seite der Straße aufgestellt war. Im ganzen war dieses militärische Aufgebot eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, offenbar von Leuten, die nur für diesen Zweck auf einige Stunden in Uniformen gesteckt waren. Die verschiedensten Gewehr-

modelle von der ältesten Luntenflinte und Wallbüchse, die nur mit Mühe ein Mann neben sich halten konnte, bis zum modernen Mausergewehr sah man in den Händen dieser „Soldaten". Den Uniformabzeichen nach waren es Truppen des grünen Banners, Landwehrtruppen, deren Existenz zum größten Teil nur in den Büchern der Behörden und in einer Anzahl in den Magazinen liegender Uniformen nachzuweisen ist. Die für ihre Unterhaltung in den Jahresabrechnungen der Provinzialbehörden aufgeführten nicht unbeträchtlichen Geldbeträge bilden eine durch lange Usance beinahe legal gewordene Gehaltszulage für die höchsten Provinzialbeamten. Am Ende dieser lang auseinander gezogenen Truppenaufstellung hatten sich vor einem kleinen Tempel des Kriegsgotts die sämtlichen Beamten Kalgans zur Begrüßung des Prinzen Friedrich Leopold eingefunden. Die Versammlung dieser im großen Amtsgewand erschienenen Mandarinen belief sich auf mehrere Hunderte. Im Grunde hat Kalgan als Stadt überhaupt keinen Rang. Es ist lediglich ein militärischer Posten, der der kleinen Distriktstadt Wanohüanhsien, zirka 15 Kilometer westlich gelegen, die ihrerseits wieder zur Präfektur von Hsüanhuafu gehört, unterstellt ist. Diese Ranglosigkeit prägt sich in ihrem chinesischen Namen Chang-chia-kou (Paß der Familie Chang) aus, der ebenso dem kleinsten Dorf beigelegt werden könnte. Der den Europäern geläufige Name Kalgan ist eine russifizierte Form des mongolischen Wortes Khalga, das „Tor". Und dieser letztere Name zeigt am besten die Bedeutung des Ortes: er ist d a s Tor, das sich den Mongolen nach China öffnet. In seiner Bedeutung als Umladeplatz für den Warenaustausch zwischen China und der Mongolei kommt ihm allein Kuei-huacheng (oder Kukuhota) gleich. In seiner Lage als Eingangstor nach China ist es weit markanter. Es ist daher gewählt worden als Residenz des höchsten Beamten der Gegend, des Mandschugouverneurs des Gebiets der Chahar-Mongolen. Dieser, zur Zeit ein Angehöriger des kaiserlichen Hauses Puting, empfing als Ranghöchster unter den erschienenen Mandarinen den Prinzen. Er war ein etwas gebrechlicher, sehr freundlicher Herr, der in tausend Ängsten schwebte, daß irgend etwas in den getroffenen Arrangements den Prinzen vielleicht nicht befriedigen würde. Und er erging sich in hundert, etwas stotternd hervorgebrachten Entschuldigungen, die darin gipfelten, daß er erst vor wenigen Wochen sein jetziges Amt angetreten hatte, und er darum etwas Nachsicht verdiente. Tatsächlich hatte er, wie sich später erwies, alle Reisevorbereitungen mit rührender und höchst dankenswerter Sorgfalt getroffen. Sein Gehülfe und Berater war dabei der Vorsteher im Yangwuchü, dem „Amt für fremde Angelegenheiten", gewesen, ein Angehöriger einer mongolischen Bannerfamilie namens Olohotai, der ein sehr gutes Englisch sprach.

Nach viertelstündigem Gespräch mit dem höflichen alten Herrn in

einem für den höchsten Besuch hergerichteten Zimmer des Tempels brach Prinz Friedrich Leopold auf, um seinen Einzug in die Stadt zu halten. Eine altertümliche Brücke führt über den kleinen Kalganfluß, der durch seine rastlose Arbeit in die hohen Felsen das Tor eingebrochen hat, in das die Stadt hineingebaut ist.

Man unterscheidet drei verschiedene und einander sehr unähnliche Stadtteile: das Hsiapu und Shangpu, das heißt die untere und obere Zitadelle, und den Yüanpaoshan, den „Silberschuhberg". Die zwei ersteren Teile, die die eigentliche Stadt bilden, ziehen sich am rechten Ufer des hier fast in südlicher Richtung fließenden Gebirgsflüßchens hin. Während die untere Stadt einen verhältnismäßig weiten ebenen Raum zwischen dem Fluß und den westlichen Bergen zur Verfügung hat, muß sich die obere Stadt in einen schmalen Schlitz hineindrängen, der am Nordende, dem Punkte, wo der Fluß die Felsen durchbricht und wo die Große Mauer die Bergspalte überbrückt, sich beinahe bis auf Steinwurfsweite verengt. Etwa hundert Meter hinter der Brücke betritt man, sich nach rechts wendend, die parallel dem Fluß verlaufende Hauptstraße des Hsiapu, das als das chinesische Kalgan bezeichnet wird. Ein Mauerrechteck umschließt zunächst in Form einer Zitadelle einen dichtbebauten Stadtteil, in dem vor allem die großen chinesischen Geschäftshäuser, die Shansi-Banken &c. ihren Sitz haben. Dann erweitert sich die Straße bis zu 50 Meter Breite. Für gewöhnlich bietet dieser zirka 1 Kilometer lange Teil der Straße den Anblick einer äußerst belebten Jahrmarktsmesse, auf der unter Riesenschirmen und Zeltdächern all der Tand und Kram feilgeboten wird, der das Herz des von der Steppe nach wohlgelungenem Viehverkauf mit gefülltem Geldbeutel hereinkommenden Mongolen erfreut. Da sind vor allem messingbeschlagene Zaumzeuge, kunstvoll gearbeitete Steigbügel, Holzsättel, lederne Sattelunterlegdecken und grellbunte Teppichstücke als Sattelauflagen ausgestellt. Daneben finden sich Händler mit chinesischen Kleidungsstücken, alt und neu, die, auf langen Stangen aufgehängt, den Mongolen durch ihre Farben oder den feineren Schnitt zur Untreue an seiner altgewohnten Hausarbeit verleiten sollen. Zwischen Pelzwaren, Porzellansachen, Eisengeräten, Messerschmiedewaren finden sich Tische mit kunstvoll aufgeschichteten Pyramiden von Schachteln mit japanischen Zigaretten und Streichhölzern. Billigste europäische Galanteriewaren, wie Taschenspiegel, Ledertäschchen, Taschenmesser, bunte Tücher, Parfümerien &c. sollen durch ihre vielfarbige Ausstattung den kindlichen Mongolen über ihre Wertlosigkeit täuschen.

Das an gewöhnlichen Tagen bis zum Sonnenuntergang hier wogende Menschengetümmel hatte an diesem Tage für den Einzug des Prinzen Platz machen müssen. Die Verkaufsbuden waren an die Seiten der Straße zurückgerückt, der Wagenverkehr gesperrt und in der Mitte durch

Polizisten ein zirka 10 Meter breiter Streifen für den Durchzug frei gehalten, ja sogar durch eifriges Sprengen staubfrei gemacht worden. Voran ritten die früheren Kavallerieeskorten, dann folgte eine Kompagnie der Kalgantruppen mit flatternden Bannern, dann ein Detachement Polizeisoldaten und ein Schwall von berittenen Yamendienern. Die Polizeitruppe machte keinen üblen Eindruck. Ihre Einrichtung datiert aus dem Jahre 1900; sie war durch die Gentry des Platzes zur Abwehr der auch die reiche Stadt Kalgan bedrohenden Boxer- und Räuberbanden gebildet worden. Um auch gegen die damals von den Chinesen sehr gefürchteten Angriffe der fremden Truppen einen wenigstens moralischen Schutz zu haben, hatten die klugen Schöpfer der Truppe den Polizisten weiße Armbänder umgelegt, auf denen in englischer Sprache „Police of Mongolia" neben den chinesischen Zeichen zu lesen war. Diese Bänder trugen sie auch jetzt noch. Kalgan hat sich dadurch 1900 nach dem ersten Ausbruch erfolgreich die Boxer vom Leibe gehalten, und die deutsche Expedition unter Graf Yorck fand im Winter 1900 die Stadt in guter Ordnung.

Zwischen Hsia-pu und Shang-pu liegt ein weiter sandiger Platz, der zu Paradezwecken benutzt wurde und den die Marktstraße rechtwinklig durchschneidet. An seiner Nordseite, an der der imposante Eingang zu dem weitläufigen Yamen des Mandschu-Gouverneurs liegt, beginnt das Shang-pu, der obere Stadtteil. Hier verändert sich das Straßenbild vollkommen. Die gutgebauten Häuser treten bis auf 4 Meter aneinander heran und lassen zwischen fußbreiten Bürgersteigen eine schmale mit Quadern gepflasterte Gasse übrig, auf der sich zwei chinesische Karren nur mit Mühe ausweichen können.

In Regenzeiten bildet diese Gasse einen reißenden Gießbach; die Hausfundamente sind daher sämtlich mehrere Fuß über das Straßenniveau erhöht. Der Grund und Boden in der oberen Stadt ist kostbar; denn hier drängen sich die steilen Felsen enger und enger zusammen, jeder Fuß breit Boden ist ausgenutzt und Häuser und Tempel sind bereits an die Felsenhänge angeklebt.

An der Stelle, wo die Berge zu beiden Seiten des Kalganflusses am engsten zusammentreten, ist die Große Mauer wie ein Riegel vor das Tal vorgeschoben. Zu beiden Seiten des Tals klettert sie auf die Berge hinauf, und von Spitze zu Spitze klimmend verliert sie sich in der dunstigen Ferne. Als Bauwerk ist sie nicht so großartig, wie sie es an vielen anderen Stellen, zum Beispiel bei Kupekou, nördlich Peking ist. Sie ist in ihren Dimensionen der inneren großen Mauer im Nankau-Defilee nicht zu vergleichen. Aber viel hat der Zahn der Zeit dabei getan. Es ist wohl der älteste Teil der Mauer überhaupt, und unter chinesischen Verhältnissen ist es nur natürlich, daß im Lauf der Jahrtausende ein Stein nach dem anderen abgebröckelt ist und ganze Strecken der Mauer

verschwunden sind, ohne daß man etwas zur Wiederherstellung getan hätte. En kleines festes Kastell — die sogenannte obere Zitadelle — ist im Flußdurchbruch an die große Mauer angebaut. Es ist ein sehr pittoresker kleiner Platz, der mit seinen baumbewachsenen zerfallenen Mauern, durch die winzige dunkle Tore führen, und die einen Fleck weltvergessener Abgeschiedenheit umschließen, an mittelalterliche deutsche Burgen erinnert.

Durch ein stattliches Tor passieren wir die große Mauer und verlassen damit die alte Stadt Kalgan und in gewissem Sinne auch das eigentliche China.

Denn wenn auch die Mandschukaiser die Grenzen der Provinz Chihli aus Verwaltungsrücksichten schon ein weites Stück über die große Mauer hinaus nach Norden und Nordwesten bis weit in die freie Steppe hinein vorgeschoben haben, so haben sie damit nicht vermocht, die Jahrtausende alte natürliche Grenze auszuwischen, die die Mongolei von China scheidet und auf der die alten Kaiser das Bollwerk der „Zehntausend Li-Mauer" errichtet haben. Noch heute wie vor Jahrtausenden kennt der gewöhnliche Chinese in Nordchina für „Mongolei" keine andere Bezeichnung als Kou-wai, das Land außerhalb der Pässe. Äußerlich allerdings ist vorläufig von der Mongolei, abgesehen von zahlreichen in Schafpelze gehüllten Mongolen, die allenthalben müßig herumschlendern, nichts zu bemerken. Das Tal, das wir betreten, ist vielmehr eine moderne Vorstadt von Kalgan. Auf einer Länge von zwei bis drei Kilometern haben sich in der schmalen Schlucht an den Berghängen die reichen chinesischen und russischen Geschäftshäuser mit all ihrem Anhang angebaut. Häufig wird dieser Teil von Kalgan, der nach dem angrenzenden Berge Yüanpaoshan genannt wird, als das russische Settlement bezeichnet. Tatsächlich haben aber stets nur sehr wenig Russen hier dauernd gewohnt. Zur Zeit gab es nur sechs russische Residenten. Das Privileg, in Kalgan Handel zu treiben, erlangten die Russen durch den Vertrag von 1860, in dem ihnen gleichzeitig das Recht des freien Handelsverkehrs zwischen Kiachta und Peking und der Bestallung eines Konsuls in Urga eingeräumt wurde. Damals begannen die großen russischen Teefirmen Agenturen in Kalgan und zwar in der Vorstadt Yüanpaoshan zu errichten. Wie überall, so folgten auch hier die großen chinesischen Firmen dem Zuge der Fremden und verlegten ihre Agenturen und ihre Lagerhäuser in die Vorstadt außerhalb der Mauer. So ist Yüanpaoshan der Sitz des Großhandels von Kalgan geworden. Die russischen Firmen beschäftigten sich fast ausschließlich mit dem Teeexport, die chinesischen Firmen in erster Linie mit dem Import von Fellen und Schafwolle. Der Tee nahm seinen Weg von Hankau, dem großen Teezentrum Chinas, und von Futschau per Dampfer nach Tientsin, wurde dann auf dem Peiho in Dschunken nach Tungchow (östlich Peking) verschifft und kam von da auf Kamelen nach Kalgan. Hier hatte stets eine Umladung stattzu-

finden, gleichviel, ob der Weitertransport nach Kiachta auf dem Kamel oder dem Ochsenkarren stattfand. Denn der Karawanenverkehr zwischen Tungchow bezw. Peking und Kalgan liegt in den Händen großer Pekinger Firmen, die ihren Wirkungskreis nicht über Kalgan hinaus ausdehnen wollen. Kamelkarawanen vermittelten den Warenverkehr zwischen Kiachta und Kalgan im Herbst und Winter. Im Frühjahr und Sommer setzen die Kamele, die weder Hitze noch Regen vertragen, ihre Tätigkeit aus und ziehen sich zur Erholung auf das mongolische Hochplateau zurück. An ihre Stelle treten als Beförderungsmittel Ochsenkarren, die wiederum im Winter unverwendbar sind, da die Ochsen regelmäßige Tränken- und Futterstellen erfordern, diese aber im Winter auf der Hochebene nicht zu beschaffen sind. Kamelkarawanen machen den Weg von Kalgan bis Kiachta in 40 bis 50 Tagen; Ochsenkarren brauchen durchschnittlich drei Monate. Mit letzteren werden regelmäßig die billigeren Sorten von Ziegeltee (in Ziegelform gepreßter Tee, wie er in der ganzen Mongolei und Sibirien fast ausschließlich konsumiert wird) verfrachtet. Die Fracht bei Verwendung von Ochsenkarren ist trotz der längeren Reise geringer als diejenige der Kamelkarawanen. Bei Verwendung der letzteren soll sich nach meinen Informationen der Transport einer Kiste Tee von zirka 120 Pfd. Gewicht von Kalgan bis Kiachta auf durchschnittlich 9 Mark stellen.

Die Konkurrenz der sibirischen Bahn hat dem Teehandel auf der Karawanenroute, der zur besten Zeit fast 300 000 Kisten Tee pro Jahr ausmachte, neun Zehntel seines Umfanges genommen. Die Fracht für Tee von Hankau nach Moskau mit der sibirischen Bahn via Port Arthur betrug nach den letzten Sätzen vor Ausbruch des Krieges den sechsten Teil des auf der Karawanenroute erforderlichen Betrages. Die Reisezeit ermäßigte sich von durchschnittlich sechs Monaten auf einen Monat. Es war anzunehmen, daß die mandschurische Eisenbahn dem russischen Karawanenhandel via Kalgan-Kiachta ein jähes Ende bereiten würde, als der Ausbruch des japanisch-russischen Krieges im vorigen Jahre ihm noch einmal eine kurze Galgenfrist setzte. Ein Todeskandidat ist er trotzdem. Aber er wird nicht für lange tot sein; es ist lediglich eine Frage der Zeit, daß der Teehandel durch die Mongolei in vorher nie erreichter Ausdehnung neu ersteht: auf dem Schienenweg Peking-Kiachta. Das alte Projekt der Peking-Kalgan-Bahn, das die Chinesen sich selbst zu reservieren vermocht haben, steht augenblicklich seiner Ausführung näher denn je. Der Widerstand, den Rußland der Bauausführung bislang entgegengesetzt hat, wird sich, nachdem den Russen die mandschurische Bahn verloren gegangen ist, in sein Gegenteil umkehren. Die chinesische Regierung, die beschlossen hat, die Peking-Kalgan-Strecke aus den unerwartet großen Überschüssen der Shanhaikuan-Peking-Bahn abschnittsweise zu bauen, hat darin eine sicherere Basis für dieses Unternehmen gefunden, als für all ihre anderen weitausschauenden Eisenbahnprojekte

in den Yangtze-Provinzen. Wenn auch bei den nicht geringen Terrainschwierigkeiten auf gewissen Abschnitten der gedachten Strecke die Baukosten recht erhebliche sein werden, so dürfte doch trotzdem bei dem Riesenverkehr, der das ganze Jahr hindurch ununterbrochen auf der jetzigen Landstraße hinflutet, die Rentabilität der Bahn gesichert sein.

Trotz des vor etwa einem halben Jahre ergangenen kaiserlichen Ediktes, das die schleunige Inangriffnahme des Bauprojektes anbefahl, konnte ich auf unserm ganzen Wege keinerlei Spuren von einer Vermessung oder Tracierung der Strecke entdecken. Von Beamten wurde mir jedoch stets versichert, daß man eiligst mit dem Werk vorangehen werde und man für dieses Jahr die Fertigstellung des allerersten Abschnitts vom Westtor Pekings nach dem Kaiserlichen Sommerpalast mit Sicherheit erwarte.

Vorläufig war nach Aussage der in Kalgan anwesenden russischen Kaufleute trotz des günstigen Einflusses des mandschurischen Krieges das Exportgeschäft in Tee ein sehr geringes. Dagegen schien der Handel in Fellen und Wolle nichts an Lebhaftigkeit eingebüßt zu haben. Vor allen Magazinen, an denen wir in dem engen steinigen Tal von Yüanpaoshan vorbeikamen, stauten sich die Lastwagen, hochbeladen mit Warenballen, manchmal zu Hunderten. Dazwischen drängten sich lange Züge von Kamelen, und Hunderte von schreienden Kulis waren beschäftigt, die Waren auf- oder abzuladen.

Prinz Friedrich Leopold nahm in dem europäisch gebauten Hause des russischen Kaufmanns Kapustin Wohnung.

(Fortsetzung folgt.)





Bismarcks Anschauungen über Bündnisse.*)

Von

Dr. Ernst Salzer.

— Berlin. —

I.

Allgemeiner Teil.

Über den Wert von Bündnissen hat sich der Große Kurfürst in seinem politischen Testament recht skeptisch ausgesprochen: „Es weisset undt gibet auch die stette erfahrung, das wenig auff Alliancien zu bauen stehet" — und weiter „Alliancen seindt zwar gutt, aber Eigene Kräfte noch besser, darauff kan man Sich sicherer Verlassen." Das pessimistische Urteil, das in dem ersten dieser Sätze liegt, erscheint in der Tat für die damalige Zeit durchaus berechtigt, wo man in schnellem Wechsel, lediglich augenblicklichen Vorteilen nachstrebend — aus „Staatsräson" — Bündnisse schloß, löste und andere einging, auch ohne daß zwingende Staatsinteressen es erheischten, während der zweite Satz stets seine Gültigkeit behalten wird. Namentlich gesteht Friedrich Wilhelm den Allianzen eine gewisse präventive Wirkung zu: „Jedoch," so fährt er an jener Stelle fort, „heldt ein Schwerdt zum ofteren das andere in die scheiden, es bedencket sich auch noch einer oder der andere, das er in regardt der Alliancien nicht leicht etwas beginnet oder anfangt, dieweill er sich befahren muß, das wegen eines oder des anderen interesse einige assistens geschehen mochte."

Preußens großer König hat im Antimacchiavell die Meinung vertreten, daß ein Fürst, ohne viel aufs Spiel zu setzen, nicht isoliert und ohne gute und starke Allianzen bleiben könnte. Später hat er sich im Hin-

*) Mit Rücksicht auf den hier zur Verfügung stehenden Raum habe ich auf die Wiedergabe der Belege und kritischen Anmerkungen verzichtet. Ich beabsichtige, dieselben einem event. Wiederabdruck in Broschürenform beizugeben.

blick auf die gewissenlose Staatspraxis seiner Zeit und mit der souveränen Kritik des Philosophen der Aufklärung über den Wert von Bündnissen — wenigstens in seinen ersten Regierungsjahren — recht geringschätzig ausgesprochen. Er redet mit einer gewissen Verachtung von den „Vorurteilen Europas, dem der bloße Name einer Allianz Eindruck macht" — er bezeichnet im Jahre 1743 sein Bündnis mit Rußland als „eine Anhäufung von Worten ohne Seele", und in der ersten Vorrede zur **Histoire de mon temps** nennt er Verträge überhaupt „Eide des Betrugs und der Treulosigkeit". Ganz ähnlich wie der große Kurfürst bemerkt er im Jahre 1745 gelegentlich: „Die besten Alliirten, so wir haben, sind unsere eigenen Truppen." Und in seinem politischen Testament vom Jahre 1752 ermahnt er seinen Nachfolger: „Ne comptez que sur vous-même, alors vous ne vous tromperiez jamais et ne regardez vos alliés et vos traités que comme une oeuvre surrogatoire."

Ebnda warnt er vor verfrühten Verträgen für ungewisse Ereignisse und empfiehlt es, sich die Hände frei zu halten, um nach Zeit, Ort und Lage der Umstände seinen Entschluß fassen zu können nach dem, was das Interesse jeweils erfordert.

Aber in der praktischen Politik war er doch weit davon entfernt, die Bedeutung der „oeuvre surrogatoire" der Bündnisse zu verkennen. Er erklärt schon im Jahre 1741 Podewils: „Wenn wir Verbündete haben, wird man uns respektieren; wenn wir keine haben, wird uns ein jeder zum Narren halten", und: „ohne Verbündete zu handeln, heißt sich zugrunde richten, aber eine sehr starke Partei finden, die einen unterstützt, heißt sich erhalten." Und im folgenden Jahre bezeichnet er als die besten Mittel zur Sicherung seiner Eroberungen die Anlegung von Festungen, die Vermehrung der Armee, die Ordnung der Finanzen und den Abschluß von „Allianzen, deren Garantien ihm seinen Nachbarn gegenüber Relief geben" — von „Paradeallianzen, die wenigstens auf die Welt Eindruck machen".

Späterhin war dann die Allianz des Jahres 1756 durchaus dazu angetan, ihn von der sehr realen Bedeutung von Bündnissen vollends zu überzeugen. Er redet jetzt nicht mehr von „Paradeallianzen". Und seine gesamte auswärtige Politik nach dem siebenjährigen Kriege gipfelt darin, die Wiederkehr der Lage des Jahres 1756 zu verhindern. Darum hat er einen so großen Wert auf das Bündnis mit Rußland gelegt und an ihm so lange festgehalten. Er stellt es in den siebziger Jahren — zur Begründung für seine russische Allianz — als eines der ersten Prinzipien in der Politik auf, daß man sich mit dem mächtigsten seiner Nachbarn, der dem Staat die gefährlichsten Schläge versetzen könne, zu verbinden suche, und erklärt es für eine Aufgabe der Politik, „ihre Blicke so weit als möglich in die Zukunft zu richten und die Konjunkturen Europas zu prüfen, um Allianzen zu schließen oder feindlichen Plänen entgegen-

zuwirken". Und um dieselbe Zeit bemerkt er an einer anderen Stelle: „Die Klugheit fordert, daß man sich mit anderen Mächten verbinde, sei es, um sich Hülfe für den Fall eines Angriffs zu sichern, sei es um den gefährlichen Projekten seiner Feinde Einhalt zu tun, oder um mit Hülfe dieser Verbündeten gerechte Ansprüche gegen diejenigen zu behaupten, die sich ihnen widersetzen wollen." Freilich warnt er auch hier — wohl in Erinnerung an das Jahr 1762 — davor, auf die Hülfe der Verbündeten zu rechnen: „Das wäre gut, wenn die Verbündeten so wären, wie sie sein sollten; aber ihr Eifer ist nur Lauheit, und man täuscht sich unfehlbar, wenn man auf andere zählt, als auf sich selber."

Als sich das Bündnis mit Rußland in den späteren Jahren immer mehr lockerte, erfüllte ihn die Gefahr einer Isolierung Preußens mit wachsender Besorgnis; er dachte an die Anknüpfung neuer Allianzen, erst mit England, dann mit Frankreich; und als dieses die angebotene Verbindung ablehnte, da klagte er, daß Preußen nicht eine einzige Macht finde, die ihm auch nur „den Schatten eines Bündnisses, geschweige denn ein wirkliches Bündnis biete". In dieser Furcht vor Isolierung schloß er den Fürstenbund ab, der doch im Grunde nur ein „Verlegenheitsinstrument" war — eine Verteidigungsstellung, aber kein geeignetes Mittel für eine vorschreitende Politik der jungen Großmacht. Die innere, militärische und damit auch politische Schwäche dieser „Paradeallianz" — die ja allerdings ihren nächsten Zweck, die dauernde Verhinderung des belgisch-bayrischen Tauschplans und die Einschüchterung Rußlands und Österreichs glänzend erfüllte — ist denn auch ihm selbst keineswegs entgangen.

Man sieht, eine wie große Rolle die Bündnisse also doch in seiner praktischen Politik gespielt haben, während seine theoretischen Anschauungen über diesen Gegenstand einen gewissen Kreislauf beschreiben und schließlich wieder zu der im Antimacchiavell ausgesprochenen Ansicht zurückkehren. Die Warnung aber vor der Überschätzung der Bündnisse und die Mahnung, in letzter Linie nur auf die eigene Kraft zu vertrauen, steht keineswegs im Widerspruch dazu, sondern führt nur die Wertung der Bündnisse auf das richtige Maß zurück. Und in beiden Richtungen stimmen die Anschauungen des großen Königs des XVIII. Jahrhunderts mit denen des großen Kanzlers des XIX. Jahrhunderts überein.

Bismarck hat es stets auf das nachdrücklichste betont, daß Bündnisse eine geradezu fundamentale Bedeutung für die auswärtige Politik besitzen, daß der Staatsmann sich wenigstens die Möglichkeit ihres Abschlusses immer offen halten und über diese Möglichkeit bei den anderen Staaten keinen Zweifel aufkommen lassen soll — daß das unter Umständen vorteilhafter als der tatsächliche Abschluß eines Bündnisses ist.

Indem er im Jahre 1857 in einem Schreiben an den General

von Gerlach die Gründe für den Rückgang des Ansehens Preußens in Europa seit dem Jahre 1848 untersucht, kommt er zu dem Schluß, „viel liege ohne Zweifel in dem Umstande, daß Preußen keine Bündnisse habe und keine aktive auswärtige Politik treibe“. Denn — fährt er fort — abgesehen von Schutz- und Trutzbündnissen, bleiben doch „alle die Nuancen von Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit oder Absicht, für den Fall eines Krieges dieses oder jenes Bündnis schließen, zu dieser oder jener Gruppe gehören zu können, die Basis des Einflusses, den ein Staat heutzutage in Friedenszeiten ausüben kann.“ In demselben Sinne schreibt er etwas später an den Ministerpräsidenten Freiherrn von Manteuffel, daß Preußen durch eine Begegnung des Königs mit den Kaisern von Rußland und Frankreich „in Deutschland wieder eine gewichtige, diplomatische Position gewinnen könne, indem sich dadurch der Schatten einer möglichen, künftigen Allianz an der Wand zeichne“. Und wie ein roter Faden zieht sich durch seine Briefe und Berichte an Gerlach und Manteuffel während der fünfziger Jahre die Mahnung, Frankreich nicht zwecklos zu provozieren und nicht bei den anderen Kabinetten die Überzeugung aufkommen zu lassen, daß ein Bündnis zwischen Preußen und Frankreich gänzlich außerhalb des Bereiches des Möglichen liege, weil das Preußens Stellung den anderen Mächten gegenüber notwendig schwächen müsse — „weil man nicht Schach spielen kann, wenn einem 16 Felder von 64 von Hause aus verboten sind, und weil wir mit den anderen Kabinetten nicht auskommen können, wenn wir mit dem Gewicht unvermeidlichen Krieges gegen Frankreich belastet in ihre Gemeinschaft treten wollen.“

Ganz ähnlich sagt er im Februar 1854 in einem Brief an Gerlach in bezug auf Rußland: „Es ist Unsinn, immerfort zu schwören, daß wir nie mit Rußland gehen werden; wenn's auch wahr wäre, so muß man doch die Möglichkeit behalten, damit zu drohen.“ Und ebenso wollte er schon im Sommer 1854 Österreich damit gedroht wissen, daß „uns der Weg nach London und Paris nicht minder offen steht als Österreich... und daß es für uns ersprießlicher ist, direkt und in our own right mit den Seemächten verbunden zu sein, als durch das leitende Medium Österreichs.“

Alsbald, nachdem er das Ministerium übernommen hatte, hat er nach diesen Anschauungen gehandelt und sich dem österreichischen Gesandten gegenüber sehr deutlich darüber ausgesprochen, daß Preußen keineswegs auf die Allianz mit Österreich angewiesen sei und die Möglichkeit anderer Verbindungen habe: „Sollten die früheren intimen Verhältnisse zwischen Österreich und Preußen sich nicht neu anknüpfen und beleben lassen, so werde im Falle eines Krieges ein Bündnis Preußens mit einem Gegner Österreichs ebenso wenig ausgeschlossen sein, als im entgegengesetzten Falle eine treue und feste Verbindung beider deutschen Großmächte gegen gemeinschaftliche Feinde; er wenigstens werde sich nicht

entschließen können, in ähnlichen Fällen (wie 1859) seinem König zur Neutralität zu raten. . . . Das Wiener Kabinett scheine vorauszusetzen, daß Preußen mehr als ein anderer Staat auswärtigen Angriffen ausgesetzt sei, gegen die es fremder Hülfe bedürfe, und daß es sich deshalb von Staaten, von denen es Hülfe erwarten könne, rücksichtslose Behandlung gefallen lassen müsse. Die Preußische Regierung werde das Irrtümliche dieser Voraussetzung durch die Tat nachweisen." Und einen ganz allgemeinen Ausdruck gibt er dem Gedanken in dem Schreiben an Usedom vom 10. Dezember 1868: „Es gehört nach meiner Auffassung zu den vornehmsten Aufgaben der Diplomatie, künftige, politische Bedürfnisse des eigenen Landes niemals aus den Augen zu verlieren, künftige Bündnisse nicht als Unmöglichkeiten zu behandeln oder eigenmächtig zu solchen zu machen."

Die glänzendste und weitestgehende, praktische Anwendung dieses Prinzips der freien Hand war es wohl, wenn er im Sommer 1866 den französischen Prätensionen gegenüber drohte, er werde sich sofort mit Österreich einigen und sich gemeinsam mit ihm gegen Frankreich wenden.

Wie er es hier verwirft, nach der negativen Seite hin gegen einen oder mehrere Staaten unwiderruflich Stellung zu nehmen, so warnte er auch vor einem anderen politischen Fehler, der mit dem ersten in einer gewissen Wechselwirkung steht, vor einer offenkundigen und übereilten Festlegung der Politik nach der positiven Seite hin, dem vorschnellen Abschluß eines Bündnisses oder Beitritt zu einem schon bestehenden, aus Furcht vor etwa möglicher Isolierung, ohne Veranlassung durch eigene Interessen und ohne positives Ziel.

In diesem Sinn schreibt er zu Beginn der orientalischen Verwicklungen an Manteuffel: „Ich sehe in der Tat nicht, warum wir ohne zwingende Ursache oder starke Lockung überhaupt voreilig Partei nehmen müssen." Und im Februar 1854 „erschreckt es ihn einigermaßen, aus Briefen von Freunden zu entnehmen, daß sich in der Umgebung Sr. Majestät eine Art von Graulichkeit zu erkennen gibt bei dem Gedanken an die Einsamkeit, in welcher wir uns nach der Trennung von Rußland befänden, und die deshalb einen engeren Anschluß als bisher an Österreich . . . für nötig hält. Es würde mich ängstigen" — so fährt er in prächtig plastischer Sprache fort — „wenn wir vor dem möglichen Sturm dadurch Schutz suchten, daß wir unsere schmucke und seefeste Fregatte an das wurmstichige, alte Orlogschiff von Österreich koppelten. Wir sind der bessere Schwimmer von beiden und jedem ein willkommener Bundesgenosse, sobald wir unsere etwaige Isolierung und strenge Neutralität aufgeben wollen; und wo wir später Bedingungen für unseren Beistand stellen können, würde es jetzt schwer fallen, den Schein einer ängstlich von uns gesuchten Anlehnung zu vermeiden. Die großen Krisen bilden das Wetter, welches Preußens Wachstum fördert, indem sie furchtlos,

vielleicht auch sehr rücksichtslos von uns benutzt werden; wollen wir noch weiter wachsen, so müssen wir wenigstens nicht fürchten, mit 400 000 Mann allein zu stehen, besonders solange die anderen sich schlagen und wir durch Parteinahme für jeden von ihnen immer noch ein besseres Geschäft machen als durch frühe und unbedingte Allianz mit einem so wenig kampffähigen Genossen wie Österreich. Jedenfalls steigt der Wert unseres Beistandes noch im Preise mit der fortschreitenden Verwicklung, und man gibt uns später mehr dafür als jetzt."

In demselben Sinn sagt er in seinem Bericht vom 10. Mai 1856, daß „die dermalige Situation uns gerade empfiehlt, unsere Politik vor einer deutlicheren Erkennbarkeit der Ansichten der anderen Mächte, nicht durch Entschlüsse oder gar Versprechungen fest zu legen. Denn sobald das geschehen ist, werden wir den anderen uninteressant, und die Werbung um uns macht bei denen, welchen wir nützen, einer undankbaren Sicherheit, bei ihren Gegnern einer feindseligen Haltung Platz. Wir vermögen es nicht, die gegenseitigen Beziehungen der übrigen Großmächte zueinander nach unserer Wahl zu gestalten, aber wir können uns die Freiheit bewahren, die Gestaltungen, welche sich ohne unser Zutun und vielleicht gegen unsere Wünsche entwickeln, nach den Anforderungen unserer Sicherheit und unserer Interessen zu benützen."

Indem er neun Jahre später es ablehnt, ein von dem Grafen Goltz, dem Gesandten zu Paris, befürwortetes Abkommen mit Frankreich zu schließen, gibt er demselben gegenüber ähnlichen Erwägungen Ausdruck: „Jede von beiden Mächten, Frankreich wie Österreich, hält sich bisher die Möglichkeit gegenwärtig, daß wir uns der anderen weiter, als bisher geschehen, nähern könnten, und der Druck einer solchen Besorgnis hat mehr Wirkung, als das eingetretene Übel selbst." Und als im Jahre 1879 Kaiser Wilhelm sich gegen den Abschluß des Bündnisses mit Österreich sträubte, da erinnerte er seinen Kanzler daran, wie oft er ihn vor Verträgen mit anderen Mächten gewarnt habe, welche einem die Hände bänden, wenn man kein positives Ziel im Auge habe.

Ebenso nachdrücklich bekämpft Bismarck im Jahre 1857 das andere, vielleicht noch verkehrtere Extrem, eine Politik zielloser Unklarheit und passiven Abwartens: Indem er die Bildung einer französisch-russischen Allianz für wahrscheinlich erklärt, fordert er, daß „Preußen mit dieser Eventualität rechne und sich klar mache, welche Stellung es eventuell zu derselben einnehmen wolle; ein passives Abwarten der Ereignisse, ein Bestreben, uns von der Berührung durch dieselben fern zu erhalten, ist in der Mitte Europas nicht durchzuführen*); der Versuch dazu kann

*) Vgl. auch die Bemerkung zu Mittnacht im August 1875: Im Fall eines Zerwürfnisses zwischen Rußland und Österreich wäre es ihm außerordentlich schwer, zu optieren, denn neutral zu bleiben, sei in solchen Fällen immer bedenklich.

leicht ebenso beklagenswerte Folgen haben, wie die unentschlossene Planlosigkeit, welche die Signatur der preußischen Politik 1805 war, und wenn wir uns nicht die Rolle des Hammers vorbereiten, so bleibt leicht nur die des Ambos übrig. Verhältnismäßig schwach werden wir in jeder Verbindung mit anderen Großmächten erscheinen, solange wir eben nicht stärker sind als wir sind."

Eine fast noch größere Rolle als die eigenen Allianzen Preußens und später Deutschlands spielen in seinen politischen und historischen Erörterungen die gegen den eigenen Staat gerichteten Bündnisse. Er hat wohl rückschauend im Jahre 1870 bemerkt, er habe stets gesehen, daß sich die deutsche Frage nicht ohne Krieg mit Österreich und Frankreich ordnen lasse, und sein Bestreben sei gewesen, zu verhüten, daß man beide Kriege gleichzeitig führen müsse. In seinen späteren Jahren hat ihm stets die Gefahr einer großen, antideutschen Koalition vorgeschwebt, eine Gefahr, der Deutschland „durch seine zentrale Lage mit drei Angriffsfronten, durch die ganze Entwicklung der Weltgeschichte und den vielleicht minderen Zusammenhang, den die Nation bisher gehabt hat", stets ganz besonders ausgesetzt sei. „Der Zustand der Besorgnis vor großen Kriegen, vor weiteren Verwicklungen, deren Koalitionsergebnisse niemand vorher beurteilen kann, ist bei uns" — wie er weiter in seiner großen Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 als Ergebnis eines Überblicks über die auswärtige Politik der letzten vierzig Jahre bemerkt — „ein permanenter, und wir müssen uns darauf ein für alle Mal einrichten."

Besonders nach den beiden siegreichen Kriegen der Jahre 1866 und 1870/71 hat ihn die Möglichkeit der Erneuerung der Kaunitzschen Allianz von 1756 stets beunruhigt: Er stimmte dem russischen Botschafter, Grafen Schuwalow, durchaus zu, als dieser halb im Scherz zu ihm sagte: „Vous avez le cauchemar des coalitions," und im Jahre 1883 bemerkte er in einem Gespräch mit Busch geradezu, das Verhindern eines Koalitionsbündnisses gegen uns seit dreizehn Jahren sei die letzte Leistung der deutschen Politik. Es erschien ihm zu Beginn der siebziger Jahre als die nächste politische Aufgabe Frankreich gegenüber, dieses „nicht bündnisfähig werden zu lassen"*). Und im Jahre 1887 erklärte er den Ausbruch eines Krieges mit diesem Lande für sicher, sobald es durch ein Bündnis (mit Rußland) sich Deutschland überlegen glaube; er bezeichnete es daher als eine Aufgabe der Diplomatie, „danach zu streben, daß das verhindert werde, oder Gegenbündnisse zu haben, wenn dies eintritt." Zur Sicherung gegen diese Koalitionsgefahr hat er nach dem französischen Kriege erst den sogenannten Dreikaiserbund und dann den

*) Durch Unterstützung von Thiers und Erhaltung der Republik. Fraglos hätte eine monarchische Restauration in Frankreich den Abschluß der russisch-französischen Allianz beschleunigt.

Zwei- und Dreibund abgeschlossen, der „immer von sich sagen könne: **Nemo me impune lacessit,** und imstande sein werde, sich zu wehren."

War so Bismarck von der Gefahr feindlicher und von dem Nutzen und der Notwendigkeit eigener Bündnisse überzeugt, so hat er doch als echter Realpolitiker die Wirksamkeit und Haltbarkeit geschriebener Verträge ebenso wenig wie der Große Kurfürst und Friedrich der Große überschätzt: Sobald das persönliche, gegenseitige Vertrauen und die Gemeinschaft der beiderseitigen Interessen zwischen Bundesgenossen fehlen oder schwinden, bieten Verträge keine Bürgschaften mehr. So schreibt er — allerdings wohl auch besonders im Hinblick auf die Person Napoleons, zu dem er kein Vertrauen besaß — im Jahre 1865 an Goltz über die Zweckmäßigkeit eines von diesem gewünschten Vertrages mit Frankreich: „Keine noch so sorgfältige Redaktion würde uns davor schützen, daß Frankreich, wenn zur Verfallzeit die allgemeinen Verhältnisse und seine besonderen Interessen es erheischen sollten, jeden Augenblick, wo wir die Erfüllung fordern, durch eine Interpretation entschlüpfte und uns um die Früchte des geheimen Vertrages brächte." Und in den Gedanken und Erinnerungen bemerkt er: „Die Haltbarkeit aller Verträge zwischen Großstaaten ist eine bedingte, sobald sie im Kampf ums Dasein auf die Probe gestellt wird. — Keine große Nation wird je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen beiden zu wählen. Das **ultra posse nemo obligatur** kann durch keine Vertragsklausel außer Kraft gesetzt werden; und ebenso wenig läßt sich durch einen Vertrag das Maß von Ernst und Kraftaufwand sicherstellen, mit dem die Erfüllung geleistet werden wird, sobald das eigene Interesse des Erfüllenden dem unterschriebenen Texte und seiner früheren Auslegung nicht mehr zur Seite steht. Das wandelbare Element des politischen Interesses und seiner Gefahren ist ein unentbehrliches Unterfutter für geschriebene Verträge, wenn sie haltbar sein sollen. Die **clausula rebus sic stantibus** wird bei Staatsverträgen, die Leistungen bedingen, stillschweigend angenommen. — Ewige Dauer ist keinem Vertrage zwischen Großmächten gesichert." — Der Dreibund „ist eine strategische Stellung, welche angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren ratsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war. . . . Aber ein für jeden Wechsel haltbares, ewiges Fundament bildet er für alle Zukunft ebenso wenig, wie viele frühere Tripel- und Quadrupel-Allianzen der letzten Jahrhunderte und insbesondere die heilige Allianz und der Deutsche Bund. Er dispensiert nicht von dem **toujours en vedette.**"

Sehr beachtenswert ist eine weitere, von Bismarck hervorgehobene Grenze für die Bedeutung von Bündnissen: „Schon im vorigen Jahrhundert war es gefährlich, auf die zwingende Gewalt eines Bündnistextes zu rechnen, wenn die Verhältnisse, unter denen er geschrieben war,

sich geändert hatten; heutzutage ist es für eine große Regierung kaum möglich, die Kraft ihres Landes für ein anderes, befreundetes voll einzusetzen, wenn die Überzeugung des Volkes es mißbilligt."*)

Der Wert von Bündnissen ist also stets ein begrenzter, aber „der Wortlaut eines klaren und tiefgreifenden Vertrags ist auf die Diplomatie in den Momenten, wo es sich darum handelt, einen Krieg herbeizuführen oder zu vermeiden, nicht ohne Einfluß. Die Bereitwilligkeit zum zweifellosen Wortbruch pflegt auch bei sophistischen und gewalttätigen Regierungen nicht vorhanden zu sein, so lange nicht die force majeure unabweislicher Interessen eintritt."**)

Ganz abgesehen also vom rechtlich-sittlichen Moment wird der Staatsmann im allgemeinen die Vertragstreue schon aus reinen Zweckmäßigkeitsgründen wahren, um das Vertrauen zu seiner Politik aufrecht zu erhalten, und nur die force majeure unabweislicher Interessen wird ihn zum Wortbruch, zum Vertragsbruch veranlassen.

Es ist bezeichnend für den aufs Reale gerichteten und theoretischen Erörterungen abgeneigten Sinn Bismarcks, daß er einfach diese Tatsache konstatiert, ohne das Problem der Zulässigkeit des Vertragsbruchs als solches zu formulieren und zu erörtern, wie das Friedrich der Große zu wiederholten Malen getan hat.

In der Konstatierung dieser Tatsache aber liegt die sehr allgemein gefaßte und doch einzig mögliche Antwort auf jene Frage: Der Vertragsbruch ist erlaubt, wenn die force majeure unabweislicher Interessen eintritt.

Vom Standpunkt der Politik aus ist die Richtigkeit jenes Satzes ohne weiteres einleuchtend: Denn die Erhaltung der Existenz, Sicherheit und Macht seines Staates — unter Umständen auf Kosten der Vorschriften des positiven Rechts — ist die oberste Pflicht des Staatsmanns. Aber auch vom Standpunkt des Völkerrechts wird man zwar nicht ohne weiteres dem allgemeinen Satze zustimmen können, daß die clausula rebus sic stantibus die stillschweigende Voraussetzung a l l e r völkerrechtlichen Verträge sei — denn im allgemeinen gilt auch für das Völkerrecht der Grundsatz: pacta sunt servanda, und die Vertragstreue ist seine Voraussetzung — wohl aber ist auch völkerrechtlich der Vertragsbruch als eine Handlung des Notstands zulässig, sobald die force

*) In einem gewissen Widerspruch zu diesem Satze steht die Bemerkung in den Gedanken und Erinnerungen, die Gründe für ein Bündnis mit Österreich im Jahre 1879 seien ihm so zwingender Natur erschienen, daß er nach einem solchen auch gegen den Widerstand der öffentlichen Meinung gestrebt haben würde. Er hätte dann eben — wenn die Notwendigkeit eingetreten wäre — das „kaum Mögliche" doch getan.

**) Eine sehr radikale Äußerung Bismarcks aus dem Jahre 1850 findet sich in Ernst Ludwig v. Gerlachs Tagebüchern: „Er erkenne in der äußeren Politik kein Recht an, sondern nur Konvenienz; Friedrich II. 1740 sei sein Muster."

majeure unabweislicher Interessen ihn hervorruft. Wann diese force majeure eintritt, das kann natürlich immer nur für den Einzelfall entschieden werden.

Wie gewissenhaft in der Tat sowohl vom persönlichen Ehrenpunkt aus als auch im Interesse der Erhaltung des Vertrauens zur preußischen Politik Bismarck selbst in dieser Beziehung war, zeigen seine Äußerungen in den Briefen an Gerlach vom 10. und 26. Februar 1855 über seine Besorgnis vor einem Abschluß Preußens mit Frankreich, im Widerspruch zu den gegenüber den verbündeten Mittelstaaten eingegangenen Verbindlichkeiten: . . . diese müssen „die Respektabilität einer preußischen Allianz im Gegensatz zur österreichischen Politik inne werden. — Es wäre, wie Seine Majestät zu sagen pflegt, *wider die einfache Offiziersehre*, wenn wir aus Angst vor unseren Feinden unsere Bundesgenossen im Stich ließen. . . Ich würde gar nicht wissen, mit welchem Gesicht ich hier auf diesem Posten nachher noch figurieren sollte, wenn es so käme; *ich würde elend vor Scham*. Der Bruch der bindenden Erklärungen Preußens gegenüber von seinen Bundesgenossen würde ein *nackter Treubruch ohne alle mildernde Umstände* sein" — dann sei Preußen „drunter durch wie nie".

So erklärt er es auch in dem schon mehrfach erwähnten Schreiben an Goltz vom 20. Februar 1865 für unzweckmäßig, solange das Bündnis mit Österreich noch bestehe, durch den Abschluß eines geheimen Vertrags mit Napoleon „das Band unter allen Nachteilen zweifelloser Perfidie zu zerreißen", und betont, daß ein solcher Mangel an Aufrichtigkeit uns auf lange das Vertrauen Österreichs kosten, auch in Deutschland die volle Verurteilung durch Volk und Regierungen nach sich ziehen, sowie Mißtrauen in England und Rußland erzeugen werde. Für die Haltbarkeit von Allianzen — das betont er immer wieder — ist ein gegenseitiges Vertrauen, daß man die Verträge hält, unerläßlich — ein Vertrauen, wie es zwischen den Dreibundstaaten besteht, wie es aber zum Beispiel in den fünfziger Jahren zwischen Preußen und Österreich Bismarcks Ansicht nach nicht möglich war. So sagt er 1856 in dem Privatschreiben an Manteuffel vom 26. April, „daß die Seele eines preußisch-österreichischen Bündnisses, auch in der größten gemeinsamen Gefahr, das Gegenteil von alle dem sein würde, was ein Bündnis fest macht. Gegenseitiges politisches Mißtrauen, militärische und politische Eifersucht, der Argwohn des einen, daß der andere in Separatverträgen mit dem Gegner, bei gutem Glück die Vergrößerung des Bundesgenossen zu hindern, bei schlechtem sein eigenes Heil zu sichern suchen werde, das alles würde zwischen uns jetzt lähmender sein, als in einem schlecht assortierten Bündnis der Vergangenheit. Kein General würde dem anderen den Sieg gönnen, bis es zu spät sei." Er erinnert — wie er stets seine politischen Räsonnements durch historische Beispiele zu unterstützen liebt — an die Friedens-

schlüsse von Vossem und St. Germain, sowie an die Erfahrungen Preußens beim Wiener Kongreß, die Preußen berechtigten, gegen die Erfolge österreichischer Bundesgenossenschaft mißtrauisch zu sein. Und wunderbar drastisch schreibt er um dieselbe Zeit an Gerlach: „Gebe Gott, daß ich die Schweinerei von Mißgunst, Mißtrauen und Mißlingen nie erlebe, wenn eine preußische und eine österreichische Armee verbunden im Felde stehen. Jeder wird sich mehr über die Niederlage des anderen freuen als über die eigne ärgern, und wer auf dem Vorderteil sitzt, es als Gewinn betrachten, wenn das Schiff hinten zuerst sinkt."

Bildet gegenseitiges Vertrauen nach Bismarcks Überzeugung eine notwendige Grundlage für völkerrechtliche Bündnisse, so ist das um so mehr der Fall bei dem engen staatsrechtlichen Bundesverhältnis der deutschen Staaten.

Er hat darum bei der Begründung des neuen Reichs — abgesehen von der Annexion g a n z e r Staaten — die Anwendung von Zwangsmitteln möglichst vermieden. Die Forderung territorialer Abtretungen seitens Bayerns ließ er 1866 um den Preis eines Schutz- und Trutzbündnisses fallen. Freilich machte er dann die süddeutschen Schutz- und Trutzbündnisse zu einer **conditio sine qua non** für die Fortdauer der Zollvereinsverträge. Aber er hat im Jahre 1866 und 1867 den Wunsch Badens nach Aufnahme in den Norddeutschen Bund hauptsächlich auch aus Rücksicht auf Bayern nicht erfüllt, das durch diesen Schritt verletzt worden wäre. Und im Jahre 1870 hat er die Vorschläge zur Vergewaltigung der deutschen Fürsten in der Kaiserfrage — abgesehen von ihrer Unzweckmäßigkeit — als Treulosigkeit, Mißhandlung und Verrat an Bundesgenossen sehr entschieden zurückgewiesen. Er hat sogar Bayern große Zugeständnisse gemacht. Denn er wollte — so äußerte er nach der Unterzeichnung des Vertrags mit Bayern am 23. November — es „nicht pressen, nicht die Situation ausnutzen", sondern ihm lag daran, daß die Leute mit der Sache innerlich zufrieden wären — „was sind Verträge, wenn man muß!"

Freilich, ganz hat er Pressionsmittel doch nicht verschmäht: Nachdem Bayern seinerseits einmal die Initiative ergriffen hatte und eine Basis für weitere Unterhandlungen durch die Münchener Beratungen zwischen Delbrück, den bayrischen Ministern und Mittnacht gewonnen war, da hat er am 2. Oktober Baden erklären lassen, daß ein Antrag Badens auf Eintritt in den Norddeutschen Bund jetzt willkommen sei, und er hat am 15. November mit Baden und Hessen abgeschlossen, bevor die Verhandlungen mit Bayern und Württemberg beendigt waren, um dadurch einen gewissen Druck auf jene Staaten auszuüben.

Es hängt mit dieser hohen Einschätzung eines gegenseitigen Vertrauensverhältnisses zwischen Bundesgenossen aufs engste zusammen, daß Bismarck sowohl für Bündnisse als für die politischen Beziehungen

überhaupt dem persönlichen Moment eine so große Bedeutung beimißt: Zu Napoleon hatte er kein Vertrauen, und das hat sicher dazu beigetragen, daß er auf dessen Bündnisanträge niemals einging. In Österreich suchte er im Oktober 1864 durch eine Konzession in den Zollvereinsverhandlungen Rechberg zu halten, da er in ihm den notorischen Vertreter des preußisch-österreichischen Bündnisses in Wien erblickte und einen Bruch mit Österreich damals für „unzeitig" hielt. Auf die dynastisch-persönlichen Beziehungen zu Rußland und auf sein persönliches Verhältnis zu Alexander III. hat er stets den größten Wert gelegt, und in den Gedanken und Erinnerungen erklärt er geradezu, die einzige Bürgschaft für die Dauer der russischen Freundschaft sei die Persönlichkeit des regierenden Kaisers. Ebenso bezeichnet er hier die Person des Kaisers Franz Joseph als eine Garantie für die Niederhaltung antideutscher Bestrebungen in der auswärtigen Politik Österreichs.

Und das persönliche Vertrauen, das er sich bei den fremden Höfen erworben, hat er als einen sehr wesentlichen, politischen Faktor sehr hoch eingeschätzt.

Bündnisse haben nur dann Wert, wie schon aus den oben angeführten Äußerungen hervorgeht, wenn sie „den Ausdruck beiderseitiger, wirklicher Interessen besiegeln". Einer Gefühlspolitik dem Auslande gegenüber ist er aktiv und passiv unzugänglich — „nur keine sentimentalen Bündnisse, bei denen das Bewußtsein der guten Tat den Lohn edler Aufopferung zu bilden hat!" „Das Interesse Preußens" ist ihm „das einzige Gewicht, dem er bei Abwägung der preußischen Politik die normale Geltung beilegt".

Er betonte, eben Minister geworden, in Paris dem österreichischen Gesandten gegenüber mit geflissentlichem Nachdruck, falls Preußen ohne vorhergehende Verständigung mit Österreich in europäische Krisen gerate, so sähe er keinen Grund, warum Preußen in Österreich etwas anderes als eine fremde Macht sehen sollte. Für die Phrasen von Bruderkrieg sei er stichfest und kenne keine andere als ungemütliche Interessenpolitik, Zug um Zug und bar.

Er hat wohl als Minister es nötig befunden, den leicht erregbaren Gesandten in Paris, Graf von der Goltz, in ähnlicher Weise daran zu erinnern, „daß wir kein Recht haben, eine gemütliche Hingebung für Preußen in der französischen Politik vorauszusetzen, wie auch unsere Politik von derartigen Gefühlen für irgend eine fremde Macht frei ist — daß unsere Haltung gegen Frankreich von der immer präsenten Voraussetzung getragen wird, daß man sich auf der anderen Seite nur durch seine Interessen bestimmen läßt, und von dem Bewußtsein, daß wir dasselbe tun — daß sie ebenso frei von Verstimmung wie von Hingebung sein wird."

Indem er im Frühjahr 1857 in dem Briefwechsel mit General von

Gerlach für eine Annäherung Preußens an Frankreich eintritt, die dieser als ein Doktrinär des Legitimitätsprinzips perhorreszierte, betont er sehr entschieden, „daß er das Legitimitätsprinzip seinem spezifisch preußischen Patriotismus vollständig unterordne, daß, wenn man nach Sympathien und Antipathien in betreff auswärtiger Mächte und Personen seine stehenden, diplomatischen Beziehungen und die Unterhaltung des Einvernehmens im Frieden zuschneiden wolle, man aufhöre, Politik zu treiben." Mit Nachdruck erklärt er, daß selbst der König nicht das Recht habe, das Interesse des Vaterlands dem eigenen Gefühl von Liebe oder Haß gegen Fremde unterzuordnen, daß sein Ideal für auswärtige Politiker die Vorurteilsfreiheit sei, die Unabhängigkeit der Entschließungen von den Eindrücken der Abneigung oder der Vorliebe für fremde Staaten und deren Regenten, — daß er es in Friedenszeiten für mutwillige Selbstschwächung halte, sich Verstimmungen zuzuziehen oder solche zu unterhalten, ohne daß man einen praktischen, politischen Zweck damit verbinde, und die Freiheit seiner künftigen Entschließungen und Verbindungen vagen und unerwiderten Sympathien zu opfern, Konzessionen . . . lediglich aus Gutmütigkeit und love of approbation zu machen. Schon im Jahre zuvor bemerkt er in einem Schreiben an Manteuffel: „Im Jahre 1851, besonders zu Anfang, lagen die Gefahren eines Debordierens der Revolution aus Frankreich und Italien noch näher, und es war eine Solidarität der Monarchien gegen diese Gefahr vorhanden, welche unseren Maivertrag ganz natürlich herbeiführte; eine ähnliche Situation würde erst wieder da sein, wenn das französische Kaisertum gestürzt wäre. Solange es steht, handelt es sich nicht um Abwehr der Demokraten, sondern um Kabinettspolitik, bei der die Interessen Österreichs eben nicht mit den unsrigen zusammenfallen."

Unermüdlich bekämpft er die doktrinäre Vorstellung Gerlachs, daß Napoleon die „inkarnierte Revolution" und ein Bündnis mit Frankreich überhaupt keine Möglichkeit sei, — er erklärt ihm, daß auch er das Prinzip des Kampfes gegen die Revolution anerkenne, daß er es aber nicht für möglich halte, „das Prinzip in der Politik als ein solches durchzuführen, daß die entferntesten Konsequenzen desselben noch jede andere Rücksicht durchbrechen, daß es gewissermaßen den alleinigen Trumpf im Spiel bildet, von dem die niedrigste Karte noch die höchste jeder anderen Farbe sticht."

Im Frühjahr 1860 schreibt er Gerlach, daß er „nicht mit Frankreich oder Sardinien gehen wolle, aber nicht, weil er es für ein Unrecht sondern weil er es im Interesse der Sicherheit Preußens für bedenklich halte. Wer in Frankreich oder Sardinien herrsche, sei ihm dabei, nachdem die Gewalten einmal anerkannt seien, ganz gleichgültig und nur eine tatsächliche, keine rechtliche Unterlage. Frankreich bleibe für ihn Frankreich, möge Louis Napoleon oder Ludwig der Heilige dort re-

gieren. . . . Für den politischen Kalkul seien natürlich diese tatsächlichen Unterschiede sehr gewichtig, für sein Gewissen, für den Rechtsstandpunkt aber hätten sie ihm keine Bedeutung, er fühle keine Verantwortlichkeit für auswärtige Zustände in sich." Er gibt zu, es lasse sich vom „Standpunkt der politischen Nützlichkeit darüber diskutieren", daß „wohlverstandene preußische Politik auch aus Zweckmäßigkeitsrücksicht Keuschheit in auswärtigen Beziehungen erfordere" — wie aber Gerlach „den Unterschied stelle zwischen Recht und Revolution, Christentum und Unglauben, Gott und Teufel, so könne er mit jenem nicht diskutieren."

Mit Recht hat Bismarck in den Gedanken und Erinnerungen diesen Briefwechsel als ziellos bezeichnet, in dessen Verlauf Gerlach den Kampf gegen die Revolution für sein oberstes, politisches Prinzip und den preußischen Patriotismus für selbstverständlich erklärte, zugleich aber meinte, „daß nur der zuverlässig ist, welcher nach bestimmten Grundsätzen und nicht nach schwankenden Begriffen von Interesse usw. (!) handelt," oder die kühne Forderung aufstellte: „Man muß sagen und zeigen, daß man sich zu verteidigen gesonnen ist, wenn man angegriffen wird."

Daß Bismarck, wiewohl durchaus monarchisch-konservativ, doch vollkommen frei von Partei- und legitimistischem Doktrinarismus war, daß sein Royalismus damals nicht so sehr prinzipieller als praktischer Natur war und sich mit seinem preußischen Staatsgefühl durchaus deckte, das zeigen auch andere Äußerungen aus jener Zeit. So sagt er in einem Bericht an Manteuffel vom 10. April 1858: „Dem Auslande gegenüber kann man in der Vertretung Preußens nicht Parteimann in derselben scharfen Ausprägung wie im Innern bleiben."

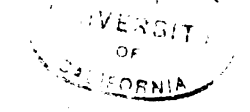
Und in bezug auf die neapolitanische Frage schreibt er im Dezember 1860 an Schleinitz: „In betreff der inneren preußischen Politik bin ich, nicht bloß aus Gewohnheit, sondern aus Überzeugung und aus Utilitätsgründen so konservativ, als mir mein Landes- und Lehnsherr irgend gestattet, und gehe grundsätzlich bis in die Vendée, quand même, das heißt auch für einen König, dessen Politik mir nicht gefiele; aber nur für meinen König. In betreff der Zustände aller anderen Länder aber erkenne ich keine Art prinzipieller Verbindlichkeit für die Politik eines Preußen an; ich betrachte sie lediglich nach Maßgabe ihrer Nützlichkeit für preußische Zwecke . . . und ich halte dafür, daß wir uns bei Umwälzungen im Auslande nicht zu fragen haben, was in der Sache nach neapolitanischem, französischem, österreichischem Rechte rechtens sei, sondern daß wir unsere Parteinahme danach einrichten, welche Gestaltung des Auslandes die günstigste sei für die Machtstellung und Sicherheit der Krone Preußen. . . . Die Teilnahme für die Durchführung an sich unzweifelhafter Thronrechte ausländischer Fürsten kann uns weder nützen noch stützen; wir stehen auf der eigenen Kraft und

fallen mit ihr; daß wir auf legitimen Grundlagen stehn, ist sehr erfreulich, hat aber an sich allein keine Tragfähigkeit (!) ... Ob die Präzedenzfälle, in denen Dynastien ihren Thron verloren, um einige vermehrt werden oder nicht, das hat auf die Festigkeit der Fundamente, auf denen die preußische beruht, nicht den mindesten Einfluß*) ... Unser Königshaus und unser Staat wurzeln in dem Boden eines treuen Volkes und eines guten Heeres, und weder die Treue des einen, noch die Güte des anderen hat etwas mit der Frage zu tun, ob wir in Italien für die legitimistische Doktrin eingetreten sind oder nicht." Ganz ähnlich schreibt er im Juli 1861 an Roon: „Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Vendée, aber gegen alle anderen fühle ich in keinem Blutstropfen eine Spur von Verbindlichkeit, den Finger für sie aufzuheben," und an Below-Hohendorf: „Wir haben unter unseren besten Freunden so viele Doktrinäre, welche von Preußen die ganz gleiche Verpflichtung zum Rechtsschutze in betreff fremder Fürsten und Länder, wie in betreff der eigenen Untertanen verlangen. Dieses System der Solidarität der konservativen Interessen aller Länder ist eine gefährliche Fiktion, solange nicht die vollste, ehrlichste Gegenseitigkeit in aller Herren Ländern obwaltet. Isoliert von Preußen durchgeführt, wird es zu Donquixoterie, welche unseren König und seine Regierung nur abschwächt für die Durchführung der eigensten Aufgaben, den der Krone Preußen von Gott übertragenen Schutz Preußens gegen Unrecht, von außen oder von innen kommend, zu handhaben." Indem er im Interesse Preußens über die Ansprüche des Augustenburgers auf Schleswig hinwegging und drei deutschen Dynastien ein Ende machte, hat er diese Anschauungen auch praktisch durchgeführt.

In den späteren Jahren wurde dann die Gemeinschaft der Interessen der monarchischen Großstaaten, namentlich gegenüber demokratisch- und sozialistisch-republikanischen Bestrebungen, wieder stärker von ihm hervorgehoben. So betont er in einer Denkschrift über die Hohenzollernsche Thronkandidatur in Spanien im Jahre 1870, daß „das Wiedererscheinen der Königin Isabella ihm für die monarchischen Interessen in Europa sehr nachteilig erscheine".

Die Pariser Ereignisse vom September 1870 und März 1871 haben ihn dann veranlaßt, ein gemeinsames Vorgehen der monarchischen Regierungen gegen die Gefahren der revolutionären, sozialistischen Internationale anzuregen. Im September 1870 wurde Prinz Luitpold von Bayern zu einem Schreiben an Erzherzog Albrecht, als Kanal zu Kaiser Franz Joseph, veranlaßt; darin wird der Krieg nach der Wendung der Dinge in Paris als Verteidigung des monarchisch-konservativen Prinzips

*) Hier schießt Bismarck in der an sich so berechtigten Opposition gegen den doktrinären Legitimismus wohl doch etwas über das Ziel hinaus.



gegen das republikanisch-sozialistische bezeichnet, auf die Gefahren der Internationale für die monarchisch regierten Länder hingewiesen und ein festeres Zusammenhalten der Elemente, die wie Deutschland, Rußland und Österreich dem monarchischen Prinzip einen sicheren Halt gewähren, gegenüber der Solidarität der republikanischen und revolutionären Interessen als sicherste Bürgschaft für die Sache der Ordnung und Zivilisation bezeichnet, und indem die Versuche liberaler Einrichtungen in Cisleithanien und die nationalen Experimente in polnischer Richtung für verfehlt erklärt werden, wird Österreich ein offenes und vertrauensvolles Verhältnis zu Deutschland und Rußland als Halt gegen die revolutionären und zentrifugalen Elemente in seiner Mitte empfohlen. Ebenso wurde dem Zaren die Notwendigkeit des Zusammenhaltens der Ostmächte gegen die revolutionäre Propaganda vorgestellt, sowie — und das ist hier die vielleicht mehr zur Einwirkung auf den Zaren bestimmte Hauptsache — die „Notwendigkeit, beim Friedensschluß alles zu vermeiden, was durch Mißachtung der wirklichen Bedürfnisse Deutschlands zum Schutz und zur Sicherung seiner Grenzen der revolutionären Partei in Deutschland selbst eine Handhabe geben könnte, die öffentliche Meinung zu vergiften."

Nach der Errichtung der Kommune zu Paris im Frühjahr 1871 wurden diese Versuche in Wien, wo sie zunächst nicht fruchtbaren Boden gefunden hatten, von neuem aufgenommen, ebenso in Petersburg, ja auch in London, Florenz und Brüssel; man kam, unterstützt durch das Entgegenkommen Franz Josephs und Andrassys sowie des Zaren, zur Formulierung positiver Vorschläge und zu Vorbereitungen für eine deutsch-österreichische Konferenz.

Die Anschauung von der Solidarität der Interessen der europäischen Monarchien wurde da in einer Depesche an Brassier St. Simon, den Gesandten beim Quirinal, ganz unzweideutig formuliert: „Mögen die Bestrebungen der revolutionären Elemente der verschiedenen Länder auch nach den Zuständen der letzteren in betreff der endlichen Ziele auseinander gehen, so sind sie doch in dem nächsten, dem Kampfe gegen die bestehende staatliche Ordnung einig, und daraus ergibt sich ein gemeinsames Interesse der bestehenden Regierungen. Wenn der Staat, wie es in Paris zwei Monate der Fall war, in irgend einem Land der revolutionären Bewegung unterliegt, so wird in allen Ländern seine Kraft geschwächt, die Kraft seiner Gegner in demselben Verhältnis gestärkt werden."*)

*) Ähnliche Gedanken enthielt die Instruktion für Schweinitz, der im Oktober 1876 dem Zaren Bismarcks Antwort auf die Frage überbringen sollte, ob er auf die Neutralität Deutschlands im Fall eines russisch-österreichischen Krieges rechnen könnte: Unser erstes Bedürfnis sei, die Freundschaft zwischen den großen Monarchien zu erhalten, welche der Revolution gegenüber mehr zu verlieren als im Kampf untereinander zu gewinnen

Dafür, daß diese Ausführungen, gegen deren Richtigkeit sich, wie mir scheint, schlechterdings nichts einwenden läßt, tatsächlich Bismarcks Anschauungen wiedergeben, sprechen auch seine Angaben in den Gedanken und Erinnerungen zu Beginn des Kapitels über den Dreibund, wonach er schon in Meaux im September 1870 und dann nach dem Frankfurter Frieden „einen Dreibund der drei Kaiser erstrebt habe, mit dem Hintergedanken des Beitritts des monarchischen Italiens und gerichtet auf den in irgend einer Form bevorstehenden Kampf zwischen dem System der Ordnung auf monarchischer Grundlage und der sozialen Republik, auf deren Niveau die antimonarchische Entwicklung langsam oder sprungweise hinabzusinken pflege, bis die Unerträglichkeit der dadurch geschaffenen Zustände die enttäuschte Bevölkerung für gewaltsame Rückkehr zu monarchischen Institutionen empfänglich mache". In ähnlicher Weise betonte er in der Reichstagsrede vom 6. Februar 1888, daß Deutschland mit Rußland „große und gemeinsame, monarchische Interessen sowie Interessen der Ordnung allen Gegnern der Ordnung in Europa gegenüber zu vertreten habe".

Und noch entschiedener kommt dieser Gedankengang zum Ausdruck in dem Satze der Gedanken und Erinnerungen, daß „die Erhaltung eines Elements monarchischer Ordnung in Wien und Petersburg und auf der Basis beider in Rom für uns in Deutschland eine Aufgabe ist, die mit der Erhaltung der staatlichen Ordnung bei uns selbst zusammenfällt".

Man hat diese Ausführungen in den Gedanken und Erinnerungen lediglich als zur Wirkung auf Rußland berechnet und als eine unwillkürliche Beimischung späterer Erwägungen zu den früheren Motiven ansehen wollen.

Daß alle jene Ausführungen bis zu einem gewissen Grade Mittel zum Zweck der Wirkung auf das Ausland waren, ist allerdings richtig — es ist bei dem Schreiben an den Zaren besonders evident; und ein Schreiben an Itzenplitz vom 17. November 1871 beweist, daß die sozialpolitischen Konferenzen mit österreichischen Bevollmächtigten ihm zugleich als ein Mittel politischer Annäherung an Österreich dienen sollten. Aber man gewinnt doch den Eindruck, daß jene Ausführungen zugleich den wirklichen Anschauungen Bismarcks entsprachen.*) Und wenigstens bei einer Äußerung in ähnlichem Sinne scheint jede Ostensibilität ausgeschlossen. Im Dezember 1883 äußerte Bismarck in einer vertraulichen Unterhaltung mit dem württembergischen Ministerpräsidenten, Frei-

hätten. Allerdings war er damals von dem Bestreben geleitet, den Frieden zwischen Österreich und Rußland aufrecht zu erhalten — die Äußerung ist also ostensibel — oder mindestens auch ostensibel.

*) Das positiv nachzuweisen ist freilich wohl ebensowenig möglich, als es der Beweis des Gegenteils sein dürfte.

herrn von Mittnacht, in Anknüpfung an Bemerkungen über die Beziehungen zu Italien und Spanien, „die Monarchen fühlten, daß wir Stützen der Monarchie seien und die Differenzen der einzelnen Staaten unter sich seien ein Kleines gegen den Kampf der Monarchie gegen Republik und Revolution".

Die Entwicklung der theoretisch-politischen Grundanschauungen Bismarcks ist ein nach dem vorhandenen Material und überhaupt unendlich schwieriges Problem. Aber das steht jedenfalls fest, daß, wenn er auch von dem Doktrinarismus der Camarilla stets frei war und sich von den Anschauungen der konservativen Partei in vielem schon früh emanzipierte, er doch stets bis auf die Knochen konservativ — nicht im Partei-, aber im politischen Sinn — und monarchistisch auf religiöser Grundlage geblieben ist, und daß er auch an der Idee der Bekämpfung der Revolution seit jenen Märztagen des Jahres 1848, wo er den Anstoß zu einer Contrerevolution zu geben versuchte, dauernd festgehalten hat. Vielleicht war es diese seine konservativ-royalistische Grundanschauung, die er im Auge hatte, wenn er zu Busch sagte, man könne ihm in politischen Dingen ein „System" am Ende nicht bestreiten. Und dieses sein System ist — nach der Überwindung der jugendlichen Neigung zum Republikanismus und Liberalismus — im Grunde immer dasselbe geblieben. Nur daß sein „genialer Wirklichkeitssinn" eben stets die Prinzipien den praktischen, politischen Bedürfnissen unterordnete und starrer Doktrinarismus ihm fremd war. Was sich ändert, sind nicht so sehr seine Prinzipien, als die Durchführung oder Zurückstellung derselben in der praktischen Politik, für die nicht Prinzipien, sondern lediglich die Interessen des Staates maßgebend sind. Und wenn jene Erwägungen über die Interessensolidarität der monarchischen Staaten in den früheren Jahren zurück- und erst in den späteren Jahren mehr hervortreten, so ist das nicht bloß die Folge einer inneren Wandlung Bismarcks, sondern mehr noch eine Folge der veränderten Machtstellung seines Staates. Es soll damit allerdings nicht geleugnet werden, daß in der späteren Zeit sein Royalismus um einige Nuancen tiefer und mehr prinzipieller Natur ist: Die Besorgnis vor den Gefahren einer *sozialen* Revolution ließ ihn dieser gegenüber jene Interessensolidarität nicht aus Prinzip oder Doktrinarismus, sondern aus Zweckmäßigkeitsrücksichten stark betonen — eine Solidarität, die allerdings von der von den Legitimisten der fünfziger und sechziger Jahre gegenüber den *nationalen* Bestrebungen gepredigten in ihrem Ausgangspunkt wesentlich verschieden ist. Immerhin ist eine gewisse Wandlung hier nicht zu verkennen. Gegenüber der sozialen Gefahr würde er jetzt nicht mehr den radikalen Satz aufgestellt haben, daß es „nicht den mindesten Einfluß auf die Festigkeit der Fundamente habe, auf denen die preußische Dynastie beruht, ob die Präzedenzfälle, in denen Dynastien ihren Thron verloren, um einige vermehrt werden oder nicht."

Was nun aber jenen Zusammenhang mit der Lage seines Staates betrifft, so lassen sich, wie mir scheint, hier zwei Epochen unterscheiden: Solange Preußen ein aufstrebender, um die volle Durchsetzung seiner Großmachtstellung kämpfender Staat ist, da greift Bismarck — unbekümmert um politische Prinzipien — zu jedem Mittel, das für seinen Zweck Erfolg verspricht. Da trägt er weder in den fünfziger Jahren Bedenken, eine wenigstens scheinbare Annäherung Preußens an das bonapartistische Frankreich zu empfehlen, noch im Jahre 1866 eventuell eine Revolution in Ungarn zu benutzen, das allgemeine Wahlrecht in die Pfanne zu werfen, drei alten deutschen Dynastien ein Ende zu machen und 1870 der republikanischen Partei in Italien für den Fall, daß Viktor Emanuel die Initiative zum Bruch mit Preußen ergriffe, seinen Beistand in Aussicht zu stellen. Und er begünstigt später in Frankreich geradezu die republikanische Staatsform, um ihm die Bündnisfähigkeit zu nehmen. Das sind mehr oder weniger revolutionäre Mittel zum Zweck der Stärkung seines Staates nach außen und entsprechend dem unfertigen, nationalen Zustand Preußens und Deutschlands in jener Zeit. Wie durch das Emporkommen des Staates, so geht durch Bismarck selbst in diesen Jahren ein gewisser revolutionärer Zug. In dem Augenblick aber, da die Machtstellung Preußen-Deutschlands konsolidiert und dieses ein „saturierter Staat" ist, da erlauben ihm die realen, politischen Verhältnisse und legen sie ihm sogar nahe, die Interessengemeinschaft der monarchischen Staaten gegenüber der sozialen Revolution einerseits und gegenüber dem republikanischen Frankreich andererseits zu betonen, die theoretischen Anschauungen in Übereinstimmung mit den tatsächlichen Bedürfnissen in der praktischen Politik durchzuführen.

Eine Annäherung an Frankreich lag damals vorerst ganz außerhalb des Bereichs der Möglichkeit. Andererseits, wie das Jahr 1870 in Frankreich die Kommune gezeitigt hatte, so hatte er die Überzeugung, daß auch der nächste auswärtige Krieg „auf der Westgrenze uns gegenüber die rote Fahne ebenso gut wie vor hundert Jahren die dreifarbige ins Gefecht führen könne". Und diese Unsicherheit der inneren Verhältnisse in Frankreich trug ein Moment steter Beunruhigung für den europäischen Frieden in sich; schon insofern war tatsächlich aus Gründen der äußeren Politik eine gewisse Interessengemeinschaft zwischen den vier monarchischen Großmächten des europäischen Kontinents vorhanden.

Wenn es nun auch gewiß in erster Linie die Sorge vor fremden Angriffen und feindlichen Koalitionen gewesen ist, was Bismarck zum Abschluß des sogenannten Dreikaiserbündnisses und dann des Zwei- und Dreibundes veranlaßt hat, so ist es doch keineswegs ausgeschlossen, daß daneben jene Gedanken über die Interessensolidarität der monarchischen Großstaaten hier wirksam gewesen sind, Gedanken, die zwar bis zu einem gewissen Grade prinzipieller Natur, aber doch keineswegs durch bloße

Doktrin, sondern durch praktische Interessenpolitik diktiert sind, und deren Richtigkeit durch die Geschichte der Revolutionen, die fast stets epidemisch aufgetreten sind, hinreichend bekräftigt wird.

Eine Grundanschauung Bismarcks in bezug auf Bündnisse, die er wiederholt ausspricht, ist es ferner, daß durch ein solches kein Staat von einem anderen abhängiger werden darf, als seine eigenen Interessen es vertragen. Unter diesem Gesichtspunkt urteilte er von der heiligen Allianz, daß „die enge Verbindung mit den beiden größeren Kaiserreichen, die unter sich mehr Analogie der inneren Zustände und Regierungsgrundsätze hatten als mit uns, uns keine freie Bewegung auf dem Gebiete europäischer Politik gestattete", und in demselben Sinne nannte er im Jahre 1860 das Bündnis mit Frankreich für Piemont „gefährlich und herrisch". Dagegen rühmte er an den Dreibundsverträgen, daß sie jene Anforderung erfüllten, und daß das sie fest, haltbar und dauerhaft mache. Und andererseits hat er mehrfach auf Grund derartiger Erwägungen den Abschluß von Bündnissen abgelehnt. So faßt er im Jahre 1865 in einer Depesche an Goltz die Wirkung eines Bündnisses mit Frankreich dahin zusammen, daß Preußen den anderen Mächten gegenüber isoliert, auf Frankreich allein angewiesen wäre und seinen Zumutungen kein hinreichendes Gegengewicht in Anerbietungen oder Drohungen leisten könne.

Und ähnliche Gründe gibt er für die Ablehnung der russischen Allianzanträge der Jahre 1863 und (c.) 1875 an.

Was die Publizität der von Bismarck abgeschlossenen Bündnisse betrifft, so wurden dieselben sämtlich zunächst geheim gehalten: die Schutz- und Trutzbündnisse mit den süddeutschen Staaten 1866 aus Rücksicht auf den Wiener Frieden, um Frankreich und Österreich nicht zu reizen — der Zwei- und Dreibund aus Rücksicht auf Rußland — der Neutralitätsvertrag mit Rußland auf den Wunsch Rußlands.

Die spätere Veröffentlichung der Bündnisse von 1866 sowie von 1879 wurde als ein diplomatisches Einschüchterungsmittel gegenüber aggressiven Tendenzen Frankreichs verwertet.

Und auch die Veröffentlichung des inzwischen abgelaufenen und nicht erneuerten Rückversicherungsvertrags mit Rußland scheint neben persönlichen Motiven den Zweck gehabt zu haben, abkühlend auf die russisch-französische Entente zu wirken.

(Schluß folgt.)





Der tolle Student.

Von

Georg Busse-Palma.

— Leipzig. —

Die auf die Landstraße führende Tür des Schankzimmers wurde kräftig geöffnet, und eine hohe, breitschultrige Gestalt mit blondem Vollbart, in einen langen Tuchmantel gehüllt, trat über die Schwelle. Ihr voran sprang ein kühler, klarer Luftzug, der den dicken Rauch zerteilte und die an rostiger Rosette schaukelnde Hängelampe heller aufflammen ließ. Dadurch wurde es dem Eintretenden möglich, das langgestreckte, niedrige Lokal zu überblicken und an dem runden Kneiptisch in der Mitte seine Freunde zu erkennen.

„Na, Kinder, wieder beisammen?"

Mit starken Schritten ging er auf sie, die Honoratioren des kleinen Fischerdorfes, zu und streckte einem nach dem andern die schwielige Hand entgegen, die auch in behäbiger Freundlichkeit geschüttelt wurde. Plötzlich aber, vor einem überschlanken, jungen Mann mit zerknittertem, stark gerötetem Gesicht, der sich durch das Verwahrloste seiner Kleidung ebenso wie durch die hohe, merkwürdig intelligente Stirn von den anderen unterschied, hielt er mit der Gebärde einer grenzenlosen Verwunderung ein.

„Was," rief er mit spöttischem Pathos, „Eure delirischen Gnaden beehren uns doch wieder? Ich fürchtete schon, diesen Glanz" — dabei wies er auf die gedunsene Nase des Angesprochenen — „nie wieder an unserem Tisch zu sehen! Sind die Dichter und Könige, zu denen Sie gehören, nicht zu Hause gewesen?"

Der tolle Student, wie der angesprochene Karl Anders von allen genannt wurde, obwohl er schon lange nicht mehr studierte, rückte unruhig an seinen Brillengläsern und zwang sich zu einem Lächeln.

„Lassen Sie doch die Dummheiten,“ sagte er halb knurrig und halb verlegen. „Bekneipt war jeder schon mal.“

„Ja, aber wie!“

Der neue Ankömmling, der Inspektor auf einem benachbarten Rittergute war, hatte es sich zwischen dem Förster und dem Dorfkaufmann bequem gemacht. Als er seinen Stammschoppen vor sich hatte, wandte er sich, diesmal aber in ernsterem Tone, wieder an Anders.

„Wissen Sie, Freundchen, wenn wir nicht so sinnlos gutmütige Leute wären, hätten Sie gestern derartige Hiebe bekommen, daß Ihnen der Hochmutssparren für immer in die Brüche gegangen wär. Sie können sich eigentlich bedanken, daß wir Sie nur hinausgeworfen haben.“

Der junge Mann fuhr sich schwer atmend mit der Hand über die Stirn, und sein nervöses Gesicht färbte sich noch dunkler, während er am ganzen Körper leise erzitterte.

„Wieso denn?“ stammelte er. „Und hinausgeworfen? Davon weiß ich ja gar nichts!“

„Na ja,“ nickte der Inspektor verächtlich, „schmutzig sind Sie immer, und auf einen kleinen Hinauswurf mehr oder weniger wird es Ihnen wohl nicht mehr ankommen.“

Hinter den Brillengläsern flammte es grün auf. Man sah es am Zucken seiner schmalen Schultern, wie mühsam der Beschimpfte sich bezwang. Er bezwang sich aber, weil neben dem kochenden Zorn noch ein anderes Gefühl in ihm lebendig war, ein Gefühl der Angst, das dem Zorne die Wage hielt und schließlich sogar Sieger blieb.

Er durfte sich mit seinen Tischgenossen jetzt nicht verfeinden! Er hatte weder Geld noch Kredit, und was sollte er machen, wenn er keinen fand, der ihm sein Bier bezahlte!? Das Bier, das er nötig hatte, um selber zu vergessen, wie elend er war! . . .

In hastigem Zuge leerte er sein Glas und warf in anscheinendem Gleichmute den Kopf in den Nacken, daß die schwarze Haarsträhne, die ihm immer über der Stirne lag, wieder auf den Scheitel flog. Dann sah er den Inspektor mit lachenden Augen an.

„Wenn Sie denken, daß Sie mich wieder wütend machen können! ... Teufel noch mal, ich weiß ja, daß ich ein Viech bin! Und daß ich gestern von dieser Naturanlage starken Gebrauch gemacht habe, muß wohl wahr sein. Jedenfalls hatt' ich heut Schädelweh zum Sterben und Einfälle zum Entzücken. Daran merk' ich's immer, weil Ideen ebenso sind wie Kinder: man kriegt sie nicht, ohne ein bißchen Viecherei vorher! Aber wahrhaftig, von dem Hinauswurf habe ich keine Ahnung . . .“

„Gott segne Ihre Knochen! — Daß Sie uns alle Hundesöhne genannt haben, die Ihnen die Hände küssen sollten, weil Sie uns die Ehre erweisen, sich für unser Geld zu besaufen, — das werden Sie dann wohl

auch vergessen haben? — — Na, es ist vorbei, und mit Ihnen nimmt man es nicht so genau! . . ."

Karl Anders, der mit nachdenklicher Miene zugehört hatte, stand mit Applomb auf.

„Hören Sie, Bester," sagte er feierlich, „wenn Sie behaupten, daß ich Sie einen Hundesohn genannt habe, so muß ich das glauben, weil die Tatsache ebenso wie mein angeblicher Hinweis darauf uns beiden zuzutrauen ist. Aber daß ich gesagt haben soll, Sie müßten mir die Hand küssen, weil ich Ihnen erlaub', mein Bier zu bezahlen, — — das darf ich nicht auf mir sitzen lassen! Heute noch will ich Ihnen beweisen, wie fern mir ein solcher Gedankengang ist! Die Herren sind Zeugen: ich bitte Sie hiermit, meine heutige Zeche zu übernehmen und zwar ohne Handkuß! Genügt Ihnen diese Genugtuung?" . .

Ein dröhnendes Gelächter erhob sich am Tisch. Nur der tolle Student sah mit erwartungsvollem Ernst auf den Inspektor. Mit der Stahlbrille auf der dicken Nase, den abgemagerten hohen Körper in einem abgeschabten, schlotternden Gehrock, aus dem oben ein unendlich schmutziger Kragen hervorstand, während unten die langen Rockschöße melancholisch und zerknüllt herabhingen, sah er wie eine lebendige Karikatur aus.

„Das sieht Ihnen wieder mal ähnlich," meinte der Inspektor schmunzelnd. „Aber nee, min Söhning, das kömmt mich zu teuer. Ziehn Sie man selber die Knöppe raus!"

„Wenn ich man welche hätte," antwortete Anders bekümmert.

Nach kurzem Hin- und Herreden einigte man sich dahin, daß die übrigen gemeinschaftlich seine Zeche übernahmen, und Karl Anders, dieser Sorge ledig, ließ seinem Durste wie seinem Temperamente freien Lauf. Mit jedem Glas Bier wurden seine Einfälle übermütiger, seine Augen lebhafter und seine welke Haut straffer. Das kleinste Ereignis des Fischerdorfes erweiterte er mit sarkastischem Humor zu einem Weltbild und zeigte ihnen dadurch ihr eigenes Leben in so grotesken Verzerrungen, daß sie erschrocken wären, hätten sie darüber nachgedacht. Aber sie lachten nur, und dem Redenden war das auch recht, weil er mehr für sich sprach als für sie, weil diese Sturmmärsche gegen feindliche Ideen, die er hier in den Bierkrug posaunte, das Einzige waren, in dem sein Geist sich frei von den Fesseln eines entwürdigten Außenlebens zu betätigen vermochte. Der Alkohol ließ ihn aufsteigen wie einen Falken, aber er zog ihm auch wieder die Kappe über, wenn er hoch genug geflogen war. Und Karl Anders kehrte bald aus der Höhe zurück. Mit einem Male war er bei seinem eigenen „Ich" angelangt, bei seiner Studentenzeit mit ihrer ausschweifenden Tollheit, die ihn auf geistige Gipfel geführt und menschlich rettungslos in die Tiefe geschleudert hatte.

Bei diesem Kapitel begann das eigentliche Vergnügen seiner Zuhörer. Sie lachten auch über ihn, wenn er noch nicht betrunken war, weil

er witzig sprach und unerschöpflich zu erzählen wußte, so wenig sie auch davon verstanden. Erst jetzt aber wurde er selber der Gegenstand ihres Gelächters, und damit befriedigten sie das Gefühl des Unmuts und der Gedrücktheit, das, ihnen selber nicht ganz bewußt, die geistige Überlegenheit des bürgerlich so tief verachteten Trunkenbolds oft genug in ihnen loslöste.

Als er nach minutenlangem Schweigen den Kopf in die Hand stützte und schwermütig vor sich hinsah, stieß der Kaufmann seine Nachbarn auch mit heimlichem Schmunzeln an und trank ihm dann aufmunternd zu.

„Prosit, Anders! Seien Sie kein Kopfhänger! — Sie führen doch wirklich ein glückliches Leben! Nichts zu tun, immer reichlich zu trinken! Fein! Was?“ ...

„Ein glückliches Leben?“

Karl Anders fuhr mit jähem Rucke aus seinem Dahinbrüten und sah den Kaufmann mit glühenden Augen an. Seine dicken Nasenflügel spannten sich, und die Mischung von Zorn, Schmerz und Betrunkenheit, die sich auf seinem Gesichte zeigte, gab ihm ein halb schreckliches und halb lächerliches Aussehen.

„Glücklich nennt ihr das? Der elendeste Dorfköter ist besser daran als ich. Jeder Hund hat seinen Herrn, ich hab' nicht einmal einen Gott! Jeder Hund hat einen, dem er nützt und der ihn lieb hat. Und ich? — — Ach, was versteht ihr denn davon?!!“

Der anfänglich heftige Ton seiner Worte war am Schlusse weich und weinerlich geworden, und als er danach den Bierkrug zum Munde führte, rollte ihm eine Träne in den Trunk.

Der Kaufmann, der sich vor Wohlgefallen das feiste Doppelkinn kraute, nickte ihm teilnehmend zu.

„Sie können wohl recht haben, Anders! Wir wissen das ja nicht so. Aber warum sprechen Sie sich nicht einmal aus? Wir sind doch alles vernünftige Leute!“

„Aussprechen? Mit wem denn? Etwa mit euch?“

Der tolle Student sah ihn durch die Brillengläser finster an und zuckte höhnisch die Achseln.

„Was bin ich euch denn und was seid ihr mir, daß ich mit euch reden könnte? Ihr versteht mich so wenig, wie ein Sperling den kranken Adler, und ich bin euch fremd, fremd wie allen auf der Welt!“ — —

Er nahm einen tiefen Schluck, und wie im Selbstgespräch fuhr er leise vor sich hinmurmelnd fort:

„Wen hab' ich denn? Nicht Mensch noch Vieh! Selbst mein kleiner Hund läuft mir ja fort, wenn ein anderer ihm schöner tut. Nicht einen hab' ich ... nicht einen!“ — — —

„Na, ich denke, Anders, Sie haben auch mal einen Kanarienvogel gehabt?“

Karl Anders nickte schwerfällig.

„Ja, den hatt' ich. Damals, als es noch besser mit mir war, . . . als ich noch jung war. . . . Wir hatten uns lieb, sehr, sehr lieb." — —

Wie geistesabwesend stierte er vor sich hin.

„Wie lange ist das denn her?" fragte der Förster mit mühsam verbissenem Lachen.

„Zehn Jahre werden es sein . . . Damals, als ich noch Primaner war. Als ich auf der Universität war, hörte es langsam auf. Wir schrieben uns noch lange, gewiß. Aber dann ging es runter mit mir, und wie durfte ich denn da zu ihr zurückkommen? Elend hab' ich sie gemacht, elend! Um Glück, Glauben und Jugend hab' ich sie betrogen. Ich — sie, die mich geliebt hat . . ."

Er nahm die Brille ab und trocknete die Gläser. Seine Augen waren verquollen und die Nase glührot.

Der Kaufmann preßte sich das karierte Taschentuch vor den Mund, um nicht laut aufzulachen.

„Wen? Den Kanarienvogel?" prustete er dann heraus.

Karl Anders sah ihn verständnislos an.

„Meine Braut," sagte er leise. Und mit einem Mal schlug er sich die Hände vor das Gesicht und stöhnte laut auf:

„O Gott, wie mich das quält!"

Eine geraume Zeit blieb er reglos sitzen, und die dicken Tränen liefen ihm durch die Finger.

Der Inspektor suchte ihn zu beruhigen.

„Wieso muß sie denn gerade ‚elend' geworden sein? Sie wird noch rechtzeitig einen anderen gekriegt haben."

Da hob der tolle Student sein nasses Gesicht und sah ihn mit dem Ausdruck einer unendlichen Verachtung an.

„Einen anderen? Mich hat sie geliebt! Mich! Und an mir ist sie zugrunde gegangen, wie ich am Leben."

* * *

Die ganze Nacht hindurch hatte die Ostsee gestürmt, und noch immer wollten ihre Wellen sich nicht beruhigen. In breiten, gewaltigen Reihen kamen die grünen, wandernden Hügel, von weißen Schaumkronen übertanzt, an den Strand gebraust. An den dicken Pfählen der Sprungbrücke, die sich vom Badehause weit in das Meer erstreckte, hoben sie sich pfauchend in die Höhe, wie kletternde Mörder, die den einsam dort oben Sitzenden zu sich in die Tiefe reißen wollten.

Auf der untersten Stufe der Treppe, die von den Kabinen auf die Brücke führte, saß der tolle Student und sah mit müden, kranken Augen auf die ruhelosen Wasser. Neben ihm stand ein kleiner, zierlicher Hund,

der halb ängstlich und halb zornig die geifernden Wellen beobachtete und manchmal einen kleinen Sprung vorwärts tat, um ihnen heftig kläffend die winzigen Zähnchen zu weisen. Bei jedem lauteren Aufsprudeln kehrte er aber erschrocken zu seinem Herrn zurück.

Es war noch im Mai, und kein Badegast vertrieb ihn aus dieser Zuflucht des doppelten Katzenjammers, der ihn Morgen für Morgen heimsuchte. Hier konnte er stundenlang ungestört sitzen und den schmerzenden Kopf in die frischen, starken Seewinde strecken und sich von ihnen den Rausch aus dem Schädel jagen lassen. Den Gram aus seinem Herzen konnten sie freilich nicht vertreiben.

Das Kinn in die Hand gestützt, blickte er in seine Vergangenheit, und unzählige Bilder zogen an ihm vorüber. Er sah sich als Knaben mit der Schulmappe und als verwegenen Kletterer auf den höchsten Kastanienbäumen, dann sah er sich als schlank aufgeschossenen Primaner in der ersten Tanzstunde, schüchtern und unbeholfen vor jedem lachenden Mädchengesicht, und von dort ab war es nicht mehr weit bis zu der seligsten und gleichzeitig quälendsten Erinnerung seines Lebens.

Zehn Jahre waren seit dem Tage vergangen, an dem er die kleine Grete zum ersten Male geküßt hatte. Es war ein Maitag gewesen, wie der heutige, aber der Mai im Binnenlande ist wärmer als wie an der Küste, und während er heute fror, war damals alles Wärme und Licht gewesen, um ihn und in ihm. Vielleicht war es aber auch nur das junge Blut, das die Stunde damals so warm und schön gemacht hatte!

Ein volles Jahr hindurch hatten sie in dem süßen Fliederduft der ersten jungen Liebe gestanden, und niemals wieder war sein Herz so voll geworden von überflutender Zärtlichkeit und reinem, schwärmendem Glück. Das Höchste aber brachte ihm erst der Abend des Abschieds, als er zur Universität ging. Bis dahin war ihre Liebe die Liebe zweier Knospen gewesen, die der Wind aneinander geschmiegt hatte, und die sich selber noch nicht verstanden. An diesem Abend aber schlossen die Knospen sich beide auf, und sie gaben sich ihre Seelen, bewußt und in dem heftigen Zusammenschauern einer unerwartet ausbrechenden Leidenschaft.

Karl Anders hätte es damals nicht für möglich gehalten, daß etwas anderes als der Tod sie auseinander bringen könnte. Und schließlich war es doch nicht der Tod gewesen, sondern die drei großen W, über die schon so viele gestolpert, die gut springen konnten: Wein, Weiber und Würfel! Er wurde relegiert und verkam. Als es dann auch mit seiner Gesundheit bergab ging, schickte ein früherer Freund den Anhanglosen in dies Fischerdorf und erhielt ihn dort durch gelegentliche Zuwendungen, die Karl Anders aber weniger für seine Genesung verwendete, als vertrank. Er konnte es nicht mehr lassen. Weil er getrunken hatte, war er unglücklich geworden, und nun, wo er unglücklich war, mußte er trinken, um sein Unglück ertragen zu können.

Was aus der kleinen, lustigen Grete wohl geworden sein mochte? Ein Jahr nach dem anderen würde sie auf ihn gewartet haben, und mit jedem Jahr würde Gram und Enttäuschung ihre Wangen schmaler und ihre Lippen blasser gemacht haben! — Er sah sie am Fenster des efeuumsponnenen Kleinstadthauses sitzen, mit tiefen, zuckenden Fältchen um den dünngewordenen Mund, hager, verhärmt und frühgealtert, wie sie mit ruhlosen, suchenden Augen über die Gärten blickt, als wenn sie noch immer auf seine Heimkehr hoffte. Und neben ihr, in dem bronzierten Bauer, schmetterte sein Kanarienvogel, den er ihr vor der Abreise geschenkt, seine fröhlichsten Triller und erinnerte sie immer wieder und wieder an ein verhungertes Glück. Er sah ihr Leben ebenso einsam und lieblos dahinfließen, wie seines, und er fühlte die ganze Wollust des Schmerzes und der Selbstverachtung, wenn er sich sagte, daß sie an Glückliches nicht einmal denken könne, ohne sein Bild, das Bild ihres seelischen Mörders, heraufzubeschwören! — —

Mit einem Male wurde er aus seinen Träumereien jäh aufgeschreckt.

Sein kleiner Hund hatte sich umgewandt und kläffte wütend der Düne zu.

Auf der jenseitigen Treppe klangen Schritte und Menschenstimmen.

Karl Anders drehte sich nach den Störern um.

Im gleichen Moment erweiterten sich seine Augen, er erblaßte und zitterte, wie von einem panischen Schrecken befallen. Und plötzlich sprang er empor, lief bis an den Rand der Sprungbrücke und warf sich von dort in das Meer.

Keuchend, mit gewaltsamen Armbewegungen, schwamm er vom Badehause rechts ab, an den Netze flickenden Fischern vorüber, soweit seine Kräfte nur reichten. Erst in beträchtlicher Entfernung wagte er sich wieder an das Ufer und warf sich mit den vom Wasser getränkten, triefenden Kleidern, halb ohnmächtig von der Anstrengung, in den Sand.

Als er von dort aus zurücksah, sah er zwei Menschen in städtischer Tracht, einen Herrn und eine Dame, auf der Badebrücke stehen, die ebenfalls nach ihm ausblickten. Die Entfernung war aber zu groß, als daß eine genauere Betrachtung möglich gewesen wäre.

Karl Anders preßte sich die Hand auf das Herz. Es klopfte ihm zum Zerspringen. Zu einem klaren Gedanken vermochte er noch nicht zu kommen. In halbem Stumpfsinn stierte er auf den weißen Sand, der sich um ihn herum von dem abtropfenden Wasser ganz dunkel färbte, und wie ein spielendes Kind preßte er mitunter seine Finger hinein.

Plötzlich lachte er laut auf.

„Solch ein Wahnsinn!“ murmelte er dann vor sich hin. „Solch ein hahnebüchener Wahnsinn! — Wer wird es denn gewesen sein? — Eine Fremde, die ich nie gesehen! Ein bißchen ähnlich sehen sich ja Gott weiß

wie viel, und ich war ein Narr, daß ich mich dadurch erschrecken ließ! Ein Narr und ein Hanswurst!"

Eine kleine Weile brütete er wieder vor sich hin.

„Wenn Grete heute noch so aussähe," dachte er dann weiter. „Ich weiß wirklich nicht, wo ich meine Augen gelassen hatte! Das da war eine dicke, runde Frau mit lachendem Mund, und Grete! . . . Für wahnsinnig werden die beiden mich gehalten haben. Und ich war es ja auch. Gewiß!" . . . .

Als die Mittagssonne und der saugende Dünensand ihn wieder getrocknet hatten, ging er durch den Kiefernforst in das Dorf zurück. Immer wieder und wieder tauchte aber ein Zug tiefer Beunruhigung in seinem Gesichte auf. Er blieb auch oft auf dem Wege stehen, manchmal mit ganz hilfloser Miene, und strich sich schweratmend über die Stirn, als wollte er dort Gedanken und Bilder vertreiben, die sich nicht vertreiben ließen.

* *
*

An diesem Abend und noch an den darauf folgenden Tagen wurde Karl Anders von lachenden Fragern bestürmt, die sich nach der Ursache seines plötzlichen Kopfsprunges erkundigten. Die Fischer, an denen er vorbeigeschwommen war, hatten die Nachricht davon natürlich in das Dorf getragen.

Entgegen seiner sonstigen, mitteilsamen Natur, wich er anfänglich jeder klaren Beantwortung scheu aus. Als er sich dann doch zum Reden bequemte, behauptete er, in dem betreffenden Herrn einen gefährlichen Gläubiger vermutet zu haben. Diese Erfindung erlaubte ihm auch, sich näher nach den beiden zu erkundigen, und so erfuhr er denn, daß sie sich nur für einige Stunden im Dorfe aufgehalten hätten und dann mit dem Wagen weiter nach einem der benachbarten größeren Seebäder gefahren wären. Über ihre Namen war niemand unterrichtet.

Seit dieser Zeit ging mit Karl Anders eine merkwürdige Veränderung vor sich. Während er früher ein unerschöpflicher Erzähler gewesen war, passierte es jetzt Abend für Abend, daß er, oft genug mitten in einem Satze, abbrach und eine Stunde hindurch wortlos mit finsterem Gesichtsausdruck vor sich hin sah. In diesen Zuständen war er gleichgültig gegen alles, was um ihn herum vorging. Fuhr er dann aus seinem Brüten auf, so überhäufte er sich selber mit den heftigsten Vorwürfen und erging sich in Betrachtungen über sein entwurzeltes Leben.

Einmal zog er auch einen kleinen Revolver, den er aus seiner Studentenzeit herübergerettet hatte, aus der Tasche und sah ihn mit grenzenlos traurigem Lächeln an.

„Ich werde mich selber zum Tode verurteilen! Wartet nur! Bald genug!" — —

Ein Schauer schüttelte ihn dabei. Dann griff er zum Bierkrug, und als er ihn bis zum Grunde geleert, vertiefte er sich in das fremde Leben, das er mit seinem in die Tiefe gezogen hatte. Und er schilderte den Schmerz der Verlassenen und seine Schuld in glühenderen Farben als je zuvor. Er sprach von ihren einsamen, frierenden Nächten, in denen ihr ganzes ungestilltes Lebensverlangen sich nach ihm sehnte und ihm gleichzeitig fluchte; er sprach von ihrer ungenützten, verwarteten Jugend, ihrem gemordeten Glauben und von der Qual, die ihm deswegen wie ein Geierschnabel Tag und Nacht am Herzen fraß.

Da er gar kein Ende damit fand, wurden seine Bierfreunde allmählich ärgerlich.

„Sie werden langweilig, Anders," meinte der Inspektor. „Wenn ein halbwegs tüchtiger Kerl sich so was vorzuwerfen hat, das nicht mehr gut zu machen ist, dann denkt er nicht mehr an die ‚ollen Kamellen' und vergißt sie."

„Vergessen, ja, wenn man das könnte! Ich kann es nicht, und wenn ich es könnte . . ."

Mit nachdenklichen Augen sah er vor sich hin, und langsam gruben sich verzerrende Linien, wie eine wachsende Angst sie gebiert, tiefer und tiefer in sein Gesicht.

„Ich tät es nicht!" stieß er dann hervor. „Nein, nein!"

Mit aufeinander knirschenden Zähnen streckte er beide Hände, die Finger breit gespreizt, über den Tisch und schloß sie dann in jähem Rucke zu Fäusten. So krampfhaft, daß die Nägel sich tief in die Handteller drückten. Gleichsam, als wolle er etwas festhalten, was ihm zu entschwinden drohte.

So viel er auch trank, blieb er an diesem Abend doch merkwürdig nüchtern. Als die anderen sich auf den Heimweg machten, trennte er sich von ihnen. Er ging nicht in das Dorf, sondern bog rechts in die mächtigen Nadelwälder ab, die sich zum Meere hinzogen.

Über den dunklen, leise rauschenden Wipfeln stand der Mond, und die Nacht war voll klagender Geräusche. Aus der Ferne kam das dumpfe Bellen eines Rehbocks. Nicht weit von ihm knackten dürre Äste. Der verzweifelte Schrei eines kleinen Vogels brach durch die Stille und der schrille Beutepfiff einer Eule. Eine Zeit hindurch verfolgte ihn aus dem Dickicht heraus auch ein Heulen und Winseln wie von hungrigen, jungen Raubtieren, Füchsen oder dergleichen.

Diese Stimmen gingen aber nur bis an sein Ohr und nicht weiter. Eine unbezwingliche Unruhe, über die er sich keine Rechenschaft gab, trieb ihn vorwärts.

Erst am Strande, als das Meer vor ihm lag, still, dunkel, in unübersehbarer Öde, blieb er stehen. Und ihm ward, als stünde er vor dem

Ozean der Verlassenheit, der sein Leben umspülte und ihn von den Mitlebenden schied.

Er setzte sich auf einen Felsblock, den die Flut vielleicht vor Jahrtausenden von den jetzt weit zurückliegenden Küstenbergen gebrochen, und sann über sich nach.

„Liebe und Freundschaft hat niemand für mich," dachte er. „Ob ich war oder nicht war, bin oder nicht bin, bleibe oder nicht bleibe, — es hat niemand Anteil daran außer ihr, in der mein Leid sich einen Mitleidenden schuf . . ."

„Ja," nickte er bitter. „Ihr Schmerz ist das einzige, was mich noch mit der Mitwelt verbindet. Der letzte Faden . . ."

Und da wußte er auch, wohin seine Unruhe ihn trieb.

Er ging den Strand entlang, immer weiter und weiter, der nächsten Bahnstation zu. Als er eine halbe Stunde gegangen war, verbarg sich der Mond, und es wurde stockdunkel. Einmal fiel er über einen großen, glatten Gegenstand lang hin. Mit den Händen fühlte er, daß es ein toter Fisch war, ein Tümmler, der ihm den Weg gesperrt hatte. Der Morgen graute schon, ehe er die Station erreichte.

Den Tag über saß er in dem pfauchend dahinrollenden Zug, übermüdet, mit brennenden Augen, apathisch und ohne zu denken. Wenn er doch einmal vorwärts sah, ward ihm zumute wie einem Mann, der von hohem Turme in eine Tiefe sieht, vor der ihm graust und die seinen Blick dennoch magisch gebannt hält.

* * *

Es war schon Abend geworden, als er in der kleinen, schlesischen Landstadt anlangte, in der er seine Schülerzeit verbracht hatte. Nur wenige stiegen mit ihm aus, und auch auf dem Bahnsteig standen nur ganz vereinzelt Gruppen plaudernder Bürger. Als Karl Anders auf den Ausgang zuschritt, zuckte er zusammen und drückte den Kopf noch tiefer auf die Brust. In einem dieser Kreise hatte er einen alten Schulfreund erkannt, der, breit und behäbig auf einen Rohrstock mit elfenbeinerner Krücke gestützt, ihn für einen Moment flüchtig fixierte.

Seine Angst war aber unnötig gewesen.

In ihm, dem mit geknickten Knien schwerfällig Dahinschreitenden, dem das Haar lang und wirr um ein gedunsenes, schmutziges Gesicht fiel, vermutete niemand den lebenstüchtigen Primaner von damals.

Trotzdem hielt er sich auch in den schmalen Straßen der Stadt möglichst im Dunkeln.

Fast jedes Haus war ihm hier vertraut.

Dort am Markte das gelbe, baufällige Gebäude mit dem großen Blechschild über dem Eingang war das Wirtshaus, in dem er sich im

Kreise anderer Pennäler den ersten, harmlosen Rausch geholt hatte. Nicht weit davon war seine Bude gewesen, und durch die rechts abbiegende Gasse war er täglich zum Gymnasium gegangen. Auch die Verkaufsläden und Bureaus kannte er alle, und es schien ihm, als ob die Zeit an dieser stillen Stadt ganz vorübergegangen wäre. Nur an sich selber erkannte er die zehn Jahre, die auch die Stadt vom Vergangenen trennten.

Endlich trat er in eine Querstraße, die mit sauberen, schmucken Gärten vor jedem Haus nach dem alten Kloster führte. Vor einem der letzten Häuser blieb er schwer atmend stehen und sah zu den Fenstern empor. Aber die Fenster waren dunkel und mit Brettern verschlagen, und aus den Mauern wehte die Kühle langer Verlassenheit.

Fassungslos taumelte Anders zurück.

„Wie ist das möglich," dachte er sich. „Hier ist ihr Haus, und hier muß sie wohnen, oder, oder — — sie ist tot!"

Er preßte die Lippen zusammen, und Tränen traten ihm in die Augen.

„Sie ist tot," wiederholte er sich. „Ich habe ihr Leben nicht nur zerstört, ich habe es ihr auch genommen."

Eine Minute stand er reglos still. Dann griff er in die Tasche und tastete nach einem Geldstück, das er mechanisch zwischen den Fingern drehte.

„Ich werde eins trinken gehen! Trinken, das ist noch das einzige!"

Schwankend wie ein Betrunkener schleppte er sich auf die andere Straßenseite herüber, unaufhörlich abgebrochene Sätze vor sich hinmurmelnd.

„Das ist die Spur meines Lebens: ein verfrühtes Grab!" sagte er einmal. „Das ist alles." —

Etwa vierzig Schritte mochte er vorwärts gekommen sein, als heller Lichtschein und lustige Kinderstimmen, die aus der Veranda eines der kleinen Gartenhäuser vor ihm kamen, ihn aufblicken ließen.

Ein Bild schlichten, friedlichen Familienglücks bot sich ihm dar.

Um den weißgedeckten Abendbrottisch gruppierten sich fünf Personen; ein breitschultriger Mann, der in eine Zeitung vertieft war, drei kleine Mädchen mit Stupsnasen und dicken Backen, und eine volle, noch jugendliche Frauengestalt, die, auf einen Teller geneigt, der neugierig zuschauenden Jüngsten, einem vielleicht vierjährigen Kinde, ein Stückchen Fleisch zurechtschnitt.

„Gibt es was Neues im Blatte, Heinrich?" fragte sie währenddem.

Beim Klange ihrer Stimme zuckte Karl Anders zusammen und reckte seinen langen Hals weit vor. Da richtete die Hausfrau sich auch auf, und die spähenden Augen des tollen Studenten sahen in ein rundes Gesicht mit lachenden Augen, roten Lippen und einer übermütigen Stupsnase

— — in ein Gesicht, das er im Leben wie im Traume vielhundertmal gesehen hatte. . . .

Eine Sekunde stand er wie betäubt, und wankend umklammerte er die eisernen Stäbe des Gartengitters.

Gleich darauf wurde es in ihm aber seltsam klar und ruhig. Er wandte sich ab und setzte den eingeschlagenen Weg fort, mit gleichmäßigeren Schritten als vorher, aber noch viel, viel langsamer. Er war mit einem Male so unendlich müde und schwach geworden.

In das nächste Wirtshaus trat er ein. Jetzt nicht mehr, um zu trinken, sondern um zu ruhen. Er wollte sich hinsetzen und lange, ganz lange still sitzen bleiben. Am liebsten schlafen. . . .

Es war ein verräucherter, kleiner Raum mit braunen Holztischen und mit langen Bänken an den Wänden. Karl Anders drückte sich ganz in eine Ecke. Er war der einzige Gast, und mit ziemlich mürrischer Miene schraubte der bei seinem Eintritt aus dem Nebenzimmer gekommene Wirt die Lampe höher.

Das erste Glas Bier schluckte Anders durstig herunter. Als er jedoch das zweite an die Lippen setzte, schüttelte ihn plötzlich ein leiser Ekel, und er schob es zurück. Er wußte nicht, warum er noch trinken sollte. Es schmeckte ihm nicht mehr.

„Es ist doch gut, daß sie nicht tot ist," sagte er sich. „Sie lebt und lacht, hat Mann und Kinder. Alles, was ich mir die Jahre hindurch eingebildet habe, war Unsinn. Daß ich zugrunde gegangen bin, war für sie ebenso gleichgültig wie für die andern." —

„Genau so gleichgültig! Überwunden bin ich längst, vergessen lange. Ich bin keine Halbinsel, ich bin eine Insel in der Verlassenheit. Es führt kein Weg von mir zu den Mitlebenden." —

„Was soll ich jetzt tun? In mein Dorf zurückgehn? Man wird mich fragen, wo ich war, und ich werde sagen: bei meiner Braut, die mit mir zugrunde gegangen ist!"

„Nein, nein!"

Er nahm das Bierglas und schüttete einige Tropfen daraus auf den Tisch. Dann tauchte er einen Finger in die Flüssigkeit und begann damit auf der Platte zu schreiben.

„Der letzte Faden!" las er halblaut vor sich hin.

„Ja, der ist jetzt zerrissen, ganz zerrissen!" — —

Noch einmal nickte er in melancholischer Ruhe vor sich hin. Dann griff er, einen beobachtenden Blick nach dem am Büfett hantierenden Wirt werfend, in die hintere Tasche seines langen Rockes und holte einen kleinen, zierlichen Revolver hervor, den er unter dem Tische vorsichtig spannte.

Trotz seiner Sorgfalt gab es aber doch einen hellen, scharfen knackenden Laut, und der Wirt drehte überrascht den struppigen Kopf.

Im gleichen Moment stieß er einen Fluch aus und sprang hinter dem Schanktisch vor, auf Anders zu.

Er kam aber zu spät.

Ruhig, ohne das geringste Zittern hatte dieser sich den Revolver an die Schläfe gesetzt, und erst als die schwielige Faust des Wirtes beinahe seinen Arm berührte, drückte er los. — — —

* * *

Der tolle Student hatte sich erschossen, nachdem er alle Entwürdigung und jeden Gram zehn Jahre hindurch ertragen hatte. Er hatte sich nicht erschossen, weil er unglücklich war und niemandem Glück gab, aber er hatte sich getötet, weil sein Leben nicht einmal stark genug gewesen war, ein anderes mit sich ins Elend zu reißen.





Der Wert der Persönlichkeit.

Von

Professor Dr. L. Gurlitt.

— Steglitz. —

Wir glauben alle zu wissen, was unter „Persönlichkeit" zu verstehen sei, und doch ist der Begriff nicht leicht zu bestimmen. In ihren glänzendsten Vertretern findet sich das Urteil leicht zusammen: Sokrates, Cäsar, Luther, Goethe, Bismarck: da schwanken wir nicht. Sobald man aber diese Höhen verläßt, dann gerät man schon in das Gebiet des Streitigen. Es unterliegt doch wohl keinem Zweifel, daß es auch Persönlichkeit verbrecherischer Prägung gibt. Zu ihnen wird mancher geneigt sein Napoleon I. zu zählen, oder auch im Bereiche der Dichtung den grandiosen Verbrechertypus des Gloster. Begeben wir uns nun vollends in die Niederungen der Alltäglichkeit, so werden sich selten die Meinungen der Mitmenschen auf dieselben Persönlichkeiten einigen. Jeder einzelne wird geneigt sein, für sich diesen Ehrentitel — denn als solcher wird er allgemein empfunden — in Anspruch zu nehmen, aber recht sparsam mit der Verleihung desselben Titels an andere sein. In Jesuitenschulen strebt man andere „Persönlichkeiten" zu erziehen, als Rousseau es mit seinem Emile tat. Ein strenger Katholik trägt in seinem Bewußtsein ein anderes Bild von dem Inbegriffe echter Persönlichkeit, als ein Protestant oder ein Freidenker. Selbst die Lehrer gleichen Bekenntnisses und der gleichen Schule würden sich schwer auf ein bestimmtes „Persönlichkeits-Schema" — um es so zu bezeichnen — verständigen. Alle aber geben sie dem Dichter recht, daß: „Höchstes Glück der Erdenkinder die Persönlichkeit" sei, daß der Erzieher nichts Größeres erreichen könne, als eben Persönlichkeiten vorbereiten — denn bilden kann sie nur das gesamte Leben. Versuchen wir also, uns über diesen Begriff zu einigen.

Jedes Geschöpf ist Gattungswesen und zugleich Einzelwesen, jedes hat einen Überschuß an Merkmalen mit seinen Gattungsbrüdern gemein und daneben einen Teil des ihm allein Eigenen, seine differentia specifica. Dieses Gesetz beherrscht die ganze Natur. Es gibt — jedenfalls im Bereiche des Belebten — nichts völlig Übereinstimmendes. Wo wir völlige Übereinstimmung sehen, da herrscht noch tausendfache Verschiedenheit: das Mutterschaf findet sein Junges, das der Hirt nicht mehr unterscheiden kann, aus zahllosen gleichen Lämmern heraus. Der Hottentott erkennt aus tausend braunen Kühen mit unfehlbarer Sicherheit die seinen heraus. Noch größer ist, wenn uns unsere Eigenliebe nicht täuscht, das eigenartige Gepräge jedes Menschen. Aber auch hier muß der Blick erst für die Eigentümlichkeiten geschärft werden. Betritt man zum ersten Male fremdländischen Boden, so glaubt man lauter gleiche Menschen zu sehen und fragt sich verwundert, wie sie sich wohl auseinander halten können. So empfand ich in London, als ich Hunderttausende junger Männer sah, alle mit gleichen Bärten, gleichen Zylindern, gleichen Handschuhen, gleichen schwarzen Ledertaschen und scheinbar gleichen Gesichtern, Gedanken und Stimmungen. Noch schlimmer soll der Eindruck in China sein. Man fragt sich, was denn an e i n e m gelegen sein könne, da dasselbe Exemplar scheinbar millionenfach vervielfältigt die Erde bevölkert. Und doch ist keiner dem andern gleich. Jeder trägt sein Ich mit dem Gefühle, daß er selbst das Maß der Welt sei, und in Wahrheit ruht auch, wie Friedrich Hebbel tiefsinnig gesagt hat, in jedem Menschen die ganze Welt. Unzählige aber gehen doch in der Masse unter. Die Menge der Gattungsmerkmale überwuchert den bescheideneren Zusatz an Eigenart, der sich im Kampfe mit den Widerständen nicht zu halten vermag. Das Ergebnis ist ein Mensch — nicht gut, nicht böse, nicht glücklich, nicht unglücklich, nicht liebens-, nicht hassenswert — eine Dutzend- oder Fabrikware der Natur. Denn das ist wohl außer Zweifel: das Eigenartige hat seine Not sich zu behaupten. Die Masse hat das Bestreben, alles sich anzugleichen. Das Abweichende reizt zum Widerspruche, weil es entweder als ein Besseres, deshalb Beschämendes empfunden wird, oder als Schlechteres, deshalb Bedrohliches. Die Gesellschaft ist der geschworene Feind jeder Persönlichkeit. Der weise Amerikaner Emerson, der dort den Gebildeten etwa so viel gilt, wie bei uns Goethe, hat über das Wesen und den Wert der Persönlichkeit köstliche Worte gesprochen. „Die ganze Menschheit,“ sagt er zutreffend, „ist verschworen gegen die Mannheit des einzelnen.“ — „Wage anders zu sein als das Dutzend deiner Umgebung, und sie sind deine geschworenen Feinde.“ Diesen Feinden der Persönlichkeit halte man Immanuel Kants Worte entgegen: „Jede Person trägt ihr eigenes Gesetz in sich, ist autonom, selbstgesetzgebend“ . . . „Die Persönlichkeit ist die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur,“ wozu H. St. Chamberlain

bemerkt: „Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, die Persönlichkeit — als solche — könne ein Gebot von außen empfangen.“ Am strengsten wohl sind unsere lieben Frauen: die wollen selbst kleine Extravaganzen ihrer Schwestern gegen die Mode des Tages nicht dulden. Kaum minder streng ist man in der Kontrolle der gesamten Lebensführung auf dem Lande und in kleinen Städten. Keine Frage, daß sich unter solcher Zucht feste Typen von Menschen bilden können, die etwas gemeinsam Rassiges haben, wie zum Beispiel unsere Dithmarscher oder Friesischen Bauern, aber unter dem Typischen tritt dabei mehr und mehr das Persönliche zurück. Kennt man zehn Mann solchen Schlages, so, scheint es, kennt man sie alle. Und doch hat man da Persönlichkeiten von zwar oft wiederkehrender, aber doch scharfer Prägung. In unseren großen Städten aber, die doch jedem Menschen freieren Spielraum zur selbständigen Entwicklung gewähren, gedeihen die Persönlichkeiten offenbar noch schwerer.

Der Kampf um das Dasein, besonders hart und aufreibend eben in den Großstädten, bringt den Menschen zum Bewußtsein seiner Ohnmacht. Bismarck sagte mit Recht, man sei nirgends so einsam und verlassen als in den großen Städten. Man kann da im Strome der Menschen tatsächlich verhungern und verschmachten — körperlich wie geistig. Daher sucht der Großstädter Anschluß an Menschen gleicher Lebensbedürfnisse. Es bilden sich Menschengruppen zur Vertretung gemeinsamer Lebensinteressen. Das hat seinen unleugbaren Nutzen, aber auch seinen unverkennbaren Nachteil.

„Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.“
(Schiller, „Der Spaziergang“.)

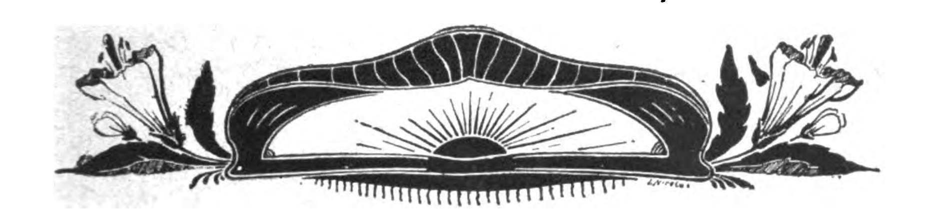
Aber diese Entwicklung, die uns zu Konsortien, Vereinen, Verbänden, Trusten und Genossenschaften aller Art mit der Gewalt eines Naturgesetzes hinleitet, ist eine Bedrohung, eine Gefahr für die Persönlichkeiten. In den Genossenschaften herrscht die Majorität. Ebenso ist in den politischen Parteien der Einzelne nur wenig noch, da er sich dem Massenwillen unterzuordnen hat. So scheint die jetzige Entwicklung unseres öffentlichen Lebens freier Ausgestaltung und Betätigung von Persönlichkeiten wenig günstig zu sein. Es stellen sich Herdeninstinkte ein, und der einzelne Mensch zählt nur noch als „Stück“, als Nummer in den statistischen Tabellen. Wir erleben dieses Schauspiel gerade jetzt in der Entwicklung der Sozialdemokratie. Mit der Kraft eines Heros kämpft der alternde Bebel für das Recht seiner Persönlichkeit, aber er kann sie nur retten auf Kosten aller anderen Geister, die neben ihm in seiner Partei zu Einfluß gelangen wollen. Sein Schicksal mutet mich tragisch an, denn er geht gleichsam an den Früchten seiner eigenen Arbeit

zugrunde. Erst schuf er die Dreimillionen-Partei, um damit der Freiheit eine Schutztruppe zuzuführen, und jetzt muß er sie zu geistiger Unfreiheit verurteilen, um selbst zu bestehen. Durch diese Betrachtung komme ich auf den Gedanken, der mir, als einem Jugenderzieher, am wichtigsten ist: Man wirft mir vielfach vor, daß ich durch meine „Individualitäts-pädagogik“ die Geschäfte der Sozialdemokratie besorge. Dadurch, daß ich das liebe Ich der Kinder zu hoch einschätzte und ihnen die Achtung vor alten Einrichtungen und Lehrverfahren erschütterte, triebe ich sie den Reichsfeinden in die Arme. Nur durch straffe Zucht, durch Unterordnung unter den Geist der Gesellschaft und die staatliche Autorität könne eine Jugend herangebildet werden, die den Verlockungen der Sozialdemokratie standhalte. Dagegen sage ich: Nein, nur durch eine freiheitliche Erziehung, etwa wie die der Engländer ist, durch eine möglichst ungezwungene Entwicklung jeder einzelnen Persönlichkeit schaffen wir aufrechte, feste, wahrheits- und rechtliebende Männer, die sich selbst ihren Weg suchen dürfen und werden und sich nicht wie junge Gimpel von den verlockenden Flötentönen jedes ersten besten Vogelstellers auf den Leim locken lassen. Die so frei und selbstherrlich aufwachsende englische Jugend ist nicht religionsfeindlich, nicht staatsfeindlich, ist aber auch nicht streberhaft und augendienerisch. England erzieht seine Jugend zu Männern, wir erziehen sie zu Beamten, Gelehrten, zu Untertanen. In England ist der Korpsgeist der einzelnen Stände vielleicht noch stärker entwickelt als bei uns, aber der einzelne Mann bewahrt sich trotzdem in viel höherem Grade den Wunsch und die Fähigkeit, die moralische Frische und Kraft, allezeit nach eigenen Entschließungen zu handeln. Man achtet dort die Persönlichkeit selbst schon im Kinde und maßt sich viel weniger als bei uns an, den Willen des Mitmenschen nach eigenem Ermessen zu bestimmen. Man hat in England sogar das unangetastete Recht, auf eigene Faust ein Narr zu sein. Das ist ein ungeheurer Gewinn. Denn — wohl bemerkt! — fast alle großen Geister haben ihren Zeitgenossen zunächst für Narren gegolten. Entweder hat man sie „gekreuzigt und verbrannt“ oder unter Mißachtung und Spott verhungern und verkommen lassen. Man vergesse also nicht: Die sogenannten „Sonderlinge und wunderlichen Käuze“, die sind es gerade, die die Menschheit vorwärts bringen, nicht aber die Korrekten und die Vielzuvielen, mit denen alle zufrieden und einverstanden sind. Wir müssen erst wieder, nachdem man von allen Seiten her mit Hochdruck an der Fabrikation von Dutzendware der Menschheit gearbeitet hat, — in Schule, Heer, auf dem Amte, in den Vereinen und Parteien, — wir müssen selbst erst wieder, wenn Deutschland geistig nicht verarmen soll, in bewußter Abkehr von diesem Abrichtungsverfahren, dem Wachstum von eigenartigen Menschen, von Persönlichkeiten, größtmögliche Freiheit gewähren. „Tausendmal lieber,“ sagt H. Helmolt (i. A. L. Bl. 1899) „ist mir ein selbständig denkender

Kopf, der sich nicht scheut, mit eigenen Ansichten und Irrtümern unerschrocken selbst vor einen größeren Kreis zu treten, als jene Dutzendmenschen, die aus lauter Hochachtung vor Autoritäten niemals aus ihrer Korrektheit herauszuschlüpfen wagen." In dieser Hinsicht ist von England eben sehr viel zu lernen. In keinem anderen Volke gibt es so viele Menschen, die auch menschenwürdig leben, die das Leben so zu verschönen und zu genießen verstehen. Keine andere Millionenstadt außer London hat es zustande gebracht, das ererbte Familienhaus als vornehmstes Lebensbedürfnis trotz des riesigen Wachstums der Bevölkerung und der phänomenalen Hetzjagd im Erwerbsleben in gleichem Maße zu erhalten und auszubilden. In keinem anderen Lande haben wir so viele waschechte Adelssitze, in denen auch geistige Güter gepflegt werden und Menschen in schöner geistiger und leiblicher Harmonie ihre Tage verbringen. (Vergl. O. Eppan-Venegal: „Ist die Kultur ein Fluch oder ein Segen? Ein Beitrag zur Lebenskunst." Stuttgart, Strecker und Schroeder, 1905. S. 163 ff.). Alle die hohen kulturellen Erfolge dankt der Engländer seiner Achtung vor der Persönlichkeit. Dort ist seit der **habeas corpus**-Akte die Menschenwürde ein Stück nationalen Glaubens- und Lebensbekenntnisses. Anders bei uns. Wir stellten die Staatsidee so hoch über die Persönlichkeit, daß darunter die Menschen in ihrer Würde Schaden litten. Im Mittelalter, das man dunkel zu nennen beliebt, hatte man ein deutsches freies Bürgertum und eine Menge von deutschen Persönlichkeiten. Man denke nur an Luther und seine Genossen. Heute haben wir, wie Professor Lichtwarck auf dem Philologentage zu Hamburg mit bitterem Spotte sagte, in unseren Städten nur „Einwohner, nicht mehr Bürger". Ganz richtig! Einwohner, Bevölkerung, Seelen — nicht Persönlichkeiten. Deshalb poche ich allen Spöttern zum Trotze auf „Individualitäts-Pädagogik", auf daß wir wieder Menschen bekommen, die selbst denken, selbst glauben, selbst handeln, anstatt für sich ihre vorgesetzte Behörde und den Parteiführer, ihr hohes Konsistorium oder „den Staat" denken, glauben, handeln zu lassen. Ein Volk besteht aus einzelnen Menschen. Es ist um so wertvoller, je mehr Wert jedes dieser Einzelwesen seiner Person zu verleihen vermag. „Ein Mann macht viele." Deshalb gilt es — Männer wachsen zu lassen. Dazu bedarf es größerer Bewegungs- und Entwicklungsfreiheit, als man uns und unseren Kindern in Preußen zurzeit einräumen will. Bismarck gab selbst zu, daß alle Revolutionen „von oben her" gemacht werden. Wer daher den revolutionären Geist in Deutschland bannen will, der muß rechtzeitig die Ventile des Dampfkessels öffnen und muß der Macht der Geführten und Verführten gegenüber eine geistige Garde von unabhängigen, selbstherrlichen Rednern und Volkserziehern aufwachsen und sich frei betätigen lassen. Sie sind das Salz des Lebens, und ohne sie versinken wir in ein Völkerchaos, das zu einem nicht mehr

lebenswerten Leben verdammt ist. Wer also ein wahrer Staats- und Volkserhalter sein will, der muß „Individualitäts-Pädagogik" treiben. Darin stimmen wir sogar mit dem größten Denker unseres Volkes überein, mit Kant. „Der Erhabenheit unserer Natur," sagt dieser, „werden wir uns nur durch die Idee der Persönlichkeit bewußt." Dazu bemerkt wieder H. St. Chamberlain, dessen neuestes Werk „Immanuel Kant, die Persönlichkeit als Einführung in das Werk" soeben erschienen ist: „Auf die Persönlichkeit, auf die Befreiung des Menschen, auf die Entwicklung alles Erhabenen, das in dessen Wesen verborgen liegt, geht Kants ganzes Denken" . . . „Was der Tag bringt, entschwindet bald unseren Blicken, zugeschüttet von dem ununterbrochen sich hochtürmenden Wüstensand der Zeit; trotzdem hinterläßt die flüchtige Erscheinung in treuen Gedächtnissen den Eindruck eines Ewigwährenden, weil Niewiederkehrenden; das ist die Erinnerung an das Unteilbare, Unvergleichliche, an das Individuum. Ein jeder ist an seinem Platz unsterblich." — Mich freut es, meine eigenen Gedanken und Empfindungen von einem großen Geiste so überzeugend vorgetragen zu finden. Mein mit dem ganzen Hochmut orthodoxer Schulweisheit abgewiesener Vortrag über „Die Pflege und Entwicklung der Persönlichkeit" (R. Voigtländer, Leipzig, 1905.) könnte Chamberlains Wort als Motto tragen: „Die Weltanschauung eines Mannes ist aus ihm geboren; sie ist das notwendige Ergebnis seiner Art zu schauen." Darüber mögen alle die oberflächlichen Geister einmal tiefer nachdenken, welche alles Glück ihrer Kinder und damit unserer Zukunft von einer schneidigen Pädagogik erhoffen. Nicht immer mehr „erziehen", sondern mehr „wachsen lassen" muß unser Leitwort werden!





Sonette

von

José Maria de Hérédia.

1842–1905.

Übertragen von Joseph Jaffé.

Weihe.

Dem grimmen Ares weihe ich die treuen Waffen!
Hilf mir, ich bin zu alt. Hier vor des Gottes Bild
Häng' an den Pfeiler meinen Helm, den schweren Schild
Und dieses schartige Schwert . . ., ich kann es nicht mehr schaffen.

Und auch den Bogen. Meinst du, daß er mit der straffen
Sehne hier hängen soll? Ich wär' es gern gewillt,
Doch meine Kraft versagt, wenn solcher Kunst es gilt,
Das harte Holz gehorcht nicht mehr dem Arm, dem schlaffen.

Nimm jetzt den Köcher. Wunderst du dich etwa, weil
Er leer ist? ja mir scheint, dein Auge sucht den Pfeil,
Damit er dir von blutigem Männerstreit erzähle.

Es ist umsonst, du findest keinen mehr davon,
Sie schwirrten zischend durch das Feld von Marathon
Und stecken alle in des toten Persers Kehle.

Nach der Schlacht bei Cannä.

Der eine Konsul tot, der andere verschollen,
Der Aufidus schwillt an, es wälzt die trübe Flut
Zum Meer die Waffen und die Leichen. Rot wie Blut
Wölbt sich der Himmel über Rom, die Donner grollen.

Vergebens fällt der Opferstier, die Götter wollen
Nicht sprechen, keine Vogelschau schafft neuen Mut,
Die Bücher der Sibylle schweigen. Schrecken ruht
Und Trauer auf der Stadt, des Schicksals Würfel rollen.

Am Abend steht die Menge auf dem Aquädukt,
Die Väter und das Volk. Nur ein Gedanke zuckt
Durch Tausende. Sie spähn hinaus in bangem Schweigen.

Sie sehen schon im letzten Abendsonnenstrahl
Auf seinem Elefanten jenen Hannibal
Von den Sabinerbergen klirrend niedersteigen.

Die Conquistadoren.

Ein wilder Geierflug aus Horsten kahl und leer,
Des stolzen Elends satt sind sie der Not entflohen;
Von wüstem Traum berauscht, Banditen und Heroen,
So stießen sie hinaus von Palos de Moguer.

Zipango war ihr Ziel, des roten Goldes schwer,
Gold sah die heiße Gier im tiefen Schachte lohen;
Die Passatwinde, welche schreckenvoll sonst drohen,
Geleiteten sie durch das unbekannte Meer.

Die Tropennacht verheißt schon morgen Abenteuer,
Ein blauer Phosphorglanz ringsum, ein Meer von Feuer,
Durchfurcht vom leichten Kiel auf rätselhafter Bahn;

Sie beugen sich hinab von ihren Caravellen,
Da steigt ein neuer Stern tief aus dem Ozean
Zum fremden Himmel auf, die Pfade zu erhellen.

Auf eine tote Stadt.*)

Cartagena de Indias 1533—1585—1697.

Verträumte Stadt, voreinst die Königin der Meere!
Heut tummelt in der Bucht sich ungestraft der Hai,
Die Schatten dehnen sich in ödem Einerlei
Dort, wo die Flut gewiegt Galione und Galeere.

Franz Drakes Eisenfaust brach deine stolze Wehre,
Die Mauer und den Turm schlug Englands Neid entzwei,
Und Wunden klaffen noch, die Spur von Pointis' Blei,
Ein düsterer Perlenkranz der Trauer und der Ehre.

Die Sonne kocht das Meer, das sich nur träge kräuselt,
Die Königin, sie schläft vom Windeshauch umsäuselt,
Sie träumt von altem Ruhm und vom Conquistador,

Von ihrem jähen Fall, die Trümmer sieht sie qualmen;
In heißen Nächten schreckt sie angsterfüllt empor . . .
Dann schläft sie wieder ein, umrauscht von schlanken Palmen.

*) Cartagena de las Indias, Hafenstadt in Südamerika, 1533 von einem Vorfahren des Dichters gegründet, 1585 von den Engländern und 1697 von den Franzosen zerstört.



Die moderne Ballade und Romanze.

Von

Hans Benzmann.

— Berlin-Wilmersdorf. —

Zu den Urformen der deutschen Poesie gehören auch die Formen, besser die Charaktere der Ballade und Romanze, denn weder die Ballade noch die Romanze hat eine bestimmte Form. Beide sind vielmehr nur Namen für ganz besonders, ganz eigenartig gestimmte poetische Gebilde. Ballade und Romanze kehren in ihrer eigenartigen Stimmung in der Entwicklung der deutschen Poesie immer wieder. Sie sind daher gewissermaßen Mitträger der Tradition in der deutschen Poesie. Die echte Ballade insbesondere ist ein Ausdruck der künstlerischen Eigenart des deutschen Volkes. Nur zeitweise verschwindet sie aus der Literatur; immer wieder entstehen Strömungen, die diese lyrisch-epischen Formen ebenso wie das einfache Lied gleichsam wie versunkene Kronen emporheben, erstehen Dichter, die aus diesem Jungbrunnen schöpfen. Gerade die moderne Literatur scheint neuerdings, wie sie bereits die fruchtbaren Momente der Romantik erkannt hat und verwendet, auch wiederum zu einer Bevorzugung guter alter Traditionen, zu einer einfachen Kunst der Empfindung und geradezu zu einer neuen Pflege der alten Ballade hinzuneigen. Bevor ich auf diese interessante Renaissance der deutschen Ballade und Romanze eingehe, möchte ich einiges Nähere über das Wesen und die historische Entwickelung der beiden Charaktere sagen.

Mit den Namen Ballade und Romanze selbst möchte ich mich gar nicht aufhalten. Das Wort Ballade stammt entweder aus dem Keltischen oder aus dem Italienischen. Im 18. Jahrhundert wird von Percy, dem

berühmten Gewährsmann Bürgers und Herders, dem Sammler und Herausgeber schottischer und altenglischer Balladen, ein volkstümlicher „historical song“ als ballad bezeichnet. Romanze war ursprünglich ein lyrisch-episches Lied ernsten und würdigen Charakters (im alten Spanien und in der Provence).

Die Begriffe selbst gehen augenscheinlich nicht auf bestimmte historische zurück, sie waren dem willkürlichen individuellen Empfinden überlassen, und so kam es denn, daß dieser Dichter das eine Ballade nannte, was ein anderer eine Romanze genannt hätte. Es ist absolut unmöglich, bei der Vielseitigkeit der neuzeitlichen lyrisch-epischen Kunst streng den Begriff der Romanze von dem der Ballade zu scheiden, wie es ebenso unmöglich ist, beide Begriffe streng von der ganzen übrigen lyrisch-epischen Kleinkunst zu trennen. Andererseits wird jeder eine gewisse Vorstellung von einer „typischen“ Ballade und einer „typischen“ Romanze haben, und da die Empfindungen der Menschen, namentlich der eines Volkes, bei allen individuellen Verschiedenheiten doch auch in gewissem Grade ähnlich sind, wird manches Gedicht vielleicht mit fast völliger Einstimmigkeit eine Ballade bezw. eine Romanze genannt werden.

Meinem persönlichen Empfinden nach ist Ballade ein spezifisch norddeutsches, realistisches, naives und in Form und Inhalt außerordentlich elementar und natürlich, kräftig, dunkel, ja mysteriös anmutendes, die Seele fesselndes und erschütterndes Gedicht, die Romanze dagegen ein spezifisch süddeutsches, romanisch-deutsches, sentimentales und idealistisches, in Inhalt und Form fast kunstmäßig, in der Stimmung hell und heiter wirkendes, poetisches Gebilde, das, von christlicher Weltanschauung getragen, mehr durch Harmonien fesselt, als durch Disharmonien packt.

Man wird sodann als Ballade bezw. Romanze im weitesten Sinne jede prägnant gehaltene epische Kleinpoesie bezeichnen, abgesehen von den in den bestimmten Formen, zum Beispiel der Terzine oder der Stanze gehaltenen; aber auch diese Formen können einem balladesken oder romanzesken Inhalt dienen. Ballade im weitesten Sinne wäre zum Beispiel auch Freiligraths „Mohrenfürst“. Es mag aber vielen wie mir widerstreben, ein Gedicht exotischen oder antiken Inhalts eine Ballade zu nennen, abgesehen etwa von Schillers klassischen Balladen... Ja, wie kommt es denn, daß wir den „Ring des Polykrates“ oder „Die Bürgschaft“ als Balladen gelten lassen möchten, Tiecks „Arion“ oder Hermann Linggs „Spartacus“ oder „Pausanias“ aber nicht mehr, wenigstens nicht in demselben Grade? Hiermit kommen wir zur Ballade im engeren Sinne. Wir werden ein Gedicht desto eher, desto lieber eine Ballade nennen, je mehr es ein besonders künstlerisches Gepräge zeigt, je mehr es Stilkunst ist. Ohne Zweifel sind in diesem Sinne Schillers, Platens und, von neueren, Conrad Ferdinand Meyers Balladen

eher Balladen, als die inhaltlich ähnlichen etwa von Schack, Kinkel und anderen. Ballade im engeren Sinne also ist Stilkunst, und zwar als solche persönliche oder volkstümliche Stilkunst, als volkstümliche Stilkunst wiederum spezifisch deutsche, nordisch-skandinavische und englisch-schottische. Die genannten drei volkstümlichen germanischen Stilarten sind der deutschen Ballade durchaus eigen. Man denke nur an Uhlands, Fontanes, Strachwitz' und Dahns Balladen im nordischen und englisch-schottischen Stil. Diese Stile muten uns Deutsche fast ebenso heimisch an, wie etwa der Stil der Bürgerschen und Goetheschen Ballade. Schließlich Ballade im engsten Sinne ist dann die aus dem alten deutschen Volksliede hervorgegangene, ganz deutsch gestimmte lyrische und historische Ballade oder Romanze (zum Beispiel von Brentano, Uhland, Kerner, Schwab, Rückert, Chamisso, Heine, Fontane) und die aus dem deutschen Naturempfinden hervorgegangene, deren Wurzeln auf das alte Heidentum, auf die Stimmungen der Edda zurückgehen, die Ballade Bürgers, Goethes, Brentanos, Mörikes, Heines, der Droste. In dieser Ballade kommt die mystische Tiefe des germanischen Welt- und Eigenempfindens, die poetische Seele der germanischen Rasse am reinsten und unmittelbarsten zum Ausdruck, ähnlich wie in dem Volkslied. Diese auf die Eigenheit der germanischen Natur zurückgehende, die Seelen des Waldes, der Heide, des Moors, des Berglands, der Seen und Flüsse, der Nacht und des Sturms versinnbildlichende Ballade hat erst in zweiter Linie mit der eigentlichen Sage und Historie zu tun. In ihr sind die eigentlichen Akteure die Naturkräfte und die Kräfte, die Triebe und Erregungen der menschlichen Seele, Leidenschaft, Furcht, Grausen, Haß, Liebe, Treue und Untreue, Leben und Tod. Diese Ballade also möchte ich die Ballade im engsten Sinne nennen.

Die verschiedenen Arten der deutschen Ballade und Romanze erfuhren im Laufe der literarischen Entwickelung während des vorigen Jahrhunderts eine reiche und mannigfaltige Ausbildung. Die hervorragendsten Balladendichter habe ich bereits im Verlaufe meiner Darlegung genannt. Ich möchte noch auf einige weniger bekannte an dieser Stelle hinweisen. August Kopisch ist zwar als Dichter der Heinzelmännchen bekannt, jedoch weniger als Schöpfer echter volkstümlich gehaltener ernster und humoristischer Balladen. In seinen Fischerballaden zum Beispiel erreicht er in genialer Weise den prägnanten und suggestiven Stil der deutschen Natur- und Geisterballade und ist in dieser Beziehung, wenn ich von älteren Dichtern absehe, hinter Mörike und Heine zu nennen (vergl. die Ausgabe seiner Gedichte in Reclams Universalbibliothek). Hebbel ist leider als Balladendichter ebenfalls nicht so bekannt, wie er es verdient. Der große und tiefe Dichter und Denker und aufs feinste abwägende Künstler kommt aber gerade auch in seinen Balladen, die ganz individuell und doch durchaus balladesk im volkstüm-

lichen Sinne anmuten, zum Ausdruck (vergl. die Ausgaben bei Max Hesse, Leipzig, und P. Behr, Berlin). Von österreichischen Dichtern ist als Balladendichter Karl Egon Ebert zu nennen, der ebenfalls in Gedichten dieses Charakters eine eigentümliche Mischung von persönlichem und volkstümlichem Stile erzielt. Ebert gehört entschieden zu den originellsten und tüchtigsten Persönlichkeiten des alten Österreich, äußerlich spröde und oft etwas verschroben und altfränkisch, ist er doch im Grunde ein für alles Feine in Empfindung und Wort tief empfänglicher Künstler (vergl. die schöne Gesamtausgabe der Werke im Verlag der Bohemia, Prag).

Übrigens geben einige neuere Anthologien gute Überblicke über die Entwicklung der älteren neuzeitlichen Ballade. Die moderne Ballade ist in allen diesen Sammlungen allerdings nur spärlich vertreten. Freilich auch die beste dieser Sammlungen enthält nur Proben bekannter Hauptvertreter und nur einige wenige wohl zufällig entdeckte, unbekannte Balladen verschollener Dichter. Und gerade von bereits vergessenen Dichtern gibt es eine ganze Anzahl vortrefflicher sei es volkstümlich oder eigenartig-persönlich gehaltener Balladen. Man muß allerdings suchen, zu den Quellen selbst gehen, und in den meisten Fällen handelt es sich nur um Einzelstücke. Im übrigen kann die Sammlung von Wilhelm v. Scholz „Deutsches Balladenbuch" (Verlag von Georg Müller, München), die ich meine, als eine durchaus geschmackvolle und ästhetisch originelle bezeichnet werden. Der Herausgeber ist in bezug auf die Auswahl von Balladen hauptsächlich in Frage kommender Dichter sehr sorgfältig gewesen, und es ist ihm gelungen, von Dichtern wie Heine, Hebbel, Mörike, die Droste, Justinus Kerner, Kopisch, Rückert, Eichendorf usw. ein vollkommenes und lebendiges Bild ihrer Persönlichkeit zu geben. Von den Epigonen hat Scholz nur das beste aufgenommen. Allen Liebhabern deutscher Balladenkunst sei dies Buch in erster Linie empfohlen. Geringeren Ansprüchen wird der „Deutsche Balladenborn", herausgegeben vom Hildesheimer Prüfungsausschuß für Jugendschriften mit Illustrationen und einer Beigabe volkstümlicher Singweisen zu zehn balladenartigen Volksliedern (Verlag von Fischer und Franke, Düsseldorf), genügen. Das Werk will keinen Überblick über die Entwickelung der deutschen Ballade bieten, vielmehr nur besten künstlerischen Unterhaltungsstoff, eine Reihe echter zumeist volkstümlich gehaltener Balladen von älteren und jüngeren Dichtern. Sehr anzuerkennen ist, daß die Redaktion auch einige Balladen von modernen Dichtern aufgenommen hat. — Als dritte Sammlung wäre zu nennen das „Balladenbuch" der Hausbücherei der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung (Hamburg, Groß-Borstel, 1904). Auch diese billige Sammlung ist für das Volk bestimmt. Aus dem Grunde mögen weniger bekannte gute Stücke weggeblieben sein; denn ich kann

nicht annehmen, daß die Herausgeber — vier Dichter zeichnen als solche — nur das oberflächlichste Material durchsucht haben. Alte Schätze findet man in der Sammlung nicht aufs neue, dagegen sind einige recht überflüssige Stücke, zum Beispiel von Bodenstedt und Ernst von Wildenbruch, dessen holprige Balladen „Schön Adelheid" und „Der letzte Gang" man schon nicht mehr Poesie nennen kann, in die Sammlung aufgenommen. Andererseits werden Dichter wie Hamerling, Hebbel, C. F. Meyer, Mörike, Otto Ludwig, Strachwitz durch charakteristische Balladen gut eingeführt. Die Modernen sind mehrfach vertreten, aber ich muß gestehen, daß mich weder die glatten und äußerlichen balladesken Studien des Freiherrn von Münchhausen, noch die roh gearbeiteten Schifferballaden des Otto Ernst für sie einnehmen. Auch Liliencron hätte besser vertreten sein können, dagegen enthält die Sammlung sehr gute Proben von Gustav Falke und Karl Spitteler.

Den Übergang zu den Modernen stellen einige bereits verstorbene und noch lebende ältere Dichter her. Die letzten großen Balladendichter waren Theodor Fontane und C. F. Meyer, jener gänzlich subjektiv im Empfinden, ein Psychologe von bewunderungswürdigem Spürsinn und feinstem Nachgefühl, zugleich ein Plastiker, ein Kunstschmied des Wortes, sprachschöpferisch in einer persönlichen Weise, die keine Nachahmung duldet, ein Symbolist und Allegoriker großen Stiles; dieser ein Meister der volkstümlichen Ballade, der realistischen Darstellung der reinen Tatsache, ein großzügiger Epiker in seinen englischen und nordischen Balladen und zugleich ein Neuschöpfer der detaillierten und genreartigen, oft humoristischen, märkischen Lokal- und preußischen Anekdoten- und Charakterballade. Von ihren Zeitgenossen sind noch zu erwähnen Wilhelm Hertz, kein origineller Poet, aber ein geschmackvoller, vornehmer und subjektiver Dichter, der den Volksstil durch sein persönliches Empfinden bisweilen eigen prägte (vergl. Gesammelte Dichtungen, Cotta, Stuttgart).*) Sodann Hermann Lingg, ein merkwürdiger Dichter, der sowohl in einigen Balladen, als auch in einigen wenigen lyrischen Stücken beweist, wie originell und künstlerisch fein er empfinden und darstellen konnte, und durch die große Masse seiner Produktionen, wie wenig Widerstandskraft er gegen eine epigonenhafte Empfindungsweise besaß. Der bedeutendste unter den älteren noch lebenden Balladendichtern ist jedenfalls Felix Dahn, dessen großzügige und nach englischen und nordischen Motiven und Stilen gedichtete Balladen freilich in der Kunst des Wortes und der suggestiven, psychologischen Ver-

*) Bei dieser Gelegenheit sei auch auf Hertz' sehr geschmackvoll übertragene Nachdichtungen alter deutscher und französischer Spielmannslieder und insbesondere auf seine mustergültige, formschöne und flüssige Nachdichtung des „Parzifal" von Wolfram von Eschenbach aufs angelegentlichste aufmerksam gemacht. (Verlag Cotta.)

mitteilung nicht an Fontanes stofflich ähnlich gehaltene Balladen heranreichen; bekannt sind seine schwungvollen Gotenballaden. Auch Paul Heyse hat ein paar originell gestimmte Balladen gedichtet, wie die reizvolle „Telemachos“. Zu erwähnen ist Hans Hopfens, von Carl Busse überschätzte „Sendlinger Bauernschlacht“, ferner seien die Dichter Wilhelm Jensen, Ernst Ziel, Ferdinand Avenarius wenigstens genannt. Bedeutender als diese sind als Balladendichter Heinrich von Reder („Der arme Sünder“ und Landsknechts- und Soldatenballaden) und Arthur Fitger, dessen fein nüancierte, sprachlich abgetönte und anschaulich wirkende Kunstballaden zu den besten der letzthin geschaffenen gehören (seine Gedichtsammlungen sind erschienen in der Hofbuchhandlung von Schulze, Oldenburg). Martin Greif hat neben kleineren fast liedhaften Balladen, wie „Die wilden Frauen von Untersberg“ und „Der Geworbene“, nur eine sinnschöne, poesievolle märchensüße Romanze „Das klagende Lied“ gedichtet. Der äußerst fruchtbare Heinrich Vierordt, dessen humorvolle, fein ciselierte italienischen Stimmungen mir lieber sind als alles andere von ihm, hat immerhin neben vielen Durchschnittsballaden einige bemerkenswerte Stücke, wie „Der Hexengeiger“ und „Der Clown“ geliefert, während Ernst von Wildenbruch meines Erachtens als Balladendichter höchstens mit dem temperamentvollen „Hexenlied“ in Frage kommt. Von Dichterinnen seien in diesem Zusammenhange erwähnt die als Persönlichkeit stark empfindende, aber als Künstlerin fast immer versagende Alberta von Puttkamer und die entwicklungsfähige und als Künstlerin fortwährend an sich arbeitende und für die Ballade auch eigentümlich begabte Alice von Gaudy.

Hiermit sind wir bei Liliencron angelangt. Die eigentlichen Modernen, das heißt die zunächst der achtziger Jahre, Wilhelm Arent, Arno Holz, Johannes Schlaf, Conradi, Carl Henkell, John Henry Mackay u. a. kümmerten sich nicht um die Ballade. Ihre Bestrebungen waren bekanntlich ganz anderer Art, sie wollten im Gegenteil mit dem Alten ganz aufräumen, die Kunst sollte Wirklichkeits- und Persönlichkeitskunst sein. Diese Dichter waren mehr Aufräumer als Aufbauer, und sie blieben es. Allerdings auch selbst in jener Zeit schwieg die Balladenpoesie nicht ganz — abgesehen von Liliencrons Balladen; so gehört Arno Holz' Ballade: „En Boot is noch buten“ zu den bekanntesten Poesien des Dichters. Liliencron selbst, der einzig bedeutende Lyriker jener Gruppe, gehörte eigentlich gar nicht zu diesen Dichtern, er hatte gar nichts vom Neumoralisten und Tendenzpoeten, vom Umstürzler und Kunstnihilisten an sich. Er war vielmehr ein Naturbursche, er war es, trotzdem er bereits das vierzigste Lebensjahr überschritten hatte. Kein Wunder, daß er, der echte Poet aus dem ewigen

Jungbrunnen der deutschen Poesie, aus der Volkspoesie, aus dem Volksgemüt schöpfte. . . . Detlev von Liliencron*) allein von den Modernen setzt die eigentlich deutsche Balladenkunst, deren hauptsächlichste Vertreter bisher Bürger, Goethe, Mörike, die Droste-Hülshoff und Fontane gewesen waren, weiter fort. Ja an Urwüchsigkeit und Humor übertreffen die Balladen Liliencrons wohl alle bisher geschaffenen. Darin liegt ihr Vorzug und ihr Mangel; denn infolge des lyrischen Arabeskenwerks, das an sich stets originell und oft hochpoetisch wirkt, fehlt es den Balladen bisweilen an Straffheit in der Komposition. An anderen Stellen ist der Dichter wieder zu knapp und sprunghaft. Doch das sind Schönheitsfehler, die den Balladen zugleich einen eigenen Ton und Stil verleihen. Ein farbiges, buntes Leben, ein Gewimmel von Gestalten und Figuren herrscht in Liliencrons Balladen, immer aber spricht die Natur, Moor, Heide, Wald wie mit lebendiger Sprache und Seele in die Ereignisse hinein. Eine flache, breite, niederdeutsche Stimmung wird dadurch in den Gedichten erzielt, deren Inhalt selten um einen festen Kern, eine Idee, eine Tat von besonderer Art gruppiert, sondern vielmehr einfach realistische, aber äußerst lebendige Darstellung meist kriegerischer Ereignisse ist. Das kann man hauptsächlich von Liliencrons nordischen Balladen, den Dänen- und Dithmarschenballaden sagen. Man kann diese nordischen Lokalballaden neben Fontanes märkische und der Droste westfälische stellen. Von diesen Balladen nenne ich: „König Ragnar Lodbrog“, „Die Kapelle zum finstern Stern“, „König Abels Tod“, „Herzog Knut der Erlauchte“. — Hervorgehoben seien aber auch Liliencrons Balladen andern Inhalts, so z. B. die herrliche: „Das Schlachtschiff Téméraire“ und „Das Gewehr im Baum“. Auch in ihnen herrscht die Knappheit und Kürze, der hinreißende Stil der deutschen Ballade, eine suggestive Anschaulichkeit und großzügige sprunghafte Führung und Steigerung der Handlung und Entwicklung, auch in ihnen lebt deutsches Naturempfinden und jener geniale, urwüchsige Humor der echten Kunst, der namentlich der niederdeutschen Poesie eigen ist.

In der deutschen Ballade versuchten sich noch andere Moderne, so zuletzt auch Gustav Falke und bereits früher Carl Busse (vergl. „Die drei Wanderer“). Freilich, man kann bei Busse nur von balladen- und romanzenartigen Liedern sprechen. Ganz romanzenhaft im Tone, ein Gedicht voll süßer Melancholie und deutscher Träumerei, ist zum Beispiel „Goldhaar der junge“; es erinnert direkt an Kernersche oder Eichendorffsche Lieder. Keck, frisch, im Volkstone gehalten ist zum Beispiel

---

*) Soeben veranstaltet der Verlag Schuster und Löffler eine Gesamtausgabe der Werke Liliencrons; auch bereitet der Dichter ein Balladenbrevier vor.

auch das Gedicht „Hochzeit", das eine der wenigen Zierden des letzten Buches: „Vagabunden"*) von Busse bildet.

Otto Ernsts**) etwas roh behauene Fischerballaden erwähnte ich bereits. Auch dem sehr ungleich arbeitenden Lienhard***) sind ein paar Balladen gelungen („Der Bauer von Lugstein" u. a.). Hermann Friedrichs und Rudolf Herzog†) seien sodann als Balladendichter genannt. Ersterer pflegt einen subjektiven idealistischen Stil, er entnimmt seine Motive der Sage und Natur des Rheinlandes und der italienischen Renaissance und Landschaft. Oft erreicht er eine eigenartige Phantastik („Nebelphantasie"), seine Balladen gehen bisweilen in Allegorien über. Rudolf Herzog trifft in seinen besten epischen Dichtungen den Ton der nordischen Ballade („Frau Hildas Todesritt", „Entsündigung").

Einen balladesken Ton schlägt Bierbaum in einigen lyrischen und allegorischen Gedichten an, freilich echte Balladen gelingen diesem wenig naiven Dichter nicht, nur, wie gesagt, balladeske Stimmungen, Bilder und Gestalten. Auch Dehmel versuchte sich in sozialen Gedichten (zum Beispiel „Der Arbeiter"), deren Milieu und Stimmung balladenartig ist; allein mein ganzes Empfinden sträubt sich dagegen, diese subjektiven Gedichte „Balladen" zu nennen. Sein neuestes Werk „Zwei Menschen", an sich ein Zyklus hochbedeutsamer, subjektiver Dichtungen, nennt der Dichter selbst „Roman in Romanzen". Diese geistvolle Bezeichnung ist meines Erachtens doch wenig am Platze, weil den „Romanzen" doch ganz und gar Wesen und Charakter der Romanze fehlt. Inhalt und Form der Dichtungen Dehmels sind vielmehr so individuell, daß sie kaum anders als etwa „Dichtungen" bezeichnet werden können. Wie ich oben auseinanderzusetzen versuchte, läßt sich allerdings der Begriff Romanze nicht klar, nicht präzise definieren. Auch gibt es ja nicht nur epische, sondern auch lyrische Romanzen; dennoch ist der Charakter, der Ton der Romanze ein besonderer, ein gewissermaßen historischer. Die Bezeichnung darf durchaus nicht ganz willkürlich angewendet werden.

Überhaupt möchte ich an dieser Stelle auf die konservative und exklusive Art der Ballade und Romanze nochmals hinweisen. Wohl sind beide entwicklungsfähig, wohl sind ihre Formen wandelbar und ganz und gar auch dem subjektivsten Gestalten preisgegeben. Immer aber, wenn man von der Ballade und Romanze im weitesten Sinne absieht, muß als Charakteristikum jenes undefinierbare Gepräge, der Ton, die Stimmung, der innere Rhythmus der Ballade oder Romanze der betreffenden Dich-

*) Verlag Cotta, Stuttgart.
**) „Stimmen des Mittags." Leipzig, L. Staackmann.
***) „Gedichte." Greiner und Pfeiffer, Stuttgart.
†) „Gedichte." Cotta, Stuttgart.

tung eigentümlich sein. Dieser Ton ist ein so eigentümlicher und ausgeprägter, daß man sogar oft gewisse Dramen, zum Beispiel von Maeterlinck, mit größerem Rechte Balladen nennen kann, als eine mit aller Mühe auf den Balladenton gestimmte oder als Ballade willkürlich bezeichnete epische oder lyrische Dichtung.

Auch Dehmel hat übrigens in andern Gedichten diesen echten Romanzenton getroffen, zum Beispiel in der sozialen „Romanze" „Venus socia" in den „Verwandlungen der Venus", die also beginnt:

— Kaffee, Branntwein, Bier —
im Spelunkenrevier
und ein Lied scholl rührend durch die Tür,
in der sangen und spielten die traurigen vier,
ein Vater mit seinen drei Töchtern.
Er stand am Ofen, die Geige am Kinn,
schief neben ihm hockte die Harfnerin,
und die Jüngste knickste, aus war das Lied.
Die Geige, die machte ti—flieti—fliet:
„War eine, die nur einen lieben kunt" . . .

Diesen balladesken oder romanzenartigen Ton findet man übrigens häufig bei den Modernen, ganz abgesehen von der vielfach im leichten, aber echten Balladenton gehaltenen Überbrettlballade; so bei Hugo Salus (vergl. die Chansons „Der Königssohn" u.a.), bei Richard Schaukal.

Selbst bei Stephan George*) (namentlich in dem Werke: „Die Bücher der Hirten- und Preisgedichte, der Sagen und Sänge usw.") findet man balladen- und romanzenartige Klänge, vergl. zum Beispiel die Gedichte „Der Waffengefährte", „Die Tat" und das folgende:

Vom Ritter, der sich verliegt.

Hör ich nicht dumpf ein klirren,
Kämpfer, die die rosse schirren?
Bange rufe vom altan,
Speere schwirren?

Drunten schlägt ein tor nur an.

Ist es nicht der gäste lache?
Emsig knecht und kastellan
Unter rebenschmuckem dache?
Frohe wache?

Wurde nicht in zarte saiten
Ein gedehnter griff getan:
Ahnungsloser schöner zeiten
Schauer gleiten?

Drunten schlägt ein tor nur an.

---

*) Sämtliche Dichtungen bei Georg Bondi, Berlin.

Hugo von Hofmannsthal nennt ein Gedicht „Ballade des äußeren Lebens“, eine nur geistreiche unpassende Bezeichnung für ein ganz subjektives, reflexionäres Gedicht. Dagegen wie eine Romanze mutet folgendes Gedicht desselben Dichters an:

Die Beiden.

Sie trug den Becher in der Hand,
ihr Kinn und Mund glich seinem Rand.
So leicht und sicher war ihr Gang,
kein Tropfen aus dem Becher sprang.

So leicht und fest war seine Hand:
er saß auf einem jungen Pferde,
und mit nachlässiger Gebärde
erzwang er, daß es zitternd stand.

Jedoch, wenn er aus ihrer Hand
den leichten Becher nehmen sollte,
so war es beiden allzu schwer:
denn beide bebten sie so sehr,
daß keine Hand die andre fand
und dunkler Wein am Boden rollte.

Und was für eine merkwürdige Stimmung — wie die einer alten flämischen Ballade oder Romanze — lebt zum Beispiel im folgenden Gedichte von Alfred Mombert*):

Das Licht.

'S ist Dämmerzeit. Ich steh am Fenster
und schau ins Pfründnerhaus hinüber.
An jedem Fenster ein Mütterchen.
Das eine webt mit seinem Schädel.
Das eine ringt die welken Hände.
Das eine stützt das scharfe Kinn.
Und mählich flort die Dämmerung
um all die seltsamen Gestalten
und schlürft sie auf. Und es ist Nacht.

In einem Zimmer wird es Licht.
Das Wärtermädchen bringt die Lampe
und stellt sie schraubend auf den Tisch.
Im nächsten Zimmer so. Und weiter.
Es ist das Totenhaus beleuchtet.

Von jedem Fenster trippelt jetzt
ein Mütterchen zu seinem Licht . . .

Auch folgendes interessante Gedicht sei zur Beleuchtung unseres Problems zitiert. Es ist dem Buche „Der Wanderer“ von dem bekannten Zeichner und Maler E. R. Weiß entnommen:

---

*) Sämtliche Dichtungen bei J. C. C. Bruns, Minden i. W.

Tausend Lichter blitzen durch die Nacht.
Die Geschehnisse folgen ihrem Lauf
durch die Nächte, selbst blitzend und schwarz wie die Nacht.
Ein bleiches Weib singt eine traurige Ballade.

Unendlich — wo? wo? — der unbarmherzige Himmel,
mitleidlos die wandernden, kalten Sterne,
die ihrer Geschicke Lauf verfolgen.
Ein bleiches Weib singt eine traurige Ballade.

Die Nacht, und die Sterne, und die wilden Lichter! —
Fernes Geheul! — über schwarzfahlen Giebeln ein Rauch
gespenstisch wogt und verschwindet zur tiefen Höhe.
Ein bleiches Weib singt eine traurige Ballade.

Ganz besonders aber möchte ich auf zwei Dichter aufmerksam machen, von denen der eine in gedankenreichen, merkwürdig tiefsinnigen und stimmungsvollen episch-lyrischen und dramatisch-lyrischen Dichtungen den echten Balladenton besser als mancher zünftiger Balladendichter getroffen hat, — der andere, ebenso reich an lyrischem Empfinden und bildnerischer Gestaltungskraft wie an originellen Ideen, in der Tat die lyrisch-epische Romanze formell und namentlich psychologisch vertieft und fortentwickelt hat. Ich meine Wilhelm von Scholz*) und seine Dichtungen: „Hohenklingen", „Der Besiegte" und „Der Spiegel" und Karl Gustav Vollmoeller**) und seine Dichtungen: „Parzifal" und „Die Gräfin von Armagnac".

„Der Besiegte" und „Die Gräfin von Armagnac" — beides sind mehraktige Dramen — sind typische Beispiele für balladeske und romanzeske Dramen. Jenes dunkel voll mystischer Schwere und frühmittelalterlicher, doch eigentlich zeitloser Stimmung, eine tiefsinnige Allegorie auf die Vergänglichkeit; dieses, hell und blendend in den Farben, ausgehend von menschlichen Leidenschaften, ein Bild der Wirklichkeit, nur leise durchtönt — doch um so eindringlicher — von den ewigen Melodien der Vergänglichkeit. Beide Gedichte rechne ich zu den feinsten und merkwürdigsten modernen Dichtungen. Lyrisch-epische Balladen und Romanzen findet man in den anderen Werken der beiden Dichter.

Wilhelm von Scholz hat Verse gedichtet, die von einer genialen Ursprünglichkeit, Konzeption, Tiefe und Größe in Empfindung, Idee, Bild und Sprache sind, im allgemeinen aber leidet seine Kunst an einer Unklarheit und Dunkelheit, die oft bis zur gänzlichen Unverständlichkeit geht. Charakteristisch ist für ihn ein merkwürdig lyrisch-epischer, realistisch-

*) Wilhelm von Scholz' Dichtungen erschienen im Verlage von Georg Müller, München.

**) Karl Gustav Vollmoellers Dichtungen im Verlage von S. Fischer, Berlin.

romantischer, innerlicher Stil: Balladenhafte, märchenhafte Bilder und Klänge, geheimnisvoll wie aus alten Mythen und Volksempfindungen emporsteigend, wollen etwas Neues, wollen im Neuen das Ewig-Alte, das Ewig-Vergängliche und im Vergänglichen das Ewig-Seiende, die Ideen an sich verkünden. Scholz' Dichtungen sind Stimmungen voll dunkler Mystik, voll Dämmerlicht und Schatten, voll paradoxer Ideen und Bilder, es sind Träume und Spiegelungen der Seele von bald erhabener, bald wirrer und grotesker Phantastik. Insbesondere kommen für unsere Betrachtung Scholz' größere Dichtungen, die er „Königsmärchen" nennt, in Betracht.

Die Königsmärchen sollen anscheinend kein zusammenhängendes dichterisches Gebilde sein, sie wirken wie seltsame Balladen, wie die Träume eines Sehers, wie Visionen, oft überirdisch groß, entsetzlich lebendig, oft dunkel, verschwommen, schemenhaft.

Eine Reihe ebenso poetisch fesselnder, wie psychologisch und ideell höchst interessanter Gedichte enthält der Zyklus „Parzifal" von Karl Gustav Vollmoeller. Vollmoeller gehört zum Kreise Stefan Georges; aber er scheint mir der einzige von diesen Dichtern zu sein, der neben einem originellen poetischen Talent auch ein tiefes deutsches Gemüt und eine originelle Weltanschauung sein eigen nennt. Der „Parzifal" besteht in der Tat aus einer Reihe höchst stimmungsvoller und ideenreicher, romanzen- und balladenartiger Gesänge, die die Entwickelung des denkenden Menschen, des Menschen im Kampfe mit allen Lebensmächten schildern. Der große Typus „Parzifal" repräsentiert unser aller Schicksal; das Ende ist immer Resignation und eine stille immer noch erwartungsvolle heimliche Sehnsucht.

Im Anschluß hieran möchte ich erwähnen, daß auch von mir selbst das Parzifalmotiv*) balladenartig bearbeitet worden ist. Da ich mich als Balladendichter nicht selbst charakterisieren möchte, mögen meine Balladen durch die folgende selbst sprechen. Ich bemerke, daß es mir vor allem darauf ankommt, volkstümliche Einfachheit mit Bedeutsamkeit der Sprache und Innerlichkeit der poetischen Empfindung zu vereinen.

Mädchenträume.

Sie saß und stickte emsig fort,
sie sang das schwere Lied vom Königsmord,
von Lilien sang sie, die verblühn,
von Liebesgluten, die verglühn,
vom Schiffer, fern in Nacht und Wind,
von Mädchen, die verlassen sind.

*) Vgl. „Meine Heide". Gedichte von Hans Benzmann. Leipzig, Max Hesses Volksbücherei.

Sie sang, bis daß der Abend kam . . .
Als sie das Tüchlein von den Brüsten nahm,
legt sie ein Blättchen Wegebreit,
das gegen Sucht und Sehnsucht feit,
in ihren Gürtel still hinein
und schlief mit einem Seufzer ein . . .

Auch eines jüngeren österreichischen Dichters sei an dieser Stelle gedacht. Oskar Wieners „Balladen und Schwänke"*) sind echt österreichische Ware, stets voll Duft und Farbe und von zierlicher, eleganter Plastik, aber ohne eigentlichen epischen Gehalt. Am besten gelungen sind dem Dichter ein paar schwankartige Lieder wie: „Gevatter Schwanda", ferner die kleine Liebesballade: „Der Preis", das barocke Jägerstückchen „Vom wilden Weibchen", und einige kleine soziale Balladen, wie zum Beispiel „Lied des Hörigen".

Mit ausgesprochenen Balladen endlich sind noch ein Dichter, Börries Freiherr v. Münchhausen, und zwei Dichterinnen, Agnes Miegel und Lulu von Strauß und Torney, hervorgetreten. Sie pflegen die Ballade als besondere Stilkunst. Der Ton und Inhalt der Balladen Münchhausens**) ist ein mannigfaltiger, bald gefällig, graziös, sangbar, romanzenartig, bald episch breit, erzählend, bald knapp und derb komisch. Eine gewisse Vorliebe zeigt der Dichter insbesondere für die französische Romanze. Die meisten dieser Romanzen sind freilich Liebesromanzen, stofflich wenig originell und psychologisch flach. Einen höheren Rang nehmen sie nur ein infolge der in der Tat flotten, stilvollen Diktion. Kräftiger sind die hannoverschen Balladen Münchhausens. Sie wirken wie alte deutsche Holzschnitte. Auch moderne Stoffe hat Münchhausen mit Glück behandelt, während er im Buche „Juda" (Lattmann, Goslar) in hymnenartigen epischen Gedichten, die ich nicht mehr Balladen nennen kann, Episoden, Charaktere und Stimmungen aus der jüdischen Geschichte feiert. Ein vor kurzem erschienenes Buch von Münchhausen „Ritterliches Liederbuch" (Lattmann, Goslar) enthält hauptsächlich Lieder und persönliche Stimmungen, in denen sich aber der Balladendichter nicht verleugnet.

In den Balladen der jungen Agnes Miegel***) dagegen herrscht neben echter balladesker Stimmung ein feineres romantisches und zugleich psychologisches tieferes Empfinden, das an Eichendorff und an die süße Empfindungsschwere und Stimmungsfülle eines J. P. Jacobsen denken läßt. Nicht ganz frei von fremder Beeinflussung ist das Talent

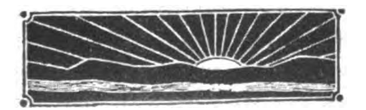
*) J. C. C. Bruns, Minden i. W.
**) „Balladen" (Berlin, Breslauer u. Meyer).
***) „Gedichte" (Cotta, Stuttgart).

der Agnes Miegel geblieben — insbesondere stand ihr Eichendorff sehr nahe —, doch andererseits lebt, wie gesagt, eine solche Ursprünglichkeit der Empfindung und poetischen Darstellung in ihren Poesien, daß man sie getrost zu den begabtesten Dichterinnen der Gegenwart rechnen kann.

Die Balladen der Lulu von Strauß und Tornay dagegen wirken kräftiger, epischer, ja drastischer, holzschnittartiger. Prägnant in der Sprache, lebhaft im Rhythmus, dramatisch im Aufbau, erinnern sie vielfach an die Ballade Uhlands und anderer Dichter der volkstümlichen Ballade.

* * *

Nachträglich möchte ich noch auf zwei Dichter aufmerksam machen, die soeben mit Balladenbüchern hervorgetreten sind: A. K. T. Tielo („Thanatos." Verlag v. Axel Juncker, Stuttgart) und Ewald Gerhard Seeliger („Hamburg". Verlag v. Alfred Janssen, Hamburg). Beide scheinen für die Ballade besonders begabt zu sein, Tielo mehr für die großzügige historische im Stile C. F. Meyers, Seeliger mehr für die niederdeutsche Volksballade. Ihre Bücher enthalten bereits beachtenswerte Leistungen. Freilich ein sicheres Kunstgefühl besitzen beide noch nicht. Sie überspannen gleichsam noch den Stil der Ballade; Tielo zerstört manche großempfundene Darstellung durch einen unerträglichen Bombast an prunkvollen Worten; auch Seeliger wirtschaftet mit den typischen Mitteln der Volkskunst noch zu wenig sparsam. Natürlichkeit und Einfachheit ist und bleibt Anfang und Ende aller Kunst. Das mögen auch diese beiden ernst strebenden Dichter beherzigen.





Politischer Monatsbericht.

Inneres.

Von

Dr. Hugo Böttger,

Mitglied des Reichstags.

— Steglitz. —

Sind es auch wieder wichtige Wirtschafts- und sozialpolitische Fragen, die die letzten Wochen beherrscht haben, so möchte ich doch die Schilderung eines rein geistigen Prozesses voraufgehen lassen, schon aus Dankbarkeit dafür, daß die Politik nicht ganz restlos in Zoll-, Steuer-, Unternehmer-, Arbeiter-, Juristen- und Militärfragen aufgeht. Der Prozeß ist allerdings unerfreulich und nicht erhebend; das liegt an der wenig bequemen Stellung, die heute ein freies Geistesleben überhaupt einnimmt, und an dem Umstande, daß gegenwärtig Bildungs- und Kirchenfragen sich unter mancherlei Schwierigkeiten durchschlagen müssen: durch stille Machenschaften der gewaltigen Rechtgläubigkeit, durch überaus lärmende Bewegungen der Religionsfeindschaft und durch eine steigende Gleichgültigkeit der großen Masse der Gebildeten und Besitzenden. Diese letztere Welt fühlt sich erst beunruhigt und interessiert, wenn von Zeit zu Zeit ein „Fall" vorliegt, wenn zum Beispiel ein Pfarrer seines Amtes entsetzt oder nicht bestätigt wird. Und dann sind es mehr soziales Mitleid und Oppositionsneigung schlechthin, die da bald vorübergehende Gemütswallungen auszulösen pflegen. Jetzt haben wir einen Fall Rothermund, der sich im klassischen Lande der protestantischen Kirchenstreitigkeiten, Hannover, zugetragen, und einen Fall Römer, der die Bekenntniskämpfe nach dem sonst davon noch wenig berührten Rheinland importiert hat. Ich halte mich an den letzteren Fall. Dieser Fall Römer hat das preußische

Abgeordnetenhaus beschäftigt, und dieses hat in seiner konservativen und ultramontanen Mehrheit und unter Assistenz der Nationalliberalen Francken und Hackenberg die Angelegenheit ganz in der Ordnung gefunden. Das ist sie aber offenbar keineswegs. Römer war in Remscheid mit einer überwältigenden Mehrheit von 62 gegen 9 Stimmen gewählt worden; in seiner Gastpredigt hatte er die beiden Wurzeln des kirchlichen Begriffs der Gottessohnschaft Jesu dargelegt, die griechisch-heidnische und die jüdische, wobei ausgeführt wurde, daß der Apostel Petrus die heidnische Vorstellung von dem Geborenwerden eines Menschen ohne Zutun eines menschlichen Vaters nicht gekannt habe. Die Gastpredigt erklärte weiter den Satz von der Jungfrauengeburt im Apostolikum für ein Kreuz und einen Zwang der Geistlichen und vieler Gemeindeglieder. Es ist wohl richtig, daß diese Predigt allzusehr in Spezialgebiete der theologischen Wissenschaft eindringt und wenig Religiöses enthält. Aber man muß festhalten, daß Römer den Text nicht selbst gewählt hat, sondern daß es die orthodoxe Minderheit der Gemeinde war, die das Thema vorgeschlagen hatte, um den von der Mehrheit Gewählten auf Herz und Nieren zu prüfen. Römer hat nur als ehrlicher Mann gehandelt, indem er die Konsequenzen aus dem Thema und seiner wissenschaftlichen Stellung dazu zog. Das Typische ist immer, daß Lehrprozesse konstruiert werden, um liberale Theologen aus der Kirche zu entfernen, ob nun der Fall Neidhardt, Fischer, Römer oder Rothermund heißen mag, zu entfernen meist durch Kreuzverhöre über die Bekenntnislehre.

Die Stellung der einzelnen Richtungen in der evangelischen Kirche ist nun so, daß die Positiven den kirchlichen Behörden das Recht geben wollen, gegen den Geistlichen auch ohne Antrag der Gemeinde ein Disziplinarverfahren einzuleiten, wenn er dem Bekenntnis der Kirche widerspricht. Die Liberalen betonen, daß ohne Ausnahme alle Bekenntnisschriften und Bekenntnisformeln unzulängliche und unverbindliche Versuche verschiedener christlicher Zeitalter sind, die dogmatische Vorstellung über Gottvater, Christus und heiligen Geist zusammenzufassen. Eine vermittelnde Richtung will nicht die Pastoren und die Gemeinde dem schrankenlosen Subjektivismus überliefern, sondern das Apostolikum durch eine zeitgemäßere Bekenntnisformel ersetzen, bei der Wissenschaft und Glauben einigermaßen in Frieden leben können. Vor Jahren hatte der Mannheimer Kirchenrat eine solche Formel aufgestellt, die glücklich jene versöhnliche Aufgabe löste, aber bislang ist alles beim Alten geblieben, wie beim Agendenstreit, bei der Schulbibel und bei der Katechismusreform, höchstens sind wir weiter nach rechts gerückt, was aus der Stellung mancher Nationalliberalen zum Volksschulgesetz und auch zum Fall Römer hervorgeht. Wie es scheint, ist die Zeit für Vermittelung zwischen Glaube und Forschung noch nicht gekommen.

Der Schwerpunkt der politischen Tat lag wieder einmal auf handelspolitischem Gebiet. Das Handelsprovisorium mit den Vereinigten Staaten ist nach den voraufgegangenen Erklärungen der Regierung und der großen Parteien, die auf Gegenseitigkeitsverträge und sonst nichts hinzielten, eine herbe Enttäuschung. Weder die verhältnismäßig kurze Dauer des Provisoriums, noch die bald sentimentalen, bald drohenden Aufforderungen an Unkle Sam, in sich zu gehen und seine handelspolitische Unliebenswürdigkeit mindestens in Jahresfrist oder vielmehr bis zum 1. Juli 1907, dem Endtermine des Provisoriums, aufzugeben, werden vermutlich auf den Senat in Washington und auf die robusten Herren standpatters vom Trust und Hochschutzzoll jenseits des großen Teichs einen großen Eindruck nicht machen. Sie haben vorläufig außerordentlich viel erreicht, und was nach einem Jahre geschieht, darüber gibt man sich verfrühten Sorgen nicht hin. Die Union hat wie bisher das schlanke Meistbegünstigungsverhältnis erhalten, und nicht einmal die alte Unklarheit über den preußisch-amerikanischen Vertrag von 1828 ist aus der Welt geschafft worden. Sie hat unsern Konventionaltarif erhalten, worauf uns Rußland, Österreich &c. manche Zugeständnisse hat machen müssen, und wogegen uns die Vereinigten Staaten nur die Sektion III des Dingleytarifs, die wir jetzt bereits genießen, in Aussicht gestellt und einige Remeduren der höchst lästig empfundenen Zollchikanen versprochen haben. Es bleibt also eigentlich alles wie es war, und hätten wir nicht unsere Zollsätze ein wenig erhöht, so daß jetzt der Union eine Mehrzollast von etwa 20 Millionen Mark zugeschoben wird, so hätten wir uns die wiederholten Entrüstungen wirklich sparen können. Viel ist nicht damit erzielt. Die Zugeständnisse der Sektion III bestehen in Zollermäßigungen für rohen Weinstein, Weinhefe, Wein, Wermut, Gemälde und Bildhauerarbeiten und fallen gegenüber den exorbitanten amerikanischen Zöllen von 30 bis 50 Prozent vom Werte nicht recht ins Gewicht. Wenn man sich fragt, warum wir diesen Rückzug antraten, nachdem noch 1902 Fürst Bülow erklärt hatte, nur auf der Grundlage voller Gegenseitigkeit mit den Vereinigten Staaten einen Vertrag abschließen zu wollen, so bleibt die befriedigende Antwort aus. Zehn Tage vor dem Abschluß des Provisoriums wußte noch bei uns die politische Welt nicht, daß auf jene Bülowsche Forderung verzichtet werden sollte; bis dahin ist also doch wohl noch gekämpft worden. Die Gefahren eines Zollkrieges sind beiderseitig, und wenn unsere Industrie jetzt nicht vorbereitet war auf etwaige kritische Entwicklungen, so wird sie es nie sein, und schließlich ist die Hoffnung, daß man innerhalb des Provisoriums auf Amerika einwirken würde, daß es nach Ablauf desselben mehr bewillige, als es jetzt getan hat, ein höchst minderwertiges Wechselpapier. Das Parlament konnte allerdings bei uns, nachdem Industrie und Landwirtschaft ihre Abneigung erklärt hatten, der Union die kalte Schulter

zu zeigen, gar nichts anderes und vernünftigeres tun, als den Vertrag, so wie er lag und stand, anzunehmen und den verbündeten Regierungen die Verantwortung zuzuschieben, sowie ihnen die Einlösung ihrer umfangreichen Versprechen zur Pflicht zu machen. Vielleicht dienen uns nun die Yankees noch mit dem Verse von Wilhelm Busch:

„Mein lieber Sohn, du tust mir leid.
Dir mangelt die Enthaltsamkeit.
Enthaltsamkeit ist das Vergnügen
An Sachen, welche wir nicht kriegen.
Drum lebe mäßig, denke klug:
Wer nichts gebraucht, der hat genug!"

Was eigentlich aus der Reichsfinanzreform werden wird, wissen im günstigsten Falle die Götter. Die Zentrumspartei findet in anderen Parteien hinreichend Helfer, um den Plan der Regierung, der doch wenigstens einige großzügige Steuerobjekte enthielt, zu atomisieren und durch eine Vielzahl kleiner Steuerchen zu ersetzen, welche geeignet sind, den bekannten unerfreulichen innerpolitischen Zustand herbeizuführen, den der alte Hobbes den Krieg aller gegen alle nannte. Inzwischen geht die frische nationale Begeisterung für die Verstärkung unserer maritimen Seekraft zu einem Teil verloren, und ein bitterer Bodensatz von Steuerscheu, von Interessenteneigennutz und von Entschlußunfähigkeit bleibt zurück. Schließlich muß das Zentrum sich dann herbeilassen, irgend etwas Halbes zu bewilligen, wobei der Reichsgedanke ebenfalls auf halbe Ration gesetzt wird. Erschwert wird diese unerquickliche Situation noch durch das Vexierspiel der verbündeten Regierungen mit der Diätenversagung, wobei der Reichstag sich allmählich in einen zwar nicht der verschwiegensten, aber doch einsamsten Orte von Berlin verwandelt.

Mitte März stand die Arbeit der Steuerkommission so, daß abgelehnt waren Tabaksteuer und Quittungsstempel, daß unverändert blieben Zigarettensteuer und Automobilsteuer, daß die Brausteuer von 67 Millionen Mark Mehrertrag auf 26 Millionen reduziert, der Personenfahrkartenstempel von 12 Millionen auf 50 Millionen Mark erhöht war. Ferner hatte sich der Frachturkundenstempel in einen Ladungsstempel und Schiffsfrachtenstempel aufgelöst, und es war in Armbereich des Reichsschatzsekretärs gestellt worden: Erhöhung des Lokalportos, Ansichtspostkartensteuer, Stempel für unausgefertigte Aktien, Reform der Maischraumsteuer, Ausfuhrzölle auf Kali und Lumpen, Wehrsteuer, Reichswarenhaussteuer, Tantiemensteuer für Aufsichtsräte, Jagd- und Patronensteuer, Inseratensteuer und dergleichen mehr. Und damit Herr von Stengel in dem embarras de richesses beinah umkomme, hielt man das soziale Glanzstück der Finanzreform, nämlich die Reichserbschaftssteuer immer noch in der Reserve. Wie sich das Reichstagsplenum zu der Arbeit

der Kommission stellen wird, ist zur Zeit, wo ich diese Zeilen schreibe, noch nicht völlig klar. Da die Tabaksteuerreform dank der raffiniert zu nennenden Gegenagitation der Tabaks- und Zigarrenindustriellen vernichtet zu sein scheint, der Biersteuermehrertrag fast auf ein Drittel reduziert ist, da weiter bei der Erbschaftssteuer die Heranziehung der Deszendenten unbeliebt ist, also große Mehreinnahmen hieraus nicht zu erwarten sind, so kann auch das Plenum auf die von der Kommission gewählte Politik des Zusammenkratzens in allen Ecken unseres Verkehrs und unserer Volkswirtschaft wohl nicht verzichten, wenn es wenigstens die verlangten 230 bis 250 Millionen durch neue Steuern auf Heller und Pfennig einbringen will.

Von besonderem Interesse ist bei den neuen Steuerplänen das Auftauchen von Ausfuhrzöllen, zunächst gedacht auf Kali und Lumpen und später möglicherweise auch für Kohle in Aussicht genommen. L'appetit vient en mangeant. Es bedeutet der Plan einen völligen Bruch mit dem herrschenden Zollsystem, das auf Einfuhrzöllen aufgebaut ist und das auf Zölle von Waren, welche aus dem Reichsgebiete austreten, längst verzichtet hat. In der großen Finanznot werden Traditionen und Grundsätze eben recht billig eingeschätzt, und man greift ziemlich leichten Herzens auf einen Lehrsatz des alten Merkantilismus zurück, wonach die Ausfuhr von Rohstoffen durch Zölle im Interesse der inländischen Gewerbetätigkeit zu erschweren ist. Billige Kohle verlangt die gesamte Industrie, billigen Kali die Landwirtschaft und billige Lumpen die Papierfabrikation, und wenn die Ausfuhr dieser Rohstoffe beschränkt wird, ist eine zeitweilige Überfüllung des inneren Marktes und damit ein Sinken der Preise wahrscheinlich. Im deutschen Zollverein ließ man noch eine kleine Anzahl von Ausfuhrzöllen bestehen, nämlich auf Erze, rohe Häute, Wolle, Abfälle, Lumpen, bis man 1873 den letzten Ausfuhrzoll, den auf Lumpen, beseitigte. Der Staatskasse sind Einfuhr- oder Ausfuhrzölle gleich lieb und wert, vorausgesetzt, daß sie viel Geld einbringen, die Volkswirtschaft hat an beiden sehr geteiltes Interesse, je nachdem sie mehr dem absolut freien Verkehr oder dem komplizierten System des Schutzes der nationalen Arbeit zuneigt, je nachdem sich die Möglichkeit ergibt, die Zollast dem Auslande zuzuschieben oder nicht, je nachdem man Wert auf eine günstige oder ungünstige Handelsbilanz legt, denn es ist klar, daß die Beschränkung der Ausfuhr die Passivität unserer Handelsbilanz erhöhen muß. Am ungefährlichsten erscheint der Ausfuhrzoll bei denjenigen Rohstoffen, die ein Monopol eines Landes darstellen, das ist bei uns der Kali, während Kohle und Lumpen auch anderswo in ausreichendem Maße vorkommen. Chile bestreitet mit seinem Salpeterausfuhrzoll, China mit dem Teezoll, Kuba mit dem Havannatabak- und Havannazigarrenzoll einen großen Teil der Staatsausgaben,

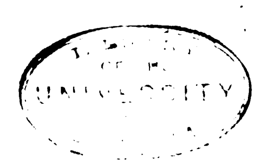
und so kann man vom fiskalischen Standpunkt in Zeiten der Geldkalamität bei uns wenigstens theoretisch dem Kalizoll Geschmack abgewinnen. Bei den anderen vorgeschlagenen Objekten liegt die Frage viel komplizierter, da die Überwälzung der Last auf das Ausland kaum angängig ist und die Preissenkung die Produzenten zur schärfsten Kartellierung aufrufen muß. Es wird nun aber auch beim Kali ein Bedenken geltend gemacht, das Bedenken nämlich, daß die Kaliindustrie infolge der starken Zunahme der Werke erschüttert sei und im unerfreulichen Zustande der Überproduktion sich befinde. Auch hier wird also die Ringbildung noch stärker entwickelt werden und unter Umständen die konsumierende Landwirtschaft statt Verbilligung Verteuerung des Kalis erleben. So viel steht jedenfalls fest, daß, wenn wir wieder Ausfuhrzölle beschließen, nachdem alle großen Handelsstaaten sie abgeschüttelt hatten, das System der Handelsverträge wieder eine Erschwernis erleben wird. Repressalien der andern Staaten liegen in der Luft, und die späteren Vertragsverhandlungen werden wieder um einige Kompliziertheiten und Beschwerden vermehrt. Und das alles für fünf bis zehn Millionen Mark Mehreinnahmen — man sieht, die Zurückhaltung verständiger Wirtschafts- und Handelspolitiker diesen Projekten gegenüber ist erklärlich.

Auf sozialpolitischem Gebiete scheinen wir einen Schritt vorwärts machen zu sollen. Die Berliner Heimarbeiter-Ausstellung, welche Sozialpolitiker und Arbeiterorganisationen veranstaltet hatten, erweist sich als Eisbrecher und treibt die Schollen der theoretischen Bedenklichkeiten und manchesterlichen Gleichgültigkeit mehr und mehr auseinander. Dieses Stichprobenmaterial, das uns wahre Hungerlöhne für hausindustrielle Arbeit vor Augen führte und ein wahres Inferno von Überarbeit, Unterernährung, Tuberkulose und anderen Seuchengefahren aufschloß, war gewiß tendenziös und einseitig, indem es die Übergangsstadien nicht berücksichtigte und durch Anschauungsunterricht mit den schlimmsten Zustandsschilderungen wirkte. Aber da ja die Gesetzgebung auch nur die schlimmeren Zustände erfassen will, so war es nützlich, die maßgebende Welt mit ihnen bekannt zu machen. Es hat bereits ein Kronrat stattgefunden, und das Reichsamt des Innern arbeitet Pläne aus, um jene Entartungen der Warenproduktion zu erfassen und zu beseitigen. Das Werk ist schwer, das soll niemand bestreiten. Etwa 600 000 Hausgewerbetreibende kommen in Betracht, die bei radikalen gesetzgeberischen Eingriffen der absoluten Not ausgeliefert sein würden; sehr verschiedenartig sind auch die Objekte der sozialpolitischen Behandlung; Heimarbeiter, die in ihrer eigenen Wohnung für fremde Rechnung arbeiten, Hausarbeiter, welche die Roh- und Hilfsstoffe selbst beschaffen und vom Unternehmer die Arbeitsstätte angewiesen erhalten, schließlich Schwitzmeister,

die für eigene oder fremde Rechnung Arbeiter beschäftigen, — bei jeder Kategorie sind andere Mißstände und mit typischen Maßnahmen nicht das Wesentliche zu treffen. Schließlich die Verborgenheit und Dezentralisierung der hausindustriellen Unternehmungsform: in einsamen Walddörfern, in den unbekannten Gegenden der Großstadt, in den Wohnräumen und Familienzimmern der Ärmsten, die ihren Lebensunterhalt daraus gewinnen, wie der Bemittelten, die sich ein Taschengeld damit verdienen. Der Volkswirt und Gesetzgeber haben gleichermaßen noch ungelöste Rätsel vor sich.

Der Beginn soll gemacht werden mit dem Registerzwang. Polizei, Gewerbeaufsicht und Statistik sollen feststellen, wer Heimarbeiter beschäftigt, wer Heimarbeiter ist, und wo und wie er sein Gewerbe ausübt. Das gibt Grundlagen für die ersten Schritte einer Reform, sie werden zunächst nicht sehr fest sein, und manches Objekt wird sich vorläufig noch entziehen, da anstelle der Unternehmer und Zwischenmeister, welche die Register führen, auch Aufkäufer und Agenten treten können. Aber vielleicht findet sich auch dagegen später Rat. Die Ausdehnung der Arbeiterversicherung auf die Hausindustrie, zunächst der Krankenversicherung, soll einmal mehr gesundheitlichen Schutz bringen und nebenbei das Gewerbe verteuern, so daß sich nach und nach die Unternehmer davon zurückziehen, während die Heimarbeiter allmählich in andere Beschäftigungsarten übergeleitet werden. Wegen ihrer sanitären Anfechtbarkeit soll der Hausindustrie die Anfertigung von Eßwaren verboten, soll die Heimarbeit in der Konfektionsbranche deutlich kenntlich gemacht werden durch sichtbare Ursprungszeugnisse an den Waren, welche das Publikum kauft oder dann nicht mehr kauft. Mögliches und Unmögliches stoßen hier schon zusammen. Werkstättenzwang, Normalarbeitszeit, Mindestlohntarife sind die weiteren Etappen der praktischen oder theoretischen Sozialpolitik. Man muß sich schon bei der Fülle von wohlgemeinten Vorschlägen, die aber unter Umständen die Heimarbeit sogleich vernichten und ihre Abhängigen auf das Pflaster werfen, neben einigen brauchbaren Gesetzbestimmungen auch auf Gelegenheitsarbeit gefaßt machen, die bald wieder zu Reformen herausfordert. Immerhin sollte versucht werden, was Menschenkräfte zur Linderung der erschütternden Notstände vermögen.







Politischer Monatsbericht.

Auswärtiges.

Von

W. v. Massow.

— Berlin. —

Für die Marokkokonferenz in Algeciras sind die letzten zwei Drittel des Monats Februar eine sehr kritische Zeit gewesen. Es wurde schon früher an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß Deutschlands Stellung in dieser Frage insofern gut und stark war, als es mit seinen Interessen zugleich die der übrigen Mächte mit Ausnahme Frankreichs verfocht, während Frankreich mit Hilfe der Konferenz eine Sonderstellung erlangen wollte, die die bisherigen, international festgelegten Rechte der übrigen Mächte einschränken mußte. Deutschlands Stellung war also stark, wenn jede Macht wirklich ihre eigenen Interessen wahrnahm. Dabei haben wir jedoch schon früher nicht verschwiegen, daß es durchaus nicht ganz außer Zweifel war, ob diese Voraussetzung erfüllt sein würde. Die Möglichkeit bestand, daß einzelne Mächte sich auf folgenden Standpunkt stellten: Unsere Interessen in Marokko sind so geringfügig oder sind von den zu erwartenden Abmachungen so unabhängig, daß uns gar nichts daran liegt, sie auf der Konferenz zu betonen, wenn wir nur durch die Konstellationen, die sich bei den Arbeiten der Konferenz ergeben, gewisse Vorteile für unsere allgemein-politische Lage eintauschen.

Diese Möglichkeit hat sich denn auch bis zu einem gewissen Grade auf der Konferenz verwirklicht, und es bedurfte einer sehr ruhigen Haltung unserer Presse, sowie der ganzen Kaltblütigkeit und Besonnenheit unserer diplomatischen Vertreter, um zu verhindern, daß sich für uns unbequeme Folgen an die Konferenz knüpften. Vor allem hatten England, Italien

und Rußland aus Gründen der geschilderten Art eine andere Stellung, als sie unmittelbar durch ihre Interessen in Marokko gegeben war.

England war durch das Abkommen vom 8. April 1904 an Frankreich gebunden, und seine Regierung machte nie ein Hehl daraus, daß sie die daraus fließenden Verpflichtungen, das heißt die diplomatische Unterstützung der französischen Bestrebungen in Marokko, getreulich erfüllen würde. Die weltpolitischen Erwägungen, die England zu der Annäherung an Frankreich veranlaßt hatten, fielen eben in diesem Falle gewichtiger in die Wagschale, als die unmittelbaren Interessen der in Marokko engagierten britischen Untertanen. Diese wollten freilich von dem Abkommen mit Frankreich nicht viel wissen, und der Berichterstatter der Times in Tanger hat sich die größte Mühe gegeben, zu beweisen, wie sehr die Verwirklichung der französischen Bestrebungen den Wünschen und Bedürfnissen der Engländer in Marokko entgegen sei. In England, wo die Regierung solchen Äußerungen gegenüber nicht ganz unempfindlich sein darf, mußte wenigstens der Versuch gemacht werden, diese scheinbar unvereinbaren Gesichtspunkte taktisch zusammenzubringen. Gelungen wäre das freilich nur, wenn die Konferenz scheiterte; dann hatte man Frankreich gegenüber das Seinige getan und in Marokko wieder freie Hand. So scheint sich namentlich der englische Bevollmächtigte, Herr Nicolson, die Lage zurecht gelegt zu haben, und aus diesem sachlichen, allerdings von jeder Sentimentalität freien Grunde, nicht aber, wie man bei uns wohl geglaubt hat, aus Bosheit gegen Deutschland wurde England die allzeit bereite Hauptstütze der intransigenten Richtung in der französischen Marokkopolitik und gebärdete sich gelegentlich französischer als die Franzosen selbst.

Italien war durch den ganzen Marokkohandel in eine Lage geraten, die höchst peinlich war. Man tut dem staatsmännischen Sinn der Mehrheit der italienischen Politiker wohl unrecht, wenn man ihnen vorwirft, daß sie es mit dem Dreibund nicht ehrlich meinen. Obwohl in Italien die Sympathien für Frankreich unstreitig größer sind als für Deutschland, so verkennt die Mehrheit des italienischen Volkes durchaus nicht die Vorteile der Anlehnung an das kraftvolle Deutsche Reich. Gewiß aber glaubt man sich auf Grund dieser guten Versicherung um so eher berufen, durch freundliche Beziehungen zu Frankreich dafür zu sorgen, daß der Bündnisfall, der Italien an die Seite Deutschlands gegen Frankreich rufen würde, womöglich nicht eintritt. Diesen Bemühungen hat wohl die englisch-französische Annäherung einen neuen Impuls gegeben, denn als Mittelmeermacht muß Italien wünschen, mit England auf gutem Fuße zu stehen und es wenigstens nicht an der Seite Frankreichs sich gegenüberzusehen. Es scheint nun aber, als ob es bei den einfachen „Extratouren“, die nach Fürst Bülows Ausdruck Italien mit Frankreich getanzt hat, doch zu einem etwas wärmeren Verhältnis gekommen ist,

als ob wenigstens doch die Möglichkeiten eines Gegensatzes zwischen Deutschland und Frankreich von italienischer Seite etwas unterschätzt worden sind. Die Marokkofrage hat plötzlich gezeigt, daß Italien ganz überraschend in die Lage kommen kann, wählen zu müssen zwischen seiner Bündnistreue gegen Deutschland und der unangenehmen Aussicht, einer geschlossenen Vereinigung der Mittelmeer-Seemächte gegenüberzustehen. So hatte man sich wohl in Italien den Gang der Ereignisse nicht gedacht und empfindet es unbehaglich — wenigstens hat es den Anschein —, daß man sich Frankreich gegenüber wohl zu sehr engagiert hat. Da überdies Italien in Marokko wenig Interessen hat, so überwiegt jetzt auf der Konferenz die Neigung, es mit Frankreich und England nicht zu verderben und lieber den deutschen Bundesgenossen für die Schwierigkeiten aufkommen zu lassen, indem man sich stellt, als verstände man nicht seine Hartnäckigkeit gegenüber der schönen und liebenswürdigen Frau Marianne.

Endlich Rußland. Hier steht man eigentlich der Marokkofrage außerordentlich fern, und man würde es sehr gern sehen, wenn Deutschland und Frankreich sich verständigten. Aber man wagt das befreundete Frankreich nicht zu drängen, — vor allem deshalb nicht, weil die empfindlichen Freunde sonst den Russen den Geldmarkt sperren.

So wirken die verschiedensten Umstände zusammen, um die Gruppierung der Mächte anders zu gestalten, als es die von der Konferenz behandelten Fragen unmittelbar bedingen. Trotzdem hat die Konferenz so verhandelt, daß man allmählich in den meisten Fragen zum Ziel kam, und daß zuletzt nur noch die Organisation der geplanten marokkanischen Staatsbank und der Finanzkontrolle, sowie die Frage der Polizeiorganisation offen blieb. In der Bankfrage ist trotz anfänglich unversöhnlich scheinender Gegensätze die Verständigung näher gerückt, während die Polizeifrage der eigentliche Stein des Anstoßes bleibt. Die Franzosen bestehen darauf, daß die Handhabung der Polizei in Marokko in die Hände der Franzosen und Spanier gelegt wird. Deutschland aber fordert, daß besondere internationale Garantien gegeben werden, daß die Polizeigewalt nicht zu einer Form und Maske wird, hinter der sich die französische Herrschaft in Marokko verbirgt. Wir stehen in dem Augenblick, wo dies geschrieben wird, noch vor der Entscheidung, und deshalb kann das letzte Wort über Bedeutung und Ergebnisse der Konferenz noch nicht gesagt werden. Alles deutet aber darauf hin, daß es zu einer Verständigung kommt.

Gerade in diese letzte kritische Zeit der Marokkokonferenz fiel in Frankreich der Sturz des Ministeriums Rouvier. Das Charakteristische ist, daß Frankreich aus Gründen der inneren Politik den leitenden Minister in demselben Augenblick stürzte, wo er die Fäden einer schwierigen und wichtigen auswärtigen Aktion in seiner Hand hielt.

Daraus könnte man mit einem gewissen Recht folgern, daß die Mehrheit des französischen Volkes die Marokkofrage nicht allzu ernst nimmt. Aber man muß mit solchen Folgerungen etwas vorsichtig sein. Gewichtige Stimmen haben bereits den Sturz Rouviers als eine „Tat des Wahnsinns" bezeichnet, und man wird dafür sorgen, daß die auswärtige Politik die eingeschlagene Bahn inne hält. Es war eine Zufallsmehrheit, die durch eine recht unbesonnen inszenierte Abstimmung den Rücktritt des Ministeriums erzwang, und die Ursache lag in den inneren Konflikten, die durch die Kirchenpolitik der Republik hervorgerufen worden sind. Die Durchführung des Gesetzes, das die völlige Trennung von Kirche und Staat bezweckt, hat bei der staatlichen Inventaraufnahme in den Kirchen zu heftigen Zusammenstößen zwischen der kirchlich-gesinnten Bevölkerung und den staatlichen Organen geführt. Stellenweise ist es nicht nur zu harten Maßregeln, sondern auch zu blutigen Ausschreitungen gekommen. Wegen eines solchen Falles wurde in der Kammer interpelliert, und der Haß der nationalistisch-klerikalen Rechten vereinigte sich diesmal mit dem von einem Teil der Linken ausgehenden Tadel, weil die Regierung durch Ungeschick und Mangel an Klugheit und Mäßigung die allgemeine Beunruhigung wegen der Kirchenkrawalle verschärft haben sollte. Der von den Freunden der Regierung beantragte Übergang zur Tagesordnung wurde abgelehnt, und das Ministerium zog sich zurück. In dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, steht noch nicht fest, wer der Nachfolger Rouviers sein wird.

Die inneren Schwierigkeiten, mit denen jetzt die französische Republik zu kämpfen hat, sind freilich geringfügig gegenüber der verworrenen Lage, in der sich Ungarn noch immer befindet. Die Koalition, die — scheinbar im Namen der Verfassung — in einseitiger Weise das, was sie den Volkswillen nannte, der Krone gegenüber zur Geltung bringen wollte, hat in letzter Zeit Erfahrungen gemacht, die sehr unangenehme Überraschungen in sich schlossen. Das ungarische Staatsleben ruht auf zwei Grundlagen, die nicht wohl voneinander getrennt werden können; das sind: die ungarische Verfassung und die Ausgleichsakte mit Österreich. Wenn bereits die Verfassung — wie alle Staatsgrundgesetze — den wesentlichen Zweck hat, die grundlegenden Rechte im Staat und die Verteilung der Gewalten zu regeln, wenn sie also nicht nur die Rechte des Volkes gegenüber der Krone, sondern auch die Rechte der Krone dem Volk gegenüber festlegt, so erscheint der Charakter der gegenseitigen Bindung noch deutlicher ausgeprägt in dem Ausgleich von 1867, der nicht ein Gesetz, sondern ein Staatsvertrag ist und auf Grund der geschichtlich gewordenen, politisch und wirtschaftlich notwendigen Beziehungen zu Österreich zugleich der eigentümlichen Stellung der gemeinsamen Dynastie Rechnung trägt. Unter solchen Verhältnissen ist der Versuch, das durch Verfassung und Ausgleich mühsam geschaffene Gleichgewicht durch ein-

seitige Verschiebungen der Rechte zu erschüttern, besonders gewagt und unklug. Aber von dem Geiste Franz Deáks, dem Ungarn die gesunde und glückliche Lösung eines so viele Schwierigkeiten bergenden Problems eigentlich zu danken hat, ist in dem heutigen Magyarentum wenig zu spüren. Das naive und leidenschaftliche, aber auch edle und ritterliche Selbstbewußtsein der alten asiatischen Erobererrasse ist nur noch selten rein zu finden, obwohl das echte Magyarentum auch heute noch existiert; es hat sich eine Mischrasse von nationalen Renegaten angegliedert, die mit Sprache und Namen nicht nur den magyarischen Chauvinismus angenommen haben, sondern ihn durch brutalen Hochmut noch zu überbieten suchen, während sie zugleich die alte, natürliche und schlichte Derbheit durch eine raffinierte Korruption ersetzt haben. Chauvinismus und Radikalismus dienen dabei nur als Aushängeschild für die rücksichtslose Verfolgung materieller Interessen. Diese herrschenden Elemente sind es, die mit wachsendem Übermut die beispiellose Langmut der Krone mißbraucht haben. Von hier aus wurde der Ansturm gegen den Ausgleich unternommen, der angeblich „weiter entwickelt" werden sollte, obwohl er ein abgeschlossener Vertrag ist. Es sollte die Auslösung des ungarischen Heeres aus der gemeinsamen österreichisch-ungarischen Wehrmacht betrieben werden. Die deutsche Armeesprache sollte beseitigt werden. So hatte man den Kaiser Franz Josef glücklich auf den Punkt getrieben, wo ein Nachgeben für ihn völlig unmöglich war. Nach den letzten Versuchen der in der Koalition vereinigten Parteien, den Kaiser umzustimmen, konnte das Ministerium Fejérváry den entscheidenden Schritt tun und das Parlament auflösen. Die Opposition beging dabei noch den schweren Fehler, sich dieser Auflösung, die ein gutes Recht des Königs war, zu widersetzen. Der überspannte Bogen mußte springen. Das Ministerium Fejérváry, das vorher fast ohnmächtig erschienen war, hat seitdem in steigendem Maße erfahren, daß die Koalition nicht die absolute Herrschaft im Lande besitzt, daß vielmehr die Krone in dem Augenblick, wo sie von ihren Rechten entschlossen Gebrauch macht, eine starke Gefolgschaft im Volke besitzt. Und hier hat nun das Ministerium seinen stärksten Trumpf ausgespielt; es hat die Einführung des allgemeinen Wahlrechts angekündigt. Damit droht dem herrschenden Klüngel von Budapester Advokaten und Finanzgrößen der Boden unter den Füßen zu schwinden. Die Krone appelliert von einer herrschenden Minderheit von Trägern der politischen Korruption an das wirkliche ungarische Volk. Man wird nun auf das Weitere recht gespannt sein dürfen.

In Rußland ist nun endlich nach langem Warten das kaiserliche Manifest erschienen, das die Neuorganisation des Reichsrats im Sinne eines Oberhauses und das Nähere über die Wahl und Befugnisse der Reichsduma enthält. Binnen kurzem werden die Wahlen zur Duma vor sich gehen. Trotzdem ist die Lage so unklar wie möglich. Die Kraft

der revolutionären Bewegung ist vorläufig erlahmt, aber Sicherheit und Vertrauen ist nirgends zurückgekehrt. Das wilde Aufflackern der Revolution hat nur die Unfähigkeit der Parteien, den Volkswillen zur Geltung zu bringen, gezeigt, zugleich aber auch die Unfähigkeit der Regierung, der Gesetzlosigkeit in einer Form entgegenzutreten, die nicht nur die Autorität des Staates den Aufrührern zum Bewußtsein bringt, sondern auch durch den Glauben an die Ehrlichkeit und Festigkeit der Regierung allgemeine Beruhigung schafft. Diesen Glauben besitzt die russische Bevölkerung offenbar nicht und kann ihn auch nicht besitzen. Schon hebt die Reaktion allenthalben ihr Haupt wieder empor, und Graf Witte, der einzige Mann, der durch Arbeitskraft und Fähigkeit die Lage beherrschen könnte, begegnet jetzt dem allgemeinen Mißtrauen; sein Ministerium droht beständig auseinanderzufallen. Es ist leider nur allzu wahrscheinlich, daß die Anfänge wirklichen konstitutionellen Lebens in Rußland, die noch vor uns liegen, die revolutionäre Bewegung neu entfesseln werden.





Literarischer Monatsbericht.

Von

August Friedrich Krause (Breslau).

Romane.

Ernst von Wildenbruch: Das schwarze Holz. — J. R. zur Megede: Modeste. — Paul Barsch: Von Einem, der auszog. — Joseph Lauff: Frau Aleit. — J. C. Heer: Der Wetterwart. — Franz Herwig: Die letzten Zielinskis. — Georg Hirschfeld: Der verschlossene Garten. Novellen. — Das grüne Band. Roman. — Margarete Schneider: Die Tilemanns.

Arnold Rubek, der Bildhauer in Henrik Ibsens dramatischem Epilog: „Wenn wir Toten erwachen“, machte auf Bestellung Porträtbüsten von Herren und Damen mit Tierfratzen hinter den Masken. „Von außen zeigen sie jene ‚frappante Ähnlichkeit‘, wie man es nennt und wovor die Leute mit offenem Munde dastehen und staunen — aber in ihrem tiefsten Grund sind es ehrenwerte, rechtschaffene Pferdefratzen und störrische Eselsschnuten und hängohrige, niedrigstirnige Hundeschädel und gemästete Schweinsköpfe — und blöde, brutale Ochsenkonterfeis sind auch darunter.“ Der Künstler sieht nicht bloß, was vor Augen ist, ein Künstler siehet das Herz an. Er sieht tief hinein in das Wesen des Menschen und sieht, was den blöden Augen der Dutzendweisheit verborgen bleibt. Ihm entgehen nicht die heimlichen Gesichter, die hinter den gewöhnlichen Gesichtern, in die alle Augen starren, die sehen und doch nicht sehen, verborgen sind. Nicht immer müssen es Pferdefratzen, Eselsschnuten, Schweinsköpfe und Ochsenkonterfeis sein, wie Rubek sie sieht, es können auch Adelsgesichter hinter gewöhnlichen, plumpen Bauernzügen verborgen sein.

So erzählt Ernst von Wildenbruch in seinem neuesten Roman: „Das schwarze Holz“ (G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin) von Menschen, den Letzten adliger Geschlechter in Thüringen, die als Bauern oder Dienstboten dumpf dahinleben, nicht wissend, von wannen sie gekommen sind, was sie waren und was in ihnen lebt. Zwei Gesichter tragen sie: eines, das jeder sieht, das gewöhnliche, stumpfe Bauerngesicht, das alle um sie her haben. Wer aber Augen hat, die sehen gelernt haben, feine Künstleraugen, denen sich Wesen und Wert, so hinter den Dingen liegen, entschleiert, der kann hinter diesen plump und stumpf gewordenen Zügen ein anderes gewahren, das, wie aus versunkenen Jahrhunderten heraufgekommen, ihn ansieht, ein Ursprungsgesicht, „ein Gesicht, wie es heute gar keine Gesichter mehr gibt, heute, wo diese sogenannte ‚Bildung‘, diese elende, verdammte, sogenannte ‚Kultur‘ die Physiognomie der Menschen abgeplattet, vermiserabelt, uniformiert hat . . . ein Gesicht, wie aus einer uralten, erloschenen und begrabenen Zeit, in dem noch eine Erinnerung daran ist, wie der Mensch ursprünglich ausgesehen hat, als die ganze Menschheit noch adlig war.“

In einem Dorfe Thüringens, an dessen Ausgang als Rest einer einstmals prächtigen Raubritterburg ein Turm steht, lebte, so erzählt der Dichter, im Hause eines alten, kinderlosen Pastorenehepaares als Köchin, Wirtschafterin, Beschließerin und Mädchen für alles Adelgunde Schwarzholz. Sie war der letzte Sproß des Grafengeschlechtes derer „von Schwarzholz“ oder: Swartholt, das ehemals auf der Burg gesessen, von der nur noch der

mächtige, viereckige Turm übriggeblieben ist. Nach dem Urteil aller Dorfbewohner war sie mordsgarstig und wurde nur gehässig das schwarze Holz genannt. Dumpf und stumpf lebte sie dahin, häufelte ihren Lohn in Hundertmarkscheinen und Talerstücken aufeinander und kümmerte sich nicht um Welt und Menschen — bis der zündende Funke in ihre Seele fällt: die Liebe zu einem hübschen, im Grunde gewissenlosen, nur ihr Geld begehrenden Unteroffizier. Und diese Liebe weckt in ihr, was von den Ahnen durch die Jahrhunderte auf sie gekommen ist, ihre Edelnatur, die an die Gestalten der Renaissance, an die Menschen Michelangelos und Leonardo da Vincis gemahnt. Ein eisern glühender, todesmutiger Wille wird in ihr wach, und ihre Seele reckt sich ins Ungeheure, daß der adlige Künstler, der sie aus der Stille ihres Dorflebens in das Brausen Berlins mitgenommen hat, weil er die seltsame, durch die plumpe, dumpfe Bauernnatur hindurchleuchtende, gewaltige Schönheit dieses Weibes erkannte, in allen Nerven zitternd, mit tödlicher Blässe bedeckt, vor ihr zurückweicht und kaum aufzublicken wagt, weil lebendig geworden, was er von ihr geträumt hat in seiner Ästhetenphantasie: der „Mensch vom ersten Tage", das „Ursprungsgesicht", das „Gesicht aus erloschener und begrabener Zeit". „In seinen erschauernden Nerven fühlte er, was das heißt, wenn ein Traumbild leibhaftig vor uns hintritt."

Diese Adelgunde Schwarzholz ist eine seltsame, prächtig gelungene Figur, eine Gestalt aus einem Guß. Sie ist umwittert von fremdartigem Reiz, von dem Atem ferner, vergangener Jahrhunderte, und ihre Wandlung aus einer beschränkten, dumpf dahinlebenden, aller feineren Gefühle baren Bauernmagd zu einem von wilder Leidenschaft durchglühten, heroischen Renaissanceweibe, das übergewaltig in unsrer kleinen, weichlichen, aller heldischen Eigenschaften baren Zeit steht, weiß der Dichter uns völlig glaubhaft zu machen. Und wo er es nicht ganz vermag, wo seine psychologische Kunst versagen will, reißt uns das stürmische Tempo seiner Darstellung über diese Untiefen hinweg, daß wir sie kaum gewahr werden; kaum zum Aufatmen läßt er uns kommen, und erst wenn wir am Ende sind, finden wir Zeit zum Überlegen. Dazu verschlägt uns die Glut seiner Darstellung, das wild flackernde Feuer der Sinnlichkeit, das in dieser Adelgunde brennt, schier den Atem. Es ist wahr — und wer es noch nicht wissen sollte, dem sagt es dieses Buch: Wildenbruch ist ein temperamentvoller Erzähler, der aus dem Vollen schöpft, ein mit starker Phantasie begabter Dichter und ein plastischer Bildner, unter dessen Händen alle Gestalten eine von innen heraus wirkende Lebendigkeit gewinnen. Er weiß darum starke Wirkungen auszuüben.

Aber es sind keine tiefgehenden Wirkungen. Wenn die wilden Brände verlodert sind, die er in uns hineingeworfen hat, fühlen wir uns nicht besonders bereichert oder ergriffen. „Das schwarze Holz" gehört nicht zu den Romanen, deren Gefühlswelten noch nach Jahren manchmal in uns aufklingen, denen wir lange nachsinnen. Wohl steht diese Adelgunde Schwarzholz in kräftiger Plastik vor uns, wohl hören wir das Herz in ihrer weißen Brust schlagen, aber wir gewinnen kaum irgendwelche inneren Beziehungen zu ihr; ihr Fühlen mutet uns fast fremd und unheimlich an. Ich habe bei Wildenbruch immer die Empfindung, als verlöre er nicht selten die Fühlung mit dem Leben, als schwände ihm die Gesetzmäßigkeit des Lebens aus den Augen. Darum bleiben alle seine Wirkungen äußerlich, und nie findet er Töne, die voll ins Herz treffen.

Diese innerlichen Wirkungen vermisse ich auch bei J. R. zur Megede; aber es sind bei ihm andere Eigenschaften, die ihn darum bringen. Wildenbruch ist ein pathetischer Theatraliker, dem das Leben leicht zu einem wilden Spiel auf den Brettern wird, die nur die Welt bedeuten, aber nicht sind, zu einem Spiel voll tönender Worte und tüchtigem Tamtam. Wenn der Vorhang fällt, wird alles dunkel, nüchtern leer. Und trotzdem bleibt er immer Dichter. Seine Theatralik ist Teil seines Wesens, er empfindet so und muß so gestalten. Anders bei Megede. Ich hege den Verdacht daß er gar nicht empfindet. Megede bleibt beim Schaffen kühl bis ins innerste Herz. Aber — er weiß, wie's gemacht wird. Jedes seiner Worte, jede seiner Szenen ist genau und bis ins kleinste auf Wirkungen berechnet; er wendet keinen poetischen Vergleich an, den er nicht zuvor aufs sorgfältigste geprüft hätte, wie weit er tragen, was sich damit erreichen lassen wird. Megede ist einer der bedeutendsten Virtuosen unter den modernen Erzählern — ein Dichter aber ist er nicht.

Das zeigt wieder aufs neue sein kürzlich erschienener Roman: „Modeste". (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Wenn ich so über das Buch nachdenke, kommt mir immer mehr, immer stärker zum Bewußtsein, wie vortrefflich es eigentlich ist. Es ist technisch

eines der besten Bücher, die ich in der letzten Zeit gelesen habe, alles am rechten Platze, kein Wort zu viel, keins zu wenig, viel Ruhe, lauter Sicherheit. Nicht eine Gestalt gleicht oder ähnelt der andern. Es ist alles übervortrefflich. Aber es wäre mir wahrlich lieber, wenn sich hier oder da ein „Kunstfehler" zeigte, ein „Über die Stränge schlagen", ein Danebenhauen in der Hitze des Gestaltens, wie man es bei Wildenbruch zu Dutzenden nachweisen könnte. Und nicht eine Gestalt ist in dem ganzen Buche, die man liebgewinnen könnte, so von Herzen liebgewinnen, daß man sie nicht wieder vergißt. Es ist noch keine vierzehn Tage her, daß ich das Buch gelesen habe, und es ist mir schon alles, was es gebracht hat, so fern und blaß, daß mir schwer würde, zu sagen, was mir am besten gefallen hat an ihm. Der Kampf der Modeste Lindt mit sich selbst und mit ihrer Familie ist ja sehr interessant, und es macht wirklich für den Augenblick Freude, alle Einzelheiten dieses Kampfes, ja alle psychologischen Momente, die der Verfasser mit einem unglaublichen Raffinement zusammengetragen hat, zu verfolgen und dabei doch immer den endlichen Sieg, der ja selbstverständlich ist, vor Augen zu sehen — aber das ist alles nicht von langer Dauer. Denn es ist im Grunde doch kein innerliches Leben in den Menschen Megedes, daß wir an sie glauben könnten und Anteilnahme gewönnen an ihrer Freude und an ihrem Leid. —

Da ist es doch so ganz anders bei dem Handwerksburschenroman von Paul Barsch: „Von Einem, der auszog. Ein Seelen- und Wanderjahr auf der Landstraße." (Eduard Trewendt, Berlin.) Das ist ein Buch, das so gar nichts mit Kunst zu tun hat, alles ist Natur und Frische. Manchmal könnte man sich ärgern über das gänzliche Außerachtlassen aller Technik, um so mehr, wenn man weiß, daß Paul Barsch in seiner Lyrik ein Meister der Form ist. Je mehr man sich aber hineinliest, um so lieber wird einem diese Ungebundenheit des Daraufloserzählens, um so mehr freut man sich, daß an diesem köstlichen Buche so gar nichts Technik und so alles Natur ist. Nicht einmal einen rechten Abschluß hat dieser Roman, wie das Ende eines Fadens flattert er lustig in der Luft umher, und jeden Augenblick könnte der Dichter sich hinsetzen und zu den zwei Bänden einen dritten hinzudichten, man würde gar nicht merken, wo die Ansatzstelle ist. In dieser Ungebundenheit und Frische, in diesem Losgelöstsein von aller Form will Barsch mir als ein Rosegger des Handwerksburschenlebens erscheinen.

Man kann das Buch nicht besser charakterisieren, als der Dichter selbst es in seiner Vorrede tut: „Von einem närrischen Grünling, von einer auf sich selbst gestellten, in sich selbst ruhenden kleinen Kreatur will dieses Bekenntnisbuch künden. Von einem armen Wandergesellen, der von Gott und Welt und Menschenseele nichts wußte. Von einem wegmüden, weltscheuen, verprügelten und dennoch aufrechten Sucher, der sich in Gott, Welt und Menschenseele auf irgend eine beruhigende Weise zurechtfinden wollte. Von einem, der auszog, um durch die Wirrnis vielfacher Rätsel, die ihn reizten und ängstigten, herzhaften Mutes vorzudringen und vielleicht gar, wenn es anginge, das Wunderkräutlein zu gewinnen. Von einem ergötzlichen Gernegroß, der, kaum erwacht, vom Herde der Mutter fortlief, in Seelennot unter fremden Menschen umherirrte, sich in Seelennot auf seinem Marsch ins Leben an allen Ecken und Enden wundstieß, als Mensch in Seelennot mit sich selbst rang und sich durch wirkliche und erträumte Schrecknisse fortkämpfte."

Ich sagte: Paul Barsch gemahne mich in diesem Buche an Rosegger. Die reichsten, vollsten, klingendsten Töne findet der steirische Dichter, wenn er von seiner Jugend, den Bergen und Wäldern seiner Heimat und ihren Menschen erzählt. Darum wirkt der Roman Barschs auch so frisch und jung, so volkstümlich und bodenständig, weil der Dichter aus seiner Jugend erzählt, aus einem Seelenjahr, das weitab in der Ferne liegt. Paul Barsch, der ehemalige Tischlergeselle, der aus eigener Kraft nicht bloß ein tüchtiger Journalist, der vor allem wirklich ein Dichter geworden ist, hat selbst wie sein jugendlicher unbekümmerter Held auf der Landstraße gelegen, und was er da erlebt und geträumt, gelitten und geschaut, das hat er in dieses Buch gebannt. Paul Göhre ist drei Monate in die Fabriken gegangen, um das Leben und Fühlen dieser Menschen an der Quelle zu studieren. Hans Ostwald ist aus gleichem Grunde die Landstraßen auf und ab getippelt und hat mit den Kunden das gleiche Los getragen. Aber beide waren doch durch Klüfte der Weltanschauung und des Gefühls von denen getrennt, mit denen sie Leben und Leid teilten; haben sie auch mancherlei aus diesen Welten, die uns fern und fremd sind, an das Licht gebracht, was uns interessiert und helle Schlaglichter wirft auf Wesen und Art dieser Menschen, danken wir ihnen auch, daß sie Mühe und Drangsal und Not nicht scheuten, ganz erschließen konnten sie uns diese Welten doch nicht. Da kommt einer, der zu diesen

Leuten gehört hat, nicht bloß äußerlich, auch innerlich, der nicht bloß gelebt hat wie sie, der auch gedacht und gefühlt hat wie sie; denn was Paul Barsch heute ist und wie er heute ist, das ist er erst nach jenem Seelenjahr geworden, von dem uns sein Buch erzählt. Wie ganz anders lebendig wird da mit einem Male für uns diese Welt! Dazu kommt, daß Barsch ein Dichter ist. Was Göhre und Ostwald nicht vermocht haben, vermag er: wir leben und leiden mit ihm. Jede Wunde an seinen Füßen, die ihm beim Laufen auf harter Straße und in schlechtem Schuhwerk Qual bereitet, schmerzt uns mit; jede Enttäuschung, jede Widerwärtigkeit und alle Kämpfe fühlen wir, wie er sie gefühlt hat. Ihr darum, die ihr in Glück und Wohlleben einen Tag an den andern reiht, die ihr nicht wißt, was Hunger heißt, ihr alle, die ihr mehr unter eingebildeten als unter wirklichen Schmerzen leidet, die ihr vor lauter Kultur kaum noch etwas von natürlichem Denken und Empfinden euch habt bewahren können, die ihr aber noch Sehnsucht im Herzen habt nach wahrem Menschentum — euch sei dieses Buch auf den Tisch gelegt, damit ihr lernt, wie einem ist, der ohne einen Pfennig Geld in der Tasche, in zerrissenen Schuhen durch Regen und Nacht und Sturm die ganze Nacht hindurch tippeln muß, weil er kein Nachtlager bezahlen kann. In diesem Buch ist Menschenleid, und was es tragen hilft, ist Glauben und Größe, ist Schlichtheit und Kraft.

Vielleicht wird manchem ein Lächeln ankommen über die Naivitäten und Verstiegenheiten dieses schlichten, lieben Jungen; wer sich nicht erschüttern lassen kann von seiner Reinheit und Kraft, von seinem unbeirrbaren Glauben an sich selbst und an alles Gute und Große in der Menschenbrust, wer keine Beziehungen sich anspinnen fühlt zu dieser jugendlichen Seele, der soll es besser beiseite legen — er ist's nicht wert.

Es ließe sich über dieses Buch noch viel sagen: manches von den typischen Eigenschaften dieses echten Kindes unsrer Mutter Schläfing, von der Echtheit und Größe der Wanderpoesie, die darin lebt, von seinem kulturgeschichtlichen und seinem tiefpsychologischen Wert — ich muß es mir heute versagen. Man lese es! Ich gebe für dieses eine reine und reiche Bekenntnisbuch viele Romane der letzten Zeit und alle Megedes dazu.

Es will mir schwer werden, nach diesem Buche, in dem so wenig Kunst und so viel Menschenwert steckt, ein rechtes und gerechtes Verhältnis zu den andern Romanen zu finden, die ich heute noch zu besprechen habe. Am meisten noch mit ihm verwandt ist Joseph Lauffs „Frau Aleit" (G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin). Auch der Wert dieses Romans liegt nicht im Künstlerischen, sondern im rein Menschlichen. Wie lebendig wird vor unsern Augen die niederrheinische Landschaft, wie stark empfinden wir ihre Poesie, wie kommen uns doch ihre Menschen so nahe, wie lieb und vertraut werden sie uns: der Gottesnarr Josias Spettmann, den die Leute den „Kiwi" nennen, die gottselige Jungfrau Sophie Voß, die dürre „Laken-Sophie", die in ihrem erbärmlichen Leben niemals das besessen hatte, was die Menschen Waden nennen, die liebwerte und ehrwürdige Dame Lisbeth Mömmes mit ihren zwei glücklichen Tagen, dem seligen und dem „ägyptischen". Beim „seligen" Tage grübelt sie sich in ihre Sterbestunde und in ihr Begräbnis hinein, das „durchaus prima" sein soll — das Geld dafür liegt schon in der Kommode bereit —, während des „ägyptischen" Tages hingegen tritt sie in eine Art von Seelenverhältnis mit dem ägyptischen Joseph und geht mit ihm Hand in Hand an den Ufern des Nil spazieren, und sie wäre über alle Maßen glücklich mit ihm, wenn nur dieses stolze, üppige Weib, die Potiphar, nicht immer den keuschen Jüngling am Ärmel gefaßt hätte, um ihn zu verführen. Da ist weiter der Herr Notariatssekretär Knippscheer, der „Geheime Hofenrat, so genannt, weil er, ehe er sich auf einen Stuhl niederläßt, immer erst einen Bogen Papier zwischen Hose und Rohrsitz schiebt, da er des äußeren Dekorums wegen an öffentlichen Orten das Verfahren nicht anwenden kann, das er zu Hause handhabt: wenn er zwischen seinen vier Pfählen ist, betrachtet er die rückwärts gelegene Klappe als Fallreep und läßt sie vor dem Sitzen herunter." Und auch die Babbaltjes-Lena sei nicht vergessen, die auf dem Markte vor der Kirche aus einer klebrigen Masse unter Zuhilfenahme von etwas Spucke ihre bei der kleinen Welt so beliebten Zuckerstangen, genannt „Babbaltjes", fabriziert.

Man glaubt Joseph Lauff diese Menschen, selbst wenn sein Humor sich kleine Übertreibungen gestattet, glaubt man sie, denn er hat sie mit den Augen der Heimatliebe gesehen. Es sind die schönsten Teile des Buches, in denen sie herumlaufen und mit fröhlichem Herzen und ernstem Gesicht all den Kleinkram ihres Lebens mit einer Wichtigkeit betreiben, als gälte es die größten Dinge zu tun. Aber das Buch heißt: „Frau Aleit". Erst gegen das Ende hin tritt sie und ihre Liebe zu dem Jugendgespielen, der jetzt Deich-

graf in der Heimat ist, in den Vordergrund des Interesses. In der ersten Hälfte kann man viele Seiten lesen, ohne auch nur ihren Namen erwähnt zu finden. Diese Frau Aleit hat, wie manche andere der Frauengestalten Lauffs, so gar nichts von der Heimat des Dichters, aus deren Boden sie doch gewachsen ist, in sich. In dieser Frau ist eine seltsam erhitzte, nur selten, aber immer jäh ausbrechende leidenschaftliche Seele lebendig. Sie geht mit Augen, die ganz nach innen sehen. Lauff liebt sie nicht, diese Frauen, obgleich sie fast in jedem seiner Bücher wiederkehren, und am liebsten wendet er sich von ihnen ab, den andern Menschen seiner Heimat zu. Es ist, als müßte er sich immer erst einen Ruck geben, ehe er sich mit ihnen beschäftigt, und mit Gewalt sich in ihr Seelenleben hineinsteigern. Darum ist auch etwas Gewaltsames, Fiebergeschütteltes, Unnatürliches in ihnen, daß man keine Beziehungen zu ihnen gewinnt. So stört auch Frau Aleit die reine und starke Wirkung dieses neuen Romans von Lauff.

Ein hohes Lied auf die Heimat, ein süßwehes Lied der Heimatliebe und Jugendsehnsucht will mich J. C. Heers neuer Roman: „Der Wetterwart" (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart) dünken. Jost Wildi, der Wetterwart auf dem Feuerstein, schreibt über den Winter, da er einsam auf seinem Gipfel sitzt, fern den Menschen und ihnen unerreichbar, seine Lebensgeschichte, um nicht tollwütig zu werden oder umzukommen in der Winterkirchhofsstille, die rings um ihn her über den Gipfeln liegt, und wir erfahren, wie er „von Vater und Mutter her, durch Kraft und Unkraft, Drang und Zwang, aus einem stillen Heimatsohn ein abenteuernder Ruheloser wie Ahasver und der menschenfremde Einsiedler auf hoher Warte" geworden ist.

In zwei wundersamen süßen Frauengestalten verkörpert Heer Heimat und Fremde: in Duglörli und Abigaill. Das liebe, feine Schweizerkind Duglörli ist eine seltsam ergreifende, tief rührende Verkörperung der Heimat des Dichters, gewoben aus Jugendsehnsucht und Heimatliebe, und Abigaill, die Heimatlose, die nicht weiß, was Heimat ist, weil sie von Jugend auf in der ganzen Welt zu Hause war, dieses wundersam schillernde Märchenkind, das den heimatlos Gewordenen vom Frieden seiner Berge fern hält, ist die blaue lockende Ferne, die über Meere und in Lüfte lockt, immer fort, immer weiter fort von der süßen, ruhevollen Sicherheit der Heimat. Der Wetterwart weist selbst auf diese Deutung der beiden Frauen hin, die seinem Leben bestimmend gewesen: „Was war mir Big?" fragt er. „Ein schönes, fremdes Märchen, das aus blauem Ungefähr in mein Leben hineingeflattert war, Duglore aber war mir süße Jugend von meiner Jugend, Seele von meiner Seele, Engel der Heimat."

Nur wenn man diese Deutung des Romans festhält, kommt man über mancherlei hinweg, was sonst empfindlich stören würde: über etliches, was als romantische Verstiegenheiten wirken will, über psychologische Unwahrscheinlichkeiten, über Friedelosigkeit und Fieberhast im zweiten Teil des Buches. Von wundervoller Eindringlichkeit ist der Beginn, der von der süßen Idyllik bergumhegter Jugendjahre und ihrem Leid und ihrer Lust erzählt. Wie sind sie doch rund und voll und plastisch herausgekommen, dieses Duglörli und ihr Vater, der Schulmeister von Selmatt Kaspar Imobersteg, der Vater, und auch die Mutter, diese aus dem sonnengoldenen Rheingau in den düstern rauhen Schatten der Berge verpflanzte, müd welkende Blume. Aber wie sein Jost, der in der Fremde Luftschiffer wurde, verliert Heer den Boden unter den Füßen, sobald er die Heimat verläßt. Es kommen Unsicherheit und Schillerndes in seine Erzählung, die Welt tritt nicht mehr greifbar plastisch vor uns hin, sie wird uns mit zwar schönen, manchmal aber recht konventionellen Worten geschildert. Heer sollte nie den Boden seiner Heimat verlassen, er nährt ihn und trägt ihn und macht ihn zu einem Eigenen und Freien. Er hat es uns in seinem „Joggeli" gezeigt, was er kann, und wieder in dem Teil dieses Buches, der von seiner Heimat kündet. —

Auch ein Buch der Heimat ist der Roman von Franz Herwig: „Die letzten Zielinskis." (L. Staackmann, Leipzig.) Er berichtet von dem Kampfe der Letzten eines polnischen Adelsgeschlechtes mit dem Untergange und ihr Erliegen. Der Dichter entrollt ein düsteres Bild vor uns, knapp und scharf in allen Zügen, kulturhistorisch wertvoll und menschlich rührend. In den beiden „letzten Zielinskis" Valerie und Peter verkörpern sich alle guten und schlechten Eigenschaften des Polentums, was die einen: Nationalstolz, glühende Vaterlandsliebe, Haß gegen die Fremden, aufbauen, reißen die andern: Trägheit, Dummheit, Trunksucht, Kraftlosigkeit und Gleichgültigkeit, wieder nieder. Grelle Schlaglichter fallen dabei auf die Zustände in Westpreußen, auf die Ansiedlungspolitik der Deutschen, auf die polnische Geistlichkeit und die Wirksamkeit der polnischen Vereinsbanken.

Wir haben es hier mit der Talentprobe eines jungen Dichters zu tun und müssen bekennen, daß sie vielversprechend ist. Die Knappheit und Prägnanz seines Stils und seiner ganzen Darstellung, die feine, psychologische, in die Tiefe gehende Motivierung verraten den Könner. Manchmal freilich kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als wäre der Roman mehr erdacht als erlebt, und man würde sich freuen, wenn die Darstellung an Eindringlichkeit und Leben gewönne. Doch dürfen wir uns dieses Erstlings herzlich freuen und von Franz Herwig noch manches Gute erwarten.

Von Georg Hirschfeld brachte der Winter zwei neue Bücher, einen Novellenband: „Der verschlossene Garten" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) und einen Roman: „Das grüne Band." (S. Fischer, Berlin.) Die Titelnovelle des schmalen Novellenbuches, das ein paar gute Stücke, aber auch einiges Unausgeglichene bringt und im ganzen nicht recht ergiebig ist, erzählt von einem Jungen, der in das Geheimnis seines Innern starrt wie in einen verschlossenen Garten und dabei das Leben nicht sehen will, das Rote, Leuchtende, das nach ihm greift, und er erschrickt und flieht vor ihm. Und als er tief genug in den verschlossenen Garten gesehen, da wird die Liebe zum Leben in ihm lebendig, daß er Sieger wird und nicht wie die beiden Grafensöhne, die zu lange unter den dunklen Wipfeln ihres verschlossenen Gartens lebten und lebensuntüchtig wurden. Das ist auch, scheint mir, der Inhalt des Romans: „Das grüne Band", den der Dichter einen „Roman aus jungem Leben" nennt. Aus jungem Leben — ja! Was in uns an verstiegenem und weltentrücktem Idealismus lebte, als wir jung waren, was uns schreien machte in Lust und Weh, unsere Kämpfe, unsere Siege und unser Untergehen hat Georg Hirschfeld in diesem Buche eingefangen.

„Das grüne Band" ist eine Vereinigung junger Künstler, die sich in froher Stunde zusammentaten, um einander beizustehen, ihre Träume von großen künstlerischen Erfolgen in Wirklichkeit umzusetzen, das Leben nach ihrem Sinn zu gestalten, d. h. ihren Traum vom Leben nach außen zu projizieren. Und diese Vereinigung zersplittert beim ersten Ansturm. Nur wenige finden an den Gräbern moralisch oder physisch Gefallener vorbei ihren Weg zum Leben, dem roten, duftenden, leuchtenden, zu Arbeit und Tat. Man fällt in diesem Kampfe, wenn man krank ist und aus dem verschlossenen Garten nicht hinausfinden kann in die rauhe Wirklichkeit, man rettet sich in das Philisterium, wenn das Glückverlangen größer ist, als das Verlangen nach Freiheit und Kraft. Die Intellektuellen siegen, die sich an ihr Werk schmieden und aus den Zwiespältigkeiten der Jugend in die Kälte der Glücklosigkeit und des Verzichtes retten. Aber es ist nur ein halber Sieg — das ist der Weisheit letzter Schluß bei Hirschfeld. Unter seinen Menschen ist keiner, der voll Jubel das Leben in seine Arme schließt und es lebt, wie es sich ihm gibt . . . keiner, der, weil Traum und Wirklichkeit bei ihm sich einen können und durchdringen, Kraft genug besitzt, einen ganzen Sieg zu erringen, kein fröhlicher Lebensbejaher. Nur Resignierende bleiben zurück. Es ist nicht eine Gestalt in dem Buche, die man völlig lieb gewinnt, die man ganz in sein Herz schließt. Hans Georg Richter, der die Kraft hätte, sich zum Sieger auszuwachsen, schwindet uns aus den Augen im Augenblick seiner völligen Niederlage. Wir wissen: er wird sich durchringen, aber wir erleben seinen Sieg nicht. So ist dieses Buch nur ein Halbes und kein völliges Ausschöpfen des Lebens, das der Dichter hat geben wollen.

Nicht den Kampf der Jugend, wie Hirschfeld ihn gibt, aber doch den Kampf einer Jugend schildert Margarete Schneider in ihrer Familiengeschichte: „Die Tilemanns". (F. Fontane u. Co., Berlin.) Im Vordergrund des Interesses steht Helene Tilemann, die Studentin der Medizin, und ihr Kampf mit sich selbst, mit ihrem heißen Blut und wilden Liebesverlangen. Die schönste und rührendste Gestalt aber ist doch Martha Tilemann, die Entsagende, die durch ihr Verzichtenmüssen sich hindurchringt und zu einer starken reinen und innerlich reichen Persönlichkeit wird. Es ist viel Kleinheit und Enge in diesem Roman und manches, das bei einem innerlich freien Menschen kein Verstehen findet. Diese Familiengeschichte ist ein Familienbuch, sowohl im guten, als auch im unguten Sinne.



Illustrierte Bibliographie.

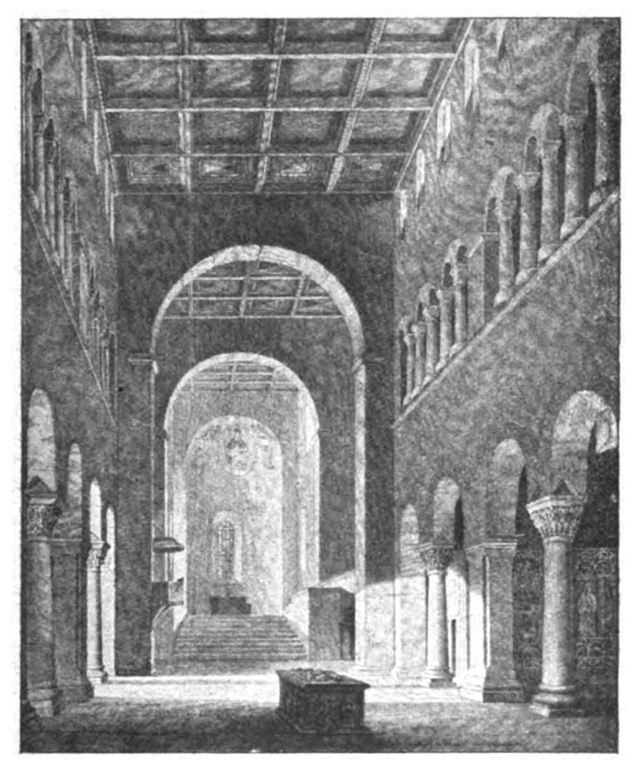


Jörg Syrlin. Ritter am Fischkasten in Ulm. Aus: „Geschichte der Deutschen Kunst". Von Dr. H. Schweitzer. — Ravensburg, Otto Maier.

Geschichte der Deutschen Kunst von den ersten historischen Zeiten bis zur Gegenwart. Von Dr. Hermann Schweitzer, Direktor des städtischen Suermondt-Museums in Aachen. Mit 472 Textabbildungen und zahlreichen Einschaltbildern. — Ravensburg, Verlag von Otto Maier.

„Wie wir gesehen haben, sind in dem letzten Jahrzehnt auf allen Gebieten der deutschen Kunst große Anstrengungen gemacht worden, unter heftigen Kämpfen wurde Altes über Bord geworfen, Neues, oft noch recht Unreifes an dessen Stelle gesetzt. Ein Gutes hatten aber diese Kämpfe: nicht nur die Künstler, auch die Laien, ja die ganze Nation nahm teil an ihnen. Dieses neu erwachte Interesse an dem Schaffen unserer Künstler, an allen Werken der bildenden Kunst ist jedenfalls das Beste, was uns das letzte Dezennium gebracht hat." So heißt es in den Schlußworten des vorliegenden Werkes. Und auch dieses Werk selbst verdanken wir jenem allgemeiner gewordenen Kunstinteresse. Denn nicht mehr können dem Gebildeten in Deutschland Bücher über das Gesamtgebiet der Kunstgeschichte, mögen sie noch so vortrefflich sein, genügen, da sie die Einzelheiten nur in großen Umrissen zu geben vermögen. Er bedarf bei dem reichen, tiefgehenden, weitumfassenden Leben und Streben, das sich auf allen Gebieten der Kunst und nicht zum wenigsten des Kunstgewerbes entwickelt hat, einer näheren Kenntnis auch der speziell deutschen Kunst, wofern er auf eine höhere, über die der großen, nur materiell gesinnten Volksmasse hinausgehende Bildung Anspruch erheben will. Solche grundlegende Kenntnis „dem gebildeten Laien und dem Studierenden" zu vermitteln, ist der Zweck der „Geschichte der Deutschen Kunst" von Dr. Schweitzer. Und das Ziel ist mit bestem Erfolg erreicht, was um so mehr gewürdigt werden muß, als es ganz erhebliche, in der Natur der Arbeit liegende Schwierigkeiten zu über-

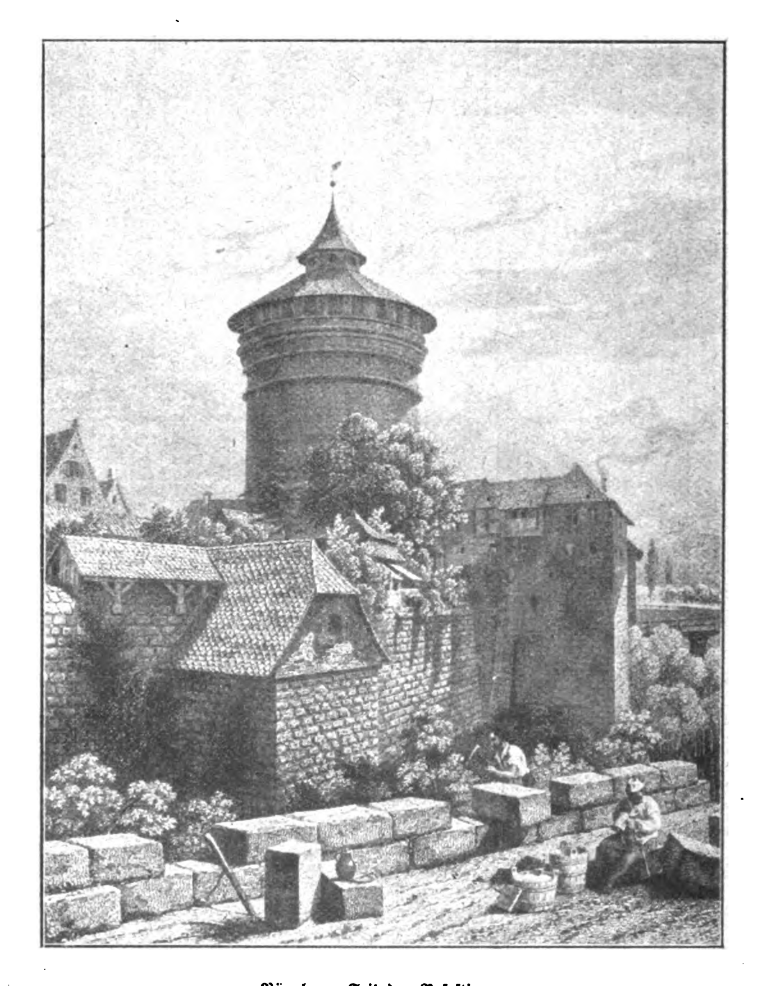
winden galt. Sie beziehen sich sowohl auf die Auswahl, wie auf die Anordnung des gewaltigen Stoffes. In ersterer Hinsicht hat der Verf. es wohl verstanden, aus dem ungeheuren Detail-Material immer das bedeutsamste und charakteristischste hervorzuheben; nur hin und wieder (z. B. im VIII. Kapitel: „Architektur der Renaissance“) geht die Darstellung in eine einfache, trockene Aufzählung der einzelnen Kunstwerke und ihrer Meister über, was nicht nur die Lektüre zu einer wenig leichten und angenehmen macht — sagt doch der Verf. selbst auf S. 491: „aber auch nur die bedeutendsten [Werke] anzuführen, fehlt es hier an Raum, auch würde ihre einfache Aufzählung nur ermüdend wirken“ —, sondern auch dem Buche, das nach dem Vorwort eine „Übersicht“ geben soll, stellenweise eher den Anschein eines Hand- und Nachschlagebuches verleiht, das man von



Inneres der Stiftskirche zu Gernrode.
Aus: „Geschichte der Deutschen Kunst.“ Von Dr. H. Schweitzer. — Ravensburg, Otto Maier.

Fall zu Fall zu Rate zieht. Man würde statt dieses Rohmaterials auch hier lieber knappe, zusammenfassende, dem Geiste des Lesers sich schärfer und dauernder einprägende Schilderungen der jeweiligen gemeinsamen Züge erwarten, wie sie sich in dem Buche so oft und namentlich aufs trefflichste in den einleitenden Abschnitten der großen Kunstepochen finden. — Nach den bekannten Stilperioden ist naturgemäß das ganze Werk eingeteilt, indem der Architektur jedesmal die Plastik, die Malerei, die graphischen Künste, das Kunstgewerbe in wechselnder Anordnung angegliedert sind. In den Kapiteln IV—VII aber, wo zunächst die „Gotik“ mit allen ihren Kunstzweigen, dann „die zweite Blüte der deutschen Plastik“, „die Malerei in der 2. Hälfte des XV.“ und „in der 1. Hälfte des XVI. Jahrhunderts“ abgehandelt werden, ist die Disposition nicht gerade zum Vorteil der Übersichtlichkeit aus-

gefallen. Die Kunsttätigkeit mancher Meister, wie vornehmlich Martin Schongauers, wird dadurch auseinandergerissen, so daß ihre künstlerische Gesamtbedeutung nicht zur rechten Würdigung gelangt. Ebenso kann es zweifelhaft erscheinen, ob die scharfe, das Material zersplitternde Unterteilung nach den einzelnen Landschaften oder sogar Städten zweckmäßig war, da sie, mehr dem Charakter eines Handbuches entsprechend, den glatten Fluß der Darstellung beeinträchtigt und die ineinandergreifenden Beziehungen und wechselseitigen Be-



Nürnberg, Teil der Befestigung.
Aus: „Geschichte der Deutschen Kunst." Von Dr. H. Schweitzer. — Ravensburg, Otto Maier.

einflussungen der verschiedenen Schulen und damit manches Intimere im Entwickelungsgange der deutschen Kunst nicht genügend zur Geltung bringt. Für eine zweite Auflage, die sich bei dem verdienstvollen Werke wohl in nicht allzu langer Zeit voraussehen läßt, wird diesem Übelstande unschwer abgeholfen werden können. Eine nochmalige Durchsicht wird dem Buche auch hinsichtlich der Ausgleichung einiger stilistischer Unebenheiten, die hauptsächlich in der ersten Hälfte auffallen, zugute kommen.

Es wurde bereits oben darauf hingewiesen, daß die großen Stilperioden klar und

prägnant charakterisiert sind; vor allem gilt dies vom Übergangsstil zur Gotik, von der Gotik selbst (wie denn überhaupt das IV. Kap. sich als ganz besonders gelungen und instruktiv erweist), vom Rokoko, vom Empire- und Biedermeierstil. Daneben verdient die Behandlung zahlreicher großer Meister: Adam Krafts, Peter Vischers, Grünewalds, Holbeins des Jüngeren u. a., vollste Anerkennung. Wie hoch der Verf. Albrecht Dürer schätzt, geht am besten aus seinen Worten auf S. 315 hervor: „Es ist nicht leicht, Dürer zu erfassen und zu verstehen, immer und immer wieder muß man sich in die gedankenvollen Werke des Meisters vertiefen; wer dies aber mit liebevoller Hingabe tut, der wird erkennen, daß sich in Dürer der Genius des deutschen Volkes verkörpert und ausgesprochen hat, daß seine Werke den Höhepunkt deutscher Kunst bilden." — Unter den Neueren ist es Böcklin, dessen weit überragende Bedeutung vom Verf. hervorgehoben wird. Wie trefflich kommt die Gemütlichkeit der Kunst eines Ludwig Richter schon durch die Darstellung selbst zum Aus-



Schnorr v. Carolsfeld. Sigfrieds Tod.
Aus: „Geschichte der Deutschen Kunst." Von Dr. H. Schweitzer. — Ravensburg, Otto Maier.

druck, oder der Niedergang des deutschen Kunstgewerbes und der Tiefstand der deutschen Kunst im XVII. und XVIII. Jahrhundert! „Der Weg von dem schweren Silberbeschlag zum Messingblech, von den schön gearbeiteten, vergoldeten Ledertapeten und Gobelins zur billigen Papiertapete ist so recht charakteristisch für den Niedergang des Geschmackes und damit des Kunstgewerbes überhaupt." (S. 534.) Wie wohlbegründet und lehrreich die Darlegung über die Aufgaben und Leistungen der modernsten Architektur! (S. 622 f.) Und wahrhaft erhebend wirkt der frohe Ausblick in die Zukunft, zu dem uns der Verf. durch die Entwickelung des Kunsthandwerks in neuester Zeit hingeleitet: „So dürfen wir ... hoffen, daß wir auf dem besten Wege sind, einen neuen, durchaus nationalen Stil zu erhalten. Das Anknüpfen an den bürgerlichen Biedermeierstil und dessen Weiterentwickelung und die Bestrebungen, mit dem nationalen Empfinden wieder in Fühlung zu kommen, sind deutliche Zeichen dafür, daß auch unser Kunsthandwerk wieder wahre Volkskunst werden wird." (S. 630).

Das Buch ist mit zahlreichen, sowohl trefflich reproduzierten, wie gut ausgewählten



R. Diez. Stilles Wasser. Monumentalbrunnen in Dresden.
Aus: „Geschichte der Deutschen Kunst." Von Dr. H. Schweitzer. — Ravensburg, Otto Maier.

Abbildungen vorzüglich ausgestattet; gelegentlich nur macht sich bei dem Leser der Wunsch geltend, das im Text näher besprochene Hauptwerk eines Meisters anstatt eines seiner Werke, die erst in zweiter Linie stehen, im Bilde vorgeführt zu erhalten. Außerordentlich dankenswert ist die Beigabe der verschiedenen Register, nämlich eines Verzeichnisses der technischen Ausdrücke und Fremdwörter, eines Künstler-Verzeichnisses und eines Orts- und Sachregisters. S. B.

Bibliographische Notizen.

Über Festungen und ihre Verteidigung, mit Bezugnahme auch auf Port Arthur. Von Hauptmann a. D. W. Stavenhagen. Sonderabdruck aus „Der Schweiz. Zeitschrift für Artillerie und Genie".

In der vorliegenden Studie erörtert der Verfasser, unter Hinweis auf die kriegsgeschichtlichen Erfahrungen, in recht interessanter Weise den Wert der Festungen. Wie einst nach Sebastopol dürfte jetzt nach Port Arthur der Festungskrieg wieder erheblich in den Vordergrund gerückt sein, wobei es sich zunächst um die Erfüllung der Forderung handeln dürfte, daß schon im Frieden die Organisation der zum Festungskriege nötigen Spezialwaffen durchgeführt, sowie ihr Zusammenwirken durch große Festungs- und Küstenmanöver unter Leitung tüchtiger Kommandanten gründlich geübt wird. K.

Presse und Kriegsberichterstatter. Von Hauptmann a. D. W. Stavenhagen. Aus Danzers Armee-Zeitung Nr. 43/45, 1905. — Wien, Seidel u. Sohn.

Der Verfasser behandelt in zwei Artikeln das obige Thema, beginnend mit der geschichtlichen Entwickelung der Presse und übergehend auf ihren Wert im Frieden und im Besonderen im Kriege. Der Verfasser entwickelt sehr beachtenswerte Anschauungen sowohl hinsichtlich der segensreichen als auch der unheilvollen Wirkung der Presse, in welch letzterer Beziehung besonders diejenige Presse verächtlich ist, der es bloß auf Ver-

blödung und Verhetzung der Massen ankommt und die dadurch dem Stande zur Unehre gereicht. Im Kriege kann die Presse sehr gefährlich, aber auch sehr nützlich wirken, wie dies der Verfasser kriegsgeschichtlich nachweist. Er hält es für wichtig, daß schon im Frieden Auswahl und Kontrolle derjenigen Persönlichkeiten stattfindet, die im Fall eines Krieges als Berichterstatter bei den Hauptquartieren zugelassen werden. K.

Germanen-Bibel. Aus heiligen Schriften germanischer Völker. 6. Heftausgabe. Schiller, Schlegel, Novalis. 2. Aufl. Berlin, Wilhelm Schwaner, Volkserzieherverlag.

Über den Wert dieses Buches hat sich Ref. schon früher an dieser Stelle ausgesprochen und könnte die dort gezollte Anerkennung nur wiederholen. Besonders dankenswert sind in dem vorliegenden Hefte die Auszüge aus Schlegel und Novalis, die der heutigen Generation leider kaum mehr als dem Namen nach bekannt sind.

H. Sch.

Evos! Von Claire Bernhardt. Kreuzburg O/S., Verlag E. Thielmann.

Diese „Novellen und Skizzen" geben sich als Erstlingswerke. Und als solche sind sie reif und rot. Die Verfasserin versteht zu erzählen, rasch, zugreifend und packend. Mit heißem Atem und glühendem Temperament.

Ein Schicksal schildert sie (wie in der Skizze „Besuch") oder das Schicksal, das von einer gierigen, wilden Lebensstimmung beherrscht wird (wie die Eingangsskizze) — überall fühlt man eine Gestaltungskraft wirken, die über die Unbeholfenheit eines Erstlingswerkes weit hinaus reicht.

Ob diese Reife dem Talent der Verfasserin zum Nutzen oder zum Schaden gereicht, ob sie Entwickelungs- und Vertiefungsfähigkeit besitzt, darf man interessiert erwarten. A. Halbert.

Von Strand und Straße. Gedichte von J. Loewenberg. Hamburg, M. Glogau jr.

„Ich will die Wunder nicht entschleiert sehen, will nicht der Dinge innern Kern erkunden und nicht des Lebensrätsels Lösung finden. Ich möcht' nur einmal wahr mich selber sehen, in meiner Seele tiefsten Abgrund blicken, ich möcht' nur einmal ganz ich selber sein, ganz nackt und ohne jede fremde Hülle; in Kraft und Leidenschaft mich selber leben o einmal, einmal nur!" — Diesem an die Wahrheit gerichteten Wunsch des Dichters entspricht sein Buch. Es enthält nichts Falsches, Fremdes, Übermenschliches, nur Wahres, Eigenes, Echtmenschliches. J. L. versteht die Kunst, aus dem Edelmetall seiner Gedanken im Feuer der Poesie einen Schlüssel zu schmieden, der zwar nicht goldene Luftschlösser, wohl aber Haus und Herz erschließt. Was er von Strand und Straße heimbringt, ist nichts Alltägliches, nichts Gewöhnliches. Sein Strandgut sind nicht Kasten noch Kisten, nicht Ballen noch Tonnen, sondern „die Muschel und der Möwe Flug, der Düne Leuchten und der Wolken Zug und das Rauschen der brandenden Wogen." Auf der Straße hat er seltsame Begegnungen. Er sieht einen schwarzberußten Arbeitsmann, auf dessen Schulter ein blumenstreuender Knabe sitzt — „und wie die beiden vorübergehn, ist mir, als ob wärmer die Lüfte wehn. Als säh' ich im Garten die Kinder springen, als dufteten Rotdorn und Syringen. Hab' auch eine Nachtigall vernommen. Ist wohl der Frühling vorbeigekommen?" — Eine Fahrt auf der Straßenbahn, ein Rennen, ein Kinderspiel u. a. geben ihm Gelegenheit zu feiner Beobachtung und Bemerkung. Sein Reisegut ist: „Ein Quellenrauschen, ein Blumenblatt und tausend solcher Sachen! Ein Lied noch, süß wie Bienensaug, dann eine Trän' aus liebem Aug' und eines Kindes Lachen." Der letzte Teil der Gedichte „Ein Junge" bringt die innigsten Empfindungen zum Ausdruck. Hier findet der liebenswürdige Dichter jenes Sesamwort, das die Pforten springen und den Siegespreis der Lebensschlacht erglänzen läßt. N.

Amor Fati. Gedichte von Paul Lanzky. Leipzig, C. G. Naumann.

P. L. hat sein Buch den Manen Friedrich Nietzsches gewidmet, erreicht jedoch den Meister weder im Gedanken noch in der Form. Es gelingt ihm selten, seiner Melancholie ein reizendes Gewand zu geben. Die Mehrzahl der Dichtungen sind ohne innere Lebenswärme, nüchtern und abstrakt. Dieser Mangel ist um so bedauerlicher, als der Dichter seine Begabung durch klaren Ausdruck und melodischen Schwung beweist.

N.

Karl Stieler, der bayerische Hochlanddichter. Von A. Dreyer. Mit einem Bildnis des Dichters, einer Bibliographie seiner Schriften sowie einigen bisher ungedruckten Gedichten und Briefen Karl Stielers. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Gottbegnadete Dichter wie Stieler er-

regen bei den Lesern auch den Wunsch, von ihrem Leben und Schaffen mehr zu hören, als etwa eine Literaturgeschichte bringt. Der Verf. hätte sich daher nicht zu entschuldigen brauchen, daß er eine Biographie des Dichters herausgibt, trotzdem bei weitem noch keine hundert Jahre seit seiner Geburt verflossen sind. Es bedarf dieser Entschuldigung um so weniger, als das Büchlein trotz seines geringen Umfangs — die eigentliche Biographie umfaßt 97 Seiten — eine Fülle von Tatsachen bringt und uns den Dichter in seinem Leben und Schaffen scharf und plastisch vor Augen führt. Wer die Dichtungen Stielers noch nicht kennen sollte, den veranlaßt diese Biographie zweifellos, das Versäumte nachzuholen, und wer jene kennt, dem wird sie eine wertvolle Ergänzung zu den Schriften des Dichters bilden.

H. Sch.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Alexanderschlacht, Die, in der Casa del Fauno zu Pompeji. Von Friedrich Adler. Deutsche Rundschau 32, 5 (Februar 1906).

Amiet, Kuno. Von Hermann Kesser. Kunst und Künstler IV, 5 (Februar 1906).

Ästhetische Weltanschauung, Über. Von Dr. Julius Goldstein. Deutsche Rundschau 32, 5 (Februar 1906).

Balzac, Honoré de. Eine Studie v. Wilhelm Hezeler. Aus fremden Zungen. XVI, 1/3 (1906).

Combes, Emile, ein Vorkämpfer des Antiultramontanismus, aus seiner Zeit heraus u. nach seinen Reden beurteilt. Von Ernst Hauviller. Das freie Wort. V, 21 (Februar 1906).

Dichtergemüt, Das. Von Alfred Biese. Die Grenzboten 65, 6 u. 7 (8. u. 15. Februar 1906).

Drama, Das neue. Von Johannes Schlaf. Die Schaubühne II, 8 u. 9 (22. Febr. u. 1. März 1906).

Das Erlebnis und die Dichtung. Von Ferdinand Jakob Schmidt. Preussische Jahrbücher. 123, 2 (Februar 1906).

(Essay.) — Vom Wesen des modernen Essay. Von Alexander von Gleichen-Russwurm. Die Warte. VII, 5 (Februar 1906).

Eucken, Rudolf. Von Thomas Achelis. Nord u. Süd. Heft 348, März 1906.

(Fogazzaro.) — Ein Dichter des christlichen Ideals. (Antonio Fogazzaro). Von Karl Muth. Hochland. III, 5 (Februar 1906).

(Fogazzaro.) — Antonio Fogazzaros Prosadichtungen. Von Johannes Mumbauer. I. Die Warte. VII, 6 (März 1906).

Fontane, Theodor, als Kritiker. Von Dr. Joseph Sprengler. I. u. II. Die Warte. VII, 5. u 6 (Februar u. März 1906).

(Gorki.) — Russland und die Russen in Maxim Gorkis Werken. Von Ernst Clausen. Westermanns Monatshefte 50, 5 (Februar 1906).

Graphischen Künste, Die. Zur Geschichte ihrer Entwicklung. Von Ernst Schur. Die Kunst. VII, 5 (Februar 1906).

Habermann, Hugo von. Von Fritz von Ostini. Die Kunst VII, 5 (Februar 1906).

(Hamerling.) — Etwas über Hamerling und seine Philosophie. Vortrag von Anton Ganser. Heimgarten. 30, 5 (Februar 1906).

Handel-Mazzetti, Enrica von. Von Dr. Karl Storck. Die Warte VII, 5 (Februar 1906).

Heine und Straube. Ein Gedenkblatt zum 17. Februar 1906. Von Ernst Elster. Deutsche Rundschau 32, 5 (Februar 1906).

Jungserbischen Lyrik, Zur. Von Otto Hauser. Nord und Süd. Heft 348, März 1906.

König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen. Herausgegeben und erläutert von Erich Brandenburg. III. Deutsche Rundschau 32, 5 (Februar 1906).

Kunstweberei im Altertum. Von Ernst Krüger. Deutschland IV, 5 (Februar 1906).

Meunier, Konstantin. Von Karl Scheffler. Westermanns Monatshefte, 50, 5 (Februar 1906).

(Mozart.) — Die Frauen im Leben Mozarts. Von Hugo Conrat. Bühne und Welt. VIII, 9 (Februar 1906).

(Mozart.) — Das musikalische Genie. Zur 150. Wiederkehr von Mozarts Geburtstag. Von Karl Storck. Westermanns Monatshefte 50, 5 (Februar 1906).

(Mozart.) — Was ist uns Mozart? Zur Feier der 150. Wiederkehr seines Geburtstages. Von Prof. Dr. Bernhard Scholz. Die Umschau. X, 5 (27. Januar 1906).

Pflichtbegriff, Der, innerhalb Goethescher Ethik. (Vortrag gehalten vor der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hamburg. Von Adolf Metz. Preussische Jahrbücher 123, 2 (Februar 1906.)

Psychische Infektion. Von L. Fürst. Nord und Süd. Heft 348, März 1906.

Psychologie. Von Chr. D. Pflaum. Kunstwart. 19, 10 (Februar 1906).

Reklame, Die. Ihre Entwicklung und Bedeutung. Von Dora Feigenbaum. Teil II. Deutschland IV, 5 (Februar 1906).

Roumanille, Joseph. Von M. J. Minckwitz. (Schluss). Die Grenzboten 65, 4 (25. Januar 1906).

Stona, Marie. Von Karl Bienenstein. Nord und Süd. Heft 348, März 1906.

Strauss, Emil, ein deutscher Erzähler. Von Moeller-Bruck. Deutschland IV, 5 (Februar 1906).

Thoma, Ludwig. Von Georg Hermann. Das literarische Echo VIII, 11 (März 1906).

Tonfall, Musik und Sprache. Von Dr. Rudolf Blümner. Preussische Jahrbücher 123. 2 (Februar 1906).

Tragische Möglichkeiten. Von Max Hochdorf. Das literarische Echo. VIII, 10 (Febr. 1906).

Eine Verspottung der radikalen Demokratie im Altertum. Die Grenzboten 65, 5 u. 7 (1. u. 15. Februar 1906).

Watts, George Frederick. Von Joseph Popp. Hochland. III, 5 (Februar (1906).

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Adam, Julie, Der Natursinn in der deutschen Dichtung. Wien, Wilhelm Braumüller.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben von Dr. Hans Gross und anderen. 22. Band. Heft 2 und 3. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Asshoff, E., Gedichte und Gedanken. Strassburg i. E., Josef Singer.

Baumanns Anti-Kant. Eine Widerlegung von Ludwig Goldschmidt. Gotha, E. F. Thienemann.

Böhlje, Heinrich, Guido, der Findling. Erzählung für die Jugend und ihre Freunde. Dresden, E. Piersons Verlag.

Deutschlands Jugend. Illustrierte Wochenschrift für Knaben und Mädchen. Zweiter Jahrgang. No. 6—15. Berlin, C. Regenhardt.

Drews, Arthur, Die Religion als Selbst-Bewusstsein Gottes. Eine philosophische Untersuchung über das Wesen der Religion. Jena, Eugen Diederichs.

Engelhard, Karl, Weltkind. Gesänge des Lebens und der Liebe. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Strassburg i. E., Josef Singer.

Ferry, Der Hauptmann von Kapernaum im Olymp. Humoristische Erzählung. Dresden, E. Piersons Verlag.

Francé, R. H., Das Liebesleben der Pflanzen. Mit Abbildungen von F. Hollenberg, R. Oeffinger u. a. und drei Farbendrucktafeln von F. Bergen und H. Planck. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Franckh-sche Verlagsbuchhandlung.

Gerber, Hans, Disteln und Blumen. Streifzüge durch den Verkehrsdienst. Strassburg i. E., Josef Singer.

Geucke, Kurt, Nächte. Gassen- und Giebelgeschichten. 2. veränderte Auflage. Mit neuem Buchschmuck von Fidus. Berlin, G. Grote-sche Verlagsbuchhandlung.

Der Glaube der Zukunft. Organ d. Vereins zur Neubegründung von Religion und Sittlichkeit. I. Jahrgang. 1905. Heft 1. Herausgeber: Dr. phil. Robert Schort. Duisburg-Ruhrort, H. Daubenspeck.

Goltz, Bogumil, Zur Geschichte der Charakteristik des deutschen Genius. Eine ethnographische Studie. (Meyers Volksbücher Nr. 1132—1137.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

Goetz, Dr. Leopold Karl, Ein Wort zum konfessionellen Frieden. Materialien. Bonn, Carl Georgi, Universitäts-Buchdruckerei und Verlag.

Green, Anna Katherina, Das Filigran-Herz. Kriminalroman in 3 Teilen. Autorisierte Bearbeitung von Dr. Berthold A. Baer. Werdohl i. W., Wilhelm Scholz.

Guericke, H., Paradiesesglaube und Entwicklungslehre. Hasserode a. Harz, Selbstverlag des Verfassers.

Gunther, Willibald, Bekenntnisse. Gedichte. Strassburg i. E., Josef Singer.

Hardt, Carl, Demetrius. Tragödie in fünf Akten und einem Vorspiel, mit freier Benutzung des Schillerschen Fragments und einigen Szenen aus dem Russischen. Als Manuskript gedruckt. Hamburg, H. O. Persiehl.

Hardy, Fritz, Jungherrs Lieb und Leid. Gedichte. Strassburg i. E., Josef Singer.

Heichen, Walter, Die Stiefkinder der Alma mater. Roman aus einer Universitätsstadt. 1.—3. Tausend. Dresden-A., Gustav Herrlich.

Hübscher, Chr., Monogramme. Gereimtes und Ungereimtes. Dresden, E. Piersons Verlag.

Hugo, Victor, Notre-Dame von Paris. Roman aus dem Französischen. 2 Teile. (Meyers Volksbücher Nr. 1423—1431.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

Immanuel, Der russisch-japanische Krieg. In militärischer und politischer Beziehung dargestellt. 4. Heft. Mit 5 Kartenskizzen und einem Plan der Umgebung von Port Arthur. Berlin, Richard Schröder, Verlagsbuchhandlg.

Jordan, Eduard Richard, Novelle und Gedichte. Strassburg i. E., Josef Singer.

Kaumanns, Nikola, Kaliforniens Reichtum ist seine Landwirtschaft. Strassburg, Josef Singer.

— La Californie et son agriculture. Strassbourg, Josef Singer.

Kegel, Franz, Aventjuren im Reiche Fabula. Gedichte. Strassburg i. E., Josef Singer.

Kosmos. Handweiser für Naturfreunde, herausgegeben und verlegt vom Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde in Stuttgart. 1906. Band III. Heft 1 u. 2. Stuttgart, Franckh-sche Verlagsbuchhandlung.

Kuntze, Walter, Wenn die Vergangenheit lebendig wird. Drama in einem Aufzuge. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Langenscheidts Taschenwörterbuch der neugriechischen Schrift- und Umgangssprache. Teil I. (Neugriechisch-deutsch) von Prof. J. K. Mitsotakis. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandl.

Langgaard, Halfdan, Oskar Wilde. Die Saga eines Dichters. Stuttgart, Axel Juncker.

Leonhardus, Johannes, Mein Lebtag geht auf krummen Wegen! Strassburg i. E., Josef Singer.

Lexikon der gesamten Handelswissenschaften. Unter Mitwirkung von Fachgelehrten bearbeitet und redigiert von Bruno Volger. Lieferung 2—5. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Liebermann, Dr. B., Elisabeth von Brandenburg. Evangelisches Volksfestspiel aus der Reformationszeit in fünf Aufzügen (mit Prologen, lebenden Bildern und Gesängen.) Dresden, E. Piersons Verlag.

Misch, Robert, Übermenschen. Berlin, Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur u. Kunst.

Mörike, Eduard, Maler Nolte. Novelle. (Meyers Volksbücher Nr. 1443—1449.) Leipzig, Bibliogr. Institut.

— Mozart auf der Reise nach Prag. Novelle. (Meyers Volksbücher Nr. 1450.) Leipzig, Bibliograph. Institut.

Philipp Fürst zu Eulenburg-Hertefeld. Eine Erinnerung an Graf Arthur Gobineau. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff).

Photographische Korrespondenz. 1905 November u. Dezember. 1906 Januar. Wien, Verlag der Photographischen Gesellschaft.

Photographische Welt. 1905 Oktober—Dezember. 1906 Januar—Februar. Leipzig, Ed. Liesegang.

Pleurer, Louis, Kein Heim. Ein soziales Drama in 3 Akten. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Reuter, Fritz, Läuschen und Rimels. Plattdeutsche Gedichte heiteren Inhalts in mecklenburgisch-vorpommerscher Mundart. (Meyers Volksbücher No. 1438—1442.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

Rinteln, Ernst von, König Saul. Die Tragödie der untergehenden Grösse. Strassburg i. E., Josef Singer.

Rosenthal, Maximilian, Sockel und Guirlande. Ein Buch ernster Gedichte. Strassburg i. E., Josef Singer.

Rub, Rudolf, Gedichte. Strassburg i. E., Josef Singer.

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedr. Umlauft in Wien. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Sanders, Prof. Dr. Daniel, Deutsche Sprachbriefe. Revidiert u. bearbeitet von Dr. Jul. Dumcke. 20 Briefe. 18. Aufl. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Sanders, Prof. Dr. Daniel, Geschichte der Deutschen Literatur. Revidiert und bearbeitet und von Goethes Tode bis zur Gegenwart fortgeführt von Dr. Julius Dumcke. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Schaubühne, Die. Herausgeber Siegfried Jacobsohn. II. Jahrg. Nr. 7 und 8. Berlin, Oesterheld u. Co.

Schmitz, Oskar A. H., Don Juan, Casanova und andere erotische Charaktere. Ein Versuch. Stuttgart, Axel Juncker.

Schweiger-Lerchenfeld, A. Freiherr v., Kulturgeschichte. Werden und Vergehen im Völkerleben. Lieferung 1—5. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Seca, Rega, „Sonnenweib". Ein Stück Menschenseele. Dresden, E. Piersons Verlag.

Silvester, Ewald, Das Verhältnis. Leipzig, Friedrich Rothbarth.

Spiess, August, Kritische Bemerkungen zum Entwurf eines Gesetzes betreffend das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie. (Reichstagsvorlage vom 28. November 1905.) Schöneberg-Berlin, Meisenbach Riffarth u. Co.

Stein der Weisen, Der. Illustrierte Halbmonatschrift f. Haus u. Familie. 19. Jahrgang. Heft 4 u. 5. Wien. A. Hartlebens Verlag.

Stülpnagel, Conrad v., Heisse Tage. Meine Erlebnisse im Kampf gegen die Hereros. Mit Bildern nach Aufnahmen des Verfassers. Berlin, Richard Eckstein Nachf.

Thimme, Wilhelm, Aus einsamen Stunden. Lieder und Gedichte. Strassburg i. E., Josef Singer.

Le Traducteur. Halbmonatsschrift zum Studium der französischen und deutschen Sprache. XIV. Jahrgang Nr. 1. La Chaux de Fonds (Schweiz), Verlag des „Traducteur".

The Translator. Halbmonatsschrift zum Studium der englischen und deutschen Sprache. III. J. Nr. 1. La Chaux de Fonds (Schweiz), Verlag des „Translator".

Unsere Heimat. Illustrierte Monatsschrift für die obersächsischen Lande. IV. Jahrgang. Nr. 12. Zwickau i. S., Verlag „Unserer Heimat". (Dürrsche Buchhandlung in Leipzig.)

Verne, Julius, Der Leuchtturm am Ende der Welt. (Collection Verne. Band 88.) Autorisierte Ausgabe. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Werkkunst, Die. Zeitschrift des Vereins für deutsches Kunstgewerbe in Berlin. I. Jahrgang. Heft 6, 7, 8, 9, 10. Berlin, Otto Salle.

Wied, Gustav, Der Stolz der Stadt. Komödie in fünf Akten. Stuttgart, Axel Juncker Verlag.

Wittner, O., Mein Kaiser und mein Vaterland. Lyrisch-epische Worte an jung und alt. Dresden, E. Piersons Verlag.

Zaniboni, E., La „Italienische Reise" del Goethe e la sua fortuna in Italia. Napoli, Vito Morano Editore.

Zingel, Erich, Humoresken aus dem Leben. Dresden, E. Piersons Verlag.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.







Carol

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

CXVII. Band. — Mai 1906. — Heft [illegible]

(Mit einem Portrait in Radierung: [illegible])



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Ve[illegible]

v. S. Schottlaender.



Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

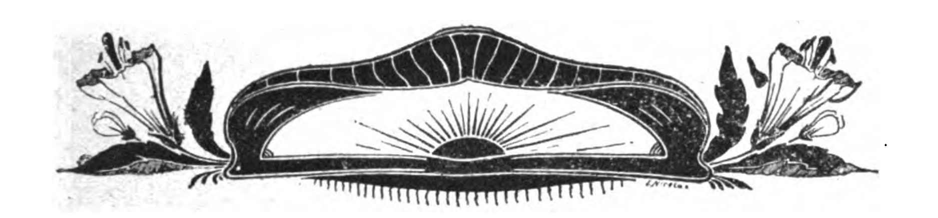
Eine deutsche Monatsschrift.

CXVII. Band. — Mai 1906. — Heft 350.

(Mit einem Portrait in Radierung: König Karl von Rumänien.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Der deutsche Liberalismus.

Von

Professor Richard Eickhoff,

Mitglied des Reichstages.

— Remscheid. —

Nach dem Hinscheiden des letzten der großen Parlamentarier aus der Frühlingszeit des neuerstandenen Reiches darf man die Frage nach der Zukunft des deutschen Liberalismus aufs neue aufwerfen.

Aber hat der Liberalismus in Deutschland überhaupt eine Zukunft? Wird es ihm dereinst gelingen, die politische Macht zu erobern? Die einen leugnen es und haben ihn längst zu den Toten gelegt; die anderen aber geben die Hoffnung nicht auf, daß der deutsche Liberalismus nicht heute und nicht morgen, aber dennoch in einer nicht allzu fernen Zukunft eine Renaissance erleben werde, wie sie der englische Liberalismus soeben erlebt hat. Werden die Pessimisten oder die Optimisten recht behalten?

Eins ist gewiß: der Liberalismus befindet sich in Deutschland schon seit Jahren in der denkbar ungünstigsten Lage; von rechts und von links, von der Reaktion und der Revolution gleich heftig angegriffen, ist er immer mehr in die Enge getrieben worden und im gegenwärtigen Reichstage nahezu zur Ohnmacht verdammt; besitzt doch die Zentrumspartei sowohl mit den Polen und Sozialdemokraten wie mit der Rechten beinahe die absolute Mehrheit, und sämtliche liberalen Parteien zusammen zählen nicht einmal den vierten Teil des Reichstages. Die Rolle, die der Liberalismus heute in unserem politischen Leben spielt, ist also so trostlos wie nur möglich.

Aber werden darum die Pessimisten recht behalten? Hat der Liberalismus seine Rolle wirklich für immer ausgespielt? Wird er niemals mehr zu politischem Einfluß gelangen? Die Hoffnung wollen

wir uns trotz alledem nicht rauben lassen. Und wer den politischen Vorgängen der letzten Zeit aufmerksamen Auges gefolgt ist, wird die ersten Anzeichen eines Wiedererwachens des liberalen Gedankens haben beobachten können. Die zentripetalen Kräfte sind längst eifrig an der Arbeit, wie die Vorgänge in Bayern und Baden beweisen; und wenn auch hier und da ein lokaler Einigungsversuch wieder fehlschlägt: der Gedanke, daß der Liberalismus einig sein muß, wenn er wieder erstarken, wenn er die politische Macht erringen will, bricht sich immer mehr Bahn und wird nicht eher von der Tagesordnung verschwinden, als bis das ersehnte Ziel erreicht ist. In der Tat, niemals war die Gelegenheit günstiger als heute. Die alten Parteiführer, in denen sich nicht nur der sachliche, sondern häufig auch der persönliche Gegensatz verkörperte, sind alle ins Grab gesunken. Persönliche Gegensätze sind auch heute noch vorhanden, aber sie sollten bei einigem guten Willen aller Beteiligten leicht zu überwinden sein. Die sachlichen Gegensätze aber treten langsam in den Hintergrund.

Die Fragen, die man die nationalen nennt, haben lange Zeit den Gegenstand heftigsten Streites zwischen der nationalliberalen Partei und den freisinnigen Parteien gebildet. Aber ich glaube, die Zeit ist nicht mehr fern, wo sie ihren parteipolitischen Charakter überhaupt zu verlieren beginnen. Die Kämpfe um die Armee sind anscheinend für immer beendet. Die zweijährige Dienstzeit ist dauernd gesetzlich eingeführt und damit eine Hauptforderung der alten Fortschrittspartei erfüllt. Was aber die Marine anlangt, so war bei der Beratung der neuen Flottenvorlage der Liberalismus zum ersten Male in der Sache völlig einig, wie freudig anerkannt wurde; ein kleiner Teil hatte nur noch formelle Bedenken, die niemals entscheidend sein können. „‚Sein oder nicht sein‘ war auch bei uns eine Zeitlang die Flottenfrage, denn das Junkertum fürchtete die Schmälerung des Heeres; allein die Entscheidung fiel zugunsten der Seewehr aus“. Vor 45 Jahren schrieb diese Worte der alte Fortschrittsmann Fritz Harkort, der Vorgänger Eugen Richters im Wahlkreise Hagen, aber sie muten uns an, als wenn sie gestern gesprochen wären. Das Wort von der „gräßlichen Flotte“, das in unseren Tagen gefallen ist, wird unvergeßlich bleiben. Auch der entschiedene Liberalismus aber kann und wird sich der Erkenntnis nicht verschließen, der einer unserer ersten Geographen einmal in dem Satze Ausdruck lieh: „Seitdem ein Großstaat ohne wirtschaftliche Interessen undenkbar geworden, ist auch ein wahrer Großstaat ohne Seemacht nicht mehr zu denken.“ Die Wahrheit dieses Satzes hat noch soeben die marokkanische Frage auch dem blödesten Auge enthüllt.

Auch die Anschauungen über unsere Kolonialpolitik sind in einem Wandel begriffen. Die „Jungen“ in der freisinnigen Volkspartei, die die erbitterten Kämpfe der achtziger Jahre nicht mitgekämpft haben,

können und wollen die Tatsache nicht mehr leugnen, daß Deutschland längst eine Kolonialmacht geworden ist, mögen unsere Kolonien auch noch für längere Zeit unsere Schmerzenskinder sein. Wenn Ludwig Bamberger heute noch lebte, er würde uns sicher zur Seite stehen. Psychologisch interessant aber ist es, daß die Kolonialpolitik gerade in dem Augenblicke neue Freunde gewinnt, wo die ärgsten Schäden des bisherigen Systems grell zutage treten. Auch das beweist, wie der Optimismus in der Politik stets siegreich ist.

Und die wirtschaftlichen und sozialen Fragen? Der Kampf um den Zolltarif ist zu Ende, die meisten Handelsverträge sind auf ein Jahrzehnt neu geschlossen. Die wirtschaftspolitischen Fragen werden zwar nicht ihre Bedeutung verlieren — wie sollte das in einem Industriestaat möglich sein? —, aber die scharfen Gegensätze in den wirtschaftspolitischen Anschauungen werden voraussichtlich nach und nach verschwinden. Zwar gibt es in der nationalliberalen Partei noch extreme Schutzzöllner, aber auch sie werden die Augen nicht vor der steigenden Bedeutung unseres Außenhandels verschließen können, auf dem unsere ganze nationale Zukunft beruht. Im Jahre 1905 betrug sein Wert schon mehr als dreizehn Milliarden Mark! Aber den weitaus größten Anteil daran hat unser Seehandel, denn er ist in den Jahren 1894 bis 1904 um 75 v. H. und, wenn man den Handel mit den außereuropäischen Ländern allein in Betracht zieht, sogar um 93 v. H. gestiegen. Bebel wies jüngst im Reichstage auf diese für unsere Volkswirtschaft so überaus erfreuliche Tatsache mit einer gewissen Genugtuung hin, und er meinte sogar mit einem Anfluge nationalen Stolzes, der ihm gar nicht schlecht stand, wir würden dereinst noch England wirtschaftlich überflügeln. Sei dem, wie ihm sei: Deutschlands Welthandel ist noch lange nicht auf seinem Höhepunkte angelangt; die immer noch stetig wachsende Bevölkerung zwingt geradezu zu weiterer Expansion. Seehandel, Welthandel läßt sich aber nicht mit agrarisch-schutzzöllnerischen Maximen treiben, denn mit der zunehmenden Industrialisierung unseres Vaterlandes bedürfen wir in steigendem Maße der Rohprodukte für unsere Fabrikate und der Lebensmittel für unsere Arbeiter. Auch hier wird die Macht der Verhältnisse sich stärker erweisen, als der Wille der Menschen.

Bleiben endlich noch die sozialen Fragen! Aber von erheblichen Gegensätzen kann man hier innerhalb der liberalen Parteien schon lange nicht mehr sprechen. Es ist in den letzten Jahren viel tüchtige sozialpolitische Arbeit geleistet worden, an der die liberalen Parteien und — der Wahrheit die Ehre! — vor allem auch das Zentrum beteiligt waren; gemeinsam gestellte sozialpolitische Anträge sind längst keine Seltenheit mehr; nur in Einzelheiten gehen die Meinungen noch auseinander, vielleicht auch über das Tempo, das einzuschlagen ist. Und auch hier

sind es mehr die Gegensätze des Alters, die noch vorhanden sind: die Alten haben ihre manchesterlichen Velleitäten noch nicht ganz abgestreift, die Jungen aber stürmen ihnen voran, denn sie sind Kinder einer anderen Zeit. Die Schatten des Industriestaates treten schon stärker hervor. Und darum ist der moderne Liberalismus ohne einen vernünftigen sozialen Einschlag nicht mehr denkbar: Sozialismus und Individualismus müssen eine Ehe eingehen, auch wenn es nur eine Vernunftehe ist. In keinem Falle werden die sozialen Fragen ein Hindernis der Einigung des Liberalismus sein.

Wenn sonach die Auspizien für die Zukunft des Liberalismus nicht ungünstig stehen, so würde man sich doch täuschen, wollte man glauben, eine Verschmelzung aller liberalen Parteien stände in absehbarer Zeit bevor. Ich würde es — offen gestanden — von heute auf morgen nicht einmal wünschen. Die freisinnige Vereinigung hat vor zwei Jahren die Nationalsozialen in ihre Reihen aufgenommen, aber kein Eingeweihter wird heute behaupten wollen, diese Fusion bedeute eine innere Stärkung der Partei. Eine natürliche Entwickelung darf man nicht künstlich überstürzen. Deshalb mußte auch der Versuch einer programmatischen Einigung der freisinnigen Parteien fehlschlagen, den auf ihrem letzten Parteitage dieselbe freisinnige Vereinigung unternahm. Man braucht nicht zu den „Fraktionsperückenstöcken" zu gehören, um diesen Versuch, mag er noch so wohlgemeint gewesen sein, für keinen glücklichen zu halten. Die Erfahrung hat es inzwischen bestätigt, denn dieser Einigungsversuch ist ein Monolog geblieben, wie alle ähnlichen Versuche Monologe bleiben würden. Die Zeit zu einer Verschmelzung der liberalen Parteien oder auch nur zu einer programmatischen Einigung aller Liberalen ist heute noch nicht gekommen, obwohl die Reibungsflächen immer kleiner geworden sind. Man denke nur, von anderem zu schweigen, an den Kampf um das Schulgesetz, dessen Ausgang heute noch ungewiß ist! Aber kein praktischer Politiker wird doch die Nationalliberalen von der Einigung ausschließen wollen. Es gibt immer Leute, die nicht warten können. Die Aufgaben, die der Liberalismus in nächster Zeit zu erfüllen hat, weisen in der Tat nach einer anderen Richtung.

Vor allem muß die liberale Presse sich der Pflichten endlich bewußt werden, die ihr obliegen und die sie seit langer Zeit vergessen zu haben scheint. Das Wort, die Presse sei die wahre Kriegspartei, gilt leider auch für die innerpolitischen Kämpfe. Man ist oft geradezu angewidert durch das Treiben der liberalen Presse der Reichshauptstadt, die — mit einigen rühmlichen Ausnahmen — auf einen Tiefstand herabgesunken ist, den man vom ethischen wie ästhetischen Standpunkte aus nur aufs tiefste bedauern mag. Die ewigen Preßfehden innerhalb der liberalen Parteien müssen endlich verstummen. So, aber auch nur so, wird es möglich sein, breite Schichten des Bürgertums dem Liberalismus zurück-

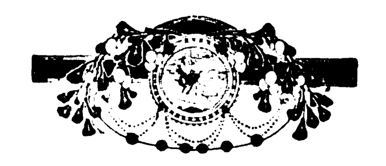
zugewinnen, die jetzt entweder verärgert beiseite stehen oder gar die Reihen der Gegner zur Rechten wie zur Linken verstärken helfen. Die Freude am politischen Leben, das Interesse an den politischen Vorgängen unseres Vaterlandes, das in zahlreichen Kreisen, die durch Besitz und Bildung ausgezeichnet sind, nahezu erstorben ist, muß aufs neue geweckt werden: dann erst wird's besser werden. Das ist die vornehmste Aufgabe, die die liberale Presse zu lösen hat. Noch volle zwei Jahre trennen uns von den Neuwahlen. In dieser Zeit kann viel, unendlich viel geschehen, um in den Kreisen des Bürgertums, dessen Kern liberal geblieben ist und immer bleiben wird, jene Begeisterung für die große gemeinsame Sache zu erzeugen, die allein die Bürgschaft eines Sieges verleiht.

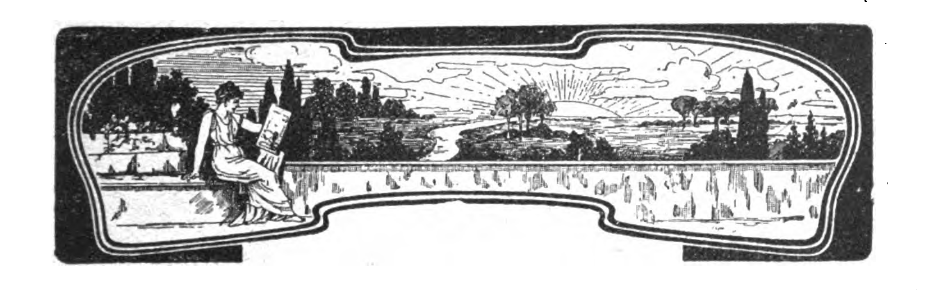
Neben der Presse aber müssen die Parteien selber so rasch wie möglich an die Arbeit gehen, um das Einigungswerk fördern zu helfen. Schon die Not der Zeit erfordert es. Denn aus eigener Kraft ist kaum ein einziger Wahlkreis für die freisinnigen Parteien zu erobern: weder 1898 noch 1903 siegte ein Kandidat der freisinnigen Volkspartei im ersten Wahlgange, und auch die Nationalliberalen vermochten 1903 nur noch fünf Wahlkreise im ersten Ansturme zu behaupten. Hätte man sich im vorigen Jahre in Eisenach rechtzeitig verständigt, so wäre dieser alte liberale Besitz nicht in die Hände der Antisemiten gefallen. Auf der andern Seite hat der Wahlkreis Kaiserslautern jüngst aufs neue gezeigt, daß Einigkeit stark macht: der gemeinsame liberale Kandidat erhielt im ersten Wahlgange die relative Mehrheit und erfocht in der Stichwahl einen glänzenden Sieg. Die Lehren der letzten Wahlkämpfe sollten in der Tat nicht verloren sein. In allen Wahlkreisen, in denen der geeinte Liberalismus noch etwas zu bedeuten hat, sollte man Wahlbündnisse schließen. Dabei muß man allerdings so vorurteilsfrei wie nur möglich zu Werke gehen. Ich bin so ketzerisch zu meinen, daß man sich auf die Dauer selbst mit — Herrn von Gerlach vertragen kann. Die Nationalsozialen sind vielfach noch gärender Most, der sich schon mit der Zeit noch klären wird. Die verschiedene Auffassung über das Verhältnis zur Sozialdemokratie sollte in keinem Falle entscheidend sein: das ist eine cura posterior. Aber auch in der Sozialdemokratie hat die Katharsis schon begonnen, wenn nicht alles täuscht.

In der freisinnigen Presse wurde jüngst an das Beispiel erinnert, das der Liberalismus vor 25 Jahren gegeben und das so schöne Früchte getragen hat: 162 Mandate fielen der bürgerlichen Linken zu. Dieses Beispiel verdient schon um deswillen Nachahmung, weil es bei keiner Partei auf Widerstand stoßen wird. Aber man darf nicht, wie leider so oft, bis zum letzten Augenblicke warten: nur wenn die Wählermassen von langer Hand auf den großen Kampf vorbereitet und die Parteien völlig gerüstet sind, ist ein Erfolg gewiß. Allzu sanguinischen

Hoffnungen darf man sich freilich auch so nicht hingeben. Denn vor 25 Jahren waren die Verhältnisse noch weit günstiger als heute, wo in einer Anzahl von Wahlkreisen selbst der geeinigte Liberalismus nicht mehr imstande ist, aus eigener Kraft den Sieg zu erringen: er ist auf die Unterstützung der Centrumspartei angewiesen, wie diese — beispielsweise in den großen Industriestädten des Westens — der Hilfe des Liberalismus nicht mehr wird entraten können. Die Theorie vom kleineren Übel wird auch in Zukunft ihre Rolle spielen.

Aber magnum voluisse magnum est! Der Liberalismus verdiente unterzugehen, wenn er nicht mehr den Willen und die Kraft besäße, die politische Macht zu erobern. Und die Zeichen sind trotz alledem und alledem nicht ungünstig. Zu pessimistischer Auffassung ist wahrlich kein Anlaß. Wir blickten jüngst mit einem Gefühle, das aus Bewunderung und Neid gemischt war, nach England hinüber. Mit jenem common sense, der das englische Volk von jeher ausgezeichnet hat, hat es über die imperialistisch-chauvinistische Politik Chamberlains ein Verdikt gefällt, wie es vernichtender nicht wohl gedacht werden kann. Der Liberalismus hat dort einen Sieg errungen, wie seit fünfzig Jahren nicht mehr, und dieser glänzende Sieg ist zugleich ein Triumph des Freihandels und des Friedens. Sollte dem deutschen Liberalismus versagt bleiben, was dem englischen beschieden war? Der deutsche Michel ist gewiß kein zoon politikon; aber in den großen Momenten unserer vaterländischen Geschichte hat er noch immer seinen Mann gestanden. Und so darf man hoffen, daß der große Moment, wann immer er kommen mag, kein kleines Geschlecht finden wird.





Aus einer andern Welt.

Novelle

von

Maria Brie.

— Breslau. —

(Schluß.)

Der Empfang in der Heimat machte mich betroffen. Die Geschwister gaben sich wohl ernst und gedämpft, hatten aber schon wieder hundert andere Dinge im Kopf, während in mir noch der frische Schmerz um den Vater bebte. Der Mutter Harm freilich brach bei meinem Anblick von neuem auf; ausführlich und unter Tränen erzählte sie mir von der traurigen Hochzeit. Die junge Schwägerin hatte ich, da sie noch ein blödes Kind war, gekannt. Sie war noch immer ein hübsches unbedeutendes Ding, ein artiges Spielzeug, nichts weiter, aber das war dem Johann Kaspar gerade recht: ihn befriedigte das Gefühl seiner Überlegenheit. Er verwöhnte sie auf seine etwas trockene Art, beschenkte sie mit Frauenzimmertand und nahm ihr das Denken, Sorgen und Wollen ein für alle Mal ab. Dafür sagte sie stets, wenn sie von ihrem Gatten sprach: „Er ist so gut" und war ganz Hingebung, Bewunderung und Dankbarkeit gegen ihn. Das Margaretle machte sich weidlich über die beiden lustig. Nun, zu einem so zahmen Weible wie die Hedwig war sie nicht geschaffen, sie war aber auch versprochen, und ihr Schatz lag ihr so mächtig im Sinn wie nur einer. Außer dem Franz waren sie also sämtlich liebend beschäftigt. Mit mir redeten sie alle fast nur von Geldfragen. Dabei gerieten wir immer wieder aneinander; denn die Brüder wollten, daß ich mein Erbteil im Geschäft stehen ließe, ja, trugen mir an, ich solle in Heidelberg bleiben und ihnen Zeichnungen für ihr Geschmeide machen. Ich sagte, sie kennten mich schlecht, wenn sie meinten, ich ließe mich noch von ihnen nach ihrer Laune behandeln und mich bevormunden. Ich wolle Meister werden in meiner Kunst,

so gut wie sie in ihrer, und dazu brauchte ich mein Vermögen. Umsonst mühte sich die Mutter zwischen uns zu vermitteln. Auf ihre Ermahnungen hatten Johann Kaspar und Franz nur die Antwort: „Davon verstehst du nichts.“ Es waren trübe, unerquickliche Wochen. Selbst das alte gute Verhältnis zum Margaretle war gestört, denn sie begriff nicht, warum ich nicht nachgab. „Aber ich lasse doch auch meinen Anteil stehen und bekomme nur ein Nadelgeld ausgezahlt,“ beharrte sie. — „Du könntest nicht anders, Margaretle, selbst wenn du möchtest, weil es der Vater so in betreff deiner Mitgift verordnet hat. Ich jedoch bin durch keine Vorschrift gebunden.“ — „Ja, aber lieber als mich so mit Johann Kaspar und Franz herumzuzanken, täte ich es freiwillig.“ Es war mir recht schmerzlich, daß sie sich nicht voll und unbedingt auf meine Seite stellte. Zum ersten Mal stieg mir der Gedanke auf, daß wir mehr und wirklicher als durch den Tod unsere Lieben durch das Leben verlieren. Ich begann mich von Heidelberg fortzusehnen und tat mich unter der Hand um, wo etwa eine Werkstatt frei wäre. Daneben nahm ich meine Streifereien in die Umgegend wieder auf. So kam ich einen Nachmittag nach Handschuhsheim und schlenderte da zwischen den Obstgärten hin und her, grübelte, ob und wo ich mich bald als Meister niederlassen könnte und ob mir die Resi wohl treu sei, blieb bei der Resi haften und wob allerhand lustige Träume um sie, ohne zu merken, daß ich ein etwa neunjährig Mägdlein, so in einem blumenbunten Gärtchen einen Strauß pflückte, unablässig anstarrte. Denkt die Kleine: „Der arme Mann! hat keine Blumen und begehrt welche,“ naht sich dem Zaun und reicht mir drei purpurrote Näglein hinüber, und wie ich mich bedanken will, schämt sie sich und rennt eilends davon. Da hielt ich nun die duftenden Näglein in der Hand, und mir war's grad', als seien sie ein Gruß von der Resi, ein sicheres Zeichen, daß sie sich nach mir sehnte wie ich nach ihr. Und alsbald ward ich fröhlich und getrost, also daß ich innerlich sang und jubilierte. Drauf, da ich heimkam, fand ich einen Boten aus Straßburg vor; der brachte mir einen Brief von Meister Friedrich, den ich noch hier in meiner Lade habe:

„Gott zum Gruße, mein lieber Thomas. Seine Gnade walte über Euch und gebe allen Euren Vorhaben einen guten Ausgang. Hier ist der Meister Philipp von Ostwald gestorben, und ich bin zum Verweser seiner Habe bestellt. Sein Schwieger will die Frau und die Kindlein zu sich nach Kolmar nehmen. Da steht die Werkstatt zu Verkauf. Gebt mir, ich bitte Euch, durch den Boten Vollmacht, für Euch zu handeln. Schickt auch etliche schöne Holzschnitte mit, auf daß die Zunft sieht, daß Ihr wohl mit Ehren möget Meister bei ihr heißen. Meinen guten Willen habt Ihr, und so Euer Erbe nicht reicht und Ihr den Rest bei einem Straßburger Bürger aufnehmen wollt, will ich wohl für Euch gutstehn. Meine Ursel jedoch weiß Euch andern Rat, den ich Euch nicht vorenthalten mag, da er auch mir nicht übel scheint: Ihr sollt Euch eine liebe

Frau Meisterin suchen, die Euch die fehlenden Gulden zubringt. Überlegt es Euch mit Gott, mein lieber Thomas, und laßt mich bald Euere Entschließungen wissen. Und nun Gott befohlen! Meister Friedrich Rombach zu Straßburg."

Ich war nicht faul und schickte Meister Friedrich mit einem umständlichen Brief Vollmacht und Holzschnitte, wie er's gefordert hatte. Johann Kaspar hielt nun auch nicht länger mein Geld zurück, dieweil ich drohte, ich würde ihn sonst verklagen.

Nachdem alles geordnet war, machte ich mich auf den Weg, wie die andern meinten: nach Straßburg, nur der Mutter konnte ich's nicht verschweigen, daß ich gen Köln führe, mir die Braut zu holen. Jahrelang hatte ich die Trennung von meiner Resi ruhig ertragen, gelassen meine Zeit abgewartet, jetzt, wo ich so nah vor dem Wiedersehen stand, wünschte ich mir Adlerschwingen, um zu ihr fliegen zu können. Auf einem hohen stolzen Schiff reiste ich rheinabwärts. Gleichwie der Weinstock im Herbste von Trauben, so war ich voll von Freuden und Hoffnungen. Die Wellen schienen mir Hochzeitlieder zu singen, der Mond war als Lampe am Himmel aufgehängt, um unserm Glücke zu leuchten. Bei strahlend schönem Wetter langte ich in Köln an und ging stracks vom Strom durch die Rheingasse nach der hohen Straße. An einem Goldschmiedestande kaufte ich einen Fingerring, auch ein feines Halskettlein, meiner Herzallerliebsten zur Zierde. Ich steckte die Geschenke in den Busen und lief weiter mit hastenden, stürmenden Schritten, ohne rechts und links zu blicken. „Herr Jeses, der Thomas!" hörte ich da rufen. Ich wandte das Haupt. Am Fenster eines fremden Hauses stand ein junges hübsches Weib — die Resi; sie trug die weiße Leinenhaube der verheirateten Frauen. Ich traute meinen Augen nicht, das war nicht möglich, das konnte nicht sein. Liebe, die nicht ewig ist, ist das noch Liebe? „Wollt Ihr nicht ein wenig hereinkommen?" fragte sie mich unbefangen. Meine erste Regung war zu erwidern: „Ich habe keine Zeit;" doch dünkte mich's grausam. Am Ende hatte man sie gezwungen, einen andern zu nehmen, war sie nur dem Hohn und Drängen des Konrad gegenüber schwach gewesen. Sie sollte sich vor mir rechtfertigen, wenn sie konnte. Ich mußte wissen, was sie zu ihrer Heirat bewogen hatte; ich mußte jetzt endlich klar sehn und erfahren, ob sie dem Bilde glich, das ich von ihr in meiner Seele trug, oder ob sie mich von jeher getäuscht hatte. Also: ich trat ein.

Sie kam mir mit dem alten verlegenen Lächeln entgegen, durch das sie mich früher so leicht entwaffnet hatte. Aber sie war sich inzwischen der Gewalt dieses Lächelns bewußt geworden, und auch sonst war etwas in ihrem Gesichte, was mir nicht gefiel, oder richtiger: was mir gefallen hatte, war nicht mehr darin. Ach, es ist ein alter Betrug der Natur, daß sie manche ihrer Geschöpfe mit erlesenen Gaben des Körpers und der Seele ausstattet, und wenn sie ihren Zweck, die Ehe, erreicht hat, dann

entzieht sie ihnen wieder, was sie vor andern auszeichnet; sie werden platt und gewöhnlich und geben sich zufrieden. Traurig ist es, daß, was uns zum Sporn und höchsten Antrieb gereichen sollte, die meisten einschläfert und satt macht. Aber ich meinte damals, daß die Resi in einer andern Ehe nicht so geworden wäre; ich glaubte, sie sei nur in dieser verödet, weil ihr Gatte bloß ihre Schönheit, nicht sie selbst, liebte, und mir tat es leid um sie wie um einen Marmorblock, der einem schlechten Bildhauer in die Hände geraten ist. Und während so mannigfaltige Gedanken und Gefühle auf mich einstürmten, nahm ich alles wahr, was sich im Zimmer befand, bis zu den winzigsten Einzelheiten. Ich sah die schweren geschnitzten Schreine und Stühle und die kostbare Kleidung der Resi und schloß, daß ihr Mann reich sein müsse. Ich sah ihre braunen Stirnlöcklein rötlich aufleuchten in der Nachmittagssonne und die feinen flimmernden Stäubchen in deren breitem Strahle tanzen. — „Bist du — seid Ihr in Geschäften in Köln?" begann sie das Gespräch. — „Ja, in Geschäften," antwortete ich und murrte im stillen: „Ich hab' nur ein Geschäft hier, und mit dem ist es nichts." — „Wie geht es Euch? Habt Ihr schon eine eigene Werkstatt?" — „Ich bin Meister in Straßburg," sagte ich in einem Tone, als hätte ich ein Königreich erworben. — „Das freut mich," entgegnete sie gleichmütig. — Doch mich brachte es auf, daß ihr kein Bedauern kam, keine Reue über das, was sie verscherzt hatte, daß sie — ich will ganz ehrlich sein — sich mit einem andern als mit mir recht behaglich zu fühlen schien. „Ich hab' mir deine Freude anders vorgestellt," polterte ich, „nicht so aus der Ferne. Aufjauchzen würdest du, habe ich gewähnt, mir um den Hals fallen und Gott und der heiligen Jungfrau danken, daß wir so weit sind." Sie blickte mich verständnislos an. „All die Jahre habe ich davon geträumt, wie ich kommen würde und dich heimführen. Wenn ich bedrückt war und verzagt, habe ich mich mit meinem zukünftigen Glücke getröstet. Keine andere Maid hat mich auch nur in Versuchung geführt. Und nun bist du verheiratet!" — „Du bist wirklich ein guter Junge. Aber diese Enthaltsamkeit war ganz unnötig. Meinetwegen mochtest du hold sein, welcher du wolltest." — „Wie kannst du so reden? Hast du mich denn nie geliebt?" — „Ach Gott, ich weiß nicht. Wir waren ja Kinder, Thomas, und unsere Liebe war kindisch und töricht. Wie konnte ich ahnen, daß du sie so ernst nehmen würdest! Ich meinte, du habest mich längst vergessen." — „Aber mir war es ernst." — „Woher sollte ich das wissen?" — „Habe ich dir nicht Treue geschworen? Gelobtest du nicht . . ." — „Ja, tun das nicht alle, wenn sie lieben oder zu lieben glauben? Darauf kann man doch nicht zählen, kein vernünftiger Mensch gibt etwas darauf. ‚Aus den Augen, aus dem Sinn' und ‚Andres Städtchen, andre Mädchen', sprechen die jungen Burschen untereinander, und danach handeln sie auch." — „Du plapperst wohl dem Konrad nach." — „Denkst du, ich hätte nicht so viel Witz, daß ich mir das nicht selbst

sagen könnte?" — „Resi," bat ich, „sei nicht so trotzig. Gesteh, daß sie dir hart zugesetzt haben, daß sie dich gezwungen haben zu dieser Ehe gegen deinen Wunsch und Willen. Gelt, sie haben dir in den Ohren gelegen Tag und Nacht: Er kehrt nicht wieder, er hat dich zum Narren, er hat längst eine andere Braut?" — „Du hast einen Begriff. Meine Eltern kennen mich gut genug, um zu wissen, daß man mit solchen Possen bei mir nichts ausrichtet. Ich bin eben älter geworden und einsichtiger und hab' getan, wie ich's für verständig hielt. Du aber, du bist noch just so unerfahren und weltfremd wie damals." — „Ich will gar nicht so verständig sein wie du, ich bedank' mich dafür. Gemein*) und schlecht und unedel macht die Klugheit die Menschen." — „Wer besser sein will als seine Nächsten und sich von ihnen absondert, der ist hochmütig, der ist gefährlich, der ist böse!" . . . Nebenan ertönte leises quäckendes Geschrei. „Das Kind ist aufgewacht," unterbrach sie sich und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. — Aber ich vertrat ihr den Weg. Ich war meiner selbst nicht mehr mächtig vor Zorn, sie hatte mit ihrer Antwort an meiner empfindlichsten Stelle gerührt, und ich brannte nun in wildem Eifer, ihr zu sagen, was sie so recht kränken und ihr weh tun würde. „So eilig also hast du's gehabt mit dem Frein," grollte ich. „Schon ein Kind! Das ist deine Treu', das ist deine Geduld! . . . O, du hast recht, ganz recht, wenn du ob dem Toren lachst, der wegen ein Paar brauner Augen von der Pfalz bis nach Köln läuft, als ob es die nicht anderswo auch gäbe. Nun, ich will von dir lernen, du wirst schon sehn. Ich werd' nicht so einfältig sein, mir deinethalben die Haare auszuraufen und Asche auf mein Haupt und Gewand zu streun. Ich werde ein Fest veranstalten statt meiner Hochzeit, eine Feier, daß ich noch frei bin, und dich und deinen Mann dazu einladen." — „Ihr seid wohl ganz toll?! Haltet mich nicht länger auf. Laßt mich durch. Hört Ihr? Sonst . . ." Ihre Worte klangen sicher und drohend, aber sie hatte Furcht vor mir wie vor einem Wahnsinnigen. Ich lachte höhnisch auf, so daß sie erschrocken zurückfuhr: „Du brauchst keine Angst vor mir zu haben, ich tu' dir nichts. Ich hab' dir auch nichts weiter zu sagen. Ich bin vollständig fertig mit dir. Lebe wohl." Dann stürmte ich in verzweifelter Wut auf die Straße. Ich hatte fast das gleiche Gefühl wie damals, als ich hinter Meister Burchards Schliche kam, nur noch bitterer. Und ich sehnte mich danach, mich zu betäuben, sei's auch mit den wüstesten Mitteln. Dieselbe Nacht schenkte ich das goldene Halskettlein einer losen Dirne. Den Ring warf ich in den Rhein. Ich wollte keine sichtbare Erinnerung an die Resi bei mir tragen, überhaupt nimmer an sie gedenken; denn ich schämte mich andern Tags des Auftritts in ihrem Hause, ich schämte mich der verschwelgten Nacht. Das jugendlich gesunde Zutraun zu meiner eigenen guten

*) Hier im alten Sinne gebraucht: „Zur großen Masse gehörig, gewöhnlich."

Natur war auf lange dahin; ich fürchtete mich fortan vor meiner eigenen Leidenschaftlichkeit und einer neuen Liebe. Der Jörg, schien mir, hatte recht: Die Liebe taugt zu nichts, sie ist ein Irrlicht, die Kunst allein ist getreu.

Mit solchen Gedanken kam ich hierher nach Straßburg. Meister Friedrich hatte derweil eifrig für mich gewirkt, so daß ich bald in die Gilde aufgenommen ward. Er ging auch mit mir zu einem hiesigen Kaufherrn, der mir auf seine Bürgschaft bereitwillig Geld vorstreckte. Ich war nämlich zum Borgen genötigt, weil ich mit der Werkstatt auch das Haus kaufen und rechnen mußte, daß ich im ersten Jahre eher zusetzte als verdiente. Doch hatte ich eine feste Kundschaft übernommen, so daß ich schier auf meine Kosten kam. Aber es hatte viel Mißliches, daß ich noch ledig war. Man schlug mir verschiedene Partien vor. Die Rombachin hatte eine junge Base, Barbara mit Namen; die sollte ich frein, riet sie mir. Die Maid war nicht reich, aber ansehnlich und frisch und eine gute Wirtin. Auch sei sie mir gewogen, meinte Frau Ursula. Ich erklärte dagegen, daß die Jungfrau gewiß alle möglichen Tugenden habe, daß sie aber etwas langweilig sei, ich überdies gar keine Lust hätte, vom Fleck weg zu heiraten. Ich wolle meine Mutter bitten, sich in Straßburg bei mir anzusiedeln, dann wäre ich wie im Himmel und brauchte keine Gattin. Meine Mutter lehnte indes rundweg ab, die Hedwig sei in andern Umständen, und wenn sie's glücklich überstanden habe, so solle das Margaretle Hochzeit halten; zudem argwöhne sie, ich würde Hagestolz bleiben, wenn sie zu mir zöge, und das wolle sie nicht verschulden. Jetzt fingen die Mahnungen, daß ich mich doch verehelichen solle, erst recht an. Da gestand ich endlich Frau Ursula, wie mir's in Köln ergangen sei und daß ich vorderhand von der Liebe genug hätte. — „Nun ja," sagte sie, „vorderhand. Auf die Dauer haltet Ihr's doch so nicht aus. Die Resi war bloß nicht die Rechte. Eines schönen Tages werdet Ihr die finden und . . ." — „Dann ade, Junggesellenleben," ergänzte Rombach. „Bei mir hat's auch eine Weile gedauert, bis ich bei meiner Ursula landete. An die fünf Vorgängerinnen hat sie gehabt." — „Hör' mal, hast du die heilige Barbara auch mitgezählt?" — „Barbara?" fragte ich verwundert und mißtrauisch. — „Ja, die heilige, in der Seitenkapelle links in der Barbarakirche. Sie trug ein rotseidenes Gewand und eine Krone mit Glasperlen. Welcher fünfjährige Bub' hätte da widerstehen können?" — „Und die Lebkuchenbrigitte? Hast du die nicht vergessen?" neckte sie. — „Nein. Aber ich sehe, ich muß dich küssen und dir auf diese Weise den Mund schließen, sonst packst noch mein ganzes Sündenregister vor dem Thomas aus." — Da stahl ich mich von dannen; ich mochte nicht stören, und — ich war jählings neidisch auf die beiden. Ich ließ mich auch eine Weile nicht bei ihnen blicken.

Die Rombachin wähnte, ich hätte ihr das Ehegeschwätz übel genommen. Sie kam zu der Überzeugung, man müsse mich machen lassen, und ver-

schaffte mir eine neue Magd — mit der von mir gebungenen war's nicht gegangen — die Anne. Die Anne war ein Kleinod, eine Perle, und daß sie reichlich das kanonische Alter hatte, war auch ein Vorzug; aber sie war von zwei Teufeln besessen, dem Scheuerteufel und dem Gesundheitsteufel. Ich sollte nach Sonnenuntergang nicht am Graben oder an der Ill entlang spazieren, da stiegen giftige Dünste auf; ich sollte nicht so viel Fleisch essen, das mache in der Jugend cholerisch und bringe im Alter das Podagra; ich sollte — ach, was sollte ich alles nicht? Wenn ich jedoch sagte, sie möchte sich selber pflegen und sich nicht den Gefahren aussetzen, vor denen sie mich beschirmen wolle, dann antwortete sie, ich sei der Herr und sie sei die Magd, und für mich zu sorgen sei ihre Pflicht, da ich nicht für mich selber sorgte, und auf sie käme es nicht groß an, habe sie doch niemanden auf der Welt außer mir, dem sie etwas nütze. Und so behielt ich denn die treue Person und zankte mich jeden Monat einmal gründlich mit ihr. Allmählich fühlte ich mich gar einsam und verlassen. Den Gesellen und Lehrlingen gegenüber war ich immer der Meister, bildete mir auch ein, daß ich meine Würde wahren müsse, weil ich noch so jung war. Andern Umgang hatte ich wenig. Echte Freunde sind gewiß Goldes wert, nur hat man sie nicht stets zur Hand, wenn man sie braucht, und kann doch nicht wegen jeder Läpperei bis in die Kronenburger Gass' rennen. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!“ Aber der Herrgott wollte sich durchaus nicht dazu bequemen, für mich expreß ein Weib zu erschaffen, und von denen, die leibhaftig in der Welt herumliefen, sagte mir keine einzige zu. Da begann ich mir denn einzubilden, daß ich in der Liebe kein Glück hätt'. Darein müßt' ich mich halt finden und nicht Dinge begehren, die mir offenbar nicht bestimmt waren. Wenn du dir nur deine alte Ungenügsamkeit abgewöhntest, predigte ich mir, könntest du es zu einem ganz erträglichen Zustand, zur friedlichen Leidlosigkeit, bringen. Lerne verzichten, und du bist aller Enttäuschungen, aller Klagen über Verlust, aller Furcht und aller Sorge überhoben. Wer nichts Irdisches will und hat, ist dem Schicksal gegenüber gefeit. Dir ward deine Kunst, die niemand und nichts dir rauben kann, was verlangst du noch mehr? Ich wandte mich ab von dem äußeren Dasein und klammerte mich an sie als meinen Hort und mein Heil. Dennoch wollte sie allein mich nicht ausfüllen, sondern neben der Liebe zu ihr wuchs, gleichsam das Unkraut im Weizen, glühender Lebensdurst in mir empor. Der nagte und zerrte an mir und ließ mir keine Ruhe, also daß ich mich oft wie ein Schifflein auf brandender See hin und her geschleudert fühlte. Einmal hatte ich des Nachts einen wunderlichen Traum, der mir viel zu grübeln gab, sintemalen er ein schärferes Spiegelbild meines Geistes war, als ich mir's im Wachen hätte ersinnen können; ich habe auch nachher einen Holzschnitt nach ihm gezeichnet. Ich sah den Rhein vor mir, und er war breit und wasserreich wie bei Köln, und die Abendnebel wogten über ihm. Ich ging auf der großen

Straße rechts vom Strom, und viele andere Menschen gingen da, vor mir und hinter mir; sie alle wollten vor dem Avegeläut die Stadt erreichen. Wir mußten über eine feste Steinbrücke mit einem Brückentor zwischen zwei starken Türmen an ihrem Ende. Unter dem Torbogen standen zwei Männer, sie hielten Zettel in den Händen. Jeder, der das Tor passierte, heischte die „Zukunft", „die Gegenwart" „die Vergangenheit", und sie boten ihm, was er verlangte, aber er konnte nur die Weissagung über zwei erhalten, die dritte blieb verborgen. Der Mensch, so vor mir herschritt, forderte zuerst die „Gegenwart" — man reichte sie ihm — dann die „Vergangenheit". Da empfing er dasselbe Blatt noch einmal; denn was noch soeben für ihn Gegenwart gewesen, das gehörte jetzt bereits der Vergangenheit an. Nun wollte ich aber klüger sein. „Die Vergangenheit," sagte ich. Meine Augen flogen rasch über das Papier, etliches war rot gedruckt. „Pah, das kenne ich ja längst," dachte ich. Die Zukunft mochte ich nicht wissen. „Also die Gegenwart!" rief ich im Weitergehn. Mit unsagbarer Verachtung schleuderte mir der Mann meinen Zettel nach. Ich bückte mich, ihn aufzuheben. Ich drehte ihn um — er war leer!

Ein anderes Blatt von meiner Hand stellte die Versuchung des heiligen Antonius dar. Die Resi kam, ein bescheidenes hübsches Bürgerkind, in die stille Klause. Sie überbrachte ein Körblein mit Eßwaren, die Spende der frommen Mutter. Dabei sah sie neugierig und ein wenig spöttisch auf das seltsame Wundertier, den Heiligen, der die ganze Welt gering achtete, und der Heilige wurde unruhig und wich ihrem Blick aus. Dann zeichnete ich das Doppelbildnis von Meister Friedrich und seiner Ursula. Es folgten andere Konterfeie, und ich trat mit dem Drucker Nikolaus Vogel in Verbindung, fertigte die Holzschnitte für einige seiner Editionen. Mählich erwarb ich mir einen Ruf und Namen bei den Kennern, und mit dem Erfolg kehrte frisches Selbstvertrauen bei mir ein. Ich ward gewahr, daß meine Sonderart, die mir als Knabe und Jüngling so viel Schmerzen bereitet hatte, weil man sie nicht hatte dulden wollen, nicht nur ein Fluch war, daß vielmehr aus ihr das Eigenste in meiner Kunst floß. Und ich nahm daraus ab, daß ich mein Wesen nicht beschneiden und stutzen dürfe, sondern daß es wachsen und sich ausbreiten müsse wie ein einzelner Baum auf einer Waldwiese. Und in dieser Erkenntnis dünkte ich mich reif und erfahren und weise und wußte nicht, wie jung und entwicklungsfähig ich noch war, bis jene Liebe über mich kam, jäh und gewaltig wie der Föhn in der Vorfrühlingsnacht, und meine ganze Gesetztheit und Altklugheit wie welke Blätter verwehten. Von jener Liebe will ich jetzt sprechen, von meiner Herrin, meiner Fackelträgerin, meiner Lilie, stammelnd und unvollkommen. Aber ich rede ja nicht zu neugierigen oder übergescheiten oder alterskühlen Leuten. Weil ich nicht schweigen kann und ihr Lächeln und Achselzucken und wohlfeilen Trost scheue, darum schreibe ich ja. Für meine Erinnerung in ferner Zukunft brauche ich diesen Lebensabschnitt, weiß Gott, nicht ein-

zubalsamieren; alles, was mit Elisabeth zusammenhängt, ist in meine Seele wie eingeätzt. Nur soll mir niemand verlangen, daß ich das ruhig und gemessen und überlegen erzähle! Meiner Jugend Leiden, die sind lange her, die sind so völlig überwunden, als wären sie einem andern widerfahren. Meine Liebe gehört zu mir als meinem jetzigen Selbst. Da stecke ich drin, da lebe ich drin wie die Muschel in ihrer Schale!

Ich sehe noch deutlich die kleine Stube vor Nikolaus Vogels Faktorei, — sie ist inzwischen umgebaut worden —; da kam ich eines Nachmittags hin, im Oktober, es ist über drei Jahre her. Ich wollte dem Drucker meine Holzschnitte zu Steinhöwels deutschem Äsop zeigen. Wie ich mit dem Lehrling, dem Christian, eintrete, finde ich einen fremden Herrn bei ihm, ganz in Schwarz gekleidet, schier wie ein Geistlicher anzuschauen. Er hatte ein feines bartloses Antlitz, weiß und rosig wie das eines Mägdleins, greise Haare und lebhafte kluge Augen. Vor den beiden auf dem Tisch lag ein umfängliches Manuskript, das der Meister Nikolaus in Druck nehmen sollte. Sie waren just mit ihren Besprechungen fertig, und der gelahrte Mann schickte sich an aufzubrechen. Spricht der Nikolaus: „Wollt Ihr nicht ein Viertelstündchen verziehn und Meister Thomas' jüngste Arbeit betrachten?" — „Meister Thomas Brunngraebers? Da bin ich freilich gespannt." — „Es sind leider nur die Platten," mischte ich mich ein. „Ich weiß nicht, ob Euer Gnaden sich danach die Bilder werden vorstellen können." — „Darum braucht Ihr Euch nicht zu sorgen," sagte der Nikolaus, „Doktor Crusius versteht sich wohl auf dergleichen." Ich wußte, daß Doktor Crusius des Bischofs Kanzlei vorstand, ihn selber hatte ich nimmer gesehen. Darauf legte ich ihm und dem Drucker meine Holzschnitte vor, und sie bezeugten mir beide ihr herzliches Wohlgefallen. „Ihr habt eine freiere größere Linienführung, als ich sonst bei deutschen Künstlern angetroffen. Seid Ihr einmal in Italien gewesen?" fragte mich Crusius. „Nicht?" fuhr er fort, als ich verneinend das Haupt schüttelte. „Da solltet Ihr hin! Ihr würdet es nicht bereuen. Diese Farben, dieser Sonnenschein, diese Rosen! Man wandert auf den Spuren von Horaz und Virgil. Man begreift, welch' ein Weh es für den Sänger der Elegieen gewesen sein muß, von Rom zu scheiden. Und wenn Euch etwa die Dichter des Altertums nichts sind, weil Ihr ihre Sprache nicht versteht, seine Bildhauer würden Euch begeistern.' Ihr würdet wie die Meister von Florenz sie als Euere besten Lehrer lobpreisen. Ich bin vor zehn Jahren im Auftrag meines Herrn, des Bischofs, in Welschland gewesen, und seitdem sehne ich mich jeden Winter dorthin. Das Klima hier ist mörderisch für einen alten Mann wie mich. Aber was hilft's? Ich könnt' die Reise kaum noch ermachen. Ihr jedoch seid jung und stark. Warum geht Ihr nicht nach Italien?" — „Unsereiner ist schwer abkömmlich, Herr. Ich habe niemanden, so mir derweil meine Werkstatt leiten könnte. Über die Maßen gern möchte ich sonst die neue Kunst kennen lernen, von der

man so viel sagen hört. Ach, ich wäre schon zufrieden, wenn ich nur eines jener herrlichen Gemälde, nur eine jener wunderbaren Statuen sehen könnte!" — „Dergleichen besitze ich freilich nicht. Ist aber Euere Sehnsucht so stark, wie Ihr mich glauben machen wollt, so kommt einmal zu mir: ich habe einige schöne Medaillen aus der Fremde mitgebracht. Des Abends ist mir Euer Besuch immer genehm, und sollte ich am Hof sein, so wird meine Elisabeth sie Euch zeigen und erläutern." — „Falls ich Eurer Hausfrau nicht lästig bin . . ." — Ein Schatten glitt über sein Gesicht: „Ich bin Witwer. Elisabeth ist meine Tochter." — „Ja," meinte Nikolaus Vogel, „da sieht man wieder, wie wenig sich der Meister Thomas um Straßburgs Jungfern kümmert. Sonst würde er Euere Tochter wohl kennen." — „Ich bin doch erst ein paar Jahre hier," erwiderte ich. „Wie soll mir da jede Maid kund sein? Ihr seid hier gebürtig und habt sie alle aufwachsen sehen, das ist etwas anderes." Und dann fing es an in mir zu rumoren, daß ich dem Doktor sagen müßt', ich sei noch unvermählt, weil es manchen nicht ziemlich scheint, wenn ein Mägdlein einen ledigen Mann allein empfängt. Ich platzte so unvermittelt mit meinem Bedenken heraus, daß Crusius lachte und antwortete, ich solle mich das nicht anfechten lassen, hieße es doch, ein gutes Weib brauche man nicht zu hüten, und bei einem argen sei alle Hut umsonst. Ich versprach also meinen Besuch für den nächsten Sonntag.

Wenn ich mich recht entsinne, war ich nur auf die Münzen, nicht im geringsten auf die Tochter begierig. Auch war sie keine, die auf den ersten Blick fesselt. Sie hatte die durchsichtige Haut und die beweglichen Gesichtszüge des Vaters, aber Nase, Mund und Kinn waren bei ihr vornehmer und herber geschnitten. Das falbe Haar trug sie zu einer artigen Krone geflochten. Ich wurde zunächst die Befürchtung nicht los, daß sie am Ende auf mich ungebildeten Künstler herabsehe; denn als ich die lateinische Inschrift auf einer der Medaillen ablas, stockte ich bei einem mir unbekannten Wort, und errötHend half sie mir ein. Der Doktor erzählte darauf, daß er sie seit ihrem fünfzehnten Jahre zur Schülerin habe. Damals, nach dem Tode seiner Frau, habe er mit den Lektionen begonnen, weil er sein Kind doch nicht allein der Gesellschaft der Magd habe überlassen wollen, und so gut habe seine Unterweisung angeschlagen, daß sie nunmehr Ovid und Virgil ohne Nachhilfe lese und ihn bei seinen gelehrten Arbeiten unterstütze. Ich bekannte, daß mein Latein höchstens bis zu einem Sprüchlein unter einen Holzschnitt reiche. — „Dafür könnt Ihr anderes," entgegnete Elisabeth und bat mich, das nächste Mal ein paar von meinen Blättern mitzubringen. Das tat ich denn auch und verehrte sie zugleich dem Doktor, der mir darwider zu Neujahr eine Kanne Wein und eine Medaille überschickte. Seiner Tochter aber schenkte er am selben Tage Steinhöwels Äsop mit meinen Bildern.

Fortan ging ich öfter in das alte stille Haus am Münster. Es war

so behaglich und traulich mit seinen dunkelgetäfelten Zimmern; in dem großen Kachelofen brannte alleweil ein knisterndes Holzfeuer, auf den reingescheuerten Dielen glänzte der weiße Sand, und selbst auf des Doktors dicken Folianten lag niemals ein Stäublein. Mir kam's vor, als sei bei Crusius' immer Feiertag, weil scheinbar nie etwas gemacht wurde und stets alles gemacht war. Und wenn der Doktor fragte: „Wie ist's, Elisabeth? Haben wir noch etwas für unsern Gast zum Nachtmahl?" so war immer etwas da. Ich zeichnete das Bildnis meines Gönners, damit der Drucker es seinem Werke vorsetzen könne. Zuweilen traf ich auch einige Domherren oder jemanden vom bischöflichen Hofe bei ihm. Alsdann wurde Schach gespielt, getrunken und oft genug hitzig disputiert. Da bemerkte ich denn bald, daß Doktor Crusius zwei unterschiedliche Gesichter hatte, recht wie der alte Gott Janus bei den Römern. Vor der Welt und seinesgleichen war er ein gewiegter Diplomat, welcher irdischer Ehre und seinem Vorteil nachjagte, der vertraute Ratgeber des Bischofs, einer, der mit den Wölfen heulte, ein Spötter über hohe und ernste Dinge, der nichts gelten ließ, was er nicht mit Augen sehen und mit Händen greifen konnte. Wie ein Verbrechen verbarg er seine wahre und bessere Natur. Bloß wer einmal in guter Stunde mit ihm allein sprach oder sein schwer faßliches, obendrein lateinisch geschriebenes Buch studierte, der gewahrte, daß er ein Jünger Meister Eckhardts und ein Geistesverwandter Geilers von Kaisersberg war, aber der berühmte Prediger war ihm zu derb und grob und landsknechtmäßig dreinhauend, also daß die beiden Männer, ob sie gleich in derselben Stadt wohnten, einander nicht näher traten, und waren doch in vielem einerlei Herzensmeinung. Dies stand jedoch in Doktor Crusius' Buch zu lesen, wie mir die Elisabeth nachmals berichtete, daß alles Seiende nur Symbol sei für etwas Höheres, daß sich göttliche Ideen in Dingen und Menschen verkörperten, daß daher Gott in allem sei und alles zu ihm zurückkehre; ein wahrhaft begnadet Gemüt schaue schon auf Erden durch alle Hüllen hindurch überall Gott und seine Herrlichkeit. So klaffte zwischen Crusius' Denken und seinem Tun eine Kluft, die er bisweilen ganz unbefangen eingestand, ohne sie erklären oder beschönigen zu wollen, bisweilen auch resigniert beklagte als eine mißliche Tatsache, an der nur der unglückselige Körper schuld sei; denn der Leib verlocke den Geist zu allen Sünden und Torheiten, und erst wenn wir ihn los wären, d. h. nach dem Tode, erhielten wir unsere ursprüngliche Reinheit zurück. Hie und da aber stieg in dem Doktor der quälende Gedanke auf, daß man sich schon auf Erden seines sündigen Selbstes entäußern müsse. An solchen Tagen legte er sich allerhand kleine Opfer und Entbehrungen auf, die er jedoch bald wieder einstellte, da Elisabeth jedes Mal die Angst überfiel, er möchte krank sein. Und wirklich war er in den Tagen des Siechtums immer von einer Uneigennützigkeit und einer Weltentsagung, als ob er sich noch in aller Eile den Himmel verdienen wolle, hatte aber zugleich die feste Zuversicht, daß

seine Rechnung nicht allzu schlecht stand. Viel länger als bei ihm dauerte es, bis mir klar ward, daß auch Elisabeths Wesen in Schale und Kern zerfiel, daß sie nicht nur die schweigsame stolze Patriziertochter war, als die sie mir anfangs erschien. Aber sie tat recht, so abweisend und verschlossen zu sein; denn die Kleriker, die bei ihrem Vater ein und aus gingen, waren zumeist ein bös Volk und lernten ehrbare Frauen sonst höchstens im Beichtstuhl kennen. Einst war ich Zeuge, wie der jungen Domherren einer Elisabeth in die Wange kneipte. Die Jungfrau stand wie mit Glut übergossen, dann stieß sie den Zudringlichen heftig zurück. „Ei, holde Elisabeth," sagte er frech, „was ist denn weiter dabei? Ihr seid nicht immer so spröde gewesen." Ich war entrüstet, doch sie winkte mir, ich sollte schweigen, und sprach: „Ich bin kein Kind mehr." Darauf wandte sie ihm den Rücken. „Warum habt Ihr mir nicht erlaubt, dem Schandkerl den Kopf zu waschen?" flüsterte ich ihr zu. „Ihr sollt Euch keine Feinde machen um meinetwillen." „Das ist ja gleich. Das laßt meine Sorge sein," murrte ich. „Mich wundert nur, daß Euer Vater nicht einschreitet!" — „Das würde man sehr lächerlich finden. Nein, nein, ich muß mich schon selber wehren. Und seid ruhig, ich werde mit ihnen fertig." Ihre Augen blitzten in Zorn und Haß. „Ich kenne die Bande. Mir werden sie nie gefährlich sein. Wenn Ihr wüßtet . . ." Sie brach ab, doch seitdem war sie zutraulicher gegen mich und plauderte harmlos und offen mit mir, als einem verläßlichen Freunde, der sie, wenn's not tat, wohl schützen würde. Ernstlich befragte sie mich nach meiner Kunst und meinem Ergehen, und ich redete gern zu ihr von allem, was mich erfüllte, da sie mir so verständig und aufmerksam zuzuhören pflegte. Und sie glaubte unerschütterlich an meine Künstlerbegabung; auch ich hätte die gottgeöffneten Sinne, die schauten, was hinter der Erscheinung liegt, äußerte sie einmal. Aber ich mochte mir nichts schenken lassen, ich wollte ihr auch etwas sein, wo sie mir so viel war, wollte auch an ihren Sorgen und Schmerzen teilnehmen wie sie an den meinen. Einmal gab sich's im Gespräch, daß sie seufzte, ihr Vater müsse oft abends noch an den Hof und sie bliebe allein, mit schwermütigen Gedanken zurück, es sei traurig, daß sie keine Gefährtin habe. Wenn ich von meiner Kindheit erzähle, könne sie mich fast beneiden, daß ich in einem Haus mit munteren, lustigen Geschwistern aufgewachsen sei. Wie gern hätte sie sich von älteren Brüdern foppen und quälen lassen, falls sie dafür ein wenig jugendliche Lust und übermütige Fröhlichkeit hätte genießen dürfen. Wenn ich nun des Abends spät in meiner Kammer noch träumte und mit flüchtigen Strichen mancherlei Bilder entwarf, stellte ich mir nicht selten vor, wie Elisabeth jetzt an dem großen Kachelofen säße, das Spinnrad schnurren ließ und dazwischen in die gaukelnden Flammen starrte. Im Zimmer war es dunkel, nur auf sie fiel der helle Glanz des Feuers. Leise löste sie die schwere, schimmernde Haarkrone, daß die weizengelben Strähne an ihrem Haupte wie Lichtwellen

heruntertrieselten. Nicht bloß habe ich sie so aus der Erinnerung gezeichnet, nein, so lebendig stand ihr Bild vor meiner Seele, daß ich mich auch Abend für Abend mit ihr unterhielt, ungehemmter, inniger, rückhaltsloser, als wir es jemals taten, wenn wir zusammen waren. Dennoch, ob es gleich ein Kind hätte erraten können, wußte ich nicht, daß ich sie liebte, und hätte wohl noch Monde in glücklicher Dunkelheit zugebracht, falls nicht ein ungnädiger Zufall mich jählings aufgeklärt hätte. Saß ich an einem warmen Frühjahrsnachmittag, es muß am Sonntag Cantate gewesen sein, mit etlichen Bekannten vor Meister Friedrichs Haustür. Da kam Doktor Crusius mit seiner Tochter vorbei, und ich stand auf und grüßte. Der Doktor lüftete das Barett; Elisabeth nickte mir zu und wurde rot unter meinem Blick. An der Ecke drehte sie sich noch einmal nach mir um, während in mir die heiße Freude heraufquoll. Der Rombach schaut mich an, sagt jedoch nichts. Mir aber ist's, als ob ich in ihm lesen kann: der hat Angst um dich, der sieht eine Gefahr, der möchte dich gern festhalten und merkt, es ist zu spät, dein Schicksal hat dich bereits hinweggerissen. Wir alle schweigen. Die Stille ist beinahe unheimlich, lastet, tut uns weh, und Nikolaus Vogel will sie brechen: „J, Meister Thomas, der scheint Ihr's angetan zu haben. Ihr seid ein Glückspilz. So ein fürnehmes Jungfräulein." „Ach, schwätzt mir doch keinen Kram daher," fahr' ich ihn an. Aber im selben Augenblick spür' ich's: „Ob ich ihr, weiß ich nicht; doch sie mir, das ist gewiß." — Zwar dünkte es mich überkühn, sie zum Weibe zu begehren; eine Crusius pflegt ja einen Patrizier oder einen Adligen zu heiraten. Und nicht nur der Unterschied des Standes schüchterte mich ein: ich konnte mir auch ihre keusche, herbe Jungfräulichkeit nicht verehelicht denken. Elisabeth schien mir zur barmherzigen Schwester geboren, die mit weichen kühlen Händen die Wunden ihrer Nächsten verbindet, die ihren Kummer und ihre Sorgen wohl versteht, selbst aber in einer andern Welt lebt und webt, in welche wir uns nur auf kurze Stunden in begeistertem Aufschwung erheben. Es war Frechheit, diese Heilige besitzen zu wollen. Aber daß ich sie zu lieben wagte, daß ich ihren verborgenen Reichtum, ihre Wärme, ihre adlige Gesinnung empfand, erhöhte mich vor mir selbst. Ich fühlte, daß es etwas von diesen Eigenschaften brauche, um sie bei ihr zu erkennen. Und so berauschte ich mich zunächst ohne Überlegung an meiner eigenen Leidenschaft; es war mir genug, meine Erkorene zu lieben, unbändig, überschwenglich zu lieben. Bald jedoch mischte sich die Begierde in mein Gefühl. Es stand bei mir fest, daß ich Elisabeth heimführen wollte oder keine. Da versuchte ich denn immer wieder zu erkunden, ob sie mir etwa gewogen sei, und scheute doch vor jeder unzweideutigen Probe zurück. Ich hatte meine lautere Freundschaft ihr gegenüber so nachdrücklich betont, daß es schwer für mich war, von meiner Liebe zu sprechen. Sie hatte mir vertraut, weil sie mich für uneigennützig hielt. Wie sollte ich ihr sagen: „Auch ich will etwas von dir und sogar mehr als

die andern. Denen ist es nur um eine Tändelei, um ein paar Küsse zu tun; ich will dich ganz." Dann war all mein Gebaren in sein Gegenteil verkehrt, dann hatte ich nicht ihretwegen, sondern aus Neid und Eifersucht über ihrer Ehre gewacht. Ja, wenn ich wüßte, daß sie mich liebte! Da wär' das Geständnis leicht gewesen. Aber so wollte ich nicht verlieren, was ich hatte; dies Wenige war mir allzu teuer. Zwischendrein strebte ich mich loszureißen, mied sie und suchte sie wieder auf. Ich sah ein, daß ich die Neigung zu ihr nicht ausrotten konnte, eher hätte ich dem Winde befehlen können, nicht mehr zu wehen, und so setzte ich mir vor, sie weiter zu lieben und dabei auf sie zu verzichten. Je mehr ich jedoch gegen meine Wünsche ankämpfte, desto lockender schien mir das Glück ihrer Liebe. Also ergab ich mich schließlich in mein Schicksal und nahm es als mein Verhängnis, mich mit dieser selig-unseligen Leidenschaft zu schleppen, und den zuweilen auftauchenden Gedanken, daß sie mich gern habe, Weib zum Manne, als ein Fieber, das immer seltener auftreten und endlich ganz wegbleiben werde. Aber den schlechten Trost wollte ich mir zum mindesten retten, daß sie nie einen andern geliebt hatte, daß ihr strenger Sinn überhaupt zur Liebe nicht fähig sei. Da sie nun einmal davon redete, wie ein sittsames Mägdlein aus der Nachbarschaft sich von einem leichtsinnigen Burschen hatte betören lassen und bei Nacht und Nebel mit ihm entflohen war, sagte ich wie von ohngefähr: „So etwas würdet Ihr nie tun." Sie lachte und ich mit. Der Gedanke war zu komisch: Elisabeth Crusius und durchbrennen! Es war, als ob das Münster Beine kriegte und auswanderte. Dieser, mein Scherz ergötzte sie recht; aber mit einem Schlage ward sie ernsthaft und sprach: „Ich glaube, ich bin gar nicht so brav von Natur. Es ist bloß das Elend meiner Mutter, das mich warnt. Und ich brächt's auch um meines Pflegevaters willen nicht übers Herz, so in die weite Welt zu laufen, selbst wenn . . ." Sie ward rot. „Es wär' ja der schnödeste Undank. Wenn ich denke, was sonst so ein armes Geschöpf für eine Kindheit hat, wie es hin und her gestoßen wird und niemand es gern sieht, sogar die eigene Mutter nicht! Ich hingegen habe viele Jahre lang gemeint, ich sei Doktor Crusius' leibliche Tochter." — „Und welches Lästermaul hat Euch gesagt, daß dem nicht so wäre?" — „Ihr dürft ihn nicht Lästermaul nennen. Es ist doch wahr, und er wähnte, ich wüßte alles. Wir hatten einst einen Gastfreund aus Mainz bei uns; spricht der zum Vater: ‚Eure Nichte ist ein fein's Mägdlein geworden, Ihr werdet sie bald vermählen können.' Ich fing das Wort auf und gab keine Ruh', bis daß ich alles erfahren hatte." — „Sintemalen Ihr schon ein gut's Teil verraten habt, wollt Ihr es mir nicht erzählen?" — „Ich bin's Euch wohl schuldig. Ihr müßt's aber niemand anderm sagen." — Da versprach ich denn hoch und teuer zu schweigen. Sie überzeugte sich noch, daß Doktor Crusius in ein politisches Gespräch mit Herrn Ludolf Stenglin, dem bischöflichen Rate, vertieft war; drauf begann sie zaghaft, mit halblauter Stimme

zu berichten. Es war eine gar traurige Geschichte: Doktor Crusius war früher in den Diensten des Kurfürsten von Mainz gewesen. Er hatte in Mainz gewohnt und seine jüngste Schwester, deren Vormund er war, bei sich im Hause gehabt. Die hieß Agnes und war eine schöne gerade Jungfrau, also daß manch reicher und trefflicher Mann um sie warb. Doch ihr war keiner recht, und oft sprach sie, daß sie durchaus nicht freien, sondern in ein Kloster gehen und dem Herrn allein angehören möchte. Ihr Bruder aber wollt's nicht leiden, zumeist weil sie so schön und wohlgestaltet war. Und es begab sich, daß er ihr einen adeligen Kleriker, der ihm ein lieber Freund war, zuführte, und war das ein stolzer Jüngling von höfischen Sitten, dem die Rede leicht und lieblich über die Lippen floß. Er und die Agnes waren gleich entzündet widereinander. Der junge Abt gestand dem Doktor seine Liebe, und der verbot ihm, sein Haus wieder zu betreten. Aber über eine Zeit konnt' es der Liebende nimmer aushalten vor Sehnsucht. Er bestach die Magd und schickte der Jungfrau unter Blumen verborgen Nachricht, wo sie einander treffen könnten. Sie kamen auch im Beichtstuhl zusammen, und statt Sünden und Vergebung flüsterten sie sich zärtliche Worte und Liebesschwüre zu. Und je schärfer die Schwägerin die Maid bewachte, desto mehr Listen erfanden sie, um doch ihren Willen zu haben. Am Ende aber konnte es die Agnes nicht länger verbergen, daß sie mit Kinde ging, und beschwor ihren Bruder voll Verzweiflung, er möge sie vor der Schande wahren. Den jammerte des Mägdleins und ihres Unglücks. Er beschloß bei sich, sie in ein Kloster am Rhein zu bringen, etliche Tagereisen von Mainz; dort sollte sie ihre Niederkunft abwarten. Da ward eines Morgens ihr Buhle erstochen auf der Straße gefunden. Der erste Verdacht fiel auf Crusius, und die Lage seiner Schwester, die sinnlosen Vorwürfe, so sie in ihrem Schmerz auf ihn häufte, die Reisezurüstungen, schienen ihn zu bestätigen. Und wenn man des Doktors Schuld auch nicht beweisen konnte, — der Tote war ein Günstling des Erzbischofs gewesen, man wollte daher seine Ermordung nicht ungerächt lassen. Indessen boten Crusius' Freunde alles auf, den Kurfürsten zur Milde und Gerechtigkeit zu stimmen. Sie erwirkten endlich, daß der hart verklagte Mann auf freien Fuß gesetzt wurde. Seine Gesundheit aber war durch die schwere Haft für immer geschädigt. Auch blieb er in Ungnade bei dem Kurfürsten; so folgte er gern dem Rufe des Bischofs von Straßburg. Seine Schwester hatte inzwischen ein Mägdlein geboren. Das nahmen Doktor Crusius und sein Weib zu sich und zogen es auf, als wär's ihr eigenes. Die Agnes aber ging ins Kloster, um durch Gebet und Kasteiungen sich und dem Liebsten die ewige Seligkeit zu gewinnen. Ihre Kraft war gebrochen, sie starb nach wenigen Jahren. —

Unsere Zwiesprache wurde durch Herrn Stenglin und Doktor Crusius unterbrochen. In streitenden Gedanken schritt ich dann heimwärts durch die klare Herbstnacht. Einzelne Sterne schossen zur Erde, und mir kam

ein, wie man sich, eh' solch Funke erlischt, geschwind etwas wünschen soll; das ginge dann in Erfüllung. Da sprach ich leise vor mich hin: „Elisabeth", und drauf schalt ich mich närrisch, daß ich harrte, ob mir das Glück vielleicht in den Schoß falle, anstatt sie frischweg zu fragen: „Liebt Ihr mich? Wollt Ihr mein Weib werden?" Wenn sie mir nicht geneigt war, hätte sie mir doch schwerlich ihr Geheimnis offenbart. Aber als ich mir nun Wort für Wort unser Gespräch ins Gedächtnis zurückrief, deuchte mir, daß sich alles so von selbst ergeben hatte, daß es seltsam gewesen wäre, wenn sie es mir nicht gesagt hätt'. Sie konnte darauf rechnen, daß ich schweigen würde, daß ich sie nicht weniger achten würde als vordem. In meinen Augen blieb sie doch immer Elisabeth Crusius. Ich verglich sie im stillen mit der hochragenden Schwertlilie, die aus Schlamm und Moder emporwächst. Hätte ich ihr nur gezeigt, wie mir ihre Erzählung zu Herzen ging! Aber gegen sie war ich stets so steif und unbeholfen, und wenn ich mich etwas vorgewagt hatte, nahm ich gleich mit der linken Hand zurück, was ich mit der rechten gegeben. Sodann zergliederte ich abermals ihr Betragen und stellte fest, daß sie weit mehr an ihrem Vater hinge denn an mir. Meine Neigung schien aussichtslos. Dennoch wollte zu meinem Verdruß eine kleine kümmerliche Hoffnung nicht sterben. Ich glaubte, ich würde Elisabeth durch die Gewalt meiner Liebe schließlich besiegen, ich müßte sie mir erlieben können. Ich schämte mich jedoch, von meinem Glauben und meiner Minne zu irgend jemandem zu reden; denn ich meinte, kein ruhiger, vernünftiger Mensch würde solches begreifen. Selbst vor Meister Friedrich verschloß ich mein Fühlen, und dabei wußte ich, daß ihm die Sache mit nichten verborgen sei und er nur wartete, ob ich nicht von ihr anfinge. Doch ich tat ihm den Gefallen nicht, und vielleicht war's besser so. Mancher Kummer wird nicht gelinder durchs Mitteilen. Was man sonst mit der Kraft seines Willens auf dem Grunde der Seele schlummern läßt, steigt dann herauf und wird einem erst recht lebendig in der Klage. Aber da ich das Gift nicht herausschwären ließ, ergoß es sich nach innen: Ich ward reizbar und mürrisch und bereute es oft selbst, wenn ich Gesellen und Lehrlinge hart angelassen hatte. Im Sommer, als mit mir schon gar kein Auskommen war, bewog mich Meister Friedrich zu einer Wanderung mit ihm nach Hagenau, allwo er Geschäfte hatte. Die neuen Eindrücke taten mir gut; mir war, als ob ich eine enge Puppe gesprengt hätte und mich nun, ein fröhlicher Falter, im Sonnenlicht badete. Auch ward ich in der Fremde von jedermann mit Achtung, ja Ehrerbietung behandelt, also daß ich recht erstaunte, wie viele meine Holzschnitte kannten und schätzten. Da ich nun einmal auf der Fahrt war, ließ ich den Rombach allein nach Straßburg zurückkehren und wandte mich gen Metz, erfuhr dort gleichfalls Freude und Ehre, knüpfte mancherlei Verbindungen an und sah manches, wovon ich Gewinn für meine Kunst erhoffte. Aber kaum war ich wieder in Straßburg, so fing das alte Leiden

von neuem an. Ich hatte keine Lust mehr von meiner Liebe, nur noch Pein. Ich grollte, daß ich sie nicht überwinden konnte, und verfluchte das Haus am Münster mit seinen Bewohnern unter den Erdboden. Bald jedoch verging mir die selbstsüchtige Wut und Ungeduld. Meiner Liebsten Unglück und Sorge zwangen mich, des kleinlichen Zorns zu vergessen. Doktor Crusius hatte den ganzen Sommer hindurch gekränkelt. Die rauhen Herbstwinde und nässenden Nebel verschlimmerten sein altes Übel, zu dem jetzt noch die Gicht trat. Er konnte nicht zu Hofe, und der Bischof sandte ihm seine und seiner Kanzlei lateinische Briefe ins Haus, daß er sie korrigiere. Elisabeth mußte sie ihm vorlesen und nach seinen Angaben ändern. Nicht lange und seine Kräfte reichten auch dazu nicht mehr; das war ihm sehr schmerzlich. Ich leistete ihm bisweilen Gesellschaft und bemühte mich dann, ihn zu zerstreuen, versuchte auch für ihn das Schachspiel zu erlernen. Ich besaß jedoch nur geringes natürliches ingenium dazu, also daß er mich stets mit Leichtigkeit matt setzte. Darüber freute er sich wie ein Kind, Elisabeth und mir aber war es gar rührend, dies glückliche Lächeln, daß er trotz seiner Schwäche und Hilflosigkeit mir geistig noch überlegen war. Körperlich hingegen ward er immer hinfälliger. In der Nacht litt er oft fürchterliche Schmerzen, und je siecher er ward, desto weniger wollte er jemand andern um sich haben als Elisabeth. Voll Bangen gewahrte ich, wie sie von Tag zu Tag bleicher und schmäler wurde. Ich fürchtete, er würde sie mit sich ins Grab ziehen, und zu meiner Bestürzung schien ihr das gerade recht zu sein. Es war, als wolle sie sich allmählich aufreiben, als treibe eine tiefe, innere Qual sie, sich durch solch versteckten Selbstmord aus dem Leben zu flüchten. Dennoch konnte ich sie nicht bitten sich zu schonen: es vermochte niemand sie zu ersetzen, und ich hatte kein Recht, ihr Einhalt zu gebieten, ob es mich gleich oft drängte, sie zu beschwören: „Du mußt dich erhalten, für mich, weil ich dich brauche wie Arbeit und Ruhe, wie Glück und Leid, als das Teuerste, das ich auf Erden habe." Aber ihr Sinn dünkte mir zu sehr von der Angst um den Vater erfüllt, als daß ihr nicht jeder Gedanke, den sie der eigenen Zukunft schenkte, verwerflich vorgekommen wäre. Doktor Crusius' drückendste Sorge aber war, was nach seinem Tode aus ihr werden solle. Einmal schickte er sie hinaus, sie müsse sich hinlegen, sie habe die ganze Nacht nicht geschlafen. Drauf begann er von seiner Schwester Agnes zu sprechen. Ich unterbrach ihn, das wüßte ich alles durch Elisabeth, und nun ging er zu dem Ziel und Zweck seiner Rede über. Von seinen Verwandten habe sich sein Pflegekind nicht viel Gutes zu erwarten. Er habe darum schon vor langem ein ausführliches Testament aufgesetzt, das im untersten Fach des Wandschranks liege. Herr Ludolf Stenglin und Herr Bruno von Seckendorf hätten als Zeugen unterschrieben. Mich ernenne er zum Vollstrecker desselben. Ich solle die verzeichneten Andenken und Vermächtnisse verteilen. „Euch selbst habe ich nichts ausgesetzt," fuhr er fort,

„außer diesem Ring, den schon mein Vater getragen hat; denn was Elisabeths ist, wird hoffentlich auch bald Euer sein.“ — „Was meint Ihr damit?“ — Doktor Crusius lächelte beinahe listig. „Daß Ihr sie liebt und daß Ihr sie heiraten wollt.“ — „Ja, wollen schon! Aber sie wird mich nicht nehmen.“ — „Habt Ihr sie denn gefragt?“ — „Nein. Das gerade nicht.“ — „Na, hört mal! Ihr seid ja täppisch wie ein junger Rüde. Da werde ich wohl mal mit Elisabeth reden müssen.“ — „Um Gottes willen nicht!“ rief ich dazwischen. „Was muß sie von mir denken, wenn ich nicht für mich selbst sprechen kann? Und überdies, Herr, sie möchte ‚ja‘ sagen Euch zu Gefallen und nicht mir zu Liebe. Sie wär' imstande aus Erkenntlichkeit gegen Euch eine Torheit zu begehen.“ — „Ihr seid töricht. Was kann sie anders tun als den Schleier nehmen oder freien? Und für Euch und sie ist es sicherlich besser, Ihr führet sie heim als ein anderer. Gelobt mir zum mindesten, daß Ihr um sie werben wollt.“ — Das tat ich denn, und zugleich schwor ich in meinem Herzen, daß ich ihr Heil höher halten wolle als mein eigenes, daß sie selbst ihre Zukunft wählen sollte, und grübelte, wie ich das Ding angreifen könnte. Aber dann beruhigte ich mich, das dränge ja nicht. Doch mit Doktor Crusius ging es immer schlechter, das Leben ward ihm mehr und mehr zur Bürde. Ich sah, wie Elisabeth abwechselnd hoffte und fürchtete, und seufzte für mich: „Wäre es nur endlich vorüber.“ Mir schien der Arzt, den der Bischof gesandt hatte, hassenswert, weil er die Leiden des Kranken noch verlängerte. Schließlich vermochte auch seine Kunst nimmer, das Ende abzuwenden. Ich saß in Doktor Crusius' Arbeitszimmer, Elisabeth drinnen an seinem Bett. Um die Vesperstunde schied er hin. Die Jungfrau kam mit schwankenden Schritten zu mir hinaus, sank erschöpft in Doktor Crusius' weiten lederüberzogenen Sessel und fing krampfhaft zu schluchzen an. Ich war ratlos erschüttert, ich hatte sie noch nie weinen gesehn. Es ist ein anderes, ob ein festes Gemüt wankt oder ein Kind Tränen vergießt, von dem man weiß, morgen lacht es schon wieder. Aber dann kam eine große glühende Stärke über mich; meine Liebe sollte der Verlassenen nun Stab und Trost sein. Andern Tags war ich wie gewöhnlich in der Werkstatt, schaffte und ordnete an und konnte doch viele Stunden in dem Haus am Münster zubringen. Ich schickte hierhin und dorthin, sandte den Leichenbitter herum und richtete alles aus, wie es dem Stand und Geschlecht des Toten geziemte. Ich führte nach dem Begräbnis die Freunde des Verstorbenen in sein Haus und ließ ihnen Wein, Brot und Fleischbrühe reichen. Als die letzten Gäste sich verabschiedet hatten, wollte auch ich Urlaub nehmen von Elisabeth. Aber sie flehte, ich möchte noch ein wenig verweilen, sie könne doch nicht schlafen und sie bange sich vor der Einsamkeit. So blieb ich noch eine kleine Frist sitzen, nötigte sie, etwas zu essen, und erzählte ihr allerlei; doch dünkte mir, sie hörte es nur mit den Ohren, nicht mit dem Verstand. Da sagte ich endlich: „Ich muß jetzt

gehen, es ist bereits dunkel und ein bös Wetter dazu. Morgen komme ich wieder und zeige Euch Eures Vaters Testament und berede Eure Zukunft mit Euch. Für heut ist's genug." — „Ach," klagte sie, „daß ich noch eine Zukunft habe! Wäre ich nur auch gleich gestorben! Was kann mir das Leben noch weiter bringen als Kummer und Harm? Eine Heimat habe ich nicht. Wie eine Seerose auf dem schwarzen Wasser treibe ich wurzellos umher. Zu niemandem gehöre ich. Niemand braucht mich. Ich wünschte, ich wäre tot." — „Ihr müßt nicht so sprechen," bat ich. „Es gibt noch andere Menschen, die Euch gut sind, als Euer Vater. Jetzt seid Ihr müde und traurig und abgemattet, aber das Leben wird Euch schon wieder lebenswert werden. Ihr müßt nur die Augen abkehren von Eurem Gram und sehn, was Euch bleibt." — Sie schüttelte schwermütig das Haupt. „Ihr habt leicht reden; es ist ja nicht Euer Unglück, das Ihr so kurzer Hand abfertigt. Gewiß, Ihr meint's gut; Ihr seid mir immer ein treuer redlicher Freund gewesen. Ich dank' Euch für alles, was Ihr für mich getan habt und noch für mich tun wollt. Aber — legt's mir nicht übel aus, daß ich solches begehre — wenn das Notwendige geordnet ist, dann laßt mich meiner Wege ziehn und wandert den Eueren. Mög's Euch wohl gehn und Gott Euch vergelten . . ." — „Für mich gibt's kein Wohlergehn ohne Euch. Ich bedarf Euer, Elisabeth. Ich liebe Euch. Um meinetwillen sollt Ihr leben wollen. Ich erlaube Euch nicht zu sterben. Merkt Ihr denn nicht, wohin der Weg führt, den Ihr Euch so allein entlang tastet? In den Wahnsinn und in den Tod. Aber das leide ich nicht! Ich ringe Euch dem Verderben ab, und müßte ich wie Orpheus um Eurydike in die Unterwelt hinabsteigen. Die Liebe überwindet alles; die Liebe ist stark wie der Tod. Sagt, daß Ihr mich liebt, Elisabeth." — Sie ward bleich und rot und wieder bleich. Sie zitterte und stützte sich schwer auf den Tisch. „Ich habe mich lange danach gesehnt, daß Ihr so sprechen würdet," antwortete sie. „Warum seid Ihr so blind gewesen? Ihr habt mich gequält bis aufs Blut. Ich habe zuweilen gedacht, ich könnte Euch hassen, weil Ihr mir so viel Schmerz zufügtet. Nun bin ich mürbe geworden, nun will ich nichts mehr für mich. Ich habe keinen Glauben mehr an das Glück, keine Kraft, keine Hoffnung. Sucht Euch eine andere zum Weibe. Wie sollte ich Euch glücklich machen? Ich bin nicht jung mehr und nicht schön und nicht heiter, wie Euer Gemahl sein müßte! Laßt, laßt! Ihr werdet bald genug froh sein, daß ich fest blieb. Wir beide taugen nicht zusammen. Es hätt' früher kommen müssen, jetzt ist es zu spät." Sie brach in Tränen aus. — „Nichts ist zu spät!" rief ich. „Ich lieb' Euch so sehr, wie ein Mann eine Jungfrau zu lieben vermag." Und ich schloß sie in meine Arme und küßte sie auf den Mund, und darauf drückte ich sie wiederum in den Sessel und küßte ihre schmalen kalten Hände und sprach ihr Mut zu. Und sie ließ sich's gefallen und ward allgemach hold und herzlich. Erst nach geraumer Zeit fiel mir ein,

daß es bereits nachtete. Ich befahl der Magd, bei ihrer Herrin zu schlafen, und eilte noch zu Friedrich Rombach. Den bat ich, daß seine Hausfrau ihr Gastzimmer rüsten möge. Ich wolle ihm und der Ursula meine Traute bringen; die sollten sie mir hüten und pflegen, bis ich sie heimführen würde. Und ich erzählte ihm alles, was sich zugetragen hatte, jedoch so wirr und überstürzt, daß, hätte er nicht mehr von meiner Neigung gewußt, als mir träumte, er mich gewißlich nicht verstanden hätte. —

Der Anne teilte ich am nächsten Morgen mit, daß ich mich verlobt hätt'. Das ging nun wie ein Lauffeuer durch die Werkstatt und ganz Straßburg. Auf der Gasse wurde ich immerfort angeredet. Mir war's gar wunderlich, daß sich die Bürger so wenig erstaunten, sondern mir lächelnd und gleichmütig Glück wünschten, einzelne sogar behaupteten, sie hätten schon lange erwartet, daß die Elisabeth Crusius und ich ein Paar würden, während ich selbst es noch kaum fassen konnte. Mir war es wie ein Traum, so rasch war's gegangen und überwältigend, und ich fürchtete beinah', jetzt würde ich gleich aufwachen und es würde alles sein wie früher: Ich würde bei Doktor Crusius in der holzgetäfelten Stube sitzen, und er würde uns Ereignisse vom bischöflichen Hofe oder Geschichten aus griechischen und lateinischen Schriftstellern erzählen.

Elisabeth siedelte also zu Meister Friedrich über, da das Haus am Münster dem Domkapitel gehörte und bald geräumt werden mußte. Die Rombachin hatte zuerst eine leise mitleidige Scheu vor ihr, weil sie so zart und so fein war, aber die Kinder waren im Nu gut Freund mit ihr, — es war sonderbar, wie zutraulich stets Kinder und Tiere zu Elisabeth waren. Bald gewann sie jedoch auch die Herzen der Eltern. „Für Euch ist's die Rechte, Thomas," bezeugte mir Frau Ursula. „Ihr seid anders als die andern, da gebührt Euch auch was Apartes. Ich muß jetzt selbst lachen, daß ich Euch einst die Barbara aufhängen wollte." Sie beschaute mit Elisabeth die Hinterlassenschaft und vereinbarte mit ihr, was von dem Hausrat behalten und in meine Wohnung geschafft werden solle; sie half meiner Liebsten bei der Aussteuer und sparte keine Mühe, sie wieder frisch und rotbäckig zu machen. Ich hatte inzwischen genug zu tun mit Gängen und Geschäften. Daneben sorgte ich, wie ich mein Haus würdig herrichtete zum Empfang meines jungen Weibes. Die Anne mußte alles blitzblank putzen und scheuern, und ich verfügte selbst, wie Schreine und Stühle aufgestellt werden sollten. Ich schnitzte eine schöne Truhe für Elisabeths Leinwand und ertauschte von kunstreichen Meistern zierliches Gerät. Einmal erstand ich auch einen prächtigen blauen Seidenbrokat. Den mochte ich nicht bis nach der Vermählung zurückhalten, sondern gab ihn alsbald meiner Liebsten. Sie meinte, er sei viel zu kostbar für ein Bürgerweib, die Leute würden ihre Tracht gar hoffärtig finden. Aber ich erwiderte, wenn sie sich scheute, brauche sie das Kleid vorerst nicht auf die Gasse anzuziehn, doch für mich daheim solle sie sich zieren. Sie sei meine

Königin, und ich duldete auch nicht, daß sie die Haarkrone ablege und ihre Flechten hinten aufstecke wie andere Frauen. Und ich zeichnete ihr auf, wie das Gewand geschnitten werden müßte. Da lachte sie und scherzte: „Ich glaubte, ich hätte mir einen Künstler erkoren, und da ich mich besinne, ist's ein armseliger Schneider." — „Nun," gab ich zur Antwort, „du bist nicht schlechter dabei gefahren: Der Schneider kommt gleich nach dem lieben Gott, sintemalen er Kleider macht und Kleider machen Leute. Was ist dagegen so ein Maler oder Holzschnitzer für ein Stümper."

Als die Kirschbäume an der Ill blühten, war die Hochzeit, sonder Gepränge und sonder rauschenden Festjubel. Wir waren glücklich und doch ernst dabei; wir waren so glücklich, wie wir es nimmer zuvor für möglich gehalten. Wir schlossen beide die Tore unserer Seele weit auf, damit die Luft in ihr einziehe. Es war, als ob wir die selige Stunde recht aus der Tiefe genießen wollten, weil wir selbst fühlten, daß unsere Wonne zu hoch war, als daß sie ewig dauern könnte. Sie war wie die Blumenfülle des Maien, über der gleichsam die Vergänglichkeit alles Irdischen zittert. O, diese köstliche Zeit! Einmal zum mindesten habe ich auf dem Gipfel gestanden! Wir warfen uns Scherzworte zu wie Königskinder sich goldene Fangbälle. Die ganze tugendsame Gesetztheit bröckelte von mir ab, und helle kindliche Ausgelassenheit, frischer Ungestüm schälten sich heraus. Wir sind damals oft hinausgezogen ins Freie. Da hielten uns die Bauern nicht selten für ein Liebespaar und nicht für Eheleute. Und einmal, als wir in einem Gasthaus einkehrten, sprach die Wirtin zu mir: „Na, wann werdet Ihr endlich Hochzeit feiern, Meister?" und zwinkert der Elisabeth zu, daß sie ihr helfen wolle gegen den säumigen Liebsten. — „Ei," sagt' ich, „ich hab' schon ein Ehegespons. Wie sollt' ich da nochmals Hochzeit machen?" — Und die Wirtin setzt richtig ihre strengste Miene auf und schilt: „Ich hab' gemeint, Ihr seid ein frommer, ehrbarer Meister und nicht so ein nichtsnutziger Kerl, der ein jung's Mädle hinauslockt aufs Land und seine Hausfrau betrügt." — „Die bin ich ja selber," lacht mein Weib heraus. „Ja, ich bin seine Hausfrau. Und das ist mein Herr, Meister Thomas Brunngraeber aus Straßburg, wie ihn die Leute heißen. Aber ich sag': Thomas, du bist ein großer törichter Junge, treibst mit allen deine Scherze, selbst mit der ehrengestrengen Wirtin vom roten Ochsen." — Und dann lachten wir alle drei, und Frau Berthe schnitt uns noch, ehe wir weiter gingen, einen großen Strauß Rosen aus ihrem Garten. Drauf wanderten wir, bis wir an einen Waldrand kamen. Allda war eine Halde, mit dichtem, weichem Gras und würzigen Kräutern bestanden. Dort setzten wir uns nieder, und ich wickelte den Bast ab und schüttete die Rosen ihr in den Schoß. „Jetzt bist du ganz die heilige Elisabeth," sagte ich, „nur die Haare muß ich dir noch lösen," und fing an das Goldnetz abzustecken. — „Ich will aber gar keine Heilige sein," sprach sie. „Mir ist's ganz genug, wenn ich dich glücklich mache. Ich wollt', ich wär' so schön, wie du

mich findest, und meine Liebe wäre noch hundertmal so groß und meine Seele tausendmal so reich, wie sie ist, um deinetwillen. Aber jetzt," und sie tauchte ihre weißen Hände in die duftige Blumenfülle, „will ich mir einen Kranz flechten und dann sing' ich dir das Lied dazu." — „Was für ein Lied?" — „Kennst du's nicht? Meine Muhme hat's gesungen. Es ist eine thüringische Tanzweise." Und Elisabeth wiegte ihr Haupt und sang:

„Nun ist der Mai gekommen
Mit Blumen mancherlein,
Und ich hab' mir gebrochen
Ein Rosenkränzelein,
Ein Kränzlein, ein Kränzlein,
Ein Kränzlein schmuck und fein,
Ein Rosenkränzelein.

Das hab' ich mir voll Freuden
Ins dunkle Haar gedrückt.
Ach Gott, wie lange Monde
Hab' ich mich nicht geschmückt.

Jetzt aber will ich wieder
Jung und lieblich sein,
Drum hab' ich mir gebrochen
Ein Rosenkränzelein,
Ein Kränzlein, ein Kränzlein,
Ein Kränzlein schmuck und fein,
Ein Rosenkränzelein."

Ich hatte sie nimmer so übermütig gesehen. „Ja," sprach ich, „'s ist schon recht; aber du mußt ‚goldenes Haar' singen, nicht ‚dunkeles', damit es auch stimmt." Und sie machte den Kranz fertig und setzte ihn auf und sang's noch einmal, itzt mit dem goldenen Haar, und ward unseres Küssens und unserer Seligkeit fast kein Ende. Zuletzt jedoch zog ich meinen Stift hervor und machte mir eine flüchtige Zeichnung, wie sie so dasaß. Danach habe ich später meinen Holzschnitt, Genoveva im Walde, gefertigt. Die Heilige sitzt im Grase und windet einen Kranz für ihr Söhnlein, aber das Flechtwerk ist ihr zu den andern Blüten in den Schoß gesunken, nur mit der Linken hält sie es noch fest, und träumend blickt sie ins Weite. Schmerzenreich spielt mit der gutmütigen Hirschkuh. Ein Eichhörnchen, etliche Singvögel, eine Eidechse betrachten neugierig die Gruppe. Es ist meiner besten Blätter eines, und wer es sah, dem gefiel es. Manch' edler Herr, weltlichen oder geistlichen Standes, kam in meine Werkstatt, um es zu kaufen, und wenn dann etwa mein Weib hereintrat, so gönnte er ihr wohl einen bewundernden Blick und eine höfische Schmeichelei, wie sie durch Farbe und Leben das anmutige Bildnis noch überträfe. Doch ich war nicht eifersüchtig, ich war ihrer Liebe ja sicher. Und ich war reich in ihrer Liebe. Wahrlich, ich fühlte von Tag zu Tag, wie mir die

Schwingen wuchsen, auch in meiner Kunst. Ich griff die schwierigsten Stellungen und Beleuchtungen an, mir mißlang nichts. Es war, als könnte ich alles, was ich mir vorsetzte, und neue Entwürfe flogen mir zu wie zahme Tauben dem, der sie füttert. Mein Inneres strömte über von neuen Gedanken und Gefühlen. Ich hätte gern allen mitgeteilt von meinem Überflusse; ich hätte Trost ausgießen mögen über alle Welt und in alle Bitternisse.

Im Spätherbst erhielt ich einen großen Auftrag von Nikolaus Vogel. Er wollte die Evangelien und Episteln fürs ganze Kirchenjahr verdeutscht herausgeben, und ich sollte Bilder dazu zeichnen nach freier Wahl. Ich mußte an die fünfzig Holzschnitte fertigen und dazu noch eine Menge Vorstudien machen; denn ich hatte bisher selten so viele Figuren auf einem Blatt dargestellt wie z. B. bei der Erweckung des Lazarus. So war mein Weib mehr als zuvor allein. Sie nahm ihr Leinen aus der Truhe und begann winzige Wäsche zu nähen nach Mustern, die sie von Frau Ursula entliehen hatte. Aber die stille einsame Arbeit tat Elisabeth nicht gut; zu ungestört konnte sie trübem Sinnen dabei nachhängen. Die Erinnerung an Doktor Crusius' Krankheit und Tod ward wieder lebendig. Das alles war erst ein Jahr her, wie hatte sie's nur so schnell vergessen können! Immer mehr vertiefte sie sich in die traurigen Rückblicke. Ihr körperliches Befinden drückte sie wohl stärker nieder, als sie selbst wußte; sie hatte keine rechte Kraft, die peinvolle Vergangenheit und eine dumpfe Angst vor der nahenden Entbindung abzuschütteln. Dabei wollte sie mir jede Sorge ersparen, und als ich sie einmal in Tränen überraschte und sie mir auf mein dringendes Befragen ihre Furcht gestand, ich sie darauf schalt, daß sie mich unnötig schonte, erwiderte sie lächelnd: „Ich hab' dich nicht angelogen, Liebster. Wenn du hereinkommst, bin ich gleich wieder heiter. Du darfst dir auch nicht einbilden, daß du mehr bei mir bleiben mußt. Es ist gar kindisch von mir, so zaghaft zu sein. Wie viele Frauen machen das jährlich durch und sind nachher glücklich und gesund." Mir wurde schwer und beklommen zumute. Ich wußte nur wenig Bescheid mit diesen Dingen, aber das unbekannte Schrecknis lastete auf mir. Von meiner Mutter habe ich die Gabe voraussehender Träume geerbt: furchtbare nächtliche Bilder folterten mich jetzt. Ich hörte Elisabeth unter entsetzlichen Qualen meinen Namen rufen, ich wollte zu ihr, ihr helfen, bei ihr sein; doch ich war wie festgebannt, ich konnte mich nicht vom Fleck rühren. Ich erwachte in Schweiß gebadet. Der Traum flößte mir ein abergläubisches Grauen ein, ich kämpfte dagegen an; doch jenes Gefühl der völligen Ohnmacht, ich hab's nachher im Wachen kennen gelernt; es war mir an dem verhängnisvollen Tage fast das marterndste. Der verzweifelte Gram bohrte erst später.

Wir taten alles, was Menschen tun können. Frau Ursula war da, sie wich nicht von Elisabeths Lager. Mich schickten sie hinaus. — „Du

sollst nicht sehn, was ich ausstehe," klagte meine Traute. „Laß mich doch allein stöhnen. Wenn du dabei bist, denk' ich, ich müßt' mich mehr zusammennehmen." — „Geht, geht," drängte auch die Rombachin. „Ihr regt sie bloß auf. Wir werden Euch schon rufen, wenn's not tut." — Da stand ich denn hinter der Tür und horchte. War das meine Elisabeth, die da wimmerte und sich wand wie ein verwundetes Reh? — „O Gott," schrie ich auf, „o Gott, laß es nur dies Mal glücklich vorübergehn und nie wieder —!" Ich hatte jegliches Zeitmaß verloren, mochte weder essen noch trinken. Die Anne lief hin und her, die erfahrene Frau, welche die Rombachin uns empfohlen hatte, der Arzt wurden geholt, nur ich durfte nicht hinein. Endlich hörte man die Stimme des Neugeborenen und Elisabeths leises klingendes Lachen, darauf Frau Ursulas gebietendes „Pscht". Ich atmete auf. Der Arzt kam heraus. „Ein gesundes kräftiges Mägdlein," kündigte er mir an, — man zeigte mir das Kind. „Aber Euer Weib ist sehr schwach. Ihr mögt hinein, wenn Ihr's nicht lassen könnt. Regt sie jedoch nicht auf. Schickt mir die Rombachin raus."

Ich trat an Elisabeths Lager. Ich wollte fest und ruhig sein, bei Gott! Mein Blick streifte ihr bleiches Antlitz mit den tiefliegenden fieberisch glänzenden Augen. Schweigend kniete ich an ihrem Bette nieder; sie strich mir sanft mit der Hand über das Haar. — „Es ist ein Mägdlein, Thomas. Du hättest wohl lieber einen Buben gehabt?" — „Ob Mägdlein, ob Büble, es gilt mir gleich, wenn du mir nur bleibst." — Sie seufzte: „Du wirst wohl lernen müssen, ohne mich auszukommen, Liebster. Mit mir ist's aus, ich fühl's. Der Arzt war auch so — so ernst. Es wird mir sehr schwer, von dir zu gehn. Ich war so glücklich mit dir, und ich hatte es mir so schön ausgemalt, das Leben mit dir und dem Kinde." — „Sprich nicht so viel," bat ich. „Sonst kommt die Rombachin und holt mich." — „Nein," beharrte sie, „jetzt müssen sie dich drinnen lassen. Es gibt nun kein ‚Schaden' und ‚Nützen' mehr für mich." — „Das bildst du dir ein, Schatz. Das ist ganz unrecht von dir. Da trinke etwas und bleib' hübsch still liegen." — „Du mußt dich auf den Bettrand setzen und mir die Hand halten bis zuletzt," sagte sie nach einer Pause. „Und, Thomas, nicht wahr, du hast das Kind lieb um meinetwillen. Es kann ja nichts dafür, daß . . ." — „Gewiß, doch nun mußt du stille sein, sonst geh' ich." — So saß ich denn und wir schwiegen beide. Frau Ursula ging ab und zu. Herr Geiler von Kaisersberg kam, taufte das Kind, versah die Mutter mit dem Sakrament und entfernte sich wieder. Gegen Morgen stieg das Fieber, wir versuchten umsonst, es herabzudrücken; um vier Uhr früh war alles zu Ende. — — Ach, warum mußte es so kommen? Warum? Man soll nie „warum?" fragen. Es könnt' einen wahnsinnig machen. Man sagt, der Tod sei kein Unglück. Ja, wenn jemand alt ist und ihm nichts mehr bevorsteht und er sich und andern eine Last ist, oder er ist bresthaft und

schwach und niemand liebt ihn, dann ist der Tod ein Erlöser, dann kann man begreifen, daß der Herrgott es so gewollt hat. Aber so — so ist es unfaßbar, unverständlich: Ich brauch' sie, das Töchterlein braucht sie, sie wollte nicht sterben, sie war jung, sie war gesund, wenn auch zart, sie lebte gern, sie hatte gerade begonnen sich auf Erden einzurichten, sich heimisch zu fühlen, sich festzuwurzeln, und da wurde sie herausgerissen, und ich steh' da und bin wieder einsam, habe sie nur besessen, um sie nun zu entbehren, sie nur besessen, um selbst mein Glück zu vernichten. Ich hätte lieber kein Kind, als mein Weib so zu verlieren. — —

Wie ich die ersten Tage nach Elisabeths Tode verbracht habe, ich kann's nicht sagen. Die Rombachs fürchteten, ich würde mir ein Leides antun, ich dachte nicht daran. Ich war nicht imstande zu denken, ich war wie zermalmt. Alles war mir schal und farblos geworden, die ganze Welt schien mir ein abgestorbener Baum. Dann erwachte ich aus meiner Betäubung zu wütendem Schmerz, aber meine Kunst rettete mich. Sieben große Blätter entwarf ich damals zu der Geschichte von Orpheus und Eurydike, ich bin jetzt bei der Ausführung. Noch nie ist mir ein Werk so aus dem innersten Erlebnis geflossen. Ich mußte mein Weh gestalten, oder ich wäre daran zugrunde gegangen. — Meinem Kinde war ich anfangs schier gram. Aber es war Elisabeths Vermächtnis, sie hat es mir noch zuletzt ans Herz gelegt; ich mochte es daher nicht seiner Gote, der Frau Ursula, überlassen, ob sie mir gleich anbot, es mit ihren Kindern aufzuziehn. Da fuhr ich denn in die Heimat, meine Mutter zu holen. Sie weigerte sich nicht mitzukommen, dieweil ich sie jetzt am nötigsten brauche von allen ihren Sprößlingen. Die kleine Liesel gedeiht unter ihrer Pflege. Sie ist ein kluges Dingel, sie kennt mich schon. Meine Mutter meint, ich würde noch manche Freude an ihr haben. Wer ein Kind hat, ist zum mindesten nicht zukunftslos. Kinder sind Sorgenbrecher in ihrer reinen, unschuldigen, unbewußt mutigen Daseinswonne. Jüngst wartete ich auf Meister Nikolaus Vogel in seiner Faktorei. Der Drucker kam langsam, düster und versonnen die Steinstraße herauf. Da überfielen ihn seine beiden Neffen mit großem Geschrei, und der ernsthafte Mann hob erst den einen, drauf den andern mit starken Armen in die Luft und schwenkte ihn, daß die Bürschchen vor Vergnügen laut aufkreischten, und die Wolke auf seiner Stirn war gewichen.

Nun, Meister Nikolaus hat Sorgen, ich hingegen habe Kummer. Jedoch besser ein großes Leid, das die ganze Seele durchdringt, als hunderterlei Verdruß und geringe Nöte, die sie annagen und zerfressen! Lieber Gott, ich verstehe das selber nicht: man sagt, ich sei in jener Nacht um Jahre gealtert, mich scheiden tieftraurige Erfahrungen von anderer Menschen Art, und dennoch — wo ich selbst glaubte, das Schicksal habe alles Wachstum in mir niedergetreten, zerstampft, — treibt das alte Brachfeld wieder frische Halme und allerhand seltsame Blumen. Es muß sein,

weil wir unsere Liebsten durch den Tod gar nicht verlieren können; sie leben in unserer Erinnerung weiter, sie wandeln sich mit uns, also daß nichts Trennendes zwischen uns zu treten vermag. Elisabeth, ich habe dich doch in jedem Augenblick, wo ich deiner bedarf! Ich unterrede mich im Geiste mit dir, wenn mich Harm und Herzensqual überwältigen. Oft meine ich sogar, das Rauschen deines Kleides, den Klang deiner trauten Stimme zu hören. Ach, wenn ich dich umarmen will, dann entschwindest du mir, dann muß ich erkennen, daß nicht du selbst mich begleitest, sondern nur dein Schatten. — Immerhin, mir ist mehr geworden als den meisten: ganzes Glück und ganzes Leid. Das freilich werden andere nicht verstehen. Dergleichen kommt alle Tage vor, denken sie. —





König Karl von Rumänien.

Von

Paul Lindenberg.

— Berlin. —

Rumänien rüstet sich zu einer seltenen Feier, und sie wird so freudig, so allgemein, so tiefempfunden begangen werden von dem gesamten Volke, wie kein vaterländisches Fest je zuvor auf rumänischer Erde. Da wird der Parteizwist schweigen, und die sozialen Gegensätze werden sich schließen, Land und Stadt und arm und reich werden sich einig zusammenfinden, um dem Herrscher ihre Verehrung und ihren Dank auszudrücken für das, was er in einer vierzigjährigen unermüdlichen, zielbewußten, selbstlosen Lebensarbeit getan für Volk und Staat.

Am Pfingstsonntag des Jahres 1866 war es. Der Mai hatte mit vollen Händen seinen Blütenzauber ausgestreut, und in frischestem Grün prangten die Waldungen und Wiesen längs der unteren Donau, deren Wellen der österreichische Passagierdampfer, schwer gegen den Strom arbeitend, prustend durchschnitt. Die gefürchteten Stromschnellen und Untiefen des Eisernen Tores hatte man glücklich überwunden, nun steuerte das Schiff zum rumänischen Ufer hinüber, nach Turnu-Severin, wo zwischen dichtem Gebüsch die grauen Gemäuer des einstigen Palastes Kaiser Severus' aufragten und an hohen Flaggenmasten die blau-gelb-roten Wimpel flatterten. Eine bunte Volksmenge in den farbigen Nationaltrachten hatte sich an dem Landungsplatze eingefunden, an welchem der Dampfer angelegt. Unter den Reisenden, die ihn verlassen, befindet sich ein schlanker, siebenundzwanzigjähriger Mann, das Gesicht gebräunt, die Nase scharf geschnitten, die Augen mit forschend-ernstem, klugem Blick, er

hatte bisher unter den Passagieren der zweiten Klasse verweilt, der Kapitän will ihn zurückhalten, da ja sein Billett auf Odessa laute, empfängt aber in ruhigem Ton eine abweisende Antwort. Die Herren seiner Begleitung drängen sich heran, und unbemerkt betritt der Prinz den rumänischen Boden. Der Kapitän des Dampfers, der die Höflichkeitsbezeugungen der Begleitung beobachtet hat, meint ingrimmig: „Bei Gott, das muß der Prinz von Hohenzollern sein!“ Erst nachdem der Prinz auf der Präfektur eingetroffen war, verbreitete sich in der Stadt die Nachricht von seiner Ankunft.

Vier Tage später, am 22. (10. nach rumänischem Kalender) Mai, fand der feierliche Einzug des jungen Fürsten in Bukarest statt, denn an Eisenbahnen war damals nicht zu denken; auf den oft recht bösen Wegen mußte die Reise im Wagen zurückgelegt werden, was allerdings wertvolle Gelegenheit bot, gleich am Anfang in engere Berührungen zu Land und Volk zu treten. Festlichsten Schmuck hatte die Hauptstadt angelegt, überall Guirlanden und Blumen, Fahnen und Teppiche, viele Tausende harrten schon vor der Stadt, nahe Baneassa, des Fürsten, dem dort an der Spitze der städtischen Behörden der Bürgermeister von Bukarest auf rotem Sammetkissen die Schlüssel der Stadt überreichte, ihn mit begeisternden Worten begrüßend. Dann ging die Fahrt weiter im offenen, mit sechs Schimmeln bespannten Galawagen, dem Kavallerie vorantrabte und den hohe berittene Offiziere umgaben; auf der Chaussee, dem schönen Korso der Bukarester Gesellschaft, bildeten Infanterie, Jäger und Artillerie Spalier, denen sich die Nationalgarden anschlossen, hinter den Truppen in dichten Gliedern Kopf an Kopf eine enggedrängte Menschenmenge, ebenso in den Straßen, welche der Wagen nur Schritt vor Schritt durchfahren kann inmitten des Getümmels und Jubels, während aus den Fenstern mit Blumen, Tauben und Gedichten das Gefährt überschüttet wird und sich mit dem Salut der Geschütze die hehren Klänge der Glocken sämtlicher Kirchen vereinen.

Endlich ist die auf einer Anhöhe oberhalb Bukarests sich erhebende Metropolie, die Hauptkirche, erreicht, mit den übrigen Geistlichen in gold- und silberstarrenden Gewändern empfängt der Metropolit den Fürsten, ihm Kreuz und Evangelienbuch zum Kusse darreichend, und geleitet ihn in das Gotteshaus, in welchem ein feierliches Tedeum abgehalten wird. Danach geht es zu Fuß, der Fürst umgeben von der Geistlichkeit, von den Ministern und den Mitgliedern der provisorischen Regierung, zu der der Metropolie gegenüber gelegenen Kammer, in deren Sitzungssaale die Deputierten des Landes, die höchsten Beamten, Richter und Offiziere versammelt sind, die den Fürsten mit stürmischen Rufen, welche sich immer wieder und wieder erneuern, begrüßen, und in den Jubel stimmen die Besucher und Besucherinnen der überfüllten Tribünen ein. Auf den

vor dem Throne stehenden Tisch legt der Metropolit Kreuz und Evangelienbuch hin und fordert den Fürsten auf, den Eid auf die Gesetze des Landes zu leisten. Oberst Haralambi, Mitglied der provisorischen Regierung, liest die rumänische Eidesformel vor: „Ich schwöre, daß ich Rumäniens Gesetze wahren, seine Rechte behaupten und sein Gebiet unangetastet erhalten werde!" und der Fürst, mit der rechten Hand auf dem Evangelienbuch, spricht laut und klar: „Jur!" — „Ich schwöre!" — worauf freudigster Jubel ausbricht, der sich gar nicht legen will.

Mit diesem Tage hatte Karol I. die Regierung Rumäniens übernommen, die bisherigen Kapitel seines Lebensbuches mit der Überschrift: „Prinz Karl von Hohenzollern" hatten ihren Abschluß gefunden! —

Was mochte den Prinzen veranlaßt haben, seinem Lebenswege aus freiester Entschließung jenes neue Ziel zu setzen, das nach dem Urteile der Mehrzahl seiner Standesgenossen kein sehr erstrebenswertes war?

Der Prinz, am 20. April 1839 als zweiter Sohn des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern in Sigmaringen geboren, stand, ehe sein Geschick sich so bedeutsam wendete, als Rittmeister der zweiten Garde-Dragoner in Berlin. Mit achtzehn Jahren war er in die preußische Armee eingetreten, und zwar zuerst à la suite des Garde-Artillerie-Regiments, nachdem er eine sorgsame Erziehung genossen und auf seinen eigenen Wunsch im Sommer 1856 zu Münster die Prüfung als Portepeefähnrich abgelegt — wozu er als Mitglied des Hohenzollernschen Fürstenhauses nicht verpflichtet gewesen — und mit „Gut" bestanden hatte. Aber schon damals zeigte sich die Selbständigkeit seines Wesens und das mit einem gerechtfertigten Ehrgeiz verbundene Streben, alles nur sich zu verdanken und nicht gewissen Vorzügen der Geburt. Daß er den Hohenzollern angehört, hat ihn stets mit Stolz erfüllt, aber gerade deshalb wollte er aus eigener Kraft sich seine Stellung erringen und infolge seines Wissens und seiner Fähigkeiten seinen Platz, den andere Fürsten als ihnen selbstverständlich zustehend betrachten, im Leben ausfüllen. Er müsse Besonderes leisten und sich viel Mühe geben, damit die übrigen Menschen ihm verzeihen, daß er als Prinz geboren worden — das hatte ihm sein Erzieher wiederholentlich vorgehalten, und der früh entwickelte scharfe Verstand des fürstlichen Zöglings hatte die Wahrheit jener Worte erkannt und wollte sie nun auch in Erfüllung bringen. Dies erklärt uns vieles im Charakter des jungen Prinzen und in der späteren Entwickelung des Fürsten und Königs, der in seiner soldatischen Einfachheit wiederholt betonte: „Was der Mensch selbst tun kann, soll er nie von einem anderen tun lassen!"

Auch sein Vater, Fürst Karl Anton, dieser groß, edel und wahrhaft denkende und handelnde, kerndeutsche Mann, hatte stets sein Augenmerk darauf gerichtet, daß sich die Erziehung seines Sohnes in gesunden, natürlichen Bahnen hielt, auf daß ein echter und rechter Mann aus ihm

würde. Aber was hätte alles geholfen, Worte, Wünsche, Einflüsse, Belehrungen und Bekehrungen, wenn nicht im Wesen des Knaben und Jünglings der Kern ein reiner und fester gewesen wäre, und wenn sich nicht die eigene Gediegenheit begegnet hätte mit jener seiner Berater und Begleiter, damals wie später!

Eine wichtige, an vielfachen Anregungen reiche Zeit brach für den Prinzen an, als sein Vater nach Berlin übersiedelte, um auf Veranlassung des Prinz-Regenten, des späteren Königs Wilhelm, ein liberales Ministerium zu bilden und an die Spitze desselben zu treten. Im engen Austausch der Gedanken und Erfahrungen des teuren Vaters, bei welchem er, soweit es nur der Dienst und die geselligen Pflichten zuließen, täglich stundenlang verweilte, machte der Prinz eine wertvolle politische Lehrzeit durch, die ihre guten Früchte tragen sollte.

Längere Reisen unterbrachen den militärischen Dienst. Hatte Prinz Karl schon vorher die Rheinlande, Belgien, Bayern, Tirol, die Schweiz, Oberitalien und gelegentlich der Vermählung seines älteren Bruders mit der Infantin Antoinette von Portugal letzteres Land kennen gelernt, so führte ihn nun eine weitere Fahrt nach dem südlichen Frankreich und nach Algier, das er während zweier Monate eingehend kennen lernte und nach allen Richtungen hin durchstreifte. Auf der Rückreise wurde Spanien besucht und ein Aufenthalt in Paris genommen, wo der Prinz die liebenswürdigste Aufnahme seitens des kaiserlichen Hofes fand, der damals ja in seinem höchsten Glanze stand, und wo er in persönliche Fühlung treten konnte mit seinen Verwandten. Des ersten Napoleon Adoptivtochter Stephanie von Beauharnais hatte sich bekanntlich mit dem Kurprinzen, späteren Großherzog Karl Ludwig Friedrich von Baden vermählt, und die Tochter aus dieser Ehe, Josephine, schön und gütig, nur ihrer Familie lebend in treuester Hingebung und frauenhafter Milde, ward die Gemahlin des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern und somit die Mutter unseres Prinzen Karl.

Schon von früher Jugend auf hatte der Prinz regen Sinn für Natur und Kunst gezeigt, die ja oft in engem Bunde stehen, und sich für die Eigenarten der verschiedenen Völker ebenso interessiert, wie für die Entwickelung der künstlerischen und kunstgewerblichen Bestrebungen in den einzelnen Epochen. Hatten ihm in letzterer Beziehung die Rheinlande und Belgien, auch wohl Frankreich und Spanien die reichsten Anregungen geboten, so waren in ersterer die in Algier verlebten acht Wochen mit mehrtägigen Wüstenritten, mit der Loslösung von jedem europäischen Komfort und fürstlicher Etikette, mit den phantastischen Huldigungen arabischer Stämme, mit dem Kennenlernen des entsagungsvollen Lebens der französischen Kolonialtruppen, mit dem Vertiefen in den ganzen fremdartigen Zauber des Orients von nachhaltigstem Eindruck gewesen.

Man sagt nicht mit Unrecht, daß viele Menschen, deren Gemütsleben lebhafteren Schwingungen unterworfen ist, als es beim Durchschnitt der Fall, sich nur schwer in die altgewohnte Umgebung und Tätigkeit zurückfinden können, wenn sie auf weiteren Fahrten dem geheimnisvollen Raunen des Meeres gelauscht, wenn sie fern der Heimat den glühenden Sonnenball untergehen sahen über schweigsamen Palmenwaldungen, wenn sie sich vertraut gemacht mit den seltsamen Erscheinungen der Wüste und Steppe, und daß sie immer wieder den Drang empfinden, hinauszuziehen in die weite, schöne Gotteswelt, die ihnen ihre Wunder ganz anders erschließt, als den meisten übrigen Erdenbewohnern. Auch bei dem Prinzen Karl dürfte dieser Zug hervorgetreten sein und eine nicht unwesentliche Rolle gespielt haben bei seinen späteren Entschlüssen.

Von Paris aus besuchte der Prinz die Eltern in Düsseldorf — Fürst Karl Anton war unterdessen Gouverneur von Rheinland und Westfalen geworden — und bezog für das Sommersemester die Universität Bonn, um im Herbst als Premierleutnant bei den zweiten Garde-Dragonern in Berlin einzutreten. Seitens des königlichen Hofes fand er wiederum die liebenswürdigste Aufnahme; zumal der Kronprinz — der spätere Kaiser Friedrich — bewies ihm aufrichtige Zuneigung, die sich mehr und mehr in gegenseitige treue Freundschaft verwandelte, welche sich unerschütterlich bis zum Hinscheiden des Kaisers erhielt. Diese engen Freundschaftsbande wurden während des 1864er Feldzuges gegen Dänemark geknüpft. Das Regiment des Prinzen war nicht mobil gemacht worden, aber der junge Hohenzoller hielt es nicht in der Garnison aus, während preußische Truppen ins Feuer kommen sollten, er ließ nicht nach mit Bitten bei seinem Vater um Verwendung auf dem Kriegsschauplatze, bis König Wilhelm seinen Wunsch erfüllte und ihn als Ordonnanzoffizier seinem Sohne, dem Kronprinzen, beigab. An der Belagerung und dem Sturm auf die Düppeler Schanzen, an der Einnahme von Fridericia und dem Einmarsche in Jütland nahm er teil und wagte sich mehrfach so kühn und tatenlustig vor, daß es Feldmarschall Graf Wrangel nicht an ernsten Mahnungen und Warnungen fehlen ließ. Für die militärische Ausbildung des Prinzen waren diese Monate kriegerischer Tätigkeit von höchster Bedeutung, wie sich später erweisen sollte; inmitten blutiger historischer Ereignisse war der Ernst des Lebens an ihn herangetreten und hatte den Jüngling zum Manne gereift.

Nach den kriegerischen Monden mit ihren vielseitigen Erfahrungen und Eindrücken mochte dem Prinzen der Garnisondienst noch weniger behagen, wie vordem, so pflichteifrig er sich ihm auch widmete. Es blieben wohl auch nicht allerhand kleinere Reibungen aus, die, an sich ohne Bedeutung, doch die Freude des Prinzen an dem Aufenthalt in Berlin beeinträchtigten und ihn mit dem Gedanken an eine andere Gestaltung seiner Zukunft vertraut machten, denn seine freisinnigen Anschauungen

verhehlte er nicht, der sogenannte „Leutnantston“ war ihm stets zuwider gewesen, und er verkehrte nach wie vor in den Kreisen des liberalen höheren Bürgertums, ja, man sagte, daß deshalb sein militärisches Avancement ein langsameres gewesen sei, als es sonst bei Prinzen die Regel. So verlief das Jahr 1865 ereignislos, nur daß sich politisch mehr und mehr die Gegensätze zwischen Preußen und Österreich zuspitzten und die allgemeine Weltlage eine immer unsicherere wurde.

Das schicksalsreiche Jahr 1866 brach an, mit seinen Frühlingsstürmen brachte es dem Prinzen Karl die einschneidendste Änderung seines Geschicks — den Antrag, die Krone des Fürstentums Rumänien entgegen zu nehmen!

Um die hiermit verbundenen inneren Kämpfe des Prinzen, der übrigens im gleichen Frühjahr die Ernennung zum Rittmeister in seinem Regiment erhalten hatte, und um seine schließliche Bereitwilligkeit, dem drängenden Rufe der provisorischen rumänischen Regierung Folge zu leisten, zu verstehen, ist es nötig, sich in aller Kürze die damaligen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Rumäniens zu vergegenwärtigen. Bis 1856 hatte das Land aus zwei getrennten Fürstentümern, der Moldau und Walachei, bestanden, jedes von ihnen war vom ersten Drittel des 18. Jahrhunderts an von Fürsten regiert worden, die, von der Pforte ernannt, vornehmen griechischen Familien entstammten, welche ihren Wohnsitz in einem am Goldenen Horn gelegenen, nach dem Phanar (Leuchtturm) genannten Stadtteile Konstantinopels hatten. Jene Phanarioten sollten auf Lebenszeit regieren, aber ihre Herrschaft währte meist nur wenige Jahre, das geht schon daraus hervor, daß von 1716 bis 1821 in der Moldau 33 und in der Walachei 37 Regenten den Fürstenthron bestiegen hatten. Ihre „Regierung“, wenn man das Statthaltertum — denn weiter war es nichts — so nennen will, war ein Raub- und Aussaugsystem schlimmster Art; in möglichst kurzer Zeit wollten sie dem Lande möglichst große Reichtümer erpressen, um dann nach Konstantinopel zurückzukehren, ihr Amt gegen hohe Bezahlung einem gleichgierigen Nachfolger überlassend.

Im Jahre 1821 gewährte die Pforte den beiden Fürstentümern das Recht, ihre Regenten aus den Familien des Landes zu wählen, jedoch nur auf die Dauer von sieben Jahren; sie waren ferner von der Gnade der russischen Machthaber, die eine „Schutzherrschaft“ über das Land ausübten, abhängig. Der 1828 ausgebrochene russisch-türkische Krieg, der dem vielgeprüften Lande abermals entsetzlich mitspielte, brachte insofern eine Änderung, als die Regenten unabhängiger von der Türkei wurden und auf länger wie sieben Jahre ihre Regierung ausüben konnten. 1834 wurde dann aber zwischen Rußland und der Türkei ein Abkommen getroffen, daß die Regenten in freiwilliger Übereinstimmung der beiden Mächte ernannt werden sollten — das Land wurde also

wiederum nicht gefragt! Natürlich entstand hierdurch neuer innerer Zwist, die Parteikämpfe verhinderten jede Einigkeit und hemmten jegliche wirtschaftliche Entwickelung, nicht minder die mehrfachen militärischen Besitzergreifungen seitens der Russen, Österreicher und Türken. Eine bessere Zukunft für das Land schien durch den auf der Pariser Konferenz von 1855 gefaßten Plan, die beiden Fürstentümer um ihre nationale Gestaltung zu befragen, anzubrechen, und 1859 ward endlich die ersehnte Union herbeigeführt: aus der Moldau und Walachei war ein einiges Rumänien entstanden, welches unter der Herrschaft eines Regenten stehen sollte.

Aber leider sollten die damit verknüpften frohen Hoffnungen der Vaterlandsfreunde nicht in Erfüllung gehen. Wohl hatte der 1859 zum Regenten gewählte Fürst Cusa manch Gutes für das Land geschaffen und wichtige Gesetze erlassen, aber zur Durchführung der letzteren fehlte die Stetigkeit der inneren Verhältnisse, die von dem leidenschaftlichsten Parteigetriebe beeinflußt wurden, und dem Fürsten selbst fehlten Willen und Tatkraft, seine Absichten auszuführen, dafür aber ermangelte es nicht an einer schlimmen Günstlings- und Maitressenwirtschaft, die mit arger Verschwendung und Verwahrlosung der gesamten Verwaltung Hand in Hand ging und zu dem am 11. Februar 1866 erfolgenden Sturze des Fürsten und seiner Verjagung führten.

Das ward nun zur allmählichen allgemeinen Überzeugung, daß, wenn das Land abermals unter die Regierung eines einheimischen Fürsten gestellt würde, dies nur eine Wiederholung jener Zustände bedeutete, die man zum Wohle des Landes endgültig zu beseitigen trachtete, und es ergab sich von selbst der Wunsch, die Regierung einem fremden Fürsten zu übertragen und zwar einem Fürsten, der nicht den Nachbarmächten, also Rußland und Österreich, angehörte.

Dem allgemeinen Verlangen entsprachen die provisorische Regierung und die Kammern, indem sie am gleichen Tage, an welchem die Absetzung des Fürsten Cusa erfolgte, einstimmig den Grafen von Flandern, den Bruder des Königs von Belgien, zum Fürsten erwählten. Diese Wahl aber fand nicht die Zustimmung Napoleons III., und da bei seiner Machtstellung und dem Einfluß der französischen Politik im Orient nichts gegen den Willen des Kaisers auszurichten war, so war diese Frage erledigt. Jetzt richtete die rumänische Regierung ihr Augenmerk auf den Prinzen Karl von Hohenzollern, und Joan Bratianu, der im Auftrage der provisorischen Regierung in das Ausland gereist war, brachte die Kandidatur in Paris zur Sprache, welche die Zustimmung des Kaisers, der seinen jungen deutschen Verwandten aufrichtig schätzte, fand.

Auf der Fahrt von Paris nach Berlin machte Bratianu am 30. März in Düsseldorf Rast, um eine Audienz beim Fürsten Karl Anton nachzusuchen, bei welchem Prinz Karl, um das Osterfest mit seinen An-

gehörigen zu verleben, weilte. Der dreistündige Empfang fand am 31. März statt; gelegentlich der Tafel, zu welcher Bratianu gezogen worden war, lernte dieser den Prinzen persönlich kennen und hatte mit ihm am gleichen Abend eine längere Privatunterredung, nachdem er in zweistündigem Vortrage die Zustände Rumäniens geschildert und dabei hervorgehoben, welche Gefahren dem Lande drohten, wenn das jetzige Provisorium noch länger andauere, die Krone anbietend. Der Prinz erwiderte, daß er wohl den Mut in sich fühle, eine derartige Aufgabe zu übernehmen, ob er ihr freilich gewachsen sei, wisse er nicht, er könne jetzt noch keine bestimmte Zusage erteilen, denn er müsse erst Gewißheit haben, welche Stellung das Oberhaupt der Familie, König Wilhelm, zu der ganzen Angelegenheit einnehmen werde, von dessen Genehmigung hänge die endgültige Entscheidung ab.

Im Innern mochte damals schon der Prinz entschlossen sein, dem Rufe Folge zu leisten, wenn es sich nur irgendwie ermöglichen ließe. Und der Entschluß war bei seinem Charakter und seiner Veranlagung durchaus verständlich. Prinz Karl war nicht dazu geschaffen, das bequeme, von äußeren Erschütterungen nicht bedrohte Leben eines Fürstensohnes zu führen, einen militärischen Rang nach dem anderen zu erreichen und sein Dasein verfließen zu sehen zwischen Dienst und höfischem Getriebe. Sein lebhafter Geist, seine entschlossene Tatkraft, sein frischer Unternehmungssinn strebten anderen Zielen zu. Durchaus nicht phantastisch veranlagt, durchaus nicht zu Abenteuern geneigt oder aus irgend welchen Gründen ehrgeizigen Plänen nachjagend, sondern alles ruhig und ernst erwägend, sah er sich hier vor eine hohe, eines ganzen Mannes harrende Aufgabe gestellt: einem bisher bedrückten, ausgesogenen, zum Teil verachteten oder spöttisch beurteilten Volke ein wahrer Fürst und sorgender Retter zu werden, Ordnung einzuführen, wo die jammervollste Mißwirtschaft bisher gewesen, das Land zu befreien von den politischen Schlacken und Einflüssen, seinen Bewohnern, die im Kerne gut geblieben, ein leuchtendes Beispiel zu sein und sie jener Wohlfahrt zuzuführen, deren sich die anderen Kulturstaaten erfreuten — etwas Festes und Beständiges zu schaffen, nicht nur für die Gegenwart, sondern für die Zukunft! Da regte sich gewiß die Entschlossenheit und Tatenlust der Hohenzollern, und im Geiste stieg das Vorbild jener kühnen, klugen Burggrafen von Nürnberg empor und ihr in der Mark Brandenburg geleistetes Werk von weltgeschichtlichem Einfluß!

Mit diesen Erwägungen mochten sich andere verschmelzen. Auf seinen vielfachen Reisen hatte der Prinz Land und Leute der verschiedensten Nationen kennen gelernt, sein scharfer Blick erkannte die Bedeutung, welche Rumänien unter zielbewußter Herrschaft gewinnen konnte, gewinnen mußte, „eine lebendige Schlagader in Europa“, wie uns Königin Elisabeth, die Gemahlin König Karls, später erzählte, dann weiter be-

richtend, daß der Prinz, nachdem ihm die Krone angeboten worden, den Atlas aufgeschlagen, einen Bleistift zur Hand genommen, und als er gesehen, daß die zwischen London und Bombay gezeichnete Linie durch das Fürstentum ging, ausgerufen hätte: „Das da ist ein Land der Zukunft!" Was damals schon der Prinz vorausgesehen, eine direkte, schnellste Verbindung über Rumänien nach Indien, es wird jetzt verwirklicht durch die neuen, von Konstanza ausgehenden Schiffahrtslinien nach Ägypten mit dem internationalen Verkehr über Bukarest.

Hatte sich Prinz Karl nach den ersten Verhandlungen auch geneigt gezeigt, die Krone anzunehmen, so türmten sich zwischen Wunsch und Ausführung zahllose Schwierigkeiten, die hauptsächlich in der Abneigung König Wilhelms gipfelten, einen Prinzen seines Hauses diesen ungewissen Weg, der leicht von politischen Schwierigkeiten für Preußen begleitet sein konnte, ziehen zu lassen.

Es würde uns zu weit führen, des vielfachen Hin und Her hier näher zu gedenken, das eingehend in den bedeutsamen, aus den Tagebüchern des Königs geschöpften Denkwürdigkeiten: „Aus dem Leben König Karls von Rumänien" geschildert wird; erwähnt sei nur, daß Mitte April in Rumänien die Volksabstimmung über die Kandidatur des Prinzen Karl erfolgte, und daß für ihn 685 969 Stimmen (gegen 224) abgegeben wurden. Der Prinz war jetzt fest entschlossen, dem Rufe Folge zu leisten, er teilte dies seinem Vater mit, der ihm antwortete: „Der Entschluß macht Dir alle Ehre und zeigt ein richtiges Gefühl, aber Du hast den Willen des Königs abzuwarten!" Der König versagte jedoch noch immer seine Einwilligung, so daß Bratianu, der Anfang Mai wiederum in Düsseldorf weilte, ausrief: „Rumänien ist verloren!", zu welcher Befürchtung begründete Veranlassung vorlag, denn bei dem sich scharf zuspitzenden Konflikt zwischen Österreich und Preußen und den immer drohender aufsteigenden Kriegswolken war es leicht möglich, daß eine der interessierten Großmächte, sei es Österreich selbst oder Rußland oder die Türkei, die günstige Gelegenheit benutzte, um sich des ohnmächtigen rumänischen Landes zu bemächtigen.

Im Widerspalt jener Meinungen, Befürchtungen und Erwartungen, zu denen sich noch Intrigen aller Art gesellten, blieb Prinz Karl, der nach dem obigen Ausrufe Bratianu im tiefsten Vertrauen mitgeteilt hatte, daß er zur Reise fest entschlossen sei, allein festen und guten Mutes. Er hatte einen mächtigen Helfer gefunden im Grafen Bismarck, mit dem er bereits am 19. April eine anderthalbstündige Unterredung gehabt, in welcher der Kanzler gleich anfangs hervorhob, daß er weniger als Staatsmann wie als Freund und Ratgeber zu ihm spreche und ihm als solcher sage: „Sie sind von einer ganzen Nation einstimmig zum Fürsten erwählt! Folgen Sie diesem Rufe, gehen Sie direkt in das Land, zu dessen

Regierung Sie berufen sind!" — Möglich, daß Bismarck auch den König Wilhelm in diesem Sinne beeinflußte, der schließlich nichts mehr gegen die Ausführung des Planes einwendete, wenn er freilich auch beim Abschied betonte: „Du nimmst es auf Deine eigene Kappe!", aber den Neffen doch in die Arme schloß mit den Worten: „Gott behüte Dich!"

Die Entscheidung war jetzt für den Prinzen gefallen. Schwer mag ihm der Abschied von Berlin und den Kameraden, in deren Mitte er nicht weilen konnte, wenn es zu dem in kurzem erwarteten blutigen Entscheidungskampfe ging, schwer jener von den geliebten Eltern und Geschwistern gefallen sein, aber ein Zurück gab's für ihn nicht mehr, und er dachte am wenigsten selbst daran, nun hieß es für ihn nur: Vorwärts! Mit erheblichsten Schwierigkeiten war die am 11. Mai von Düsseldorf aus angetretene Reise nach der neuen Heimat verknüpft, bis dort, in Turnu-Severin, das erste Betreten des rumänischen Bodens erfolgen konnte.

In der Entwicklung des Königs vom Jüngling zum Manne, bei der wir absichtlich länger verweilten, und in seiner ganzen Haltung während der kritischen Frühlingsmonate seiner Wahl zum Fürsten treten bereits scharf jene Eigenschaften seines Wesens hervor, die ihn im Verlauf der nächsten Jahre und Jahrzehnte so Großes leisten ließen: Adel der Gesinnung, eine ernste Beurteilung aller Dinge und ihre schnelle Erfassung für das praktische Leben, ruhiges, aber festes Urteil, treueste Pflichterfüllung, eine unbefangene, wohlwollende Erwägung der Personen und Verhältnisse, furchtlos und beständig, nie nachtragend und seinen Feinden vergebend, von arbeitsamem Geist und unermüdlicher Tätigkeit, für die Gegenwart sorgend und stets die Zukunft bedenkend, unerschütterlich an denen festhaltend, die er als Freunde erkannt.

So mußte aber auch der Mann beschaffen sein, der das Steuer des schwankenden rumänischen Staatsschiffes in seine feste Hand genommen, der Mann, von dem Demeter Sturdza, welcher vom ersten Tage an die Bedeutung des Fürsten und seine, möchte man sagen, historische Notwendigkeit für Rumänien erkannt, und der ihm immerdar seine wertvollen Dienste geweiht, später im Senat schlicht und wahr sagte: „Durch die Übernahme der Regierung rettete Karl I. Rumänien vom Bürgerkriege und von dem Rande des Abgrundes, an dem es fast hoffnungslos schwebte!"

Es sah allerdings trostlos um Rumänien aus. Keine fremde Macht hatte die Regierung und die Wahl anerkannt, Rußland und die Türkei zeigten sich direkt feindselig, in der Moldau entstanden von Rußland genährte separatistische Bewegungen, die überstürzt eingeführte demokratische Verfassung war, wenn man den allgemeinen Kulturzustand in Betracht zog, nicht förderfam und begünstigte das von alters her so leidenschaftliche Parteigetriebe, Hungersnot und Cholera forderten zahlreiche

Opfer, und zudem drohten kriegerische Verwickelungen mit der Pforte, die in Rustschuk unter Omer Pascha ein Armeekorps zusammengezogen hatte, so daß Fürst Karl auch seine Truppen an der Donau vereinen mußte, sie durch sein persönliches Auftreten, durch seine stete Sorge um sie, durch sein Verweilen unter ihnen mit Mut und Ausdauer erfüllend. Die gesamte Armee zählte damals 8000 Mann, sie war schlecht diszipliniert und nicht minder schlecht ausgerüstet, denn die neuangekauften Waffen waren unbrauchbar, die Magazine leer, die Maschinen in der Kanonenfabrik, welche Millionen gekostet, konnte man nicht gebrauchen, und die Zustände in der Pulverfabrik spotteten jeder Beschreibung, ebenso die Kasernen, deren Benutzung die Truppen scheuten.

Das alles schilderte der Kriegsminister in trockenen Worten, und ebenso trostlos lauteten die Berichte der übrigen Minister. So führte der Minister des Innern aus, daß die Untersuchungskommission ungeheure Unterschleife öffentlicher Gelder seitens der Kassierer der Polizeipräfektur und besonders des Post- und Telegraphendirektors entdeckt, und daß man in den Gefängnissen eine Menge von seit Monaten, ja, seit Jahren verhafteten Gefangenen gefunden habe, die nie einem richterlichen Urteil unterzogen worden seien. Nicht minder schlimm lautete der Bericht des Kultusministers, die Lyceen und Schulen standen auf niedrigster Stufe, sie waren in Räumen untergebracht, die Ansteckung und Tod bedeuteten, von über 3000 Dorfgemeinden besaßen kaum 1300 Schulen, und diese, ganz abgesehen von dem fragwürdigen Unterricht, glichen baufälligen Baracken, meist ohne Licht und Luft, Schnee und Regen drangen ungehindert ein. Ähnlich traurig sah es um Handel und Wandel aus, der Ackerbau lag darnieder, denn es fehlte an den nötigsten Summen, der ländlichen Bevölkerung über die schlechten Zeiten hinwegzuhelfen, war doch der Staatsschatz gänzlich leer, wie es der Finanzminister offen eingestand: „Die Anhäufung des Defizits durch Anleihen, deren Interessen das Ausgabebudget in unverhältnismäßiger Weise beschwert, und die Unterschiebung erkünstelter und ungerechtfertigter Ziffern in dem Einnahmebudget konnte nur eine mit den Jahren immer mehr zunehmende Belastung der finanziellen Lage zur Folge haben. So schwand der Staatskredit gänzlich. Alle öffentlichen Kassen sind leer, und der Schatz hat eine schwebende Schuld von 55 761 841 Piastern zu bezahlen; nach genauer Berechnung wird das Jahr 1866 mit einem Defizit von 51 956 000 Piastern abschließen." Die gesamten Schulden Rumäniens beliefen sich auf 400 Millionen Piaster, das ist 120 Millionen Mark.

Zu diesen inneren Sorgen gesellten sich für den jungen Fürsten noch andere: Preußen in den schwersten Entscheidungskampf verwickelt, alles, was ihm in der bisherigen Heimat teuer gewesen, vielleicht in Frage gestellt, seine nächsten Angehörigen und Freunde auf dem Kriegsschauplatze, und dann die erschütternde Nachricht, daß der geliebte, jüngere

Bruder, Prinz Anton, der im 1. Garde-Regiment stand, bei Königgrätz tödlich verwundet worden und nach heldenhaft erlittenen Leiden verschieden war, nachdem er noch in der Sterbestunde geäußert: „Ich preise die Vorsehung, welche wiederum den Sieg mit dem Blute eines Hohenzollern besiegelt hat, und mein Geschick, dem die Ehre vergönnt ist, für die Sache des Vaterlandes zu fallen!"

Wie dieser junge Held nur an Pflicht und Vaterland gedacht, so auch Fürst Karl, dessen ganze Hingebung von nun an einzig der neuen Heimat gewidmet war. Zunächst galt es, die bisher begangenen Fehler gut zu machen und die zahllosen Schäden, die sich überall im Staatengebilde zeigten, auszubessern in stiller Friedensarbeit, denn die kriegerischen Wolken hatten sich verzogen, da die Türkei von dem besiegten Österreich nicht die erhoffte Unterstützung erwarten durfte. Im Gegenteil gelang es dem Fürsten, der im Herbst dem Sultan seinen Besuch abstattete, freundlichere Beziehungen mit der Pforte anzuknüpfen und die Anerkennung seiner Dynastie sowie deren Erblichkeit in direkter Linie durchzusetzen, und allmählich änderte auch Rußland sein Verhalten und zeigte sich dem Nachbar gegenüber, der langsam erstarkte, wohlwollender, was auch für die übrigen auswärtigen Beziehungen von Bedeutung war.

Das Beispiel, welches Fürst Karl gab, eiferte seine Untertanen an, aus dem alten Schlendrian herauszukommen; das nationale Empfinden, das so lange unterdrückt gewesen, regte sich, man besann sich auf einstige glänzende Zeiten, in denen sich Rumänien stolzer Blüte erfreut hatte, und man strebte allseitig rüstig vorwärts. Die im Laufe des Jahres 1869 unternommenen Besuche des Fürsten beim Kaiser Alexander in der Krim und beim Kaiser Franz Josef in Wien trugen gute Früchte, nicht minder die wohlwollende Haltung Frankreichs dank dem persönlichen Einflusse Napoleons. Mit den Eigenarten des rumänischen Landes und Volkes hatte sich der Fürst schnell vertraut gemacht und trug ihnen sorgsam Rechnung; selbst kein Freund der Etikette und starrer fürstlicher Abgeschlossenheit, leutselig gegen jedermann, ohne sich etwas zu vergeben, genau prüfend die an ihn gelangenden Bitten und Klagen, mit warmem Herzen für die Notleidenden und Bedrückten, auf vielfachen Reisen in seinem Reiche stets nach dem Rechten sehend, nichts überstürzend, sondern alles reiflich erwägend, dann aber auch zäh durchführend, die nationalen Überlieferungen vorsichtig schonend, so knüpften sich allmählich festere Bande zwischen Fürst und Volk, und stellte sich Schritt für Schritt das notwendige gegenseitige Vertrauen her.

Das zeigte sich bereits deutlich, als Fürst Karl Mitte November 1869 seine holde junge Gemahlin Elisabeth, die feine und frohsinnige, liederkundige, für alles Schöne und Edle innig begeisterte Rheintochter, in sein Land führte, wo beide überall auf das jubelndste und herzlichste willkommen geheißen wurden. In der Prinzessin Elisabeth zu Wied hatte

der Fürst die richtige Lebensgefährtin gefunden; ihre Ansichten und Neigungen begegneten und ergänzten sich, das leichtbewegte, phantasievolle Rheinlandskind brachte Sonne und Farbe in das bis dahin stille, arbeitserfüllte und an Freuden wenig reiche Dasein des Fürsten, dessen ernstes, ruhiges, nachdenkliches Wesen sich nun der treuen Gefährtin erschließen konnte, die vom ersten Augenblick an Land und Leute lieb gewonnen und deren empfängliches, poetisches Gemüt sogleich erfüllt ward von all dem Bunten, Fremdartigen, das sie überall umgab.

Gleich dem Fürsten, war seine Gemahlin abhold jeder Überhebung und jedem falschen Schein, beide waren erfüllt von dem Drang nach befriedigender Tätigkeit, nach einem Ziele, das rastloser Anstrengung würdig war, für beide bedeutete das Leben nicht eine Spielerei, sondern das Feld für große Aufgaben, die ihnen die Vorsehung gestellt und die sie erfüllen wollten, soweit es in ihren Kräften stand, und diese Kräfte zu stählen, auszubilden, sie den Erfordernissen der Gegenwart anzupassen, strebten sie unablässig an. Zuerst die Pflicht, das war ihnen das vornehmste Gebot, zuerst Volk und Staat, dann erst durfte man an die freundliche Gestaltung und Ausschmückung des eigenen Daseins denken, und auch da begegneten sich die Gatten — wenn ihre Anschauungen auch vielleicht in Einzelheiten auseinandergingen, — in dem tiefen Verständnis für Natur und Kunst. Während der König im Verlaufe der Jahre für die politische Größe und die wirtschaftliche Blüte des Landes tätig war und in Kriegs- wie Friedenszeiten seine vollen Kräfte einsetzte, widmete sich die Königin auf das hingebendste allen Wohlfahrtsbestrebungen, die sehr im argen gelegen, und sie, die das einzige Kind, das liebliche Prinzeßchen Marie, so früh verlieren mußte, sie wurde die sorgende Mutter für Tausende von Kindern, denen sie Schützerin und Helferin ward. Und wie ihr Gemahl auf das wachsende Gedeihen und den zunehmenden Ruhm des Landes unablässig bedacht war, so umrankte sie mit blühenden Dichtungen ihre neue Heimat und machte sie damit lieb und vertraut auch den Fernerstehenden, zum Lorbeer des Gemahls den eigenen fügend, der den Namen Carmen Sylvas immerdar umkränzt.

Für das junge fürstliche Paar waren die ersten Jahre auf rumänischem Boden sehr schwere und ereignisvolle, und es war gut, daß sich Gatte und Gattin in starker Liebe gegenseitigen festen Halt gewährten. Der Zusammenbruch der Strousbergschen Eisenbahnunternehmungen in Rumänien mit manch häßlichen Begleiterscheinungen, für die selbstverständlich der Fürst nicht verantwortlich gemacht werden konnte, aber gemacht wurde, traf zusammen mit der Niederwerfung Frankreichs durch Deutschland. In gewissen rumänischen Kreisen hatte man stets mit Frankreich — dem man übrigens für vieles zu Dank verbunden war — geliebäugelt und das Franzosentum protegiert, wo es nur ging. Jetzt empfand man die französischen Niederlagen wie persönliche Beleidigungen,

und es kam zu törichten Putschen und Krawallen, wobei Ministerium und Polizei fast gänzlich versagten, so daß Fürst Karl, mit Recht tief verletzt, bereits erwog, ob es nicht besser sei, die Regierung niederzulegen. Aber eine Reihe pflichtbewußter, zuverlässiger Staatsmänner beschwor den Fürsten, hiervon abzusehen, der Staatsbankerott und allgemeine Anarchie würden die unmittelbare Folge sein. Das sah auch der Fürst ein, und die Pflicht gegen Land und Volk ließ ihn auf seinem Posten ausharren.

Allmählich verzogen sich die drohenden Wolken, das neue Ministerium Catargiu zeigte sich als stetig und war bestrebt, dem Fürsten zur Seite zu stehen bei der Besserung der inneren Verhältnisse, und auch die leidige Eisenbahnfrage ward günstig abgewickelt, während auf freihändlerischer Grundlage durchgeführte Handelsverträge von erheblichem Vorteil für das Land wurden, dessen allgemeiner Kulturzustand sich merklich hob. Mit besonderer Sorgfalt widmete sich der Fürst seiner Armee, unermüdlich und mit bestem Erfolge suchte er sie zu vervollkommnen, um das Kleinste kümmerte er sich und spornte die Offiziere wie Mannschaften durch sein Beispiel an, die Manöver ließ er nach preußischem Muster ausführen und übte strenge Kritik, mit der fortschreitenden modernen Bewaffnung hob sich die Manneszucht der Truppen, die, da schon 1866 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt worden, den Kern des Volkes repräsentierten, eines gesunden, kräftigen Volkes, das nur der tüchtigen Leitung bedurfte, um auch Tüchtiges zu leisten.

Und die Stunde, wo das gefordert wurde, kam, und damit die Stunde, wo sich die weise politische Voraussicht des Fürsten Karl glänzend bewähren sollte. Denn in erster Linie war der Fürst stets bestrebt gewesen, Rumänien selbständig zu machen, es innerlich wie äußerlich so zu erstarken, daß es bei drohender Gefahr nicht mehr zum Spielball der nahen Mächte wurde, wie früher, wo das rumänische Gebiet meist das Kriegstheater der streitenden Nachbarn geworden. So ward allmählich Rumänien ein fester Block bei dem gegen Osten vorgeschobenen Wall der westeuropäischen Völker, ein erhebliches Hindernis für das russisch-slavische Drängen nach Süden in der Richtung der Karpathen und Balkanländer, welche die russische Politik in ihre Machtsphäre zu ziehen gedachte, um den Weg nach dem östlichen Becken des Mittelmeeres frei zu haben, da die enge Kette der Deutschen an der Oder, der Elbe und den nördlichen Karpathen nicht zu durchbrechen war. Hier aber trat und tritt nun als festgeschlossenes Land und Volk Rumänien der russischen Vorwärtsbewegung entgegen, ein ernstes Hindernis für das erhoffte Ziel des Zarenreiches: die Bahn offen zu sehen nach Konstantinopel! Das hatten übrigens die Russen mehr geahnt, denn gefürchtet, da sie in ihrem Großmachtsgefühl — genau wie bei Japan — das kleine Nachbarreich über die Achsel ansahen, aber es ist erwiesen, daß manche Schwierigkeiten, die

dem Fürsten im eigenen Lande bereitet wurden, auf russische Einflüsterungen zurückzuführen sind.

Erst eine spätere Geschichtschreibung wird das Verdienst König Karls, die russische Gefahr früh erkannt zu haben, voll zu würdigen wissen. Der russisch-türkische Krieg von 1877 war der Prüfstein für die Lebensfähigkeit des rumänischen Staates. Bis zu jenem Jahre hatte Rußland bei seinen Feindseligkeiten mit der Türkei das rumänische Gebiet stets als das seine betrachtet und dort nach eigenstem Befinden geschaltet und gewaltet, in der Erwartung, bei günstiger Gelegenheit das Land dauernd in seinen Besitz zu nehmen. Damit war's nun vorbei, seitdem der Hohenzoller die Regierung ergriffen, und vorbei mit der russischen Absicht, beim Ausbruch des obigen Krieges die rumänische Armee in verschiedenen Einzelteilen den russischen Heerkörpern einzufügen, um später sagen zu können: wir haben das Werk vollbracht, wir haben gnädig gestattet, als Zipfelchen in dem großen Unternehmen euch zu beteiligen, und nun seid hübsch dankbar, wie sich das gebührt!

Wenn auch die russische Diplomatie glaubte, bequem mit den Türken ohne rumänische Hilfe fertig werden zu können, so hatte sie doch am 16. April des genannten Kriegsjahres mit Rumänien einen Vertrag abgeschlossen, in welchem dieses den russischen Durchmarsch gewährte, worin aber gleichzeitig von Rußland die feierliche Zusage der Achtung aller rumänischen Staatseinrichtungen und die Garantie des vollen Territorialbestandes gewährleistet wurde. Am 18. April befahl Fürst Karl die Mobilisierung der Armee, die in vollster Ordnung bis 7. Mai vollendet war, und kurz danach, am 22. Mai, am gleichen Tage, an welchem zwölf Jahre zuvor Fürst Karl ins Land gekommen, erklärte Rumänien seine Unabhängigkeit und stellte die Tributzahlungen an die Pforte ein. Das rumänische Heer, zunächst 50 000 Mann und 180 Geschütze, das aber in kurzem auf 120 000 Mann gebracht werden konnte und gebracht wurde, hatte wichtige Positionen längs der Donau besetzt, um einen Übergang der Türken, der für den russischen Aufmarsch hätte verhängnisvoll werden können, zu verhindern. Bei einer Inspektion der Stellungen in Kalafat empfing Fürst Karl inmitten seiner Truppen die Feuertaufe, die türkischen Granaten platzten dicht neben ihm, aber er räumte seinen Posten nicht und gab den Befehl zur Erwiderung des Artilleriefeuers auf Widdin.

Die weitere Entwickelung des Krieges zu schildern, ist hier nicht angängig. Hatten die Russen vorher erklärt, daß sie nicht die Hilfe der rumänischen Armee — die ihnen indirekt schon sehr wichtig geworden — benötigten, „da die russischen Truppen mehr als ausreichend seien, um das ihnen vom Kaiser gesteckte Ziel zu erreichen", so änderte sich das, als die unendlichen Schwierigkeiten vor Plewna begannen und die Armeen des Zaren furchtbare Verluste erlitten. Schon nach der ersten verlorenen

Schlacht richtete der Kaiser die Bitte an den Fürsten, mit seiner Armee bei Nikopolis über die Donau zu gehen und den bedrängten Russen zur Hilfe zu kommen, aber der Fürst zögerte, da ihm und seinem Heere noch immer nicht die geforderte Selbständigkeit zugestanden worden. Dann kam, nach der zweiten verlorenen Schlacht, am 31. Juli, die dringende Depesche des Großfürsten Nikolaus an den Fürsten: „Die Türken, welche in Plewna ihre Hauptmasse angesammelt haben, richten uns zugrunde. Bitte sofortige energische Demonstration und, wenn möglich, Donauübergang, welchen Du wünschest. Diese Demonstration ist unumgänglich nötig, um meine Bewegungen zu sichern!" —

Aber in der richtigen Erwägung aller Verhältnisse und nur das nationale Interesse im Auge, zögerte der Fürst noch immer und folgte erst dem drängenden Rufe, als seine Bedingung angenommen, daß sein Heer unter seinem Kommando bliebe, ja, Kaiser Alexander ging noch weiter und übertrug dem Fürsten Karl das Oberkommando über sämtliche russische Truppen vor Plewna.

Welche strategischen Fähigkeiten der Fürst hierbei entwickelte, mit welchem Mut und welcher Ausdauer die rumänischen Regimenter sich unter den schwierigsten Verhältnissen an der Eroberung Plewnas beteiligten, die ihnen in hervorragender Weise zu danken ist, wie sie später unter ihres Fürsten Führung die Übergabe der Festungen Rahova und Widdin erzwangen, ist ja hinlänglich bekannt und fand auch die wärmste Anerkennung seitens Kaiser Wilhelms I., der nach dem Falle Plewnas dem Fürsten den Orden pour le mérite mit nachstehender Depesche sandte: „Mit dem größten Interesse habe ich Deine Operationen und die Tapferkeit Deiner Truppen verfolgt. Ich kann Dir meine Freude über diese Leistung nicht herzlich genug aussprechen, und als Anerkennung erlaube ich mir, Dir hiermit meinen Militärorden pour le mérite zu verleihen. Da Du weißt, wie hoch dieser Orden in meiner Armee geschätzt wird, wird seine Verleihung Dir gewiß von Wert sein. — Wie viel Gefahren, Mühen, Entbehrungen hast Du mit Deinen Truppen geteilt, bis Du endlich in dem Falle von Plewna einen schönen Triumph gefeiert hast! — Gott helfe weiter!"

Dank von Rußland erntete Rumänien freilich nicht für seine schweren Opfer an Gut und Blut, für seine Hilfe, für seine Treue. Im Gegenteil, in dem Vertrage von San Stefano gelegentlich des Friedensschlusses zwischen Rußland und der Pforte, zu welchem man Rumänien nicht zugezogen, wurde die Rückgabe der südbessarabischen Distrikte an Rußland bestimmt, und obwohl hierdurch schmählich der Vertrag vom 16. April, in welchem Rumänien die Unverletzbarkeit seines Gebietes verbürgt worden, verletzt wurde, mußte sich Rumänien der Macht des Stärkeren fügen und sich mit den Beschlüssen des Berliner Kongresses begnügen, nach welchen ihm die Dobrudscha zugesprochen wurde. Das

russische Verhalten aber öffnete auch denen die Augen, die von dem Schutze des slavischen Nachbarn etwas erhofft, und es bewirkte eine engere Anlehnung der rumänischen Politik an die westeuropäischen Mächte, an Österreich und Deutschland.

Nach der Regelung verschiedener innerer schwieriger Angelegenheiten, unter denen die rechtliche Stellung der Juden eine wichtige Rolle gespielt, erkannten Deutschland, England und Frankreich — Italien hatte dies schon früher getan — am 20. Februar 1880 Rumäniens Unabhängigkeit an, und warme Glückwünsche sandten dem Fürsten bei dieser Gelegenheit Kaiser Wilhelm, der Kronprinz und Fürst Bismarck, die dem fürstlichen Paare bei seinem im Herbst 1880 erfolgenden Besuche des Berliner Hofes ein herzliches Willkommen bereiteten. Bald darauf wurde im Verfolg der 1866 getroffenen verfassungsmäßigen Bestimmungen und mit Einwilligung der Hohenzollernschen Fürstenfamilie die Erbfolge geregelt, so daß auch in dynastischer Beziehung die Zukunft des Staates gesichert ward.

Wenige Monate später erfolgte die Krönung des Baues, den der Fürst in harter, vierzehnjähriger Lebensarbeit aufgeführt: am 26. März 1881 erhob sich Rumänien selbst zum Königreich, und nahm das Parlament einstimmig unter stürmischer Begeisterung diesen Beschluß des Ministeriums als Gesetz an. Die Minister, die Mitglieder der Kammer und die hohen Geistlichen begaben sich in das Palais, wo der Fürst das Gesetz unterschrieb und in tiefer Bewegung einige Worte an die Versammelten richtete: „Groß und feierlich ist dieser Augenblick, in welchem die Vertreter der Nation mir nahen und mir den einstimmigen Beschluß der gesetzgebenden Körperschaften unterbreiten. Mit ihm beginnt ein neues Blatt im Buche des Lebens unseres rumänischen Volkes und endet ein Zeitraum voll von Kampf und Mühe, aber auch reich an männlichem Streben, an heroischen Taten. In diesem Augenblick will ich wiederholen, was ich so oft verkündet habe: der Wunsch der Nation hat meinem Leben Richtung und Ziel gegeben! Seit fünfzehn Jahren bin ich Fürst dieses Landes, seit fünfzehn langen Jahren umgibt mich die Liebe und das Vertrauen des Volkes; diese Liebe und dieses Vertrauen haben mir die guten Tage zu besseren gemacht und haben mich in bösen Tagen gestärkt und gekräftigt."

Am 22. Mai fand die feierliche Krönung statt; auf den Wunsch des Königs war seine Krone aus dem Stahl einer vor Plewna eroberten Kanone gefertigt worden, er empfing sie von dem Präsidenten des Senats und der Kammer in seinem Palais und betonte in seiner Ansprache: „Mit Stolz nehme ich diese Krone an, sie ist geschmiedet aus dem Metall eines Geschützes, das mit dem Blute unserer Helden benetzt und von der Kirche geweiht ist; ich nehme sie an als ein Symbol der Unabhängigkeit und Stärke Rumäniens! Wie ein kostbares Kleinod wird sie Zeugnis ab-

legen von schweren und ruhmreichen Zeiten, die wir gemeinsam durchlebt, wird spätere Generationen an den Heldenmut ihrer Vorväter erinnern und an die Einigkeit, die zwischen Fürst und Volk geherrscht. Die schönste Krone aber für die Königin wie für mich wird sein und bleiben die Liebe und das Vertrauen des Volkes, dem all unser Denken und Fühlen gehört!"

Das Haus war aufgerichtet und hatte stolzen Schmuck empfangen, nun galt es aber, es noch im Innern auszubauen und zu festigen, damit es auch ferneren Stürmen gewachsen sei. Die von 1881 bis heute verlaufenen Jahre bedeuten für Rumänien einen fortgesetzten Aufschwung. Wenn sich auch häufiger, als es der ruhigen Entwickelung des Landes förderlich war, der Parteihader geltend machte, so konnte er doch keine dauernde Hemmung mehr bilden, auch bei ihm — so erst kürzlich beim Sturz des liberalen und beim Antritt des neuen konservativen Kabinetts — zeigte sich übrigens eine Wandlung zum Besseren und machten sich die persönlichen Einflüsse nicht mehr so schädlich geltend, wie vordem.

Eine Reihe wichtiger Gesetze übte segenbringenden Einfluß, der Ausbau der Eisenbahnen, deren Verstaatlichung durchgeführt ward, wurde fortgesetzt, das Gerichtswesen gebessert, die Schaffung mustergültiger Krondomänen spornte die Landwirtschaft zur Nacheiferung an, und auch die Industrie gewann mehr und mehr Boden und Geltung, wie ferner die Armee stets schlagkräftiger ausgebildet wurde und jetzt im Ernstfalle 4000 Offiziere, 170 000 Mann, 33 000 Pferde und 400 Geschütze umfaßt, der Landsturm aber aus 160 000 Mann besteht. Und mit das wichtigste: die Finanzlage ist gegenwärtig durchaus befriedigend! Vier aufeinander folgende Budgets schlossen mit Überschüssen ab, und selbst das Mißjahr 1904/05, in welchem der Staat 36½ Millionen Francs ausgab, um die notleidenden Bauern mit Mais zu unterstützen, ergab einen Mehrertrag von über 4 Millionen. Das erweist, daß das Staatsbudget jetzt nicht mehr in so hohem Maße von den Ergebnissen der Ernte abhängt, wie früher, und nicht mehr von einem gefährlichen Defizit bedroht wird, wenn eine der beiden Haupternten, Weizen oder Mais, durch Witterungseinflüsse vernichtet wird. Für das kommende Budgetjahr ist die Gesamtsumme der Einnahmen bei mäßiger Schätzung auf 238 916 000 Francs (1866: 59 Millionen!), die Ausgaben auf 233 916 000 Francs veranschlagt, so daß man einen Überschuß von 5 Millionen annehmen kann. Der Handel, um noch die letzten Zahlen zu nennen, die aber den schlagendsten Beweis liefern der gewaltigen Umgestaltungen, bezifferte sich im vorvergangenen Jahre auf 269 924 000 Francs in der Ein-, und auf 355 630 000 Francs in der Ausfuhr, der neue deutsch-rumänische Handelsvertrag wird das seinige dazu beitragen, um beiden Ländern wirtschaftlichen Nutzen zu bringen. —

Für König Karl gab es auch in all diesen Jahren keine Zeit der Ruhe, und es fehlte neben Stunden tiefer und freudiger Genugtuung — zu denen vor allem wohl jene des im Herbst 1896 stattgefundenen Besuches Kaiser Franz Josephs zu zählen sind — nicht an solchen des Leids und der Sorge. Aber gerad' auf diesen König passen die Worte Friedrichs des Großen: „Mein Stand verlangt Arbeit und Tätigkeit, mein Leib und mein Körper beugen sich unter ihrer Pflicht; daß ich lebe, ist nicht notwendig, wohl aber, daß ich tätig bin!" — Und noch andere Worte des großen Friedrich, mit dem der König manche Charaktereigenschaften teilt, dürfen wir auf ihn anwenden: „Es ist des Menschen Bestimmung, während seines kurzen Lebenslaufs für das Beste der Gesellschaft zu arbeiten, deren Teil er ausmacht. Seit meinem Regierungsantritt verwandte ich alle von der Natur mir verliehenen Kräfte und meine schwachen Einsichten dazu, um den Staat, den ich zu beherrschen die Ehre hatte, glücklich und blühend zu machen. Gesetze und Gerechtigkeit herrschten unter mir, ich brachte Ordnung und Bestimmtheit in die Finanzen und erhielt das Heer in trefflichster Kriegszucht."

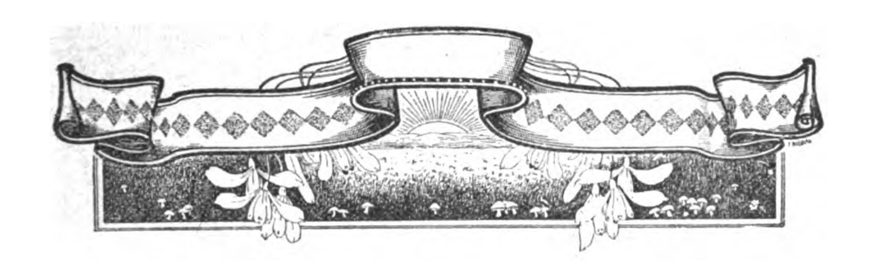
Mit jenem großen preußischen König, der einst an d'Alembert geschrieben: „Ich liebe es zu bauen und zu schmücken, aber nur von meinen Ersparnissen, der Staat leidet nicht darunter," teilt König Karl auch diese Neigung. Davon zeugt Schloß Pelesch, inmitten der erhabenen Karpathenlandschaft mit seinen Zinnen und Türmen in anmutigster Schönheit aufragend, davon das Innere des Bukarester Palais, von welchem nur der frühere Kern stehen geblieben. In all den Sälen, Gemächern, Gängen der beiden Bauten — Schloß Pelesch wird jetzt einer gründlichen äußeren Umwandlung unterzogen — zeigt sich uns der geläuterte künstlerische Sinn des Königs, seine Freude an dem Echten, Gediegenen, Festen, sein tiefes Verständnis für die Werke der alten Meister, von denen er im Laufe der Jahre mit sorgsamer Liebe und sicherer Wahl eine Galerie zusammengebracht, die als erlesensten Ranges gelten darf, denn erlauchte Meister, wie Raphael, Botticelli, G. Vasari, Guido Reni, Carlo Dolci, Titian, Jacopo Palma, Salvator Rosa, Lucas Cranach, J. H. Tischbein, J. Breughel, David Teniers, van Dyck, Rembrandt, Ribera, Velasquez, Murillo, Lancret, Greuze, Reynolds sind neben vielen anderen hervorragend darin vertreten. Die Gemälde sind nicht vereint in langer Nebeneinanderfolge, sondern schmücken, sich der übrigen Einrichtung anpassend, die einzelnen Räume, zur steten Freude des königlichen Paares und zu jener der Gäste.

Alles ist in Rumänien seit jenem 22. Mai 1866, der bald festlich und freudig begangen werden wird, einem Wechsel unterworfen gewesen, nur König Karl ist in seinem Charakter und Wesen derselbe geblieben: ein edler und vornehmer Mensch, den man lieben und verehren muß, an sich selbst die strengsten Anforderungen stellend, hochherzig in seinen

Handlungen, gütig und freundlich in seinem Sichgeben, von lebhaftem Interesse für künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen, den Genius verehrend, wo er ihm entgegentritt, alles Kleinliche und Falsche verachtend, dankbaren und mitfühlenden Herzens, seinen Feinden vergebend und seine Freunde schätzend, eine in sich abgeklärte und gefestete Natur, immer und immer nur mit einem großen Ziele: das Vaterland!

Deutschland, dem König Karl angehört, dem er von Geburt und Erziehung zugehört, darf stolz auf ihn sein, der das entschlossene, selbstbewußte Wort: „Prin noi insine!“ — „Durch uns selbst!“ — geprägt und ruhmvoll verwirklicht, und dem es zu seinem Regierungsjubiläum die innigsten und herzlichsten Wünsche darbringt zu dem bisher Geleisteten und zu einem langen, sonnigen Lebensabend, denn das Land und Volk bedürfen noch seiner und seiner weisen Führung!





Reise des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen durch die Mongolei.

Mai 1905.

Von

v. Borch.

— Peking. —

(Fortsetzung.)

Von Kalgan nach Urga.

In Kalgan wird der Reisende gewöhnlich einige Tage brauchen, um sich für die Weiterreise durch die Mongolei vorzubereiten. Prinz Friedrich Leopold hatte jedoch den Aufbruch für uns bereits für den nächsten Tag festgesetzt. Es wäre wohl nicht möglich gewesen, diesen raschen Weitermarsch auszuführen, wenn nicht der Kaiserliche Militärattaché Major v. Claer, der einige Tage vor uns in Kalgan eingetroffen war, bereits all die Vorbereitungen getroffen hätte, die er vor unserer Ankunft zu treffen imstande war. Er hatte vor allem mit dem Gouverneur von Kalgan, Puting, alle Einzelheiten der Gestellung der Pferde und der Kamele auf den Poststationen, der Vorbereitung der Nachtquartiere und der Mitsendung von kundigen Begleitern festgelegt. Er hatte ferner mit Unterstützung des Leiters der russisch-chinesischen Bank in Kalgan, Herrn Stepanoff, die notwendige Anzahl von Reise- und Gepäckkarren gekauft bezw. anfertigen lassen.

Wir hatten zunächst die Trennung unseres Gepäcks von derjenigen Hälfte unserer Reisegesellschaft vorzunehmen, die von Kalgan aus erst drei Tage nach uns aufbrechen sollte. Es sollten in Kalgan zurückbleiben: Major von Rathenow, die zwei Feldjäger von Wangelin und Rohrbeck, und sieben von den neun europäischen Bedienten bezw. Burschen.

Nach der Trennung des Gepäcks galt es, von der russischen Bank das für uns bis Urga notwendige Bargeld zu beschaffen. Es ist Sitte, daß der europäische Reisende, der von der chinesischen Regierung die Erlaubnis zur Benützung der Postpferde erhält, für einen Wagen auf jeder der 60 Stationen 3 Rubel bezw. 3 Dollar als Trinkgeld an die mongolischen Posthalter zahlt. Der chinesische Beamte, der die Strecke ja stets nur bei Amtsreisen bereist, zahlt auch bei den größten Ansprüchen, die er an die Leistungsfähigkeit und Dienstwilligkeit der Postbeamten stellt, nie einen Pfennig. Er verlangt im Gegenteil noch, daß die Mongolen ihm und seinem Gefolge in Gestalt von Hammeln und Milch Verköstigung gewähren. So war die Reise des Prinzen Friedrich Leopold, auf der, abgesehen von der von jedem Reiseteilnehmer für die von ihm benutzten Karren gezahlten gewöhnlichen Vergütung, noch reichliche Gnadengeschenke auf Weisung des Prinzen allerorten gezahlt wurden, für die mongolischen Posthalter und deren Leute eine Gelegenheit selten reichen Gewinns. Da der chinesische oder mexikanische Dollar im Innern Chinas bzw. in der Mongolei immer noch in geringem Ansehen steht und nur ungern oder gar nicht als Zahlungsmittel genommen wird, mußten wir Taels, das heißt ungemünztes Silber, mit uns nehmen. Jeder, der einmal im Innern Chinas gereist ist, kennt den furchtbaren ständigen Ärger, den der Reisende bei Verausgabung seines Silbers hat. Er mag hinkommen, an welchen Ort er will, sein Silber wird immer ein anderes, das heißt ein minderwertiges als das einzig ortsübliche sein; er mag eine noch so richtige Silberwage mit sich führen, sie wird doch immer ein viel höheres Gewicht anzeigen als diejenige, die der chinesische Gastwirt anbringt, um das von seinen Gästen angebotene Silber zu wiegen, und von der er hoch und heilig beteuert, daß sie die allein richtige sei. Dieser tägliche Kampf mit den Gastwirten um die Feinheit und das Gewicht des zu zahlenden Silbers ist eine der unangenehmsten Zugaben für den Reisenden in China. Dazu kommt die Schwierigkeit der Handhabung und des Transports der Silberstücke. Die 2000 Taels, die ich für unsere erste Reisepartie für den Weg bis Urga mitnahm, waren in der Eile in eine einzige Kiste verpackt und in einen unserer Reisekarren gestellt worden. Der Erfolg war, daß der Karren nach halbstündigem Aufbruch von Kalgan trotz seiner recht standhaften Bauart unter der auf einen einzelnen Punkt wirkenden Last einfach zusammenbrach und zurückgeschickt werden mußte. Die Verteilung des schlecht verpackten Silbers auf mehrere Karren vollzog sich dann nicht ohne Schwierigkeiten.

Dann folgte die Verteilung und Bepackung der Reisekarren, die in zwei langen Reihen zu je 10 geordnet im Hofe des Kapustinschen Hauses bereitgestellt waren.

Die Frage des Reisekarrens ist die wichtigste, die der Reisende für

den Weg von Kalgan bis Kiachta zu entscheiden hat. Von ihrer richtigen oder unrichtigen Entscheidung hängt buchstäblich das Wohl oder Wehe des Reisenden für die nächsten fünfzehn Tage ab. Trifft er seine Wahl falsch, so können ihm diese Tage zur furchtbarsten Qual seines Lebens werden, trifft er sie richtig, so ist er immerhin vor allzu Unerträglichem bewahrt.

Uns blieb leider die Wahl nicht frei. Die Reisevorbereitungen hatten so eilig getroffen werden müssen, daß wir mit den Karren vorlieb nehmen mußten, die gerade in Kalgan zu haben oder in Kürze herzustellen waren. Dies aber war gerade das denkbar unbequemste Modell. Es ist allerdings gleichzeitig das am meisten von Fremden benutzte, die es in Kalgan oder Kiachta in Unkenntnis der Verhältnisse von chinesischen oder russischen Händlern aufgeschwatzt erhalten. Es besteht aus einem unten aus Brettern, oben aus Lattenwerk gefertigten rechteckigen Kasten von zirka 1.60 Meter Länge, 1 Meter Breite und 1.20 Meter Höhe. Der aus Lattenwerk gefertigte Teil ist mit Öltuch bezogen. Im vorderen Teil der Seitenwände sind kleine, etwa 50 Zentimeter breite und 60 Zentimeter hohe Türen angebracht, die in der Mitte ein kleines Guckfensterchen haben. Durch diese Türen kriecht der Reisende in den Kasten hinein, polstert ihn innen möglichst mit allen verfügbaren Decken und Kleidungsstücken aus und legt sich mit angezogenen Beinen hinein. An den Kasten sind unten zwei starke unbewegliche Deichseln angesetzt. Etwas hinter der Mitte des Kastens ist unten eine dicke Holzachse fest angebracht, an der mit kleinen Achsenstiften zwei mächtige hölzerne Räder, die mit Eisenbändern und starken Nägeln nach außen hin geschützt sind, dicht am Wagenkasten befestigt sind. Der einzige Gesichtspunkt, der den Erbauer dieses für den Insassen unglaublich martervollen Vehikels bei seiner Erfindung geleitet hat, war die Erreichung unbedingter Haltbarkeit und einer toten Widerstandsfähigkeit gegen alle äußeren Angriffe. Irgendwelches Mitgefühl für den Benützer seines Karrens war dem Erfinder fremd. Nicht die kleinste Vorkehrung ist getroffen, um die furchtbaren Stöße, die der in raschem Tempo über steiniges oder holpriges Terrain gezogene Karren fortwährend erhält, zu mildern. Wenn die Räder nur über einen kleinen Kiesel hopsen, so pflanzt sich der Aufprall durch den gesamten Karren in verdoppelter Stärke fort. Die Wege durch die Mongolei und besonders durch die Wüste Gobi sind aber keineswegs glatt wie eine Chaussee. Mindestens ein Drittel der Gesamtstrecke ist steiniger Bergweg. Und diese schlechten Wege haben es trotz der Widerstandsfähigkeit der Karren fertig gebracht, daß wir von zwanzig Stück drei auf dem Wege zerbrochen zurücklassen mußten.

Ein anderes, sehr viel besseres Modell ist der von chinesischen Mandarinen benutzte Reisewagen. Er unterscheidet sich von dem oben be-

schriebenen in zwei Dingen: erstens befindet sich die Radachse nicht, wie bei dem anderen, unter dem Wagenkasten, sondern etwa einen halben Fuß hinter diesem, an den nach hinten durchlaufenden und verlängerten Wagendeichseln. Dadurch wird erreicht, daß die Stöße der Räder sich nicht unmittelbar auf den Wagenkasten übertragen, sondern nur auf die Enden der aus möglichst biegsamem Holz gefertigten Wagendeichseln, die den Wagenkasten etwas federnd auf sich tragen. Ferner ist die Wagenachse, an deren Enden die Räder befestigt sind, so lang, daß sie auf jeder Seite der auf ihr ruhenden Deichselenden beinahe einen Fuß breit übersteht. Ist sie aus gutem, etwas federndem Holz, so erhalten die Deichselenden, die auf ihr ruhen, die Stöße der Räder schon in etwas abgeschwächter Form und teilen diese Stöße dann in noch milderer Form dem auf ihnen liegenden Wagenkasten mit. Bei diesem Wagen kommt es natürlich noch mehr als bei dem andern auf Elastizität des verwendeten Materials an. Es gelang mir durch einen glücklichen Zufall auf dem Wege zwischen Kalgan und Urga, einen derartigen Wagen von einem mongolischen Postdirektor zu kaufen, und Prinz Friedrich Leopold, der ihn dann gegen den bisherigen vertauschte, hatte von da an eine etwas weniger qualvolle Fahrt. Eine Marter bleibt die Fahrt selbst in diesem Wagen. Das Unangenehme an all den chinesischen zweirädrigen Reisekarren ist, daß der Insasse nicht nur die Stöße der Räder zu ertragen hat, sondern daß er außerdem noch alle Bewegungen der Zugtiere, also vor allem ihren Trab oder Galopp mitzumachen gezwungen ist. Die Deichseln federn nicht, wie vielleicht die eines eleganten europäischen Dogcarts es tun, sondern geben die Bewegungen der Zugtiere, auf deren Rücken die vorderen Deichselenden in irgend einer Weise befestigt sind, in unvermindertem Maße an den Wagen selbst und an das Holzlager des Reisenden weiter. Das schließt zum Beispiel das Lesen im Wagen aus, da die Buchstaben einem vor den Augen tanzen; es erlaubt einem nicht, einen Trunk aus einer Flasche zu tun, da beim Öffnen derselben die Flüssigkeit hoch heraus spritzt und man sich die Zähne einstößt, sobald man die Flasche an den Mund setzt. Es gestaltet das Liegen zu einer schmerzlichen Prüfung, da der Kopf fortwährend auf dem untergelegten Kopfkissen auf und nieder springt; das Sitzen aber ist noch weniger durchführbar, da man sich dabei mit beiden Händen an den Seitenwänden festhalten muß, um nicht bei den unablässigen Stößen mit dem Kopf an das harte Holz zu fliegen.

Das einzige Gefährt, welches diese unbequemen Eigenschaften in geringerem Maße aufweist und trotzdem dauerhaft genug ist, um die Reise zu überstehen, ist die russische Tarantaß. Es ist dies ein offener Wagen mit klappbarem Verdeck, vier niedrigen Rädern und beweglicher gegabelter Deichsel. Der Wagen ruht auf starken eisernen Federn.

Die vier Räder verhindern, daß der Wagen die Bewegungen der Zug-

tiere mitmacht, und die Federn schwächen immerhin die Stöße der Räder einigermaßen ab. Leider war vor unserem Aufbruch weder in Tientsin, noch in Peking oder Kalgan eine Tarantaß zu beschaffen, und die Kürze der Vorbereitungszeit gestattete nicht, eine solche von Urga oder Kiachta herkommen zu lassen.

Für einen einzelnen Reisenden, der sein Gepäck auf das äußerste beschränkt, um rasch vorwärts zu kommen, ist das beste Gefährt die russische, kleine zweirädrige Telega, wie sie speziell in Kiachta gebaut wird. Es ist ein winziger Wagen mit beweglicher Gabeldeichsel, zwei niedrigen Rädern und einem kleinen Sitz mit niedriger Lehne, der auf zwei sehr starken, stählernen Federn ruht. Außer für den Reisenden bietet der Wagen noch Raum für eine kleine Handtasche. Der Proviant müßte daher auf Packpferde, die im Galopp folgen können, verladen werden. Da der Wagen aber nicht den geringsten Schutz gegen die Witterung bietet und Proviant nur im allerbescheidensten Maße mitgeführt werden kann, ist die Telega nur für Parforcetouren geeignet.

Die für uns in Kalgan bereitgestellten Wagen wurden so verteilt, daß nach Aussonderung der für den Prinzen bestimmten Wagen jeder Reiseteilnehmer für sich und seinen Diener einen Wagen käuflich erstand. Der Preis für einen solchen Karren schwankte je nach der äußeren und inneren Ausstattung von 120 bis 60 Taels oder zirka 360 bis 180 Mark. Die erste Partie erhielt im ganzen 10 gedeckte Karren und einen offenen Lastkarren. Von ersteren war einer für den Prinzen persönlich bestimmt, zwei für die beiden ihn begleitenden Lakaien, einer für Major von Hofmann, einer für Stabsarzt Kettner, einer für mich und die vier übrigen für meinen Chinesenboy, einen anderen von Peking für die allgemeine Bedienung mitgenommenen Boy, einen Chinesenkoch und das Gepäck, insbesondere den Proviant. Das persönliche Reisegepäck nahm jeder in seinen eigenen Wagen, auf dem sich ein schmaler Koffer gut unterbringen läßt. Immerhin mußte jeder mit seinem Gepäck sich aufs äußerste einschränken, da die Wagen nicht zu schwer belastet werden dürfen. Vor allem war der Proviant aufs knappste bemessen worden. Es war zum Beispiel an Getränken für uns drei Herren pro Tag nur eine Flasche Rotwein gerechnet worden. Im übrigen mußten wir uns mit Tee begnügen. Der Proviant bestand lediglich aus Büchsenkonserven und Dauerwurst. Auf dem ganzen Wege zwischen Kalgan und Urga ist absolut nichts zu kaufen, nicht einmal ein Ei oder ein Huhn. Eine große amtliche Reisegesellschaft erhält von den Posthaltern einen lebenden Hammel geliefert, den sie sich schlachten kann. Aber auf höchst unsaubere Weise frischgeschlachtetes Hammelfleisch kann für den Europäer nur ein Notbehelf sein, zu dem wir allerdings infolge Proviantmangels in den letzten Tagen unsere Zuflucht nehmen mußten. In Urga, einer Stadt von zirka 30 000 Einwohnern, habe ich mit allergrößter Mühe nur drei

Hühnerveteranen zu kaufen bekommen, die dann unseren Koch- und Bratversuchen einen unbesieglichen Widerstand entgegensetzten. Gemüse gibt es nirgends. Die Mongolen verschmähen eben jede andere Nahrung als ihr geliebtes Hammelfleisch und die von Stuten, Ziegen und Schafen gewonnene Milch.

Eine nicht unerhebliche Zugabe zum Gepäck bilden die Ersatzteile und Reparaturstücke für die Wagen, die man recht reichlich mitführen sollte. Wir nahmen vor allem mit Ersatzachsen, Ersatzräder, Zugstangen und einen großen Posten Stricke.

Am Morgen des 5. Mai sandten wir die 11 Karren nach der ersten Poststation Dabatai voraus, während wir selbst einige Stunden später auf unseren von Peking aus mitgebrachten Ponys nachreiten wollten. An sich beginnt die Poststraße in Kalgan selbst. Aber der Weg von Kalgan nach der zirka 40 Kilometer entfernt, am Rande des mongolischen Hochplateaus liegenden ersten Poststation ist so außerordentlich steinig und bergig, daß die Wagen nur im langsamen Schritt vorwärts kommen. Anstatt neben dem Wagen — in denen zu sitzen auf diesen steinigen Pfaden ausgeschlossen ist — herzugehen, ist es besser, die eigenen Pferde noch bis zum Eintritt in die Steppe zu benutzen und erst von dort zurückzusenden.

Die Bespannung der Wagen wird bereits in Kalgan von der mongolischen Post gestellt. Über die letztere, der der Reisende sich nun für eine Strecke von 1540 Kilometer anvertraut, dürften in Ergänzung zu dem eingangs Gesagten hier noch einige Einzelheiten nachzutragen sein.

Die ersten Herrscher der regierenden Mandschudynastie überzogen die gesamte Mongolei, die sie sich teils auf friedlichem Wege, teils auch durch Waffengewalt untertan gemacht hatten, mit einem System von Poststraßen, um zwischen den in der Mongolei geschaffenen Verwaltungszentren den amtlichen Depeschenverkehr wie den Reiseverkehr der chinesischen Verwaltungsbeamten zu ermöglichen und sicher zu stellen. Das geschah nicht etwa durch Anlage von Straßen, worauf der Name „Poststraße" hindeuten könnte, sondern einfach durch die Bestimmung, daß zwischen bestimmten wichtigen Orten eine Anzahl von Poststationen zu halten seien. Die Unterhaltung dieser Poststationen wurde den mongolischen Fürsten als eine Art von Tribut auferlegt. Sie haben für jede in ihrem Gebiet belegene Station eine den jeweiligen Bedürfnissen entsprechende Anzahl von Pferden zu stellen. Eine Höchst- oder Mindestzahl ist im allgemeinen nicht gegeben. Auf der Strecke Kalgan-Urga wurden mir jedoch 80 Stück Pferde pro Station als Höchstzahl bezeichnet. Bei dem Durchpassieren des Prinzen Friedrich Leopold waren auf den meisten Stationen erheblich mehr als 80 Pferde vorhanden, und abgesehen von den in der Wüste Gobi liegenden Stationen wurden auch stets weit mehr, häufig bis 150 Stück, Pferde für unseren Transport gebraucht.

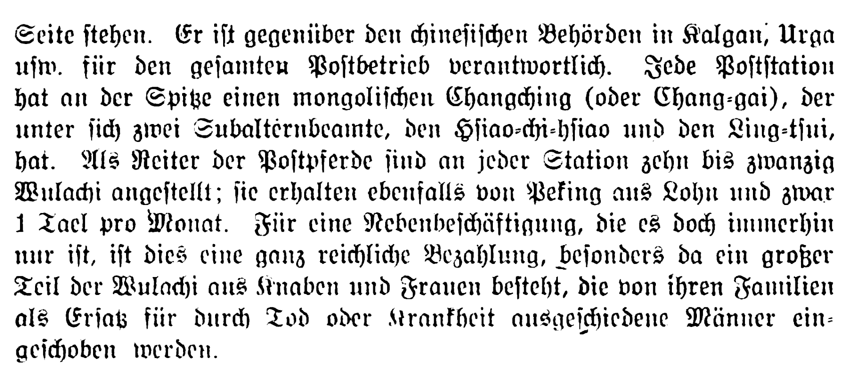
Die mongolischen Beamten in Kalgan versicherten, daß alle über die Normalzahl 80 hinaus gebrauchten Pferde seitens der chinesischen Regierung von den mongolischen Fürsten gegen Bezahlung besonders für diesen Zweck hätten ermietet werden müssen. Inwieweit diese Bezahlung in Wirklichkeit geleistet wird, vermochte ich nicht festzustellen. Auf meinem Rückwege boten die Poststationen ein anderes Bild: die Zahl der Pferde war häufig auf 10 Stück und weniger zusammengeschrumpft, auf den Stationen der Wüste Gobi waren überhaupt keine Pferde und nur mit Mühe eine Anzahl Kamele aufzutreiben. Es mag dies einerseits seinen Grund darin haben, daß die Posthalter die von ihren Fürsten gestellten Pferde für eigene Zwecke gebrauchen oder gar verkaufen und zur Zeit starken Bedarfs sich die Tiere überall zusammenleihen. Andererseits aber herrschte damals in jenen Teilen der Mongolei infolge Ausbleibens des Frühjahrsregens ein außerordentlicher Futtermangel, so daß eine größere Anzahl von Pferden unmöglich auf den seit langem abgegrasten Stationsweiden zu halten war.

Seitens chinesischer hoher Mandarine werden häufig an die Poststationen weit höhere Anforderungen gestellt, als es bei der Reise des Prinzen Friedrich Leopold geschehen ist. So wurde mir auf meiner Rückreise von den Posthaltern erzählt, daß ihnen die Durchreise des Mandschugouverneurs von Kobdo angekündigt sei. Derselbe forderte durch vorausgesandte Boten, daß an jeder Station für seinen Durchmarsch 100 Pferde und 150 Kamele bereitgestellt würden und außerdem ein Zeltlager von 42 Zelten errichtet würde. Für all diese Leistungen erhielten die Stationen nach Aussage der Postdirektoren nicht die geringste Bezahlung. Und es war für die Mongolen selbst kein Geheimnis, daß unter den 150 Kamelladungen, die den 2500 Kilometer messenden Weg von Kobdo bis Peking gratis zurücklegten, der größte Teil nicht Bagage des Gouverneurs war, sondern durchgeschmuggelte Kaufmannsware, die Yamenbeamte für Geschäftsfreunde, natürlich aus reiner Freundschaft, von Kobdo bis zur Hauptstadt mitnahmen.

Während so von den einzelnen Chinesen die Mongolen in rücksichtsloser Weise ausgenutzt werden, erweist sich die chinesische Regierung wie in ihrem ganzen übrigen Verhalten gegenüber der Mongolei, so auch in der Organisation des Postdienstes ihren mongolischen Schutzbefohlenen gegenüber recht freigebig. Sie bezahlt das ganze große Heer der Postbeamten in einer für chinesische Begriffe recht reichlichen Weise und fesselt dadurch einen bei der Menschenarmut in der Mongolei immerhin recht erheblichen Teil der Bevölkerung dauernd an sich. Die Organisation des Postwesens ist folgende:

Die Hauptstraße in der Mongolei, von der alle anderen eigentlich nur mehr oder weniger wichtige Nebenstraßen sind, läuft von Kalgan aus in großem nordwestlichen Bogen quer durch die gesamte Mongolei

und verbindet die Orte Kalgan (d. i. Peking), Uliassutai, Kobdo. Wegen ihrer militärischen Organisation und als Verbindung zwischen der großen Mauer und dem Altai-Gebirge wird sie A-le-tai oder A-örh-tai-Chüntai, die Altai-Militärstraße genannt. Ihre wichtigste Nebenstraße ist die sich bei Sairussu abzweigende Straße nach Urga und Kiachta. Dieser Charakter als Zweigstraße ist der Grund, daß die Poststraße Kalgan und Urga nicht auf dem direkten kürzesten Wege, den die Karawanenstraße nimmt, verläuft, sondern einen Umweg nach Westen macht, der ihre Länge gegenüber der letzteren um etwa 150 Kilometer erhöht. Die Zentralstelle für die Verwaltung der sämtlichen Poststraßen bildet wie für alle anderen mongolischen Angelegenheiten das Lifan-yüan, das Ministerium für die Verwaltung der unterworfenen Völkerschaften in Peking, dem übrigens bis zur Schöpfung des Tsungli-Yamen im Jahre 1861 auch die Bearbeitung der europäischen und speziell der russischen Angelegenheiten oblag. Jedoch liegt die oberste Kontrolle des militärischen Charakters der Poststraße wegen in den Händen des Ping-pu, des Kriegsministeriums in Peking, das zum Beispiel allein über die Benutzung des Postweges in außerordentlichen Fällen entscheidet. Die Straßen sind je nach ihrer Lage den in der Mongolei residierenden Militärgouverneuren bezw. Tatarengenerälen in Kalgan, Urga, Uliassutai, Kobdo direkt unterstellt. Es gilt jedoch wieder der Militärgouverneur des Chahar-Gebietes in Kalgan ex officio als Inspekteur des gesamten Militärpostwesens in der Mongolei. Für die in den Hauptstrecken gemachten Abschnitte entsendet das Lifan-yüan selbst Beamte der 4. oder 5. Rangklasse (Ministerialsekretäre) als chinesische Kontrolleure. Abgesehen von diesen Stellen ist die Verwaltung ganz in mongolischen Händen. Die Route Kalgan-Kiachta zerfällt im ganzen in fünf Abschnitte. Die ersten drei Abschnitte, und zwar der Tschagan-tologai-Abschnitt von zwölf Stationen, der Bulutu-Abschnitt von elf Stationen und der Sairussu-Abschnitt von elf Stationen unterstehen der Verwaltung, nicht nur der Inspektion des Militärgouverneurs in Kalgan, dem ferner in gleicher Weise die ersten zehn Stationen auf der Uliassutaistraße jenseits Sairussu unterstehen. Für die ersten beiden existiert in Kalgan ein vom Lifan-yüan deputierter kontrollierender chinesischer Beamter, für die beiden letztgenannten ein gleicher in Sairussu. Die letzten beiden Abschnitte, die als südlicher und nördlicher Urga-Abschnitt (14 bezw. 12 Stationen) bezeichnet werden, unterstehen den chinesischen und mongolischen Residenten in Urga. Ersterer ernennt für die ganze Strecke Kalgan bis Urga einen der mongolischen Edlen in Urga zum Hsieh-li-tai-chi (Daidgi), Administrator, eine Beamtenwürde, mit der der erste chinesische Mandarinenrang verknüpft ist. Die Verwaltung jedes Abschnitts liegt in den Händen eines mongolischen Tsanling oder Oberstleutnants, Beamten der zweiten Rangklasse, dem ein etatsmäßiger und ein außeretatsmäßiger Futsanling zur



Seite stehen. Er ist gegenüber den chinesischen Behörden in Kalgan, Urga usw. für den gesamten Postbetrieb verantwortlich. Jede Poststation hat an der Spitze einen mongolischen Changching (oder Chang-gai), der unter sich zwei Subalternbeamte, den Hsiao-chi-hsiao und den Ling-tsui, hat. Als Reiter der Postpferde sind an jeder Station zehn bis zwanzig Wulachi angestellt; sie erhalten ebenfalls von Peking aus Lohn und zwar 1 Tael pro Monat. Für eine Nebenbeschäftigung, die es doch immerhin nur ist, ist dies eine ganz reichliche Bezahlung, besonders da ein großer Teil der Wulachi aus Knaben und Frauen besteht, die von ihren Familien als Ersatz für durch Tod oder Krankheit ausgeschiedene Männer eingeschoben werden.

In Kalgan erhielten wir also zum ersten Male Vorspann durch die mongolische Post gestellt. Zwei junge Mongolenoffiziere, die der Militärgouverneur aus seinem Yamen zur Begleitung des Prinzen Friedrich Leopold bis Urga bestimmt hatte, waren auf dem ganzen Wege die Übermittler meiner Weisungen an die Posthalter und hatten speziell für rechtzeitige Bereitstellung der Pferde Sorge zu tragen. Sie haben sich auf dem ganzen Wege, den sie übrigens ausschließlich im Sattel zurücklegten, unermüdlich diensteifrig gezeigt und als sehr nützlich erwiesen. Wir entsandten einen von ihnen mit den Karren voraus, die um 11 Uhr aus dem Wirtschaftshof der Kapustins in Kalgan aufbrachen.

Die Art der Bespannung war noch die chinesische. Das stärkste Pferd wird in die Gabel der Deichsel eingespannt, und zwei bis drei Pferde an langen Strängen, die bis an die Achse des Wagens zurückreichen, davor geschirrt.

Prinz Friedrich Leopold empfing noch die Abschiedsbesuche des Militärgouverneurs Puting und der übrigen hohen Beamten Kalgans. Gegen Mittag brachen auch wir zu Pferde auf. Die chinesischen Behörden bereiteten dem Prinzen einen glänzenden Abschied durch mitgesandte Ehreneskorten und eine in der wilden Berggegend sehr malerisch wirkende Truppenaufstellung.

Von Kalgan aus führen zwei Wege auf den mehr als 700 Meter darüber liegenden Rand des mongolischen Hochplateaus, von dem aus sich zwei mächtige Ravinen nach Kalgan hinunterziehen: die westliche Ravine bildet den Barun Daba (Westpaß), der schneller, aber sehr viel steiler auf die Hochebene hinausführt und von den Karawanen benutzt wird; die östliche Ravine, der Tschagan Tologai (weißer Kopf)-Paß, geht allmählicher und in entsprechend weiterer Strecke aufwärts und bildet den Anfang der Poststraße. In der Regenzeit mögen diese mit Felsblöcken besäten Ravinen, in die Hunderte kleiner Ravinen von den Bergwänden hineinmünden, von reißenden Gebirgswässern ausgefüllt werden. Jetzt liefen durch beide Täler nur unbedeutende kleine Rinnsale. Wir hatten

den Ostpaß zu gehen, obwohl er weiter, landschaftlich sehr viel weniger reizvoll und zu reiten fast ebenso unbequem ist als der Westpaß. Nach etwa sechsstündigem ermüdendem Ritt, bei dem wir drei bis vier noch rein chinesische ärmliche Gebirgsdörfer passierten, langten wir in der ersten Poststation (chinesisch Toutai, Kopfstation), von den Mongolen Dabatai genannt, an. Hier brachten wir die Nacht zu.

Die Station Dabatai liegt dicht unter dem Rande des Hochplateaus. Es ist ein stattliches Gehöft, im Stil eines chinesischen Tempels erbaut, in dem man verhältnismäßig gute Unterkunft findet. Ein kleines Chinesendorf, in dem die bemerkenswerteste Stelle die Schaubühne einnimmt, die für die chinesischen Dorfbewohner außerhalb der Mauern ein unerläßliches Erfordernis zu sein scheint, liegt dicht hinter der Station. Die Kavallerieeskorten, die den Prinzen Friedrich Leopold von Hsüanhuafu bis hierher begleitet hatten, traten hier den Rückweg an. Am Ende des kurzen, steilen Aufstiegs, der uns auf das Hochplateau brachte, und am Eingang zur Steppe liegt ein großer Obo, ein mächtiger Hügel aus aufeinander getürmten Feldsteinen, der von Lamas den Göttern der Natur und speziell dem Berggotte geweiht ist. Solche Obos finden sich an allen prominenten Punkten in der Mongolei und fehlen vor allem niemals auf einer Paßhöhe. In der Regel bestehen sie lediglich aus einem Steinhaufen, der allmählich anwächst, indem jeder davor Opfernde ein paar Kiesel darauf wirft. Häufig ist von den Lamas eine Steintafel darauf gelegt worden, auf der in tibetanischen Zeichen die mysteriöse lamaistische Gebetsformel „Om mani padme hum“ — gewöhnlich „O Juwel im Lotus, Amen“ übersetzt — eingeschrieben ist. Kein vorüber reisender Mongole wird versäumen, dem Obo in irgend einer Weise seine Ehrfurcht zu bezeigen, sei es, daß er dreimal vor ihm Kotau macht, sei es, daß er irgend eine Kleinigkeit, ein Stück Tuch, ein Bändchen, ein paar Pferdehaare oder ähnliches unter Gebetmurmeln auf ihm als Opfergabe befestigt. Die letztere Sitte ist am gewöhnlichsten in der äußeren Mongolei, im Gebiete der Kalcha-Mongolen, wo die Obos seltener aus Steinen als aus großen Haufen von Birkenästen bestehen, die mit Hunderten verschiedenfarbiger Stofffetzchen besteckt einen recht lustigen Anblick gewähren.

Bei dem Obo hat man die höchste Höhe des sich nun in welligen Linien vor uns auftuenden Hochplateaus (1650 Meter) erstiegen.

Wir sind vorläufig noch zu Pferde geblieben, da die Wege zum Teil noch recht steinig sind. Bald hinter der Paßhöhe kreuzen wir die große Straße Kalgan-Lamamiao, welche den Barun Daba hinauf über Shibartai nach Norden führt. Die Gegend hat völlig unvermittelt den Charakter der Steppe angenommen. Nirgends ist ein Baum oder Strauch zu sehen. Die welligen Hügel sind mit einer kurzen dichten Grasnarbe bezogen, die noch die gelbliche Farbe des Winters trägt. Zahlreiche aus Lehm- oder

Ziegelhäusern bestehende Ansiedelungen und große Streifen kultivierten Landes zwischen der gelben Steppe zeigen an, daß wir noch nicht im Lande der eigentlichen Nomaden sind. Das Land, das wir von der Paßhöhe aus noch auf zirka 150 Kilometer zu durchreiten haben, ist das Gebiet der Chahar-Mongolen, das politisch eine Sonderstellung gegenüber der eigentlichen unter Selbstverwaltung stehenden Mongolei einnimmt.

Es wird vielleicht die fernere Reisebeschreibung etwas klarer machen, wenn ich hier einige wenige Worte über die politische Geographie und die Verwaltung der Mongolei einfüge.

Die reguläre chinesische Verwaltung beschränkt sich auf das Gebiet der Shi-pa-sheng, der „achtzehn Provinzen". Von ihr getrennt und besonders geregelt ist die Verwaltung des Restes des chinesischen Reiches: Mandschurei, Tibet, Kukunor, Turkestan und die Mongolei. Während die Mandschurei in normalen Zeiten ihre eigene rein mandschurische Organisation hat, werden die anderen abhängigen Gebiete in mehr oder minder fester Weise durch chinesische Residenten, fast ausschließlich Mandschus, die der Kontrolle des bereits erwähnten Lifan-yüan in Peking unterstehen, unter der Herrschaft des Kaisers gehalten. Die Mongolei wird dabei durch eine in nordöstlicher Richtung durch die Mitte der Wüste Gobi verlaufende Linie in zwei Teile geteilt, in Neimengku, die innere Mongolei, und Waimengku, die äußere Mongolei. Die innere Mongolei umfaßt 24 Stämme oder Aimaks, die für Verwaltungszwecke in neunundvierzig Banner eingeteilt sind. Diese Banner unterstehen ihren eingeborenen Fürsten (Dzassaks), welche ihrerseits der Kontrolle der chinesischen Residenten unterliegen. Zur inneren Mongolei kann man ferner die Mongolen des Chahar-Gebietes und des Jehol-Gebietes, die jedoch keine eingeborenen Fürsten mehr haben, sondern direkt unter der Verwaltung der beiden Militärgouverneure in Kalgan und Jehol stehen, zählen. Die letzteren sind ihrerseits in Zivilsachen dem Generalgouverneur von Chihli unterstellt, so daß die beiden Gebiete politisch zur Provinz Chihli gezählt werden. Die äußere Mongolei erstreckt sich an der sibirischen Grenze entlang vom Kulun-See bis zum Altai und umfaßt die vier Khanate der Kalcha-Mongolen und die Westmongolen oder Öletstämme, die man häufig als Kalmücken bezeichnet. Die Stämme der äußeren Mongolei sind später unter die Herrschaft der Mandschus gekommen, als ihre südwestlichen Stammverwandten und haben sich unter ihren Stammesfürsten eine größere Selbständigkeit bewahrt.

Das Chahargebiet, das zunächst interessiert, erstreckt sich von der Großen Mauer westwärts bis zur Wüste Gobi und nordwärts bis zur Grenze der Kalchastämme. Seine jetzige Verwaltungsorganisation ist ihm von den Mandschus bereits zur Zeit der Begründung ihrer Herrschaft über China im 17. Jahrhundert gegeben worden. Die Mandschus

haben damals die an der chinesischen Grenze angesessenen Mongolenstämme gezwungen, ihr Gebiet zu räumen, und an ihre Stelle ein Gemisch verschiedener anderer Mongolenstämme angesiedelt. Diese Mongolen wurden nach mandschurischem Muster in ein Bannerkorps von acht verschiedenen Bannern formiert, welches als eine Art Grenzwache dienen sollte. Die Angehörigen der Banner werden von der chinesischen Regierung genau wie die der chinesisch-mandschurischen Banner für ihre Militärdienste mit 2 Taels pro Monat bezahlt. Irgendwelchen militärischen Wert mögen sie ebenso wie ihre Kameraden in China heute nicht mehr haben. Zu dekorativen Zwecken sind sie jedoch gut zu verwerten, wie eine dem Prinzen Friedrich Leopold an den Rand des mongolischen Hochplateaus entgegengesandte Reitereskorte zeigte.

Ein großer Teil der übrigen Chaharen ist in den Kaiserlichen Gestüten und Weidegründen nördlich von Kalgan ebenfalls gegen Regierungssold beschäftigt. Dieser Beschäftigung ist der ihnen von der chinesischen Regierung beigelegte Titel Yumu, das ist wandernde Hirten, entnommen. Ein kaiserliches Edikt im Anfang der Mandschuherrschaft hat sie für immer dazu gestempelt, indem es ihnen die Beschäftigung mit Ackerbau ein für allemal verbot. Tatsächlich aber haben wohl von allen Mongolenstämmen die Chaharen am wenigsten ihren Nomadencharakter festgehalten. Die ständige Berührung mit den zwischen ihnen angesiedelten chinesischen Ackerbauern und häufige Mischheiraten mit Chinesen haben sie dazu gebracht, den Besitz fester Wohnungen dem ungebundenen Leben ihrer Väter den Vorzug zu geben. Der außerordentliche Reichtum der Weiden des Chaharlandes erspart ihnen den Zwang des ständigen Wechsels des Weidegebiets, zu dem zum Beispiel der Kalcha-Mongole im größten Teil seines Landes gezwungen ist.

Wir kamen am Mittag des 6. Mai in der zweiten Poststation Burgassutai an, wo wir eine einstündige Rast machten. Über Mittag brach ein von Nordwesten wehender Sandsturm mit solcher Gewalt los, daß wir mit unseren Karren, in denen wir Zuflucht gesucht hatten, nur mit größter Mühe und äußerst langsam vorwärts kamen. Gegenüber den gerade von vorn kommenden Windstößen, die einem einen wahren Hagel von Sandkörnern ins Gesicht schleuderten, verweigerten die Zugtiere häufig den Dienst. Die einzelnen Karren verloren einander sofort aus dem Gesicht, und jeder suchte auf eigene Faust vorwärts zu kommen. Der Staub wurde durch die Ritzen des Karrens allenthalben hindurchgeblasen und machte den Aufenthalt darin nicht angenehm. Die Wege zwischen der zweiten und dritten Station sind zum großen Teil steinig und bergig, so daß die Glieder des Karreninsassen gleich auf eine harte Probe gestellt wurden. Bei Anbruch der Dunkelheit waren endlich alle Wagen auf der dritten Station, Haliutai, eingetroffen, wo wir infolge

des Einbruchs der Nacht und des furchtbaren Wetters notgedrungen unser Nachtquartier bereiteten.

In Halintai wurden noch am Abend an sämtlichen Karren die von Kalgan aus mitgeführten Zugstangen befestigt, denn von nun an sollte es mit rein mongolischer Art der Bespannung, die allein ein rasches Vorwärtskommen ermöglicht, weiter gehen. Diese Zugstangen sind glatte runde Holzstangen von mindestens 2½ Meter Länge. Durch vielfach verschlungene feste Schleifen starker Stricke werden sie an die zwei an den Enden der Wagendeichseln befindlichen eisernen Ringe gebunden, so daß der Wagen gleichsam frei beweglich an der Stange hängt. Die Schleifen sind genau so lang bemessen, daß die Wagendeichseln horizontal liegen, wenn die Zugstange bei straffer Anspannung der Stricke mit ihren beiden Enden auf die Rücken zweier Ponys aufgelegt wird.

Es haben dann zwei Reiter je eins der überstehenden Enden der Stange so vor sich zu nehmen, daß es zwischen Sattelknopf und Oberschenkel fest auf dem Sattel aufliegt. Bei der großen Enge des mongolischen Sattels ist es mir ein Rätsel geblieben, wie der Reiter es fertig bringt, für seine eigene Person noch Platz auf dem Sattel zu finden. An den äußersten Enden der Zugstange sind Stricke befestigt, die zwei Außenreiter in die Hand nehmen, um die Innenreiter beim Ziehen und vor allem in der Lenkung des Wagens zu unterstützen. Das Starten eines Wagens ist besonders bei unruhigen Ponys, die ungern unter die Stange gehen, häufig mit ziemlichen Schwierigkeiten verknüpft.

Unglücksfälle sind nicht selten dabei, vor allem dadurch, daß der Reiter durch die Stange nach hinten aus dem Sattel gedrückt wird und unter die schweren Räder des Wagens gerät. Sehr viel leichter, wenn auch nicht immer ganz glatt, vollzieht sich der Wechsel der Stangenreiter während der Fahrt. In der Regel dirigiert der ablösende Reiter sein Pferd zwischen die Wagendeichsel und das Pferd des abzulösenden, der im selben Augenblick die Stange so weit erhebt, daß der neue Pony mit herabgedrücktem Kopf darunter hindurch kann. Da die meisten Ponys dieses Durchkriechen sehr widerwillig und stets mit einem scharfen Ansprung machen, muß der Reiter einen äußerst festen Sitz haben, um nicht von der Stange herabgefegt zu werden.

Das Tempo der Fahrt bei einer derartigen Bespannung kann natürlich ein sehr viel schnelleres sein als bei jeder anderen Anspannung. Die Reiter wechseln sich je nach dem Terrain alle viertel bis halben Stunden ab, ohne daß der Wagen seine Fahrt zu mäßigen braucht. Bei längeren Zwischenräumen zwischen zwei Stationen — auf denen ja stets sämtliche Pferde gegen neue frische Pferde eingetauscht werden — führt man eine größere Anzahl lediger Ponys mit. Ist ein Pferd ermüdet, so vertauscht es der Reiter gegen eins der ledigen Tiere, indem er in ein paar Sekunden den Sattel umlegt. Das müde Tier wird, wenn möglich,

ledig mitgeführt; ist der Weg bis zur nächsten Station noch zu weit und der Pony zu ermattet, um noch einmal auf der Strecke gebraucht zu werden, so werden ihm mit einer ledernen Fußfessel, die jeder Mongole am Sattel mit sich führt, die zwei Vorderfüße mit einem Hinterfuß zusammengefesselt, und der Pony wird sich selbst überlassen, bis ihn die zurückkehrenden Reiter wieder zu ihrer Station zurücknehmen.

Wir legten an diesem Tage in ziemlich raschem Tempo trotz der teilweise steinigen und bergigen Wege fünf Stationen zurück. Über die dabei zurückgelegte Entfernung ist eine zuverlässige Angabe nicht zu machen. Selbst die besten von diesen Gegenden vorliegenden Karten — die japanischen und russischen Generalstabskarten — sind in bezug auf die Entfernungen zwischen den einzelnen Stationen nicht zuverlässig. Dies ist schon deswegen nicht immer möglich, weil in gewissen Gegenden die Stationen meherere Male im Jahre je nach den Witterungs- und Weideverhältnissen verlegt werden, und dadurch häufig Unterschiede in den Abständen von zehn und mehr Kilometern entstehen. Die Mongolen selbst kennen kein Entfernungsmaß. Befragt man sie über die Entfernung nach irgend einem Ort, so erhält man wohl zur Antwort, daß ein Reiter auf einem guten Pony in zwei Tagen hinkomme, auf einem schlechten aber erst in vier Tagen. Der Mongole, der weder einen Acker besitzt, noch einen Hof, den er abmessen müßte, der keine Häuser baut, deren Mauern er berechnen müßte, und dem alle Reiseentfernungen gleichgültig sind, wenn nur sein Pony ihn ans Ziel trägt, hat es nie nötig gehabt, sich Maße auszudenken. Die Chinesen haben Listen aufgestellt über die Entfernungen der einzelnen Poststationen voneinander. Ein sehr zuverlässiges Entfernungsmaß, wenn überhaupt ein Maß, ist jedoch der chinesische Li nicht. In europäische Maße übersetzt pflegt man ihm eine Länge von zirka 550 Meter zu geben. Aber dem Reisenden in China ist anzuraten, sich auf diese Umrechnung möglichst wenig zu verlassen. Im allgemeinen kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß zehn Li die Entfernung darstellen, die unter den betreffenden Geländeverhältnissen ein chinesischer Karren in einer Stunde zurückzulegen pflegt. Das können unter Umständen nur drei Kilometer sein, unter Umständen sieben bis acht. In der Mongolei konnte man rechnen, daß man mit seinem von der mongolischen Post bespannten Karren im Schritt und Trab pro Stunde 15 Li, im Trab und Galopp 25 Li zurücklegte. Nach meinen Beobachtungen bildet in der Mongolei den Wegmesser nicht der Karren, sondern das Kamel. Die Entfernung, die dieses in einer Stunde im Schritt marschiert, wird als zehn Li gerechnet.

Die Stationen, die wir an diesem Tage passierten, waren Droi-örto, Kui-ssutai, Dschagostai, Minggatai. In der achten Station, Tsi-tsir-tai, blieben wir zu Nacht.

Die Gegend zwischen der dritten und achten Station bietet stets das

Bild einer hügeligen Steppe, ab und zu durchzogen von niedrigen, felsigen Gebirgszügen. Wenige Kilometer westlich der dritten Station passiert man den dicht an der Poststraße liegenden Anguli-nor, der auf den Karten als größte Wasserfläche in diesem Teil der Mongolei eingezeichnet ist. Er ist in der Tat noch vor 6 Jahren ein See von etwa 10 Kilometer Durchmesser gewesen. Seit den vier letzten regenarmen Jahren ist er so zusammengeschrumpft, daß ich jetzt nur noch mit Mühe in einem Zipfel des weiten flachen Seebeckens einen Sumpf von kaum 100 Meter im Durchmesser auffinden konnte. Da der diesjährige Sommer noch weniger Regen als seine letzten Vorgänger gebracht hat, dürfte nun der letzte Rest des einst berühmten Anguli-nor verschwunden sein. Die kleineren Seen im Chahargebiet, wie der zwischen der fünften und sechsten Station liegende Dsagan-nor, haben dieses Schicksal geteilt. In seinem ausgetrockneten Becken weideten bereits Rinder- und Ziegenherden.

Von Wild traf ich zahlreiche Wildenten und Kraniche, Sandhühner, Hasen und bereits einige Herden von Antilopen.

Auf der ganzen Länge des Weges bemerkten wir große Flächen geackerten Landes. Zahlreiche, zum Teil recht stattliche Gehöfte aus Lehm- oder Ziegelhäusern liegen zur Seite der Straße und bilden in der Nähe der Stationen ganze umfangreiche Ansiedelungen. Allzu leicht dürfte es jedoch der chinesische Ansiedler in diesen Landstrichen nicht haben. Der Boden ist für chinesische Begriffe höchstens mittelmäßig, die Witterung außerordentlich rauh und arm an Feuchtigkeit. Die wärmere Jahreszeit beginnt erst Mitte Mai und endet Mitte August. Wir hatten in der ersten Hälfte des Mai auch noch in der südlichen Mongolei stets Nachtfröste. Die Auswahl der Feldfrüchte ist darum nicht groß. Dürftige Gerste und niedrige Hirse, spärlicher Sandhafer und Kartoffeln sind etwa das einzige, was zur Reife kommt. Der Hauptgewinn des chinesischen Ansiedlers besteht daher in der Viehzucht, in der er mit den Mongolen zu konkurrieren hat. Die Weiden sind im ganzen Chahargebiet ausgezeichnet. Aber auch sie hatten unter der Trockenheit der letzten Jahre gelitten, und ich fand gegen Ende Juni das Gras nicht mehr als eine Handbreit hoch.

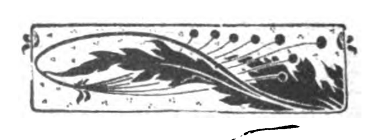
Die mongolische Bevölkerung im Chahargebiet zählt wohl zur unangenehmsten in der ganzen Mongolei. Seit mehreren Jahrhunderten mit chinesischen Kolonisten zusammenlebend, haben sie deren schlechte Eigenschaften angenommen und die guten Eigenschaften ihrer Vorfahren vergessen. Im Gegensatz zu den Kalcha-Mongolen sind sie verschlagen, diebisch und habsüchtig. Sie dünken sich selbst weit mehr als ihre unverfälschten Stammesverwandten, die ihrerseits jene wieder aufs tiefste verabscheuen. Auch in der äußeren Erscheinung haben sich die Männer den Chinesen so genähert, daß sie kaum von ihnen zu unterscheiden sind.

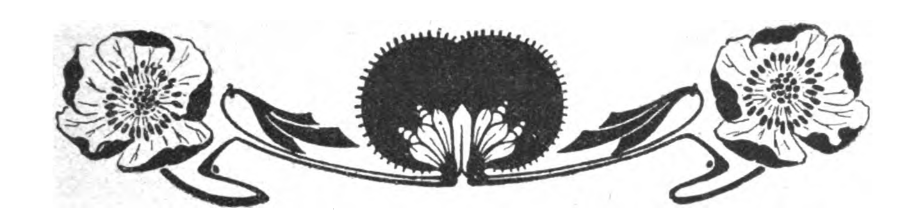
Etwas mehr haben die Frauen äußerlich ihre mongolische Eigenart

bewahrt. Ihre Gesichtszüge zeigen mehr den breiten, eckigen, mongolischen Typus und sind weit derber und knochiger, als man sie je bei chinesischen Frauen sieht. Viel mag dazu mitwirken, daß diese Frauen nicht wie die chinesischen in der Stube, sondern im Freien auf Pferdesrücken aufwachsen. Charakteristisch ist in der äußeren Erscheinung der Kopfputz der verheirateten Frauen. Während die Mädchen den einfach geflochtenen Zopf tragen, teilen die verheirateten Frauen ihr Haar in der Mitte des Kopfes in zwei Hälften und flechten aus jeder Hälfte je einen Zopf, der nach vorn über die Schultern auf die Brust herabhängt, für gewöhnlich aber der Bequemlichkeit halber in je einen Knoten über das Ohr heraufgebunden wird.

Die Zöpfe werden zusammengehalten durch je eine große viereckige Spange, die in kunstvoller Weise aus Silber getrieben und mit Korallen verziert ist. Auf der Stirn über dem Haaransatz tragen sie ein etwa zollbreites Band aus Silberketten, auf die Korallen aufgereiht sind, und von diesem Stirnband fallen über die Schläfen herab lange Gehänge aus demselben Material. Ich habe unter diesen Gehängen häufig Schmuckstücke gefunden, die in ihrer geschmackvollen Zusammenstellung von Silber mit Steinen und sogar in den Formen mich lebhaft erinnerten an die modernsten Stücke der Pforzheimer Schmuckindustrie. Leider sind sie nicht im Handel. Sie werden angefertigt von einzelnen Mongolen, die von ihrem Vater und Großvater ihre Kunstfertigkeit erlernt haben. Diese Kunsthandwerker, die weithin bekannt zu sein pflegen, erhalten von dem Auftraggeber — das heißt dem Bräutigam, der seiner künftigen Frau die vorgeschriebene Hochzeitsgabe machen will — eine beliebige Quantität Rohsilber nebst Steinen, aus der sie dann für geringen Lohn den Kopfschmuck anfertigen. Auf Vorrat arbeiten sie nicht.

(Schluß folgt.)





Eine deutsche Musterbühne in Düsseldorf.

Von

Hermann Kienzl.

— Berlin. —

Hat einer in der „Zukunft" einen gescheiten Stoßseufzer getan: es sei bitter, daß sich die Deutschen, die nicht in der Weltstadt wohnen, von Ortszeitungen geistig nähren lassen müssen, die zum größten Teil minderwertig und geschmacklos sind. Die kapitalistischen Ursachen der Erscheinung sind leicht faßlich, denn gute Zeitungen kann nur der große Kapitalist herstellen, und großes Zeitungskapital verzinst sich nur in der großen Stadt. Aber im Recht war der Seufzende: „Wir verstehen unter Kultur nicht die im Feuer der fortwährend brennenden Neugier erzeugte Glasur des Großstadtmenschen." Dieses Feuer verbraucht nutzlos viel gute Stoffe, es versengt und schwärzt auch.

Berlin ist das Generalabsatzgebiet für die deutsche Kunst und im besonderen für die theatralische Produktion. Die merkantilen Vorzugswerte des Platzes sind nicht zu bestreiten. Auch wäre es undankbar, der literarischen Taten zu vergessen, die Berlin unter der jungen Siegesfahne der Norweger und der Naturalisten in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts der Welt schenkte; und ungerecht, die Summe künstlerischer Arbeit zu unterschätzen, die jahraus jahrein die Kunstbühnen der Hauptstadt liefern. Ein fiebriger Wettbewerb hält sie in Atem. Dieser Eifer heizt die Maschine, die Begehrlichkeit eines vieltausendköpfigen Publikums immer nach dem Neuesten überheizt sie. Dem besten Willen wird es schwer, Sammlung zu gewinnen. Sammlung! „Den mächtigen Weltenhebel" nennt sie Grillparzer,

„Der alles Große tausendfach erhöht
Und selbst das Kleine näherrückt den Sternen.
Des Helden Tat, des Sängers heilig Lied,
Des Sehers Schaun, der Gottheit Spur und Walten,
Die Sammlung hat's getan und hat's erkannt,
Und die Zerstreuung nur verkennt's und spottet."

Vor Mißverständnis wird gewarnt: Den ernsten Berliner Bühnen kann kein Vernünftiger vorwerfen, daß sie nicht genügend Emsigkeit der Vorbereitung ihrer Vorstellungen widmeten. Wie große Fortschritte der Regiekunst sind gerade in Berlin errungen worden, und aus dem „Ensemble" der Meininger, dieser ersten Etappe in der Überwindung des Monomimentums, entwickelte sich hier, vielfach bis zu unübertrefflicher Vollkommenheit, das einheitliche Lebensbild, das Milieu. Dem Einigungsprozesse in partibus einer jeden Bühne auf bestimmtem Gebiete steht jedoch eine große Zersplitterung entgegen. Wir besitzen in Berlin eine Reihe von vortrefflichen Spezialbühnen. Wie in der Wissenschaft, so kann auch in der Kunst das Spezialistentum gefährlich werden, wenn es den Blick für das Ganze trübt. Jedes der Berliner Theater ist mit seinem Stil, seinen Schauspielern und mit einem Teile seines Publikums (wenn auch ein anderer Teil aus verschiedenen Brunnen trinkt) auf ein bestimmtes Programm eingeschworen. Einseitigkeit ist die selbstverständliche Folge.

Mit dieser Feststellung setzt sich Verfasser nur zum Scheine, nicht tatsächlich in Widerspruch zu der von ihm wiederholt vertretenen Anschauung, daß das Grundübel der Provinztheater, auch der größeren, die fast unbegrenzte Vielseitigkeit ihrer Aufgaben ist. Auf den meisten Provinztheatern muß sich das Schauspiel mit Oper, Operette, Lokalposse in die Kräfte teilen. Auf Kunst kann das Provinztheater nicht allein gerichtet sein, da ihm der lockere Geschmack und das Abwechslungsbedürfnis eines verhältnismäßig kleinen Publikums die Lebensbedingnisse diktieren. Das Provinztheater von heute ist ein Mädchen für alles, von dem man nicht verlangen kann, daß es alle Obliegenheiten zur Zufriedenheit erfülle. Die Provinz ist der beste, aber in Ansehung der Kunst ein sehr ungenügend gepflegter Nährboden der Kultur; sie genösse eines guten Theaters mit größerem Gewinn als die leichtlebige Großstadt, wenn sie es besäße. Nur in Ausnahmefällen ergeben sich freundliche Möglichkeiten. Die Hoftheater der kleineren und kleinen Städte hätten die Mittel und die Pflicht, Kunstherde zu sein. Doch ihre Hausherren sind zumeist nicht vom Geschlecht der Apollinischen. So bliebe für die theatralische Kunst außerhalb der Großstädte — für die Stadt- und Provinztheater — allerdings nur e i n Weg offen, zu Ersprießlichem zu gelangen: Teilung der Arbeit. In einem Sinne, den ich an anderer Stelle (1. Märzheft 1906 von „Bühne und Welt") zu interpretieren versuchte: Aufteilung der Arbeit auf die Bühnen einer Anzahl

von Städten, die sich untereinander zu geschlossenen Organismen zu verbinden hätten. Theater-Städtebünde. Jede Vereinigung einheitlich geleitet; in jedem Städtebunde die Pflege der theatralischen Genres auf die Glieder verteilt und genau abgegrenzt. Dann ein Wandern und Sich-Ablösen der Truppen im Kreise, nach Ortsbedingnissen geregelt. Auch dieses Spezialistentum entspräche nicht dem Ideal, es stellte ein Kompromiß zwischen seinen natürlichen Schäden und dem Nutzen dar, daß dadurch eine Art von Kunst-Kanalisation durch alles deutsche Land geführt werden könnte.

Dr. Brahms Lessingtheater gibt uns Ibsen und Hauptmann in einer Vollkommenheit, die, nehmt alles nur in allem, vorbildlich zu nennen ist. Doch schon an Hofmannsthalscher Farbentechnik, dieser Tochter des Naturalismus, scheitert die begrenzte Eigenart der Brahmschen Truppe, und an Shakespeare wagt sie sich aus guten Gründen nicht. Die Reinhardtschen Theater verfügen über ein ausgeglichenes Ensemble überhaupt nicht. Soll man sagen: „noch nicht" oder, des „Nachtasyls" gedenkend: „nicht mehr"? Reinhardt hat die Sorma und die Wangel, hat Schildkraut, Pagay und Kayßler, hat bunte Farbentöpfe und die Drehbühne und hat „seinen" Shakespeare. Es ist ein Ausstattungs-Shakespeare. Zwar manche Erfolge üppiger Stimmungskunst müssen, ohne daß wir gegen das Ärgerliche großstädtischer Effektsucht duldsam wären, unter den neugeschaffenen Werten aufgezählt werden. Denn zuweilen schuf diese experimentelle junge Technik auch schon Großes und Reines (die Aufführung von Hofmannsthals „Ödipus und die Sphinx" ragt empor). Fände aber Ungeklärtes kritiklose Nachahmung, so kutschten wir auf neuen Karossen dem alten Opernblendwerk zu. Barnowskys „Kleines Theater" strebt ernsthaft aufwärts. Sein Ziel bleibt, von den literarischen Kapriolen Wedekinds abgesehen, durch eine gewisse Volkstümlichkeit der Probleme begrenzt. Für die Volkstypen, ob sie vom Ufer der Newa oder der Donau stammen, ist sein Ensemble vorzüglich gebildet. Außerdem ist für das Programm des Kleinen Theaters sein intimer Raum bestimmend. Die verschiedenen Lustspielbühnen Berlins repräsentieren alle Sonderrichtungen des differenzierten Geschmacks — von der Pariser Boulevardposse (Residenztheater) und der französisch-italienischen Komödie (Trianontheater) bis zum Kadelburg-Schönthanschen deutschen Philisterschwank (Lustspielhaus —, das hie und da auch literarische Einfälle hat.) Das Königliche Schauspielhaus hat sich, obwohl ihm erlesene Künstler angehören, aus dem lebendigen Wettbewerbe längst selbst ausgeschaltet. Auch die ordengeschmückte Brust seines neuen Direktors Ludwig Barnay hebt sich stolz in gehorsamer Verachtung aller Kunst der Lebenden, unter denen fast nur mehr Oskar Blumenthal pardonniert zu werden scheint; schlimmer noch ist, daß es

auch die alte, ewig-lebendige Kunst nur zu oft in alte tote Formen zwingt. Im Berliner Theater schwingt in diesem Augenblicke noch der Schauspieler Ferdinand Bonn das Zepter und führt klassische, sowie blödsinnige neue Stücke miserabel auf. Er und seine talentlose Frau verzehren alle Glanzrollen, wie die Kuh Gras frißt. Kann man in der Charlottenstraße zeitweilig ein Theater noch finden, so ist es kein Berliner; denn dann gastiert dort ein französisches oder ein russisches Ensemble. Das Schiller-Theater O und N endlich hat keinen engherzigen Spielplan. Aber seine Bestimmung weist ihm eine wohltätige Wirkung auf die breiten Massen um geringes Eintrittsgeld und mit geringen Mitteln zu. Es ist in der Wissenschaft etwas anderes, neues Wissen zu finden, und etwas anderes, gefundenes Wissen zu popularisieren. Ohne dem Hochmut der Gelehrten zu verfallen, die die Populären gar nicht in ihren Reihen dulden wollen, verwechseln doch auch wir nicht Scheidemünze mit Gold.

Im einzelnen Teile also wird da oder dort das Beste erreicht. Bedenkt man noch, daß es ohne diese Sonderung der Gebiete für die Direktionen der Berliner Bühnen einigermaßen schwierig wäre, ihre Gefährte ausweichend einander vorbei zu führen; daß ferner die Einteilung der Kunstbezirke doch einige (wenn auch, wie sich zeigt, ungenügende) Gewähr für den Verbrauch aufführungsberechtigten Anbotes gibt; und daß schließlich Berlin tatsächlich die Aufgabe zugefallen ist, die deutschen Theater mit geeichten Stücken zu versorgen: so neigt man vielleicht einer resignierten Billigung des Zustandes zu, — vorbehaltlich vieler Wünsche. Die Berliner Theater-Hegemonie wird auch nicht mehr zu erschüttern sein. Einzuschränken höchstens. Neben Berlin, unabhängig von Berlin, können neue Kunstzentren entstehen. Nicht darauf kommt es an, daß Wien, München, Dresden, Hamburg oder andere Großstädte den Berlinern in der theatralischen Massenproduktion den Rang ablaufen; vielmehr eine Kunststätte ist uns nötig, die sich außerhalb des Wettbewerbes stellt, vor den Sensationen der wandelbaren Zeit möglichst geschützt ist und emsig sammelt, was unter den Rädern der großstädtischen Betriebe zersplittert wird, eine abseits gelegene Meisterschule des Theaters, die ruhende Pole schafft und auf dem festen neuen Gefüge unseres alten Besitzes vorurteilslos, aber nicht leichtfertig, — bewußt, aber nicht programmatisch einseitig nach neuen Zielen strebt. So eine Art höchster künstlerischer Instanz für das deutsche Theater, — für die dramatische Literatur sowohl, wie für die Schauspielkunst, der dort ein Geschlecht von Schauspielern erwachsen soll, das fähig ist, der lebendige Spiegel des Zeitalters zu sein. Eines ganzen Zeitalters — mit all dessen vielverzweigten essentiellen Stimmungen.

Der Stil dieses Institutes und dieser Schauspieler würde darin Vollkommenheit erreichen, daß er nicht durch diese oder jene literarische

und mimische Schule eingeschient wäre, sich vielmehr den heterogenen Formen künstlerischer Darstellung nach allen Wünschen und Weisungen der Produzierenden elastisch anbequemte. Zur Geltung gelangen müßte alles, was als ehrlicher künstlerischer Ausdruck ernsten Wollens zu würdigen ist — und es müßte in der Hut kunstverständiger Führer die Reproduktion immer getreulich dem Stile der Produktion gehorchen, der Eigenwille und der unbotmäßige Individualitätskult der Darsteller also unerbittlich den Forderungen der Einheitlichkeit im Kunstwerke unterworfen werden. Welchen ungeheuren Nutzen gewännen die zur innerlichen, zur stilistischen Verwandlungsfähigkeit erzogenen Schauspieler, welchen größeren wir, die wir nicht mehr von der Beschränktheit der Programmspieler verhalten wären, uns die Literatur von der Bühne vorschreiben und verkürzen zu lassen. Wir wollen, daß das Theater fähig sei, sowohl Schiller, wie Ibsen, wie Gorki zu verkörpern. Siehst du heute in einem Theater, das den „Fuhrmann Henschel" oder das „Nachtasyl" im Stile trifft, etwa die „Braut von Messina", so mußt du dir die Auflösung der Symphonie zur Führung des Beweises gefallen lassen, daß die griechisch-romantischen Chöre Schillers uns das vielköpfige Leben eines charakteristischen Milieus vorenthielten. Die Euphonie wird zerstört, das Charakteristische bleibt versagt. Angehende Schillerspieler, die den Weimarer nach Überlieferung deklamieren, tragen fälschende lyrische Rhetorik in ein Ibsen-Stück, dessen unter einer Decke von Nüchternheit wogende Romantik oft nur mit einem leisen Worte oder auch nur mit einem beklommenen Atemzuge, einem verstehenden Blicke anzubohren wäre, daß sie den Lauscher mit ewigem Quell übersprühe. Der große mimische Künstler — wir haben ihrer weniger, als die Fülle guter schauspielerischer Spezialisten glauben läßt — behängt sich nicht mit den Ketten eines enge abgemessenen Stils, verschnürt seine Eigenart nicht, und tut er's dennoch, so haben wir das Resultat: die künstlich verminderte Natur, zu beklagen. Es ist zwar richtig, daß die Vereinigung aller menschlichen Willenskräfte auf eine kleine Zielfläche die Vehemenz des Druckes außerordentlich erhöht; die Wunder der Suggestion erklären sich aus einseitiger starker Veranlagung. Wenn aber nicht das Talent, nur seine Dressur einseitig ist, so führt das Spezialistentum in der Schauspielerei zu einem Minus, nicht zu einem Plus — in bezug auf den einzelnen Künstler, in bezug auf die Schauspielerei überhaupt und dann auch in der Folge in bezug auf das Theater und die dramatische Literatur.

Die Vielheit, die Zerstreuung schwächt, die Sammlung stärkt. Ein Theater, das auf der Höhe unserer künstlerischen Kultur stände, müßte die Kräfte, die neben und gegen einander wirken, sammeln. Es müßte die scheinbare Kluft der Zeiten nicht erweitern, vielmehr dem Alten wie dem Neuen gerecht werden, indem es das Charakteristisch-Zeitliche einfügt

in eine höhere, zeitlose Ordnung. Alle Dinge, die in irgend einem Sinne dem Ewig-Menschlichen verwandt sind, sind auch untereinander verwandt. Die Ausdrucksformen mögen noch so verschieden sein, die besonderen Verhältnisse noch so wesentliche künstlerische Sondergestaltung bedingen: das Gemeinsame in aller Kunst ist doch so unerschütterlich wie die Wahrheit, daß keine Kunst der menschlichen Natur fremd sein kann. Will man den großen Stil finden und festhalten, aus dem, wie die Äste aus einem Baume, die Gattungen der Stile und Stilchen sprießen, so gilt es nur, den unveränderlichen Stamm der Natur zu erkennen. Das orthodoxe Sektenwesen in der Kunst hatte immer und überall seine Ursache darin, daß eine Einseitigkeit, die entweder in Begeisterung blind war oder egoistisch aus der Not eine Tugend machte, irgend einen Ast für den Stamm hielt oder ausgab. So auch in der Literatur, so auch in der Schauspielerei. Der Stamm ist weder gut noch böse, weder schön noch häßlich — oder man kann auch sagen: er ist gut und böse, schön und häßlich. Er ist Natur. Was aus ihm wächst, ist gerecht. Nur die eingesetzten Äste taugen nicht. Auf der südlichen Seite grünt der Baum üppig, die nach Norden gestreckten Äste haben die Stürme kahl gemacht. Da holde Maienblüte, dort rauhes Moos, giftige Wucherpflanzen. Wir haben kuriose Ästheten, des Nordens und des Südens . . .!

Das in Jamben konzertierende Schiller-Epigonentum, die geleckte After-Natürlichkeit des Esprits, die unduldsame Lehre von der farb- und ideenlosen dramatischen Photographie ausschließlich sumpfiger Zustände, die absichtliche Ernüchterung, die eine eigenwillige Schauspielerei dem Dichter dort entgegensetzte, wo er entnüchtern wollte — das waren eingepfropfte Äste. Sie starben oder sterben ab. Unbekümmert um alle alten und neuen Theorien wächst Romantisches und Realistisches, Großes und Kleines (besser: Makrokosmisches und Mikrokosmisches), Alt- und Neugeformtes nebeneinander, ineinander und das eine aus dem andern. Die Bühne, die die Zeit in ihrer höchsten künstlerischen Kraftsteigerung spiegeln soll, muß verbinden, nicht trennen und zersetzen. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." Der reiche Erbe, der Übernommenes nicht in seinem eigenen Wesen auflöst, ist arm. Die alten Meisterwerke der Bühnenklassiker wurden überdies meistenteils aus untreuen Händen übernommen, — von Dramaturgen und Schauspielern verstümmelt, verschnörkelt, verbildet. Auch gotische Baudenkmäler hat die Barbarei des Barock verunstaltet. Reinigt sie nur erst! Und dann seht sie mit gesunden Augen an! Mit den Augen eures Zeitalters! Dann nehmt ihr Ewiges aus unveränderten alten Formen in euer Inneres auf! Dort, in unserem jungen Blut, mag sich ja ein neues Bild, ein neuer Geist gestalten — kein Feind, nein, ein Kind jenes Geistes, der die Schöpfer erfüllte. Denn gewiß lebt immer wieder ein anders denkendes Geschlecht. Die innere Umgestaltung nenne ich den

neuerworbenen Besitz an dem Erbe der Väter. Diesem Gesetz ist die neue dramatische Produktion geradeso unterworfen, wie die neue Schauspielkunst. Denn alles Neue wächst organisch aus dem Alten, aus dem einen Stamme.

„Ein neues Pathos finden," sagt Louise Dumont. Ein neues Pathos für die Alten, das ihrem Marmor frisches Blut gibt, ein neues Pathos für die Jungen, die auf der „großen Linie" der Alten eine Kunst schaffen wollen, „die uns Heutigen gleichzeitig als wahr erscheint und die ästhetische Erschütterungen erzeugt". Das sind freilich wieder nur Worte, und es entsteht keine Kunst aus Programmen, immer aus Taten. Auch bestände, wenn sich die Produktiven überhaupt auf eine „Linie", und wäre es die große oder die größte, einschwören ließen, abermals die Gefahr doktrinären Literatentums. Was zu der Prophetie der kommenden Dramatik den Anlaß gab, verstehen wir ja alle: einerseits die Reaktion nach dem extrem-naturalistischen Milieu- oder Zustands-Schauspiel, eine Reaktion, die von den Epigonen, nicht von den Meistern hervorgerufen wurde — denn Hauptmanns „Weber", Gorkis „Nachtasyl" haben an Wirkung und Bedeutung nichts eingebüßt. Dann der nachhaltige Eindruck von Maeterlincks und Hofmannsthals romantisch-lyrischer Dichtung. Wenn wir erst wieder der Nachahmer dieser Modernsten überdrüssig sind, hat sich die Konstruktion des Zukunftsdramas von selbst erledigt. Eines wird auch dann, wird, solange die Menschheit entwickelungsfähig ist, wieder an die Herzen pochen: die Sehnsucht nach dem Neuen, die Unzufriedenheit im Beharren. Diese Unzufriedenheit, dieser immer erneute Sturm und Drang ist ja eben das Zeugende zu allen Taten des Lebens und der Kunst. Unglückselig und unfruchtbar ist der Zufriedene. In dem wuchtig gestammelten revolutionären Hymnus „An die Not" blickt Richard Wagner der Welterhalterin ins Auge. Es ist nicht einmal so nötig, daß aus dem gärenden Moste immer klarer Wein werde, als daß das Blut der Sehnsucht überhaupt gäre.

In dieser Auffassung stellt sich auch ein gewisser unerfreulicher Mangel an Billigkeit bei der Beurteilung des Errungenen als billig und erfreulich dar. Hermann Bahr, das leibhaftige Perpetuum mobile, hat schon am 15. Mai 1900 („Premièren", München, Albert Langen) die Begründung des „neuen" Stils nach der „Überwindung des Naturalismus" mit dem ihm eigenen impressionistischen Radikalismus ausgerufen, und Louise Dumont (nach ihr auch Herr Paul Ernst in den Düsseldorfer dramaturgischen Blättern „Masken") geht in der Konsequenz des Revolutionären sogar so weit, Ibsens Gestaltendes und Technik für überwunden zu erklären. Gewiß, da ist jemand sehr unvorsichtig bei dem Verschütten des Bades — jemand, der es sich, wenn er Hunderte von Jahren leben könnte, gefallen lassen müßte, über das Dauernde der Menschenschöpfungen

Ibsenscher Technik („Technik“ ist Harmonie des Könnens mit dem Wollen) belehrt zu werden. Daß die sklavischen Nachahmer Ibsens nichts Starklebiges zustande brachten, beweist nichts gegen seine Aussaat, die auf unsern Äckern noch lange, lange nicht abgereift ist. Aber derlei extreme Äußerungen des Tattriebes richten ja wenig Schaden an, zumal wenn die Taten derer, die sich in Worten übernehmen, nicht die von Bilderstürzern und Anarchisten der Kunst sind, vielmehr die Keime des Erhofften in der rechten Pflege des Gegebenen fördern wollen.

Der Versuch einer solchen richtigen Pflege ist nun wieder einmal unternommen worden. Sobald die theoretischen Neuerer den Boden der Praxis betreten, aus papierenen Dramaturgen Bühnenleiter werden, können sie naturgemäß nur mehr die Vergangenheit, nicht eine doktrinäre Zukunftsliteratur in die lebendige Gegenwart umsetzen. Denn die theatralische Kunstübung ist absolute Gegenwartskunst. Sie vermag Erstorbenes wieder zu beleben, wenn es sich für den neuen Atem des Augenblicks empfänglich erweist; aber ob sie zum Jahrtausend des Äschylos zurücklangt oder das Gestern zum Heute macht, immer ist die Bühne Ährenleserin auf dem Felde, das ihr die Dichter vorbestellt haben. In Hinsicht auf den Entwicklungsgang der Literatur kann das Theater, kurz gesagt, über seinen vermittelnden Einfluß nicht hinaus. Gewiß war es oft das lähmende Verhängnis unserer besten Dramatiker, daß ein feiler Geschmack ihnen die Bühnen verschloß oder die Schauspieler verdarb. Man weiß, wie Ludwig Anzengruber verdrossen der Bühne den Rücken kehrte, die zu seiner Zeit von Operette und Posse korrumpiert war. Den Dichtern der Zukunft gibt das die Pflichten der Gegenwart erfüllende Theater die Gewähr, daß es mit ihnen Schritt halten wird. Mehr kann es nicht tun für das Kommende; aber schon das ist viel. Von dem „Programme“ des neuen Düsseldorfer Schauspielhauses und aus den Partituren seiner dramaturgischen Zeitschrift streiche ich also getrost alle Noten der literarischen Zukunftsmusik. Die vorsätzliche Neuerungssucht wäre sogar bedenklich, wenn sie in diesem Falle nicht bloß einen harmlosen akademischen Charakter trüge. Das notwendige Neue entsteht ganz von selbst, wie jede Notwendigkeit. Kein „neues Pathos“ der Schauspieler ruft neuartige Dichter aus der Erde. Dieses „neue Pathos“ erfüllt seine Bestimmung vielmehr gerade und ganz und gar an den Dichtern, deren Werke es bereits vorfindet. Was der Schauspieler unmittelbar von der Sehnsucht unserer Zeit in sich aufnimmt und weitergibt, das kann ihn nur befähigen, die Zeit zu löschen, die zwischen seinem Augenblick und den Dichtern der verschiedensten vergangenen Zeiten liegt. Insoferne die periodischen Verirrungen der Schauspielerei uns von alten Lebensströmen der Kunst entfernten oder diese gar verschütteten, darf der Bühnenstil, der die Verirrungen beseitigt und unser Eigentum uns wieder in Besitz gibt, sich der „neue“ nennen; und mit noch augenfälligerem Rechte dann,

wenn reifendes Erfassen jüngere dichterische Werke den Bühnen zum ersten Male erobert.

Ohne Zweifel stellt die Wiedergeburt der Antike, Schillers, Hebbels und Shakespeares (an ihm vornehmlich haben Theoretiker und Praktiker sündhaft dilettiert) dem „neuen Pathos“ Aufgaben, die schwerlich theoretisch endgültig und niemals praktisch völlig gelöst sein werden. Gerade so ist es mit Ibsen, den auch immer wieder die Zeitlichen in ihrem Zeitlichen suchen und darstellen und dabei in seinem Ewigen finden werden. Die Schauspieler, die Bühnen sind die besten ihrer Zeit, die aus allen Jahrhunderten das Echo der Gegenwart wecken können.

Die Schauspielkunst ist also ausschließlich Gegenwartskunst. Darüber kann sie nicht einmal theoretisch hinaus, denn diese Kunst wirkt erst, wenn alle Theorie verstummt ist. Im Grunde gilt das „Bilde, Künstler, rede nicht,“ von jeder Kunst; bei keiner aber darf der Genießende weniger an die Quellen des Wissens und der Absichten gemahnt werden, als bei der Lebensverkörperung auf der Bühne. Deshalb mögen uns auch die literarischen Zukunfts-Utopien der Düsseldorfer kühl lassen, und keine theoretische Polemik verdunkle die Freude an dem, was dort mit frischem Mut, erlesenem Geschmack und geläutertem Gegenwartsgefühle in der Tat zu bilden gesucht wird.

Das von Louise Dumont ins Leben gerufene, im Oktober v. J. eröffnete, von der Dumont und dem ehemaligen Direktor des „Modernen Theaters“, Lindemann, geleitete Düsseldorfer Schauspielhaus spricht eine hohe Bedeutung nicht bloß für eine Stadt oder für das Rheinland, vielmehr für ganz Deutschland, für das deutsche Theater und die deutsche Kunst an. Es erhebt diesen Anspruch nicht mit seinem Programme — Druckerschwärze auf Papier —, vielmehr mit seinen jungen Leistungen. Die ernste Sorge aller, die die Entwickelung einer deutschen Musterbühne wünschen, sollte darauf gerichtet sein, daß diese Bedeutung nicht etwa bald wieder eine — historische werde. Mancherlei Krisengerüchte beunruhigen die hoffnungsvollen und neidlosen Freunde des Instituts, das aller müßigen Schreiberei über „Theaterreform“ das Goethewort entgegenhält: „Der Worte sind genug gewechselt!“ Zuerst schied der Dramaturg und Regisseur Herr Dr. Paul Ernst von dem Unternehmen, das ihm ohne Frage in Hinsicht auf Richtmaß, Programm und Durchführung viel zu danken hatte. Dann wieder wurde gemeldet, daß ein Teil der Schauspieler, und zwar hervorragende Künstler, die Unterordnung ihrer individuellen Technik und Gewohnheiten unter die Gesetze des einheitlichen Stils nicht hätten ertragen wollen und deshalb die Verträge mit dem Theater lösten. Die Presse, und zwar nicht bloß die Lokalpresse, beschäftigte sich mit diesen Zwischenfällen meines Erachtens zu neugierig und nahm sie viel zu ernst. Einsichtige begreifen, daß auch das Düsseldorfer Schauspielhaus seine Kinderkrankheiten über-

stehen muß, und daß das Sensationsgehasche der öffentlichen Meinung den Prozeß nur zu verwirren geeignet ist. Es bleibt für die größere Sache auch verdammt gleichgültig, ob in den einzelnen Streitfällen dieser oder jener Schauspieler oder die Direktion mehr im Rechte war. Sobald sich einmal die Zeitungen in diesen Sachen schiedsrichterlich gebärden, maßen sie den Schauspieler-Velleitäten eine übertriebene Bedeutung an, verstärken die Eigenbrödelei und schädigen höhere Zwecke. Im Prinzip ist das Gebot der absoluten Unterordnung des ehrgeizigen Einzelwillens unter die einheitliche Idee nicht nur gesund, sie ist geradezu Alpha und Omega eines künstlerischen Theaters. Es scheint leider, daß in der guten Stadt Düsseldorf sehr viele Leute, darunter auch Herolde des allgemeinen Geschmackes, gar nicht ahnen, welche wichtige Angelegenheit ihren Mauern anvertraut ist, so daß sie das Schauspielhaus, auf das Deutschland blickt, wie ein Provinz- und Stadttheater ansehen. Sogar ein bißchen Schadenfreude machte sich unter einem engen örtlichen Horizont da und dort geltend und drang nach außen. Eine strenge, den Zielen des Unternehmens entsprechend hochgezogene Kritik muß selbstverständlich einem Kunstinstitute, das auf den relativen Maßstab der Provinz keinen Anspruch erhebt, willkommen sein; nur daß sie auch den Absichten des Theaters gewachsen sei, ist zu verlangen. Doch die Freude an dem gewöhnlichen Theaterklatsch und eine gewisse Anwaltschaft für die Wünsche einzelner Schauspieler weckt gerade in dieser Hinsicht Bedenken.

Diese Übel wiegen übrigens an und für sich nicht schwerer als die selbstverständlichen Anfangsschwierigkeiten bei der Disziplinierung des künstlerischen Ensembles; und unter den Schauspielern Deutschlands lassen sich heute Talente genug finden, die Intelligenz und Bildung zur einsichtsvollen Mitwirkung befähigen an diesem Theater, das in besonderem Maße Selbstentäußerung fordert. Man darf ja auch hoffen, daß das ideelle Interesse des deutschen Publikums im weiten Lande die Autorität des Unternehmens stützen werde, wenn nur erst allgemein bekannt geworden ist, was in Düsseldorf gewollt und geschafft wird.

Pessimisten allerdings sagen: „Was vermag denn der Dombaumeister, wenn Grundwasser den Bau unterspült?“ Und sie bezweifeln, daß die Stadt Düsseldorf der rechte Ort sei für eine Hochburg der Kunst. Lebensfreudigkeit sprüht ja üppig in den Rheinstädten, und Maler und Baumeister von edelstem Range hinterließen dort ihre ewigen Spuren. Auch die goldenen Adern fließen reichlich im Rheinlande — und aus ihnen konnten rasch die Mittel geschöpft werden für die Errichtung des Schauspielhauses in Düsseldorf. Die Pessimisten aber weisen auf riesige Gebäude in den großen Städten am Rhein und sagen: „Hier befriedigt unser leichtlebiges Volk seine Schaulust.“ Es sind die — Tingeltangel, die ihre Hallen täglich für Tausende öffnen. Und die Zweifler erzählen, daß viele der musterhaften Stilvorstellungen des neuen Schauspielhauses

verhältnismäßig schwach besucht waren und daß der Zustrom von Zuschauern aus den benachbarten Städten bisher den Erwartungen nicht entsprach, während die unter den herkömmlichen Bedingnissen für die Alltagskost sorgenden alten Theater ringsum sich mit dem angewohnten Stammpublikum füllen. Die in der Geschichte des deutschen Theaters Beratenen wollen auch im Schatten der Vergangenheit üble Vorzeichen erkennen. Jetzt prangt ja ein Denkmal Karl Immermanns in Düsseldorf. Als er sein kühnes Herzblut und die beste Kraft des Dichters und Theaterkünstlers dem Gedanken opferte, in dieser Stadt Deutschland eine Musterbühne zu geben, da ließ ihn die Bevölkerung im Stich.

Es war in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Immermann, dem Schöpfer und Leiter der ersten Düsseldorfer Musterbühne, standen Felix Mendelssohn-Bartholdy als Operndirigent und als kritischer Beirat Christian Dietrich Grabbe zur Seite. Was Immermann aus kärglichen Mitteln mit seinem dramaturgischen und theatralischen Genie schuf, überragte nicht nur weit die Leistungen seiner Zeit auf diesem Gebiete, war nicht nur von unentbehrlicher Bedeutung für die an Lessing, Goethe, Schreyvogel und Tieck anknüpfende Fortentwickelung des deutschen Theaters, es befruchtet vielfach auch heute noch die praktische Dramaturgie. Richard Fellner gebührt das Verdienst, in seiner „Geschichte einer deutschen Musterbühne" (Stuttgart, Cotta, 1888) das Martyrium dieses Vorkämpfers an den Quellen Immermannscher Aufzeichnungen (Tagebücher und Briefe) lehrreich geschildert und den Bühnen der Gegenwart die Fülle der dramaturgischen Entwürfe und Einrichtungen Immermanns zu dauerndem Nutzen übergeben zu haben. Aus seinem Buche spricht ein verflossenes Zeitalter mit den leider bis zum heutigen Tage vielfach wiederholten Schäden, Gebresten und Kämpfen.

Die Not des deutschen Theaters, dessen Glanz nach den Blütezeiten der großen Reformbühnen für immer verblichen schien, war damals allerdings besonders groß. Im Berliner Hoftheater hatte die Intendanz des Grafen Redern die Traditionen Ifflands vernichtet. Geradeso vertilgten der Höfling Czernin und sein Direktor Deinhardstein mit den Bütteln der österreichischen Zensur die Würde des Schreyvogelschen Wiener Burgtheaters. Der gleichen Verflachung war Hamburg, die Stätte von Lessings, Eckhoffs und Schröders bahnbrechendem Wirken, geopfert worden. In Weimar war Goethe gewichen, München und Mannheim gingen durch die leitenden Hofkreaturen künstlerisch zugrunde; nicht minder Dresden, wo Ludwig Tieck von denselben Einflüssen zum Rückzuge gezwungen wurde. „Immermann," schreibt Fellner, „litt geradezu unter der Schmach der deutschen Bühne, die ihm durchaus als eine nationale Sache erschien." Immermann erkannte den Urgrund des Übels in dem rechtlichen Zustande der Hoftheater. Die Fürsten betrachteten größtenteils die Bühnen als bloße „Vergnügungsanstalten" und bestellten

unwissende, knechtische maîtres de plaisir als Leiter; noch größeren Unfug richteten sie an, wenn sie sich in eigener Person um die künstlerische Leitung bekümmerten. Die „kunstfremden Führer der Hofbühnen", der Polizeigeist, die Zensur, der politische Zustand, demzufolge alles, was öffentliche Vertretungen, mitunter reichlich, für das Ideal einer Nationalbühne opferten, den Hofkassen zufloß und der die Hofämter befugte, dem Volke die geistigen Bedürfnisse zuzumessen — diese kläglichen Verhältnisse bestimmten Karl Immermann, eine Bühne aus den Mitteln der Bevölkerung zu schaffen und mit diesem selbständigen Institute das deutsche Theater vor dem Verfalle zu retten. Er wählte die Stadt im wohlhabenden, dichtbevölkerten Lande, — fern von der Hofluft, fern auch von dem verwirrenden Getriebe der Großstadt und ihrem schlimmen Heißhunger nach Sensationen.

Siebzig und mehr Jahre scheiden uns von dem Werke Immermanns. Viele der bösen Voraussetzungen, die das Gute schufen, bestehen auch jetzt noch. Im Wesen der meisten Hoftheater hat sich wenig verändert — und die künstlerischen Privattheater der Großstädte machen, wie schon dargelegt wurde, mit ihren Teilarbeiten den Bestand einer Bühne, die auf das große Ganze gerichtet ist, nicht überflüssig. Auch jetzt wieder sucht man in der stilleren Stadt die Unabhängigkeit von der Mode des Tages, den vollen Ausdruck der tieferen Sehnsucht unserer Zeit. Die neue „Musterbühne" will in derselben Rheinstadt gedeihen, die Karl Immermann sich auserkoren hatte. Innig ist zu wünschen, daß die Schaffenden am Werke Ziel und Kraft nicht verlieren, daß sie nicht an der Indolenz derer, die fördern sollten, erlahmen und nicht etwa später bloß ein Theatergeschäft, wie es deren viele gibt, mit immer größeren Zugeständnissen an die ars vulgivaga führen mögen.

Was man sonst den strebsamen Leitungen der würdigeren Stadttheater zugute halten darf: daß sie sich die Möglichkeit zu künstlerischer Wirksamkeit aus den Erträgnissen der rohen Theatralik zu schaffen haben, das muß dieser Programmbühne versagt sein. Ihre Existenzberechtigung endigt an der Peripherie der Kunst. Die Aufführung des „Traumulus" konnte vielleicht noch geduldet werden, die eines Benedixschen Lustspiels im historischen Biedermaierkostüme mochte als Kuriosität hingehen; aber die geschmacklose Boulevardposse „Der Prinzgemahl" war eine bedenkliche Abirrung, und wiederholtes Geschäftemachen auf der Theaterbörse müßte den Kredit erschüttern, den ein schöner Anfang der Bühne erwarb. Dann wäre wieder einmal einem Vorsatze die Grabschrift zu schreiben. Solch ein Ende würde freilich zunächst jene anklagen, die sich dem Ringen nach der Höhenkunst in den Weg stellen. Aber darin liegt die wehmütige Bosheit der Vorsehung: der Banause hat immer ein gutes Gewissen. Die Türken machten Pferdekrippen aus zerstörten Marmorsäulen der Akropolis — und ließen sich's dabei behagen, wie ihren Rossen.

Noch einmal: Das Programm allein wäre es nicht, das den Optimismus vertrauensvoll auf das Düsseldorfer Schauspielhaus blicken läßt. Ein Theater kann immer nur nach seinen Fleisch gewordenen Absichten beurteilt werden. Erst die Aufführungen gestatten die entscheidenden Fragen nach dem Repertoire, nach der Regie und den schauspielerischen und szenischen Darstellungsmitteln. Wie dramatische Literatur und Theater, so sind Repertoire und Darstellungskunst aufeinander angewiesen. Demnach läßt sich die Stellung eines auf der Höhe der Zeit stehenden Schauspielhauses nicht besser bezeichnen, als mit der Zuerkennung, daß es ohne parteiliche Bevorzugung einer literarischen Richtung das Gegenwartsgefühl in alten und neuen Stücken künstlerischen Stiles zu wecken und ihnen mit zweckmäßiger Verwertung guter Mittel möglichst gerecht zu werden sucht. Diesen rechten Weg beschritt das Düsseldorfer Schauspielhaus mit seinem Repertoire, mit seinem von kundiger Hand zusammengesetzten erstklassigen Schauspieler-Ensemble, mit seiner schöpferisch und selbständig arbeitenden Regie.

Das Halbjahr der Tätigkeit zeigt immerhin schon den leitenden Gedanken bei der Repertoirebildung auf. Ohne pedantische Rücksicht auf die Kunstgeschichte und ihre Philosophie und auch nicht etwa von Punkt zu Punkt in chronologischer Reihenfolge, soll eine Linie gezogen werden, die die dichterischen Spitzen der Zeitalter und ihrer Weltanschauungen miteinander verbindet. Der Geist der Antike, der religiöse des Calderon, der des alten Mimus in Shakespeare, der Kantsche in Schiller, der Hegelsche in Hebbel ist leicht zu fassen. Alles Gewesene liegt plan, geklärt, abgeschlossen hinter uns. In der ringenden Gegenwart aber drängt der elektrische Strom noch zu vielen Polen. Eine einheitliche Weltanschauung hat uns die Naturwissenschaft bisher nicht gegeben, deshalb fehlt auch unserer Kunst mehr als der anderer Zeitalter ein sicherer Stil. Darwin und Schopenhauer wirken in Ibsen nach, Nietzsche und Haeckel in unseren Modernsten, in Maeterlinck, Hofmannsthal, ja auch in Strindberg und Wedekind. Und ungezählte neue soziale Quellen speisen unsere Ethik. Die rege Verbindung von Wirklichkeit und Dichtertraum (Leib und Seele sind eins) drängt im Ausdrucke der dramatischen Dichtung der Tragikomödie zu. Wenn wir feinfühlig horchen, hören wir freilich gar viele Stimmen unserer Sehnsucht schon in den Dichterwerken der Alten rauschen. Sie zu vernehmen und sie so wieder zu verkünden, daß wir in ihnen, in den ewigen Wahrheiten und Schönheiten, auch Willenselemente unserer Zeit erkennen, das erstrebt das moderne Theater großen Stils. Die sogenannte „Moderne" gibt sich dann auch als natürliches Produkt der Entwickelung; das neue Pathos als lebendige Verbindung von jung und alt. Gewiß will und muß jeder Dichter in seinem Stile, im Stile seiner Zeit gegeben werden; aber weder die Alten, noch die Neuen dürfen von einer effektsuchenden Schau-

spielerei so tief ins Zeitliche getaucht werden, daß der Dichter bloß zum Chronisten wird.

Es war in Friedrich Hebbel, dem Klassiker mit der nervösen modernen Problematik, der rechte Mittler ausgewählt worden. Mit seiner „Judith" wurde das Düsseldorfer Schauspielhaus im Oktober eröffnet. Alle Eröffnungsvorstellungen haben etwas Typisches: die Ecken des neuen Ensembles können noch nicht abgeschliffen, die Maschinenteile noch nicht gehörig eingeölt sein. Die Kritiker, die sich aus ganz Deutschland in Düsseldorf versammelten, hätten besser statt des Festtages irgend einen späteren Werktag gewählt. Die natürlichen Mängel des schweren Anfangs verleiteten sie zu mancher Unterschätzung. In einer Novemberwoche konnte ich vier Stücke im Düsseldorfer Schauspielhaus, dessen Ensemble dank einer überaus emsigen und rationellen Probenarbeit bereits erstaunlich eingespielt war, erleben. Ja, von einem Erlebnis darf gesprochen werden; und der, dem es zuteil wurde, hatte gerade die vorgeführten Dramen — mit Ausnahme von Ibsens „Komödie der Liebe" — schon sehr oft und auch in vielgerühmten Wiener und Berliner Aufführungen auf sich wirken lassen. Sie erschienen ihm nun mit einer neuen Gefühlsmacht, aber nicht — und diese Unterscheidung sei betont — in einer um jeden Preis neuartigen Gewandung.

Am stärksten prägte sich das in „Kabale und Liebe" aus und dem Zuschauer ein.

Das Hinterhaus in Schillers sozial-revolutionärem Drama steht zu dem kleinbürgerlichen Schauplatze vieler unserer jungen Schauspiele im engen Verwandtschaftsgrade von Großmütterchen und Enkelkind. Noch näher als das realistische Detail rückt uns das Stück mit der vom Klassizismus noch nicht beschnittenen Lebensfülle der Millerschen Gestalten. Schiller hat diese Größe im Kleinen später nicht mehr erreicht. Das rechte Zeitgemälde eines Dichters gibt im Zeitlich-Bedingten zugleich auch das Unbedingt-Gültige. Der Trotz in „Kabale und Liebe" ist zeitgerecht, solange göttliches Menschenrecht gegen den menschlichen Aberwitz des Tyrannentums in irgend welchen Formen zu kämpfen hat. Das göttliche Herz der Dichtung fühlen wir heute viel stärker in der echt menschlichen Umhüllung dieser Kleinbürger, als aus den glanzvollen geflügelten Worten Ferdinands und der Lady Milford. Indem die Düsseldorfer Aufführung wie mit Hogarthschem Pinsel die alte Bürgerstube wieder belebte und uns die Vorbedingung zu vollkommener Einfühlung gab, entfernte sie mehr und mehr die trennende Wand. Die naturalistische „Schule" hatte früher ein Zuviel getan; sie suchte das Übermaß klingender Phrase im jugendlichen Schiller zu löschen, indem sie den Flügeln seiner Diktion den Farbenstaub abstreifte, und verfiel dabei in das entgegengesetzte Extrem jenes konzertanten Schillerstils, der an den Fehlern des Dichters die eigene Ohnmacht gemästet und aus des Dichters Menschen

Deklamationsinstrumente gemacht hatte. Die Deklamatoren pflegten die Mängel dieses Schauspiels zu vergröbern, die Neuerer sie — bloßzudecken. Jedem kritischen Leser drängen sich ja die vielen ungenügenden, zum Teile recht kindischen Motivierungen in „Kabale und Liebe" auf. Das Briefdiktat ist eine lächerlich fadenscheinige Intrige, und zahlreiche Glieder, die eine logische Kette des Dramas bilden sollten, sind geradeso wenig nach dem Gesetze von Ursache und Wirkung zu prüfen, wie Ferdinands effektvolle Frage unmotivierter Sorge: „War kein Marschall da?" Auf der Bühne aber schweißt — eine fast einzige Erscheinung — die dichterisch lodernde Theatralik diese Glieder für unser rasches Mitempfinden zusammen, wenn nur das rechte Feuer dort entzündet ist. Wer also die Flammen des jungen Schiller löscht (ich erinnere mich des unglückseligen Bonnschen Flötenspielers!), der zerstört „Kabale und Liebe". Die Aufführung des Düsseldorfer Schauspielhauses schien mir in überlegener Beherrschung der disparaten Elemente einen wunderbaren Ausgleich zu treffen zwischen dem, was dem Jugendwerke Schillers eigen, und dem, was an diesem Werke allgültig ist. Sie ließ das junge Blut blühen, hütete sich aber vor blutlosem Singsang. Sie vertauschte nicht gewaltsam den Stil einer Zeit gegen den einer anderen Zeit, doch sie traf den echten Stil der Jugend im Gegensatze zu der jugendlichen Schminke seniler Epigonen. Begeisterung ist, wenn sie nur echt klingt, auch im Phantastischen realistisch-lebenswahr. Die Kadenzen und Posen alter Schauspieler haben uns den Schiller gefälscht, wie die absichtlichen Dissonanzen und Ernüchterungen der Veristen. Die Düsseldorfer machten „Kabale und Liebe" im realistischen Detail und im großen Gefühle wahr. Und so gelang ihnen, was Lessing vom guten Schauspieler verlangt: sie griffen dem Dichter unter die Arme, wann immer ihm Allzumenschliches passiert war. Es könnte vielleicht bewiesen werden, daß der sehr leibhaftige Stadtmusikus Miller Fritz Odemars doch nicht an Försters schauspielerisches Vorbild hinanreichte. Aber damit wäre wenig bewiesen. Denn daß alle Rollenträger in musterhafter Abstimmung den harmonischen, den lebensvollen Gesamteindruck von „Kabale und Liebe" vermittelten, das war die Tat des Schauspielhauses und eine Probe seines neuen Pathos.

Die Ausdrucksfähigkeit dieses durch den Naturalismus geläuterten und mit dem Leben fester verknüpften Schönheitsstiles versagte auch nicht in den Ekstasen des Krankhaft-Sensuellen, in der vom Rhythmus eines brünstigen Blutes getragenen Wildeschen Dichtung „Salome". Der Vergleich dieser Aufführung mit der Direktor Reinhardts drängt, ich sage es offen, ein Unmutsgefühl auf gegen das Privileg Berlins, unsere Theatermünzen zu prägen. Die Reinhardtsche „Salome" und ihr schauspielerischer Mittelpunkt (Gertrud Eysoldt) riefen, um hier den Unterschied in Kürze zu fassen, das pathologische Interesse an tierischer Ent-

artung des Menschlichen wach, die Düsseldorfer und Hermine Körner lösten das Subversive in einem Schönheitstaumel auf, der uns auf hohen Wellen über den moralischen Schrecken hebt. Die Schauspieler musizierten nicht mit dem Stimmfall, aber in ihren Adern schien das Blut zu klingen, und ihre Worte und die Farben und Lichter gaben den Sinnen einen Rausch, wie nur je eine gewaltige Symphonie. Mit dem Musikalisch-Malerischen, das durch tausend Gedankenreize und in den Halb- und Vierteltönen der rasch folgenden Naturlaute der Schauspieler viel mannigfaltiger wird, als Oper und Opernsänger in ihren breiteren Ausdrucksformen es geben könnten, hatte der nachdichtende Düsseldorfer Regisseur (Arthur Holz) diese Darstellung gesättigt.

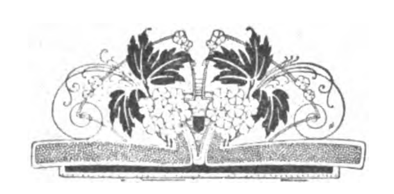
Nicht ganz auf der gleichen Höhe stand, was einzelne Schauspieler in Halbes „Jugend" boten. Doch bis zum Meistaufgebot ihres individuellen Vermögens hatte auch in diesem Stücke (dessen Aufführung im städtischen Theater die katholischen Stadtväter der liberalen Stadt Düsseldorf nicht erlaubt hatten!) ein leitender Wille die Kräfte gehoben. Und da Wille und Ausdruck sich in allen wesentlichen Zügen deckten, fallen die artistischen Gradunterschiede zwischen den Düsseldorfer und anderen vorzüglichen Darstellern des Stückes lange nicht so ins Gewicht, wie die wunderbar treue Atmosphäre, die die Szene von den verschwiegensten Reizen der tragischen Frühlingsdichtung übernommen hatte.

Das schwierigste Darstellungsproblem aber hatte sich das Düsseldorfer Schauspielhaus mit Ibsens selten gespielter Komödie, der einzigen des bitteren Idealisten, — mit der „Komödie der Liebe" vorgesetzt. Noch stärker als in manchem anderen Bruchstücke des großen einen Lebenswerkes Ibsens mischen sich in dieser frühen Dichtung romantische Elemente mit den kaustischen Schonungslosigkeiten des Züchtigers und Edelzüchters der Gesellschaft. Die Mischung ist sogar einigermaßen charakteristisch für unsere Gegenwartsliteratur überhaupt, für den Trieb wenigstens, der nach der Tragikomödie weist. Nur hat das Komische in Ibsens Komödie nicht eigentlich heiteren, sondern satirischen Charakter, wenn es auch in der Gestalt des kinderreichen Pastors, des gütigen Philisters, lachhaft und rührend bleibt. Die Kontraste der Ibsenschen Natur treten in dem Stücke besonders scharf auf; denn hier ist seine Romantik, die später in der düsteren Rattenmamsell spukt, noch weiche Lyrik, — die Lyrik der nordischen Mailandschaft und einer jungen Dichterliebe. In diesem Blütenduft findet Ibsens Poet nicht das Glück des Traumes. Der klare Einblick in das Leben rings um ihn und in die eigene Brust erklärt ihm die ewige Feindschaft zwischen Idealität und Realität. Will der Jüngling — Falk ist sein Name — nicht wie alle jene, die einst schwärmten und nun im Hafen der Ehe ihre Liebe längst versenkt haben, das Göttliche löschen, so bleibt ihm nur der herbe Abschied, die Rettung des Schönen in der Entsagung.

„Mein Frühlingslieb, Gott segne dich,
Wo ich auch bin, mein Werk soll dich umschweben!“

Im letzten Werke Ibsens, im Epiloge „Wenn wir Toten erwachen“, müssen auch Rubek und Irene an der tranſzendentalen Schwelle ihres heiligen Glückes von der Lawine begraben werden, damit sie nicht in die Täler der Nüchternheit steigen. — Gerade die Realisten dürfen übrigens berechtigten Einspruch erheben gegen das heroische Erkennungsvermögen Falks, des Dichters im Wonnemond. Es leuchtet ein, daß ein aus Lyrik und Satire geborener dramatischer Organismus einen sehr heiklen Anspruch an die Bühne stellt, die kein Gemenge, vielmehr eine innere und äußere Einheit geben soll. Der Stil der Düsseldorfer Aufführung hielt sich an die feine Mittellinie; rechts ein berückender Blütenhain, links die Sümpfe alltäglicher Jämmerlichkeit; und die Winde wehen hier hin und dort hin. Der Zielpunkt, die fast tragische Erhebung im — Lustspiel. Das war Gegenwartskunst, die nur mit den Organen unserer Generation empfangen werden kann.

Die vier Stücke, die mir das Düsseldorfer Schauspielhaus darbot, umspannen ein so weites, von zeitlichen und generellen Gegensätzen erfülltes Gebiet, daß der kritische Betrachter nach diesen Proben sagen darf: die Kräfte leben, die zur Einheit wirken. Ringen sie sich durch und befruchten sie die deutschen Theater, so werden wir allmählich in den vollen Besitz des Reichtums gelangen, den die Schöpfer alter Zeiten und jüngster Tage für die ewige Gegenwart des Dramas aufgespeichert haben.





Ein zerrissener Efeukranz.

Von

Erika Reinsch.

— Frankfurt a. M. —

Um die runde Mauer der uralten verwitterten Stadt, die Stadt der spitzen Türme und Tore, wand sich ein starker, dichter, tausendjähriger Efeukranz. Wie um ein altes geliebtes Grab spann seine tröstende Fülle sich, immergrün, ewig jungen Lebens voll. Das tiefe Bett des alten, ausgetrockneten Grabens begleitete rings die Mauer. Knorrige Obstbäume standen da dichtgedrängt, wo ehedem in Friedenszeiten die Wasserrose auf glänzendem Spiegel schwebte, und der flutende Tang seine zartgesponnenen grünen Netze über die Tiefen breitete.

Unbeschreibliche Schönheit waltete hier zur Frühlingszeit. Da lag die Mauer mit ihren vielen Türmchen, Erkerchen und Zacken um das ehrwürdige greise Haupt der alten Stadt wie ein zierlich durchbrochenes edles Diadem, in das nun der Lenz ein buntes holdes Kränzlein hineingewunden hatte, grüne Bänder und Schleier des jungen Efeus und Blütenbüschel, weiß und rot, von Kirsch- und Apfelbäumen. Denn tiefverschneit unter der zartesten Blütenfülle standen nun die Bäume. Wie rosig überhauchte Morgenwolken glänzten sie aus der Tiefe des Grabens herauf. Kaum leuchteten durch ihre lichten Sträuße die neubegrünten steilen Abstürze des Mauerreifs.

Der aber war jetzt das Schönste weit im Umkreis, ein rechtes Bollwerk des Frühlings, die starke Feste seiner seligen Herrschaft, fernhin erschimmernd im Glanze unendlich gehäufter, immer neu erquellender Schätze. Was hatte der Efeu da für Wunderwerke getan! Freude! Freude! schrieb er in jede verwitterte Ritze, verkündete er rings umher mit tausend Zungen. In frischen, hellgrünen Bächen sprühte und wallte

es überall herab, grüne Fahnen rauschten von den spitzen Türmen hernieder, sprossende Kränze hingen um blinde vergitterte Fensterlein, freudige Ehrenpforten sprangen vor den ernsten engen Toren empor, ja, grüne Teppiche verhüllten die ganze alte Mauer bis auf den letzten Stein. Wie es da schwankte und glänzte von jungen, zarten, feuchtgrünen Blättchen und schweifenden Ranken, noch rötlich schimmernd die weichen Spitzen, die kaum vom süßesten Werdenstraum Erwachten. Millionen zarter grüner Hände streckten sich in die milde blaue Luft hinein, den goldenen Himmelstiefen, dem liebreichen Leben entgegen, Millionen junger Kinderhändchen wollten nun auch mit Sonnenschein, mit Tau und Regen gefüllt und gesegnet sein und dafür Glanz und Schatten und Augenweide und würzige Düfte streuen. Brausend, ein Springborn aus Wein und Honig, stieg der Saft durch die alten, verholzten, vielgewundenen Stämme, verschäumte zitternd in all den kleinen Ranken und Zweigen und träufte an den Spitzen der Knospen in winzigen klaren Perlen heraus. Welch ein Drängen und Treiben, welch ein Erschauern bis in die feinsten und entferntesten Lebensadern! Wie er baute und bildete, wie er am Nächsten webte und ins Weite griff, der uralte Efeubaum, rastlos schaffend aus dem Reichtum seines Herzens und seiner ewigkeitstrunkenen Wünsche! Wohin gingen deine Gedanken, du unwiderstehlicher Sieger, welche Vollendung sannest du deinem Werke? Wolltest du die alte Stadt ganz mit grünen Gittern umschlingen und verschließen, wie die verwunschenen Rosenhecken Dornröschens traumverhangenes Schloß? Träumtest du, an den geschliffenen Kristallwänden des Himmels selbst empor zu klimmen, mit unermüdlichen Heerscharen, und die blau durchschimmerte Halle in eine schweigende grünverschattete Laube zu wandeln, dadurch die silbernen Sterne gleich Tau und Blumen blitzten, darin der goldene Mond gleich einer Liebesampel hinge? —

Aber von der Höhe der Mauer nickten die kostbaren Efeublüten in vielzackigen grünen Trauben hernieder. Heilig und selten ist die Blüte des Efeus wie das Lächeln eines ernsten, tiefversonnenen Angesichts.

Hundert Jahre lang wächst der Efeu und treibt und klettert, und kommt zu der Höhe und überbrückt die Tiefen, und achtet des Sonnenbrands nicht und nicht der feuchten Finsternis, und durstet und dorrt und beißt sich in den nackten glatten Stein, Tag und Nacht seinem Werke getreu. Leben zu verkünden, das ist sein Werk. So sendet er sein Wort aus ins Weite und Breite, und redet zu allem, was kahl und brach liegt, und überredet es mit unwiderstehlichem sanften Zwange. Und ringsum weicht die Öde vor ihm zurück, und der Tod sinkt selber dem Leben in die Arme, wie die Nacht vor dem Lichte sich niederwirft, wehrlos, vergehend in seiner Seligkeit. —

Aber immer wieder zur Frühlingszeit tun die Blumen vor dem Efeuwall die Augen auf und lächeln in Verzückung. Sie sind bunt und

zart und schön, sie heißen Rosen und Vergißmeinnicht, sie heißen Apfelblüte und Jasmin, und ihr Leben ist eine einzige Liebesfeier, ein stilles In-Liebe-Verglühen. O siehe unsere Schönheit, o siehe unser Glück! rufen sie zu ihm hinauf, und schauen ihn an mit Lichtaugen, aller Güte voll. Glück? fragt der Efeu und findet nicht Weile, darüber zu grübeln und zu träumen. Und sucht und wandert weiter und sehnt sich und ringt, sein Werk zu erfüllen; einem mächtigen Strome gleich, den das heilige Gebirge mit Botschaft zu Tale sandte; der durch die Ebenen wandern muß, heute noch bis zum Meere, zum Meere. Den lockt wohl die Sonne mit goldenen Liebespfeilen, und die Abendröte wirft ihm Rosen über Rosen zu. Weiter eilt er und rauscht ein Sturmlied vom Meere. Und Blicke und Blumen leuchten ihm ladend zu, und die Nacht, schwer von Süße und Liebesseligkeit, die Sternenbinde ums dunkle Haar, neigt sich zu ihm hernieder und drängt sich ihm entgegen und taucht die Sternenbinde in seine Flut; er aber flieht ihr vorüber, er spürt sie kaum . . .

Aber des Efeus Boten und lebendige Worte, seine Blätter, die stolzen Zackensterne, die vielgestaltigen, werden dunkler und einfacher immer und edler, je höher sie klimmen, je ferner sie schweifen; und stärker und klarer treten ihre Adern, ihrer Schicksale Narben und Runenzeichen, auf ihnen hervor. Ganz lang und schmal werden sie zuletzt, gleich Weidenblättern, und wie Weidenblätter geschmeidig und zart, dem leisesten Hauche des Windes hingegeben. So schwingen sie sich auf die höchsten Zinnen, so wehen sie hin über die fernsten Äste.

Da endlich, wenn Mauer und Baum in Grün verschüttet sind und alle Zweige von Ranken triefen, da setzt sich der alte Efeu die feierliche, die selige Blütenkrone auf. In Blüten bricht ihm die langverschwiegene, endlos verhaltene Freude aus, wie des Menschenherzens lang zurückgedrängte goldene Fülle sich endlich in Tränen, Tränen löst. Jung wird er nun, knospenschwellend, der Alte und Überreife, mit Lüften und Düften fängt er zu spielen an und wiegt sich in Wonne und träumt von Kindern und Früchten, ganz von Liebe überdeckt. . . .

Und Gäste kommen ihm ins Gezweig, denn gut ist es in seinem Reiche zu wohnen. Nest drängt sich an Nest, in Ranken und Stämme verflochten, grünverhangen, vor Sonne und Sturm behütet. Und der Frühling kommt und füllt sie alle mit kleinen Vöglein bis zum Rand. Das ist ein Zwitschern und Pfeifen, ein süßes Locken und grimmes Streiten von der Morgenröte bis zur Abendröte. Wer könnte da vorübergehen, ohne stehen zu bleiben? Wer könnte stehen bleiben, ohne zu lächeln über das liebliche Spiel? Der ganze Mauerring, soweit nur der Efeu ihn umkränzt, ein einzig großes, wimmelnd lautes Zeltlager von allem, was fliegen und singen kann. Drum ist der grüne Vorhang, auch wenn der Wind in den Blumen schläft, in immer

wallender Bewegung. Schaukeln sich nicht die Vögel auf seinen Zweigen, hüpfen und schlüpfen sie nicht in seinem dichten Geäst herum, die ganz kleinen, unbeholfenen, die kaum das Flattern lernten; zittert nicht Blüte und Ranke vom Wehen ausgespannter Federchen?

— — — — — — — — — —

Da erwachte das alte Städtchen aus seinem Dornröschenschlafe und den stillen Märchenträumen und wollte nicht mehr verzaubert sein.

Und die alte Mauerkrone war nun ein beschwerlich unnütz Erbstück geworden. Darum mußte sie zerbrochen und zertrümmert werden, Glied für Glied.

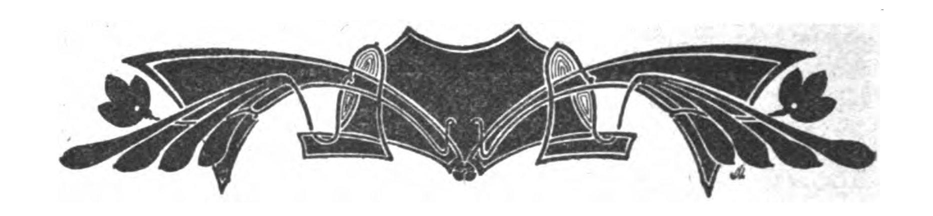
Und der herrliche Efeukranz, der ganz mit ihr verwachsen war, unauflöslich, ihre Seele selber und das Blühen ihres Felsenleibes, — mußte herausgerissen und zerwühlt und entblättert werden. Mit tausendzüngiger Sichel mähte da der Tod. Jede Ranke ein Leben für sich, jede Wurzel ein starker Anker des Lebens. Da wurden Völker der Vögel heimatlos. Ihr lustigster, ihr trautester Festsaal weit in der Runde wurde geplündert und zerstört, und kein Stein blieb auf dem andern.

Vernichtet wurde das Werk des Lebens bis auf den Grund, und kein Wort wurde davon aufbewahrt. Und der Tod nahm sein altes, rechtmäßiges Reich wieder ein, und Öde, Schutt und Staub bereiteten ihm die Bahn.

Nur die alten Efeustämme, die entlaubten, wurden sorgfältig verschont, und in gutes Erdreich, an sonnige Mauern gesetzt, um ihr ehrwürdiges Dasein zu erhalten. —

Denn die Herzen jener Menschen, die damals in der entzauberten Stadt wohnten, waren hart und wußten nicht, daß eine Seele nimmer aus Nacht und Tiefe sich hebt, wenn ihr Werk, ihr Schwanenkleid, mit dem die Erdgeborene verwandelt zur Sonne stieg —
wenn ihr Werk ihr geraubt und geschändet wird.





Bismarcks Anschauungen über Bündnisse.

Von

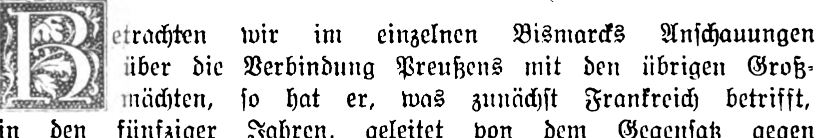
Dr. Ernst Salzer.

— Berlin. —

(Schluß.)

II.

Frankreich.



Betrachten wir im einzelnen Bismarcks Anschauungen über die Verbindung Preußens mit den übrigen Großmächten, so hat er, was zunächst Frankreich betrifft, in den fünfziger Jahren, geleitet von dem Gegensatz gegen Österreich, stets die Notwendigkeit betont, „der Gegnerschaft gegen Frankreich nicht öffentlich einen Stempel der Unwiderruflichkeit aufzudrücken", vielmehr die Möglichkeit einer engen Verbindung mit demselben aufrecht zu erhalten, um nicht von Rußland und namentlich Österreich zu abhängig zu werden. Beschwichtigend fügt er zu Beginn des Jahres 1853 diesen Ausführungen in seinen Schreiben an General von Gerlach und Manteuffel bei, Preußen müsse schließlich „stramm zu Rußland und Österreich halten, ihnen aber nicht die Sicherheit geben, daß es gar nicht anders sein könne, weil sie es sonst schlecht behandelten," er sei überzeugt, „daß es ein großes Unglück für Preußen wäre, wenn seine Regierung ein Bündnis mit Frankreich einginge, Preußen dürfe aber die Möglichkeit, unter Umständen dieses Übel als das kleinere von zweien zu wählen, sich nicht in den Augen seiner Bundesgenossen abschneiden, wenn es auch niemals davon Gebrauch mache". Im Dezember 1853 schreibt er Gerlach, „ein Bündnis mit Frankreich können wir nicht ohne einen gewissen Grad von Gemeinheit eingehen", und noch im Dezember 1854 versichert er denselben, er sei „weit entfernt, eine Verbindung mit Frankreich als etwas Erwünschtes, freiwillig zu Erstrebendes

anzusehen". Doch schon im Dezember 1853 sagt er in einem Brief an Gerlach: „Bringen wir Rußland dahin (ein Bündnis mit Frankreich einzugehen), so kann uns die verkehrte Wiener Politik doch nötigen, in diesem scheußlichen Bunde der Dritte zu sein, ehe es Österreich wird." Und mit Rücksicht auf die Überzeugungen Gerlachs fügt er entschuldigend bei: „Sehr achtbare Leute, sogar mittelalterliche Fürsten, haben sich schon lieber durch eine Kloake gerettet, als daß sie sich prügeln oder abwürgen ließen."

Tatsächlich hat er damals sehr viel energischer, als es nach diesen Äußerungen scheinen könnte, auf eigene Verantwortung auf eine Annäherung Preußens an Rußland und Frankreich hingearbeitet. Im Herbst 1854 äußerte er zu dem Vertreter Rußlands in Frankfurt, Glinka, allerdings mit einer gewissen geflissentlichen Überschwenglichkeit, ein Bund zwischen Rußland, Preußen und Frankreich sei sein wahres, politisches Ideal. Und zu Beginn des Jahres 1855 erbot er sich demselben gegenüber kühn, den König auf diese Kombination vorzubereiten, und erklärte, für den Erfolg einstehen zu wollen, wenn ihm die russische Regierung die Sorge dafür anvertrauen wolle. Auch dem französischen Gesandten in Berlin gegenüber hat er sich damals ähnlich ausgesprochen, wie Glinka gegenüber im Herbst 1854. Als dann im Frühjahr 1856 Gerlach in einem Brief seinen Befürchtungen über die Bildung einer russisch-französischen Allianz Ausdruck gab, da schrieb Bismarck an Manteuffel, „er habe in seiner Antwort an Gerlach, da er dessen und des Königs Gefühle respektiere, sich darauf beschränkt, die Sache als unwahrscheinlich darzustellen; Manteuffels Schreiben über des Königs und seine eigenen Ansichten in dieser Beziehung ermutige ihn aber zu dem Glaubensbekenntnis, daß er eine solche Allianz, vorausgesetzt daß Preußen mit beiden Füßen in dieselbe hineinspringe, mehr hoffe als fürchte. Es sei das einzige Mittel, sich der Vormundschaft der Mittelstaaten und österreichischer Umgarnung nachhaltig zu entziehen."

In dem monumentalen Schreiben an Manteuffel vom 26. April weist er dann nach, daß Preußen im Fall der Verwirklichung einer solchen Allianz mit kriegerischen Zwecken nicht unter den Gegnern derselben sein könne. Eingehend legt er dar, wie eine Verbindung zwischen Preußen, Österreich, dem deutschen Bund und England einer solchen Allianz gegenüber die schwächere Partei sei, zumal wenn jener Allianz Sardinien, wahrscheinlich auch die belgische Armee und ein Teil des deutschen Bundes zutrete. Denn bei einer solchen Gefahr von außen werde der deutsche Bund auseinander fallen, von England sei keine wesentliche Hülfe zu Lande zu erwarten, und es sei ein unsicherer Bundesgenosse; Österreich sei in der Defensive schwach — vor allem aber werde Österreich selbst diese Partei für zu schwach halten und lieber versuchen,

sich an Frankreich und Rußland anzuschließen. Ein wirklich vertrauensvolles Bündnis zwischen Österreich und Preußen sei wegen der Rivalität in Deutschland überhaupt unmöglich: „Nach der Wiener Politik ist einmal Deutschland zu eng für uns beide; solange ein ehrliches Arrangement über den Einfluß eines jeden in Deutschland nicht getroffen und ausgeführt ist, pflügen wir beide denselben streitigen Acker, und so lange bleibt Österreich der einzige Staat, an den wir nachhaltig verlieren und von dem wir nachhaltig gewinnen können."

Und er kommt zu dem Schluß: „Um jede Chance offen zu erhalten, scheine für den Augenblick nichts erforderlich, als vielleicht etwas mehr kostenlose Freundlichkeit gegen Louis Napoleon und Ablehnung jedes Versuches, uns gratuitement und vor der Zeit an das Schlepptau eines anderen zu fesseln."

In einem Schreiben vom 10. Mai kommt er noch einmal auf seine Forderung zurück, die Möglichkeit offen zu halten, Frankreich ohne Schaden und Demütigung noch näher zu treten, und diesen Eindruck auch bei den fremden Höfen zu erhalten. Denn nach den geschichtlichen und dynastischen Verhältnissen könne nur eine sorgfältige Pflege unserer Beziehungen uns die Fähigkeit bewahren, nach Umständen ebenso leicht mit Frankreich zu gehen, als mit Rußland, England oder Österreich — er wolle damit nicht einem preußisch-französischen Bündnis a priori das Wort reden — aber jedenfalls verliere die Stellung Preußens an Gewicht, sobald aus dem Kreise der für es möglichen Entschließungen die Chance eines Bündnisses mit Frankreich als gänzlich gestrichen anzusehen sei, und es könne in Lagen geraten, wo jene Chance von zwei Übeln das kleinste sei. Noch näher führt er diesen Gedanken in dem großen Memoire vom 18. Mai 1857 aus: Napoleon werde an dem Bündnis mit England festhalten, solange es ihm erträglich bleibe — doch gebiete ihm die Vorsicht, sich das russische Bündnis offen zu halten, ohne durch auffällige Bemühungen deshalb sich England ohne Not zu entfremden. Der sicherste Mittelweg hierzu sei die Kultivierung der Beziehungen Frankreichs zu Preußen. Die Freundschaft Preußens biete ihm eine außerenglische, kontinentale Anlehnung, mache daher die englische Politik rücksichtsvoller und weniger leichtfertig in betreff eines Bruches mit Frankreich, habe dabei nicht das Herausfordernde für England, wie die russische Verbindung, und bilde außerdem ein Verbindungsglied, um für Frankreich die Chance des russischen Bündnisses auf den Fall der Not offen und die Bedingungen desselben mehr in der Hand zu behalten; sie überhebe Frankreich der Notwendigkeit oder Versuchung, das russische Bündnis frühzeitig und vielleicht voreilig sicher zu stellen und dadurch den Bruch mit England zu zeitigen. Sie stelle zugleich die unzweifelhafte Übermacht der Allianz auf dem Kontinent durch den Zutritt Rußlands in Aussicht und wirke dadurch mäßigend auf England.

Für Preußen liege der Gewinn dieser Verbindung vorzugsweise in Deutschland — sie schneide den Mittelstaaten die Rheinbundchance ab und verweise dieselben an Preußen, da sie bei Österreich allein sich nicht sicher und geschützt fühlten, solange dasselbe nicht mit Rußland verbündet sei.

In der Pflege freundschaftlicher Beziehungen zu Frankreich liege also eine erhöhte Bürgschaft des Friedens. Sie vermindere die Wahrscheinlichkeit eines Bruchs zwischen England und Frankreich, vertage die Chance eines französisch-russischen Kriegsbündnisses, gebe Preußen, wenn es dennoch zu demselben kommen sollte, die Möglichkeit eines moderierenden Einflusses auf dessen Gestaltung und Zwecke und verleihe demselben alsdann eine solche Übermacht, daß es zur Führung eines Kontinentalkrieges gegen dasselbe schwerlich kommen könne.

Schneide dagegen Preußen Napoleon die Hoffnung auf nähere Einigung von Hause aus ab, so werde die Verbindung Frankreichs mit den meisten Mittelstaaten und die vollständige Unterhöhlung des Bundes die Folge davon sein. Komme es dann zum Bruch Frankreichs mit England, so sei mit demselben auch die französisch-russische Allianz gegeben, und Preußen habe dann die Wahl, dieser entweder unter den Bedingungen, die sie ihm alsdann stelle, beizutreten, oder die Chancen eines österreichisch-englischen Gegenbündnisses zu akzeptieren. Er wiederholt die Gründe, weshalb diese Partei die schwächere sein werde, und folgert daraus, daß, auch wenn es nicht zum Kriege käme, Österreich und Preußen dieser Allianz gegenüber diplomatisch in gedrückter Stellung und ohne Einwirkung auf die kleineren deutschen und außerdeutschen Staaten sein würden.

Das beste Mittel, ein russisch-französisches Bündnis zu hindern, zu vertagen oder seine Schädlichkeit für Preußen abzuschwächen, erblickt er darin, daß Preußen die günstigen Dispositionen Frankreichs für ein intimeres Verständnis mit ihm lebendig erhalte und ihm die Aussicht, sie zu realisieren, nicht benehme. Bei diskreter Handhabung einer solchen Politik bleibe zugleich, solange die westmächtliche Allianz bestehe, Preußens Verhältnis zu England, als Frankreichs offiziellem Bundesgenossen, unkompromittiert und jeder Entwicklung fähig — es halte die deutschen Staaten zusammen, gewinne eine Stellung, welche vermöge der Furcht vor ihrer weiteren Entwicklung vielleicht Österreichs Politik bis zur Verträglichkeit mit Preußen modifizieren könne, und Frankreich gegenüber sei es leichter, wenn die Umstände es erforderten, aus guten Beziehungen zu kühleren überzugehen als umgekehrt. Dieselbe freie und günstige Stellung bleibe Preußen nicht, wenn infolge unfreundlicher Beziehungen zu Frankreich die Ansicht neue Nahrung gewinne, daß Preußen Frankreich gegenüber hilfsbedürftig sei. Er trat daher sowohl für einen Ordensaustausch mit Napoleon, als für eine Zusammenkunft Friedrich

Wilhelms IV. mit demselben ein, um diesen freundlichen Beziehungen einen ostensiblen Ausdruck zu geben.

Immer wieder kommt er darauf zurück, daß Preußen, „um seine Chancen zu bessern, durch die Wirklichkeit oder den Schein intimerer Beziehungen zu Frankreich hindurch müsse". — „Nur durch dieses Mittel können wir Österreich nötigen, auf den überspannten Ehrgeiz der Schwarzenbergischen Pläne zu verzichten, und nur durch dieses Mittel können wir eine weitere, Deutschland gänzlich auflösende Entwicklung der direkten Beziehungen der deutschen Mittelstaaten zu Frankreich hemmen. Auch England wird anfangen, zu erkennen, wie wichtig ihm die Allianz Preußens ist, sobald es fürchten muß, sie an Frankreich zu verlieren. Also auch wenn wir uns an Österreich und England anlehnen wollen, müssen wir bei Frankreich anfangen, um jene zur Erkenntnis zu bringen."

Und auch indem er im Mai 1860 Frankreich als „den bedenklichsten von allen Bundesgenossen" erklärt, betont er doch noch, daß man sich diese Möglichkeit offen halten müsse.

Als er dann selbst das Ministerium übernommen, hat er seine Haltung gegenüber Frankreich ganz nach den Maximen eingerichtet, die er als Gesandter stets verfochten hatte — indem er sich die Möglichkeit des französischen Bündnisses offen hielt und diese Möglichkeit Österreich und den Mittelstaaten gegenüber als Drohmittel benützte. Ob er damals ernstlich an den wirklichen Abschluß eines Bündnisses mit Frankreich gedacht hat, wird man bezweifeln dürfen. Der Interessengegensatz sowohl gegen Frankreich wie gegen Österreich war ihm wohl schon damals völlig klar. Jedenfalls hat er die Abneigung König Wilhelms gegen ein französisches Bündnis nicht ernstlich zu überwinden versucht. Die schleswig-holsteinische Frage führte noch einmal ein Zusammengehen mit Österreich herbei. Und im Februar 1865 bezeichnet er das französische Bündnis in einer Depesche an Goltz nur als einen „Notanker für den Fall, daß das Wiener Kabinett uns einen billigen Abschluß versagt". Er hat Napoleon bis zur Entscheidung des Jahres 1866 davon zu überzeugen gesucht, daß es in seinem Interesse liege, den nationalen Ehrgeiz Preußens zu ermutigen, und ihn geschickt mit der Hoffnung hingehalten, daß eine Einigung über seine Kompensationsforderungen möglich sei, schließlich aber seine Forderung der Rheingrenze mit der Drohung beantwortet, sich mit Österreich, unter Zugeständnissen in der deutschen Frage, zu einigen und sich gemeinsam mit ihm gegen Frankreich zu wenden. Auch nach dem Kriege hat er die Kompensationsforderungen und Bündnisanträge Napoleons höflich, aber entschieden abgelehnt.

In dem Wunsche, einen Krieg zu vermeiden oder wenigstens hinauszuschieben, hat er einerseits Napoleons Begehrlichkeit auf Belgien verwiesen, andererseits aber jede aktive Mitwirkung abgelehnt und höchstens

zum Abschluß eines Defensivbündnisses sich unter Umständen bereit erklärt, worauf Napoleon die Verhandlungen abbrach.

Nach 1870 hat er naturgemäß Frankreich zunächst stets als ein Mitglied einer Deutschland feindlichen Allianz in seine Kombinationen eingestellt. Aber schon im Jahre 1880 sprach er einmal mit Busch im Hinblick auf die Möglichkeit einer Verbindung zwischen England-Rußland-Italien von der Möglichkeit einer Verständigung zwischen Deutschland, Österreich und Frankreich — einer Verständigung, die wesentlich auf Kosten Italiens erfolgen würde, und in den achtziger Jahren waren es dann die kolonialen Fragen und die gemeinsamen Interessen gegen England, die in der Tat eine vorübergehende Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich herbeiführten — daß der alte, kontinentale Gegensatz zwischen den beiden Mächten aber noch nicht überwunden war, zeigte die Krisis der Jahre 1887/88.

III.

Österreich.

Daß eine Verständigung und ein Bündnis mit Österreich zur Zeit für Preußen nicht möglich, daß die gegenseitige Anlehnung von Österreich und Preußen ein Jugendtraum sei, diese Überzeugung gewann Bismarck bald in Frankfurt in seiner Stellung als Gesandter am Bundestage. „Ich will meinen Kopf zum Pfande setzen, daß das heutige Österreich nie unser ehrlicher Bundesgenosse sein wird" — schreibt er im Juli 1853 an Gerlach, und im Dezember entwickelt er in einem Schreiben an denselben die „unignorierbare Tatsache, daß Österreich zur Durchführung seiner inneren germanisierenden Zentralisationspolitik einer straffen Hegemonie über den deutschen Bund bedürfe, daß Preußen, dessen Politik keinen anderen Exerzierplatz als Deutschland schon seiner geographischen Verwachsenheit wegen habe, ihm dabei im Wege stehe, daß für beide kein Platz sei, daß einer weichen oder vom anderen gewichen werden müsse". Und im Frühjahr 1856 spricht er die Überzeugung aus, daß Preußen „in nicht zu langer Zeit für seine Existenz gegen Österreich werde fechten müssen, . . . weil der Gang der Dinge in Deutschland keinen anderen Ausweg habe".

Freilich, als zu Beginn des Jahres 1854 die Spannung zwischen Rußland und Österreich zunahm, da meinte er, Preußen solle diesen Moment zu einem Arrangement mit Österreich benutzen: man müsse in Wien einsehen, daß Preußen nur dann, aber auch dann gewiß, ein zuverlässiger und williger Bundesgenosse sei, wenn der gegenseitigen Rivalität in Deutschland dadurch ein Ende gemacht werde, daß man durch ein bündiges, immerhin geheimes Arrangement festere Abgrenzungen für die Wirkungskreise jeder der beiden Mächte zu gewinnen suche, teils

geographische, teils sachliche Grenzen, und am Bunde mindestens ein gegenseitiges Veto und vertragsmäßige Sicherung der gegenseitigen Substitution, Verbesserung der Geschäftsordnung und dergleichen Lappalien. Ob er aber selbst wirklich an die Wahrscheinlichkeit einer derartigen Übereinkunft ernstlich glaubte, erscheint doch zweifelhaft.

Vom Standpunkt der europäischen Politik aus war ihm jedenfalls um diese Zeit das Bündnis mit Österreich bedenklich, da er fürchtete, daß Preußen sich durch dasselbe zur Aktion gegen Rußland fortreißen lassen könnte, während er den „einzigen Gegner, von dem Preußen etwas gewinnen könnte", eben in Österreich erblickte. Er hat dann freilich „bonne mine" zu dem Bündnis mit Österreich gemacht und, soweit ihm das in seiner damaligen Stellung möglich war, dahin zu wirken gesucht, „daß Preußen sich einem kriegerischen Vorgehen gegen Rußland entziehe und die preußisch-österreichisch-deutsche Staatenmasse unter Bedingungen zusammen halte, die Preußen mindestens ein wirksames Veto in betreff der gemeinsamen Politik sicherten."

Abgesehen von der Unmöglichkeit, infolge des Interessengegensatzes in Deutschland ein wirklich vertrauensvolles Bündnis mit Österreich abschließen zu können, hielt er zu Beginn der orientalischen Verwicklungen selbst im Verein mit England eine Verbindung mit Österreich für schwach, da es in Italien und Ungarn so faule und wunde Flanken habe, daß es ein sehr schwacher Bundesgenosse sein würde. Und 1856 meinte er, daß es zwar in „der Offensive nicht zu verachten sei; es könne mehr als 200 000 Mann guter Truppen außer Landes verwenden und noch genug zu Hause behalten, um seine Italiener, Magyaren und Slaven nicht aus dem Auge zu lassen; auf der Defensive aber, im eigenen Lande von Osten und Westen angegriffen, halte er es für schwach, und leicht könne auf den ersten glücklichen Stoß des Gegners ins Innere das ganze künstliche Bauwerk des zentralisierten Schreiberregiments von Bach und Buol wie ein Kartenhaus zusammenfallen."

Indem er im Jahre 1858 die Frage offen läßt, ob ein engeres Bündnis mit Österreich sich für Preußen empfehle, betonte er aufs nachdrücklichste, daß nur „durch eine feste und energische Haltung Preußens die Möglichkeit einer seiner Würde entsprechenden und somit haltbaren Allianz mit Österreich zu erlangen sei".

Als dann im Jahre 1859 der italienische Krieg ausbrach, da hat er sich ganz entschieden gegen eine Unterstützung Österreichs in seinem Kampfe mit Sardinien und Frankreich ausgesprochen, weil dann die Hauptlast des Krieges auf Preußen gefallen wäre und der Sieg Österreich eine kolossale Machtstellung verschafft hätte, und er hätte gewünscht, diese Krisis Österreichs zu einer Besserung der Stellung Preußens am Bunde zu benutzen.

Selbst an die leitende Stelle versetzt, hat er freilich einige Jahre

später noch einmal ein Offensivbündnis mit Österreich zum Zweck der Lösung der schleswig-holsteinischen Frage abgeschlossen, in der ein Zusammengehen mit Österreich die Gefahr einer Koalition der anderen Mächte beseitigte. Und er hat dann diese Allianz noch so lange, als das durch die europäische Lage wünschenswert erschien, aufrecht erhalten. Daß er dabei ernstlich eine definitive Lösung der deutschen Frage im dualistischen Sinn wünschte oder für möglich hielt, ist kaum anzunehmen.

Noch im Februar 1865 schrieb er Goltz, er halte das österreichische Bündnis nicht für ausgenutzt und glaube, daß wir, indem wir Wien zwischen der Hoffnung auf unseren Beistand und der Furcht vor dem Übertritt auf Seite der Gegner Österreichs erhalten, bessere Geschäfte machen, als wenn wir Österreich ohne Not zwingen, sich auf unwiderruflichen Bruch mit uns einzurichten. Und im April schrieb er an Usedom: Wir müssen sorgfältig vermeiden, wider unseren Willen oder früher, als die Umstände es gebieterisch erheischen, in das Fahrwasser der französisch-italienischen Politik gezogen zu werden, solange uns die Möglichkeit friedlicher Beziehungen zu Österreich offen bleibt. Durch den Gasteiner Vertrag wurde in der Tat die Krisis im August 1865 noch einmal aufgeschoben. Als es ihm dann schließlich gelang, die kriegerische Auseinandersetzung herbeizuführen, da hat er die Unterstützung oder wenigstens die Neutralität der deutschen Mittelstaaten erstrebt, ihnen zu diesem Zweck sehr weitgehende Anerbietungen gemacht und auf die Mitwirkung Italiens ein sehr großes Gewicht gelegt.

Wenn er dann nach dem siegreichen Feldzug Österreich überaus günstige Friedensbedingungen zugestand, so geschah das freilich unter dem Eindruck der Gefahr einer französischen Intervention, aber doch zugleich aus klug berechneter Mäßigung und in der politischen Voraussicht, daß der drohende Zusammenstoß mit Frankreich es erheische, Österreich nicht unheilbare Wunden zu schlagen.

Und schon sehr bald nach dem deutschen Kriege hat er den Versuch einer neuen völkerrechtlichen Verbindung Preußens und seiner deutschen Verbündeten mit Österreich, zu dem die Initiative von Bayern ausging, begünstigt. Die Vorschläge, die er dem Grafen Tauffkirchen für eine Defensivallianz machte, sind sehr bezeichnend. Eine dauernde Verpflichtung zum Schutz der gesamten österreichischen Monarchie wollte er nicht übernehmen — sondern eine derartige Garantie zeitlich beschränken — auf ein bis drei Jahre. Dagegen war er bereit, zum Schutz der deutschen Teile Österreichs ein dauerndes Bündnis — auch dieses aber ohne bundestägliche Verfassung, rein als internationalen Vertrag — abzuschließen. Er meinte weiterhin, man könne ein Bündnis der ersten Art durch zeitweise Abmachungen über die türkische Angelegenheit vervollständigen, freilich nur unter Hereinziehung Rußlands in eine solche Kom-

bination oder wenigstens mit dessen von Preußen einzuholender, still-schweigender Billigung. Die guten Beziehungen zu Rußland also wollte er durch derartige Abmachungen keinesfalls in Frage gestellt sehen. Dieses Ziel einer Tripelallianz aber wurde vorerst nicht erreicht — es drohte vielmehr die Gefahr einer Verbindung Österreichs mit Frankreich und Italien. Der schnelle Verlauf des französischen Krieges im Jahre 1870 indessen erstickte die Bildung dieser bedrohlichen Allianz im Keime.

Zu Beginn der siebziger Jahre erst gelang Bismarck der Abschluß des im wesentlichen lediglich auf mündlichen Verabredungen der Souveräne beruhenden sogenannten Drei-Kaiser-Bündnisses.

Durch die Wendung, die die russische Politik alsbald nahm, wurde dieses Bündnis indessen schon nach wenigen Jahren aufgelöst, und Bismarck sah sich in die Lage versetzt, zwischen Rußland und Österreich optieren zu müssen.

Schon im Jahre 1875 sprach er sich Mittnacht gegenüber über die Schwierigkeit dieser Option aus: Auf der einen Seite die Tradition der Familienpolitik, der Mangel divergierender Interessen und der Vorzug großer Stabilität, während in Österreich häufig Systemwechsel stattfinden; auf der anderen die Stammesgemeinschaft und mannigfache wertvolle nahe Verbindungen auf anderen Gebieten als dem der Familienpolitik; träte man zu Österreich, so bekäme man in Rußland einen unversöhnlichen Gegner und Alliierten Frankreichs, im anderen Falle werde Rußland bedenklich mächtig.

Ausschlaggebend war wohl für seine Entscheidung das Vertrauen auf den friedliebenden Charakter der österreichischen und das Mißtrauen gegen die russische Politik. Dazu kam wohl auch die Erwägung, daß Österreich der schwächere von beiden sei, wiewohl immerhin ein guter Bundesgenosse, daß daher von einem Bündnis mit Österreich weniger als von einem solchen mit Rußland zu befürchten sei, daß man vom Bundesgenossen abhängig werde, während die Gefahr eines österreichisch-französischen Gegenbündnisses im Hinblick auf Süddeutschland eher größer erscheinen konnte, als die eines russisch-französischen.

Nach den „Gedanken und Erinnerungen" sprach für die Verbindung mit Österreich, daß sie so ziemlich bei allen Parteien populär war, und daß sie von den Zeiten des römischen Reichs deutscher Nation und des deutschen Bundes eine völkerrechtliche Tradition für sich hatte, was man Europa und namentlich Rußland gegenüber geltend machen konnte. Doch erklärt Bismarck hier ausdrücklich, daß diese Erwägungen für ihn erst in zweiter Linie standen. Eingehend hebt er sodann die Umstände und Möglichkeiten hervor, die Anlaß zu Bedenken gegen die österreichische Verbindung gaben und geben: Symptome antideutscher Stimmung in Ungarn, die Zurückdrängung des deutschen, der unberechenbare Einfluß des konfessionellen Elements und der nationalen Fragen. In letzterer

Beziehung sind besonders die Äußerungen über die polnische Seite der österreichischen Politik beachtenswert: Die Pflege des Polentums in Galizien ist für Österreich eine Waffe gegen Rußland, und Galizien überhaupt, gegen Osten offen — außerhalb der Grenzmauer der Karpathen künstlich angeklebt — kein so notwendiger und so unersetzlicher Bestandteil der Monarchie wie Westpreußen und Posen für Preußen, von dessen alten Provinzen sie durch keine natürliche Grenze getrennt sind.

Wiederholt hebt er die Möglichkeit hervor, daß antideutsche Strömungen nationaler oder konfessioneller Natur in Österreich, russische Versuchungen auf dem Gebiet der Orientpolitik, die Bedrohung des österreichischen Besitzes am adriatischen Meer durch italienische Begehrlichkeiten den österreichisch-deutschen Bund Rußland und Frankreich gegenüber lahm legen, daß gar Frankreich, nach Herstellung der Monarchie auf katholischer Grundlage und unterstützt durch ungarische und polnische Sympathien, ähnliche Beziehungen zu Österreich wiedergewinnen könnte, wie sie im siebenjährigen Kriege und auf dem Wiener Kongreß bestanden hatten, in der polnischen Frage 1863 drohten, im Krimkriege und zur Zeit des Grafen Beust, von 1866 bis 1870, in Salzburg und Wien Aussicht auf Verwirklichung hatten.

Er betont, daß gegen die Erneuerung einer derartigen Politik für jetzt die persönliche Ehrlichkeit und Treue des Kaisers Franz Joseph eine Garantie biete — daß diese aber eine rein persönliche sei und mit einem Personenwechsel hinwegfalle. Wiederholt und mit der größten, fast leidenschaftlichen Entschiedenheit kommt er darauf zurück, daß sich die Gefahr einer österreichisch-russischen Verständigung im Sinne der Zeit Josephs II. und Katharinas oder der Reichstädter Konvention und ihrer Heimlichkeit nur dadurch paralysieren lasse, und daß es Wien die dem deutschen Bündnisse feindlichen oder fremden Elemente im Zaum zu halten nur dadurch möglich bleibe, daß sich die deutsche Politik den Weg nach Petersburg frei halte — „es ist unvernünftig und ruchlos, die Brücke, die uns eine Annäherung an Rußland gestattet, aus persönlicher Verstimmung abzubrechen".

Er betont diese Notwendigkeit auch um deswillen, weil bei einer Entfremdung zwischen Deutschland und Rußland in Wien die Ansprüche an die Dienste des deutschen Bundesgenossen wachsen würden in der Richtung auf eine Erweiterung des casus foederis und auf eine Vertretung der österreichischen Interessen im Balkan und im Orient. Mit Nachdruck erklärt er, daß es nicht Aufgabe des Deutschen Reiches sei, seine Untertanen mit Gut und Blut zur Verwirklichung von nachbarlichen Wünschen herzuleihen; die Erhaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie als einer unabhängigen, starken Großmacht sei für Deutschland ein Bedürfnis des Gleichgewichts in Europa, für das der Friede

des Landes bei eintretender Notwendigkeit mit gutem Gewissen eingesetzt werden könne, man sollte sich jedoch enthalten — so lautet die nicht mißzuverstehende Warnung — in Wien über diese Assekuranz hinaus Ansprüche aus dem Bündnisse ableiten zu wollen, für die es nicht geschlossen sei.

Die Bedenken gegen die Sicherheit der Verbindung mit Österreich veranlaßten Bismarck, die Bildung eines organischen Verbandes zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn zu erwägen, der nicht, wie gewöhnliche Verträge, kündbar, sondern der Gesetzgebung beider Reiche einverleibt und nur durch einen neuen Akt der Gesetzgebung eines derselben lösbar wäre. Es wäre das eine gewisse Sicherung des Bündnisses gegenüber der Möglichkeit eines von der Mehrheit der Volksvertretung nicht gebilligten Systemwechsels in der auswärtigen Politik der Regierung in Österreich-Ungarn gewesen — also immerhin gegenüber einem Teil der von Bismarck ausgeführten Gefahren — aber doch nur unter einer ganz bestimmten Voraussetzung.

Nach Busch hätte Andrassy die Verfassungsmäßigkeit und Öffentlichkeit des Bündnisses im Sommer 1879 in Gastein abgelehnt.

In den Gedanken und Erinnerungen, wo von dem Widerspruch Andrassys nichts gesagt wird, macht dann Bismarck selbst Bedenken gegen ein derartiges verfassungsmäßiges Bündnis geltend; er erinnert daran, daß die Verfassung des alten Reichs den Zusammenhalt der Nation nicht zu sichern, daß die früheren Bundesverträge die Schlacht von Königgrätz nicht zu verhindern vermocht.

„Die Haltbarkeit von Verträgen zwischen Großstaaten findet stets ihre Grenze in dem eigenen Interesse — eine Selbstaufopferung für die Vertragstreue läßt sich von Österreich nicht erwarten, wenn in der europäischen Politik Wendungen eintreten, die für es eine antideutsche Politik als Staatsrettung erscheinen lassen."

Er kommt zu dem Resultat, „daß gerade die vertragsmäßige Sicherstellung eines Bündnisses eine Feindin seiner Haltbarkeit ist, und das Beispiel Österreichs aus der Zeit von 1850—66 ist ihm eine Warnung, daß die politischen Wechsel, die man auf solche Verhältnisse zu ziehen in Versuchung kommt, über die Grenze des Kredits hinausgehen, den unabhängige Staaten in ihren politischen Operationen einander gewähren können."

Dazu kam die Erwägung, daß „niemand die Zukunft Österreichs an sich mit der Sicherheit berechnen könne, die für dauernde und organische Verträge erforderlich sei", wohl auch die Anschauung, daß einstweilen der Herrscher eine stärkere Garantie biete als die Parlamentsmajoritäten.

Er hat schließlich die deutsch-österreichische Kombination in anderer Weise ergänzt — durch den Rückversicherungsvertrag mit Rußland.

IV.
Rußland.

Auf den Wert eines Bündnisses mit Rußland hat Bismarck schon früh hingewiesen. So erklärt er es in einem Schreiben an Gerlach im Dezember 1853 für den „wohlfeilsten Bundesgenossen unter den Kontinentalen, da es nur im Orient zu wachsen verlangt".

Sehr eindringlich warnte er während des Krimkrieges vor einem entschiedenen Bruch mit Rußland, der bei der Leichtigkeit einer Verständigung zwischen Rußland und Frankreich Napoleon zum Herrn der Situation machen würde, während Preußen auf der Grenze gegen Rußland nichts zu gewinnen habe und sich durch Verwendung seiner Anstrengungen gegen Rußland in demselben Maße abhängig von Österreich mache und in Deutschland Feld verliere. Und im Jahre 1855 warf er im Briefwechsel mit Gerlach wiederholt die Frage auf, inwieweit Preußen in seinem Interesse die Besiegung Rußlands kommen lassen dürfe.

Nicht als ob er Rußlands Macht überschätzt hätte: In einem Bericht an Manteuffel erklärt er im Jahre 1854, daß Rußlands europäisches Übergewicht im letzten Menschenalter mehr auf der Furcht der Fürsten vor der Revolution beruht habe, als auf der materiellen Gewalt, die Rußland außerhalb seiner Grenzen zu entwickeln imstande ist; der jetzige türkische Feldzug liefere ein neues Argument für diese Ansicht, und selbst Preußen isoliert habe mehr Chancen, sich der russischen Armee zu erwehren, als englischer Mißhandlungen auf der See.

Was er fürchtete, das war ein russisch-französisches Bündnis, und Anschluß Preußens an Österreich, den deutschen Bund und England gegen jenes. Denn er hielt bei dieser Kombination die Partei der Germanen für die schwächere, ein ehrliches Zusammengehen mit Österreich aber für unmöglich.

Aus der Erkenntnis der notwendigen Bekämpfung Österreichs heraus wünschte und empfahl er daher in jenen Jahren immer wieder den Anschluß an Rußland und Frankreich, zum mindesten die ostensible Aufrechterhaltung guter Beziehungen und der Möglichkeit, ein Bündnis mit ihnen abzuschließen.

Und ebenso war zu Beginn der sechziger Jahre, wie er in den Gedanken und Erinnerungen ausführt, in der polnischen Frage ein Zusammengehen mit Rußland von der größten Bedeutung für Preußen. Die Notwendigkeit eines Kampfes mit Österreich, die Wahrscheinlichkeit eines solchen mit Frankreich hat er damals wohl vorausgesehen. Nur mit Rußland und England hatte Preußen nicht prinzipielle divergierende Interessen und war es durch langjährige Freundschaft verbunden. Von England erwartete er kaum mehr als platonisches Wohlwollen und belehrende Briefe und Zeitungsartikel — dagegen rechnete er darauf, daß der Zar bei französischen Versuchen zum Eingreifen in die deutsche Frage

Preußen in deren Abwehr wenigstens diplomatisch beistehen würde. Darum glaubte er allen Grund zu haben, die Sympathien Alexanders II. wenigstens so weit zu pflegen, um Rußlands Parteinahme gegen Preußen nach Möglichkeit zu verhüten. Andererseits lag ein Obsiegen der polonisierenden, panslavistischen Partei in Rußland und ein polenfreundliches russisch-französisches Bündnis, dem dann auch Italien beigetreten wäre, damals nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeit. Kaiser Alexander sprach Bismarck selbst von seiner eventuellen Absicht, das linke Weichselufer mit Ausnahme Warschaus aufzugeben.

Angesichts der Schwierigkeiten, die eine Wiederherstellung polnischer Unabhängigkeit für Preußen infolge der geographischen Lage und Nationalitätenmischung seiner östlichen Provinzen erzeugt hätte, hat Bismarck den Abschluß der Alvenslebenschen Konvention mit Rußland als einen wertvollen, im Kabinett des russischen Kaisers erfochtenen Sieg der preußischen Politik über die polnische Partei am russischen Hofe bezeichnet. Dagegen hat er das vom Kaiser Alexander damals angebotene preußisch-russische Bündnis gegen Österreich und die Westmächte den König abzulehnen veranlaßt. Er war zwar von der militärischen Stärke desselben überzeugt, aber er glaubte, so schreibt er in den Gedanken und Erinnerungen, daß ein solcher Krieg Preußen der Erfüllung seiner nationalen Aufgabe nicht näher brächte, und fürchtete, daß Preußen im Falle eines Sieges sich nicht mit Rußland über die Zukunft Österreichs einigen könne, daß Rußland eine Schwächung Österreichs erstreben werde, wie sie nicht mehr im Interesse Preußens liege, und daß es Preußen in einer unterstützungsbedürftigen Stellung an der Westgrenze werde erhalten wollen. Eine Hülfe für eine nationale Politik im Sinne der preußischen Hegemonie glaubte er von Rußland am allerwenigsten erwarten zu können. Die historischen Erinnerungen an Tilsit, Erfurt, Olmütz schreckten ihn, und er hatte zu der Gortschakowschen Politik kein Vertrauen.

Er fürchtete, daß ein solcher Krieg sich zu einem preußisch-französischen kondensieren müsse, daß die preußisch-russische Initiative zu demselben Preußens Stellung in Deutschland verschlechtern, die Hauptlast auf Preußen fallen, die russische Politik am längeren Arm des Hebels sitzen und dem schwächeren Preußen auch im Falle des Sieges den Frieden diktieren werde.

Der freundlichen Haltung Preußens im Jahre 1863 und der Aufrechterhaltung der guten Beziehungen zu Rußland war dann die sehr wohlwollende Neutralität Rußlands im deutsch-französischen Kriege zu danken — die so weit ging, daß sie im Fall eines gleichzeitigen Angriffs Österreichs auf Deutschland sich in ein bewaffnetes Einschreiten Rußlands zugunsten Deutschlands umgesetzt hätte.

Später hat er dann noch einmal ein russisch-deutsches Schutz- und

Trutzbündnis abgelehnt, als Graf Schuwalow vor dem Berliner Kongreß diese Frage anschnitt. Er stimmte zwar dem Grafen darin bei, daß bei dem Ausschluß Rußlands aus dem Kreise unserer Koalitionsgegner keine für uns lebensgefährliche Koalition möglich sei, aber er sprach ihm die Befürchtung aus, daß die deutsche Politik, wenn sie ihre Möglichkeiten auf das russische Bündnis einschränke und allen übrigen Staaten den russischen Wünschen entsprechend absage, Rußland gegenüber in eine ungleiche Stellung geraten könne, weil die geographische Lage und die autokratische Verfassung Rußlands diesem für das Aufgeben des Bündnisses stets mehr Leichtigkeit gewähre, als wir haben würden, Deutschland mithin im Falle französischer oder österreichischer Revanchegelüste bei seiner exponierten Lage in eine gefährliche Abhängigkeit von Rußland geraten könne, und weil das Festhalten an der alten Tradition des preußisch-russischen Bundes doch immer nur auf zwei Augen (dem Zaren) stehe.

Und als er dann im Jahre 1879 in die Lage geriet, zwischen Rußland und Österreich optieren zu müssen, da haben ähnliche Erwägungen, verstärkt durch die Erfahrungen des Berliner Kongresses, die Entscheidung zugunsten eines russischen Bündnisses verhindert, das er für materiell stärker hielt; er bemerkt in den Gedanken und Erinnerungen, daß es ihm früher auch als sicherer gegolten habe, weil er die traditionelle, dynastische Freundschaft, die Gemeinsamkeit des monarchischen Erhaltungstriebes und die Abwesenheit aller eingeborenen Gegensätze in der Politik für sicherer gehalten habe, als die wandelbaren Eindrücke der öffentlichen Meinung in der ungarischen, slavischen und katholischen Bevölkerung der habsburgischen Monarchie. Aber andererseits ist „die einzige Bürgschaft für die Dauer der russischen Freundschaft die Persönlichkeit des regierenden Kaisers, und sobald letztere eine minder sichere Unterlage gewährt als Alexander I., der 1813 eine auf demselben Throne nicht immer vorauszusetzende Treue gegen das preußische Königshaus bewährt hat, wird man auf das russische Bündnis, wenn man seiner bedarf, nicht jederzeit in dem vollen Maße des Bedürfnisses rechnen können." Und Bismarck glaubte eben, daß Alexander II. nicht die Schärfe des politischen Urteils und die Arbeitsamkeit besitze, um dauernd gegen unaufrichtige Einflüsse seiner Umgebung gedeckt zu sein, daß er nicht so zuverlässig in persönlichen Beziehungen wie Wilhelm I., nicht so offen und nicht so unabhängig von weiblichen Einflüssen wie Nikolaus I. sei.

Auch nach dem Abschluß des Zwei- und Dreibundes blieb die Aufrechterhaltung guter Beziehungen zu Rußland und die Verhinderung eines russisch-französischen Bündnisses eines der wesentlichsten Ziele der Politik Bismarcks, und diese Bestrebungen fanden ihren Höhepunkt in dem deutsch-russischen Rückversicherungsvertrag, der im Jahre 1887 an die Stelle eines im Jahre 1884 angeblich zwischen den drei Kaisern auf drei Jahre abgeschlossenen Bündnisses trat.

Wenn wir den Angaben der Bismarck-offiziösen Presse glauben dürfen, nicht ohne die Kenntnis und stillschweigende Billigung Österreichs und Italiens als ein eventuell alle drei Jahre zu erneuernder und auf Rußlands Wunsch geheimer Vertrag abgeschlossen, verpflichtete er für den Fall eines Angriffs auf eines der beiden Reiche das andere zu wohlwollender Neutralität. Mit dem rein defensiven Charakter des Dreibundes war dieser Vertrag rechtlich und moralisch durchaus vereinbar, und nur geifernder Parteihaß gegen das größte staatsmännische Genie Deutschlands konnte das törichte Wort vom „Verrat" aussprechen.

Der Vertrag hatte offenbar einen zwiefachen Zweck. Erstlich war er gewissermaßen eine Unterstreichung des defensiven Charakters des Dreibundes, der Deutschland zur Unterstützung Österreichs gegen einen russischen Angriff, nicht aber zur Beihilfe zu einem Angriff auf Rußland verpflichtete. Die Festlegung der Neutralität Deutschlands bei einem eventuellen Angriff Österreichs auf Rußland durch einen förmlichen Staatsvertrag war eine gewisse Garantie für die Aufrechterhaltung des defensiven Charakters des Dreibundes, an der Deutschland das größte Interesse hat, da zwischen ihm und Rußland große Interessengegensätze und politische Reibungsflächen nicht vorhanden sind, während man das von Österreich-Ungarns Verhältnis zu Rußland angesichts der polnischen Verhältnisse und der Balkanfrage füglich nicht behaupten kann.

Sodann aber sollte dieser Vertrag Deutschland vor einem russisch-französischen Bündnis im Fall eines französischen Angriffs auf Deutschland sichern. Und seine hohe Bedeutung für eben diesen Fall ist evident: Österreich war zur Unterstützung Deutschlands nicht verpflichtet; allerdings, wenn Rußland dann auch angriff, trat für Österreich der casus foederis ein; es ist aber klar, daß Deutschland den Schutz seiner Ostgrenze für diesen Fall nicht allein oder überwiegend dem Bundesgenossen hätte überlassen können. Solange es also nicht durch einen klaren Staatsvertrag gegen ein Obsiegen der antideutschen Partei am russischen Hofe gedeckt war, konnte es nicht seine volle militärische Kraft für die Abwehr eines französischen Angriffs einsetzen.

Der Vertrag ergänzte somit den Dreibund in der glücklichsten Weise: er war imstande, einen französisch-deutschen Krieg zu lokalisieren und seine Erweiterung zu einem Weltkrieg zu verhindern, während die Bedeutung des Zweibundes doch nicht darüber hinausging, Deutschland im Falle eines gemeinsamen französisch-russischen Angriffs zu unterstützen. Der Zweibund kam am meisten direkt Österreich zugute, Deutschland mehr indirekt: denn ein russischer Angriff drohte Österreich eher als Deutschland; dieses aber hatte ein großes indirektes Interesse an der Erhaltung der österreichischen Großmachtsstellung in jenem Fall.

Deutschland drohte mehr ein französischer Angriff — ein russischer immer noch eher als Österreich ein französischer; und gegen einen fran-

zösischen Angriff bot eben der russische Vertrag Deutschland eine Rückendeckung, wie sie der Dreibund ihm naturgemäß nicht bieten konnte.

Die exponierte Lage Deutschlands nach zwei Seiten hin machte auch eine stärkere Sicherung durch Verträge nötig oder wenigstens wünschenswert — während sowohl Österreich als Italien, mit Deutschland im Dreibund geeinigt, nur nach *einer* Seite exponiert waren.

V.

Italien.

Was Italien betrifft, so hat Bismarck schon früh in demselben den natürlichen Bundesgenossen Preußens erblickt. Im Frühjahr 1860 äußerte er zu Gerlach, „man hätte mit Piemont gehen sollen und dieses gegen Frankreich und Österreich gekehrte Reich verhindern sollen, Savoyen abzutreten". Denn „gegen Frankreich und Österreich gekehrt" waren auch die Interessen Preußens. Er ist daher, frei von den legitimistischen Bedenken Gerlachs und des Königs Wilhelm, schon als Gesandter für die Anerkennung des jungen Königreichs eingetreten, das Preußen „erfinden müsse, wenn es nicht von selbst entstünde".

Und als die Wahrscheinlichkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung mit Österreich näher rückte, hat er auf ein Bündnis mit Italien einen geradezu entscheidenden Wert gelegt: Zweimal, im Sommer 1865, als die Krisis auszubrechen schien, die dann noch einmal durch den Gasteiner Vertrag verschoben wurde, und wieder im Januar des Jahres 1866 hat er seinem Gesandten in Florenz auseinandergesetzt, daß der Grad der Sicherheit und der Umfang dessen, was man von Italien im Kriegsfall zu erwarten habe, von wesentlichem Einfluß darauf sein werde, ob Preußen es zur Krisis kommen lasse oder sich mit geringeren Vorteilen begnüge. Und die unbefriedigende Antwort, die er das erste Mal auf diese Frage erhielt, hat wohl mit dazu beigetragen, daß er durch die Gasteiner Übereinkunft noch einmal die kriegerische Lösung vermied.

Es war übrigens wohl nicht nur die militärische Mitwirkung Italiens bei dem Kampfe gegen Österreich, die ihm das italienische Bündnis damals so wünschenswert machte; er hoffte vielmehr zugleich auch durch das Bündnis mit jener Macht, die zu Frankreich eine so enge Fühlung besaß, die wohlwollende Neutralität Napoleons zu sichern und andererseits König Wilhelm leichter zum Kriege zu bestimmen; wiederholt hat er das den italienischen Unterhändlern, dem General Govone und dem Grafen Barral, ganz offen erklärt, und es liegt kein Grund vor, an der Richtigkeit dieser Erklärungen zu zweifeln.

Der Zweck des Bündnisses war der, Preußen die Hilfe Italiens *für den Fall* zu sichern, daß es zum Kriege mit Österreich käme. Noch konnte Bismarck in den ersten Monaten des Jahres 1866 sich nicht dafür verbürgen, daß dieser Fall wirklich einträte, hauptsächlich doch

wohl deshalb, weil er der Zustimmung des Königs nicht sicher war. Und ebensowenig wollte und konnte er die Initiative Italien überlassen und Preußen verpflichten, in einen italienisch-österreichischen Krieg einzutreten. Er wollte den Zeitpunkt für diesen vielmehr selbst wählen und brauchte noch Zeit, um die nationale Frage aufzurollen. Er wünschte also ein einseitiges Eventualbündnis — die vertragsmäßige Verpflichtung Italiens, Preußen zu unterstützen, falls dieses in Folge der Frage der deutschen Bundesreform in die Lage käme, die Waffen gegen Österreich zu ergreifen.

In der Conseilssitzung vom 28. Februar 1866 schlug er vor, Moltke nach Florenz zu schicken, um ein derartiges Bündnis mit Italien zu vereinbaren, und als dann die italienische Regierung, der preußischen zuvorkommend, den General Govone zu Verhandlungen über ein Bündnis nach Berlin entsandte, da hat Bismarck diesem in erster Linie ein derartiges Eventualbündnis als wünschenswert bezeichnet. Wollte Italien darauf nicht eingehen, so war er bereit, einen Bündnis- und Freundschaftsvertrag in allgemeinen Ausdrücken abzuschließen mit der Bestimmung, im Fall gewisser kriegerischer Eventualitäten sofort einen schon jetzt zu vereinbarenden Offensiv- und Defensivallianzvertrag zu unterzeichnen. Als Minimum seiner Wünsche endlich bezeichnete er einen einfachen, allgemeinen, beständigen Freundschafts- und Allianzvertrag, der wiewohl ohne wirkliche praktische Bedeutung und ohne ein bestimmtes Ziel ihm doch nützlich sei, um König Wilhelm auf dem Wege seiner eigenen Kombinationen festzuhalten, ein Beweis dafür, einen wie hohen Wert er auf das italienische Bündnis eben wegen dieser seiner Wirkung auf den König legte. Das geht auch daraus hervor, daß er Govone in der zweiten Konferenz am 16. März dringend bat, dieser möge seine Erklärung, daß er nur zum Abschluß einer unmittelbaren Offensiv- und Defensivallianz bevollmächtigt sei, dem Könige nicht wiederholen, ohne die Möglichkeit einer anderweitigen Vereinbarung durchblicken zu lassen. Er habe große Schwierigkeiten gehabt, den König zu seinen Anschauungen zu bringen, und wenn Govone die Aussicht auf die italienische Allianz, die er dem König eröffnet, zerstöre, so möchte dieser der ihm vorgeschlagenen Politik entfremdet werden.

Govone war zunächst wenig geneigt, auf die Vorschläge Bismarcks einzugehen, da seine Instruktion ihn nur zum Abschluß einer unmittelbaren Offensiv- und Defensivallianz ermächtigte. Sowohl er als der italienische Gesandte in Berlin, Graf Barral, dem er die weiteren Verhandlungen überließ, da er selbst sich dazu nicht für ermächtigt hielt, hatten den Verdacht, daß Bismarck die Verhandlungen mit Italien nur als ein Pressionsmittel Österreich gegenüber benutzen wolle, um die Frage der Elbherzogtümer in einer für Preußen befriedigenden Weise zu lösen. Und obwohl sich Bismarck mit der größten Offenheit über die Ziele seiner

Politik und die Schwierigkeiten, die sich der Durchführung derselben entgegenstellten, aussprach, vermochte er dieses Mißtrauen der Italiener doch nicht ganz zu zerstreuen. Trotzdem gelang es ihm schließlich doch, sich mit dem Grafen Barral über einen Entwurf zu dem von ihm von vornherein erstrebten Eventualbündnis zu einigen, den dann La Marmora genehmigte, sobald er sich der Zustimmung Napoleons vergewissert hatte.

Auf Bismarcks Vorschlag wurde in einem besonderen Protokoll die Geheimhaltung des Vertrags bestimmt. Er wollte damit Italien eine Garantie geben, daß Preußen das Bündnis nicht dazu mißbrauchen werde, um durch seine Mitteilung Konzessionen von Österreich zu erzwingen. Und er fügte zur Begründung die sehr charakteristischen Worte zu: Comme je désire et espère que nos relations actuelles seront durables, il faut qu'il y ait loi et foi.

Die Gültigkeit des Vertrags wurde auf Wunsch des Grafen Barral auf die Dauer von drei Monaten beschränkt; wenn ferner auf dessen Wunsch ausdrücklich die Initiative Italiens ausgeschlossen wurde, so entsprach das durchaus Bismarcks ursprünglichen Absichten, wenn ihm auch vorübergehend in jenen kritischen Wochen der Gedanke kam, Italien seinerseits zur Initiative zu veranlassen, um dann den König Wilhelm zur Teilnahme am Kriege mit fortzureißen.

Sehr großen Wert legten ferner die Italiener darauf, daß in der Einleitung des Vertrags dieser als traité d'alliance offensive et défensive bezeichnet wurde; nach Govones Berichten wären diese Worte des von Bismarck diktierten und vom Grafen Barral niedergeschriebenen Entwurfs später von Bismarck in die Worte traité d'alliance et d'amitié geändert, und erst vor der Unterzeichnung des Vertrags wäre auf Drängen Barrals der ursprüngliche Wortlaut wiederhergestellt worden, nachdem Bismarck nur „mit einiger Schwierigkeit" nachgegeben habe. Man wird indessen Sybel darin beistimmen müssen, daß nicht die Benennung des Vertrags in der Einleitung, sondern nur die in dem Vertrag selbst bestimmten Verpflichtungen von rechtlicher Bedeutung sein konnten. Wenn die Italiener aus jener Benennung Gegenseitigkeit und die Verpflichtung Preußens ableiten wollten, Italien gegen einen Angriff Österreichs beizustehen, so ist das eine Art der Argumentation, an deren Stichhaltigkeit man mindestens zweifeln kann. Mit mehr Recht hätten sich die Italiener allenfalls auf den Artikel 1 des Vertrags berufen können, der lautet: „Il y aura amitié et alliance entre Leurs Majestés le Roi de Prusse et le Roi d'Italie", und aus diesem die beiderseitige und allgemeine Verpflichtung ableiten können, im Falle eines fremden Angriffs sich gegenseitig zu unterstützen. Dieser Artikel hat aber offenbar nur die Bedeutung eines Obersatzes; wie er durch den Artikel 5 zeitlich eingeschränkt wird auf drei Monate,

so wird er sachlich durch den Artikel 2 näher bestimmt, der Italien verpflichtet, an Österreich den Krieg zu erklären, falls Preußen infolge der Frage der Bundesreform in die Lage versetzt wird, die Waffen gegen Österreich zu ergreifen. Es kann zum mindesten kein Zweifel darüber herrschen, daß Preußen nur ein Bündnis in diesem Sinne schließen wollte. Man muß aber andererseits anerkennen, daß der Wortlaut des Artikels 1 des Vertrags nicht ganz präzis ist und daß, falls man keine ganz allgemeine und vage Verpflichtung damit stipulieren wollte, es eines Zusatzes bedurft hätte, etwa: „sous les conditions suivantes“ oder „pour l'éventualité suivante“.

Wenn also Bismarck auf Govones Frage diesem erklärte, daß Preußen nach seiner Auffassung nach dem Buchstaben des Vertrags nicht zur Unterstützung Italiens bei einem Angriff Österreichs verpflichtet sei, so war er zwar fraglos bona fide — ob aber diese Auffassung mit Rücksicht auf den Wortlaut des Artikels 1 wirklich haltbar ist, kann fraglich erscheinen. Übrigens nahm Bismarck jener Divergenz sofort jede praktische Bedeutung: er versicherte, daß es im eigenen Interesse Preußens liege und seine moralische Pflicht sei, Italien in solchem Falle zu unterstützen, und daß er daraus eine Kabinettsfrage machen werde; und er beeilte sich, sich der Zustimmung des Königs zu vergewissern und diese den Italienern mitzuteilen. Schon vor jener Erörterung über die Auslegung des Aprilvertrags mit Govone hatte er übrigens durch seinen Gesandten in Wien am 27. April erklären lassen, daß Preußen bei einem österreichischen Angriff auf Italien nicht indifferent bleiben könne.

Er handelte also durchaus loyal, indem er dem Bundesgenossen, mit dem er ein Eventualbündnis abgeschlossen, die Unterstützung Preußens auch für einen Fall zusicherte, für den sie seiner Auffassung nach durch den Vertrag nicht förmlich festgesetzt war. Und es entsprach ebenso den Pflichten der Loyalität, als einer schon aus Zweckmäßigkeitsgründen ehrlichen Politik, wenn er, vor dem Eingehen auf die letzten Vorschläge für einen friedlichen Ausgleich mit Österreich durch den Baron Gablenz, den Italienern versicherte, falls es zu einer Einigung mit Österreich komme, werde er Italien bei Zeiten und loyal davon in Kenntnis setzen, und keinesfalls würden die Abmachungen mit Österreich der Art sein, daß Italien sich allein dem bewaffneten Österreich gegenüber befinden werde. Da Preußen durch das Bündnis keineswegs die rechtliche Verpflichtung übernommen hatte, den Krieg tatsächlich herbeizuführen, war dieser letzte Versuch zu einer friedlichen Einigung mit Österreich formell fraglos zulässig. Und daß es Bismarck Ernst war mit seinem Versprechen, die Pflichten der Loyalität gegen Italien in jedem Fall zu erfüllen, das geht aus seinem Memoire an den König vom 2. Mai hervor, in dem er es für eine, allerdings schwierige, Aufgabe erklärt, Österreich im Falle der Verständigung zu demjenigen Verhalten gegen Italien zu

vermögen, welches zu verlangen für uns eine Ehrenpflicht gegen Italien wäre.

Als die französische Intervention eintrat, da hat er wohl die Möglichkeit in Erwägung gezogen, im Bunde mit Italien oder auch allein den Kampf gegen Österreich und Frankreich fortzusetzen; aber die unsichere Antwort Govones sowohl als das militärische Gutachten Moltkes haben ihm einen raschen Abschluß mit Österreich wünschenswert erscheinen lassen.

Nach dem Kriege drängte die Hinneigung Italiens zu Frankreich, wie Bismarck im Mai 1867 zu Bernhardi bemerkte, zu einem Bündnis der drei Ostmächte. In den siebziger Jahren hat er dann, als eine Spannung zwischen Italien und Frankreich eingetreten war, dem Pariser Botschafter auseinandergesetzt, daß er keinesfalls einen Konflikt zwischen diesen beiden Staaten wünsche, weil Deutschland sich in einem solchen der Unterstützung Italiens nicht würde entziehen können.

Im Januar 1880 bezeichnete er Italien und Rußland als die einzigen friedensfeindlichen Mächte und bemerkte in einem Schreiben an den Botschafter in Wien, er habe vor 12 Monaten geglaubt, daß Italien geneigt sei, sich gegen die Anerbietung territorialer Erwerbungen und eines Streifens der adriatischen Küste einer russischen Kriegspolitik zur Verfügung zu stellen; er glaubte mehr Grund dazu zu haben, zu fürchten, daß Italien in den möglichen Krisen der Zukunft unseren Gegnern beitrete, als zu hoffen, daß es sich mit uns vereinige. Erst das nächste Jahr (1881) brachte in Italien einen Ministerwechsel und einen Umschwung in der äußeren Politik dieses Landes, der dann zu seinem Beitritt zum deutsch-österreichischen Bündnis führte.

In den Gedanken und Erinnerungen erklärt Bismarck einmal beiläufig die Verbindung mit Italien allein für ein „nicht hinreichendes Gegengewicht gegen die Koalition der drei übrigen Großmächte (Frankreich, Österreich, Rußland) auch dann, wenn die zukünftige Haltung und Gestaltung Italiens nicht nur von Frankreich, sondern auch von Österreich unabhängig gedacht werde". Und Busch gegenüber hat er sich wohl einmal recht skeptisch über die Sicherheit der italienischen Allianz ausgesprochen. Zu wiederholten Malen hat er es dann betont, daß Deutschland auf die Anlehnung an Italien durch die Geschichte angewiesen sei, daß das eine mit dem anderen ebenso wie mit Österreich nicht nur Stimmungen und Freundschaften, sondern die zwingendsten Interessen des europäischen Gleichgewichts und der eigenen Zukunft einigen.

VI.

Spanien.

Auch eine Verbindung mit Spanien hat Bismarck vor der definitiven Auseinandersetzung mit Frankreich für nützlich gehalten. Als zu Beginn des Jahres 1870 die spanische Thronkandidatur des Prinzen von Hohen-

zollern zum dritten Male auftauchte, hat er sie entschieden begünstigt, und in einem Diktat für einen Immediatbericht an den König wies er unter anderem darauf hin, daß durch eine deutsche Dynastie in Spanien die Sympathien zweier Nationen, deren Interessen sich nicht widersprechen und deren freundschaftliche Beziehungen einer bedeutenden Entwicklung fähig seien, wesentlich gestärkt würden, daß es für die Beziehungen zu Frankreich von Nutzen sei, jenseits desselben ein Land zu haben, auf dessen Sympathien Preußen rechnen könne und mit dessen Empfindungen Frankreich rechnen müsse, und daß im Kriegsfall durch die Verteidigung gegen Spanien immerhin ein bis zwei französische Armeekorps beschäftigt würden — Gedanken, die gewiß richtig sind und für seine Stellungnahme zur spanischen Thronfrage trotz seiner späteren Erklärungen entscheidend gewesen sein dürften.

VII.
England.

Über die Möglichkeit und den Wert eines Bündnisses mit England hat sich Bismarck stets sehr skeptisch ausgesprochen.

Der letzte Grund dafür liegt wohl in der gelegentlich von ihm betonten Tatsache, daß die deutsche Politik „immer mehr mit den kontinentalen Mächten zu rechnen habe". Dazu aber kommt noch ein Zwiefaches: Einmal die militärische Schwäche der Landmacht Englands, dessen Sicherheit — so bemerkt er einmal — „weniger durch seine Bündnisse als durch seine eigene Flotte bedingt ist". Er hielt England, wie er 1856 an Gerlach schreibt, „nicht nur für einen sehr egoistischen, sondern auch für einen schwachen Freund" und motivierte diese Anschauung weiterhin: „Die Leute sind nicht mehr, was sie waren. Der Staatsmann und der Aristokrat sind abgesetzt, die Preßbengel führen das Regiment, und wenn das so bleibt, so ist eine weise Leitung der Politik unmöglich und äußere Entwicklung von Energie nur in gelegentlichen Paroxysmen zu hoffen. Sie waren groß, solange sie trotz ihrer Verfassung regiert wurden, aber ich halte sie für prädestiniert, den Unsinn des wahren Konstitutionalismus auch noch an sich selbst ad absurdum geführt zu sehen."

Damit kommen wir zu dem zweiten Moment, das nach Bismarcks Anschauung ein Bündnis mit England geradezu unmöglich macht: Der Mangel an Stetigkeit in der äußeren Politik, wie er durch die demokratisierte, parlamentarische Verfassung bedingt ist. Bismarck hat sich darüber schon in den fünfziger Jahren in der unzweideutigsten Weise ausgesprochen: „Die Politik einer englischen Regierung ist unberechenbar und nicht selten von inneren Einwirkungen abhängig, die sich den Kombinationen staatsmännischer Vernunft gänzlich entziehen." „Seit der Reformbill hat die erbliche Weisheit der früheren Tage nicht wieder die Leidenschaften eines ungeordneten Parteigetriebes lichten können, und

wo Zeitungsartikel mehr zu bedeuten haben als staatsmännische Erwägungen, da ist es mir nicht möglich, Vertrauen zu gewinnen. Die insularische Sicherheit macht es England leicht, einen kontinentalen Bundesgenossen je nach dem Bedürfnis der britischen Politik zu halten oder sitzen zu lassen, und ein Ministerwechsel reicht zur Bewirkung und Rechtfertigung des Revirement hin, wie Preußen das im siebenjährigen Kriege erlebt hat."

Mehrfach betont er ferner, daß sich auf dem Wiener Kongreß die Interessen Österreichs und Englands denen Preußens am meisten entgegengestellt hätten, und ebenso spricht er sich auch in den Gedanken und Erinnerungen dahin aus, daß er zwar die Frage, welche Unterstützung Deutschland von England im Fall einer französisch-österreichisch-russischen Koalition zu erwarten haben würde, nicht ohne weiteres im Rückblick auf die Geschichte des siebenjährigen Krieges und des Wiener Kongresses beantworten, es aber doch als wahrscheinlich bezeichnen wolle, daß ohne die Siege Friedrichs des Großen die Sache des Königs von Preußen damals noch früher von England wäre fallen gelassen worden. Schon im Jahre 1857 spricht er ferner den Gedanken aus, daß „England uns weder unsere industrielle noch eine maritime Entwicklung in Handel und Flotte gönnen könne", und indem er einmal von seinen Sympathien für England spricht, bemerkt er: „Aber die Leute wollen sich ja von uns nicht lieben lassen."

Diese Anschauungen Bismarcks in den fünfziger Jahren haben sich späterhin nicht geändert. Im Jahre 1882 sprach er Busch gegenüber davon, wie sich in England der Radikalismus weiter ausbreite, eine Revolution im Anzuge sei und die demokratische Republik dort kommen werde, und in den Gedanken und Erinnerungen läßt er bei den Betrachtungen über Koalitionen England ganz aus dem Spiel — es gilt ihm wegen seiner parlamentarischen Verfassung und der durch dieselbe bedingten Möglichkeit eines schnellen Wechsels der Regierung und der gesamten äußeren Politik nicht als bündnisfähig: „Die englische Verfassung läßt Bündnisse von gesicherter Dauer nicht zu."

Man sieht, mit welchem Mißtrauen Bismarck dauernd den Einfluß der durch die Reformbill demokratisierten, parlamentarischen Verfassung Englands auf dessen äußere Politik betrachtet hat — einem Mißtrauen, das selbstverständlich keineswegs lediglich seiner Abneigung gegen Parlamentarismus und Herrschaft der Presse entsprang, so unsympathisch ihm auch beides war; denn derartige Antipathien waren für seine äußere Politik nie bestimmend; es beruhte vielmehr auf rein praktisch-staatsmännischen Erwägungen, vom Standpunkt der äußeren Politik aus, sowie auf den Lehren der Geschichte.

Daß diese Erwägungen auch den Einfluß der inneren Verfassung berücksichtigen mußten, ist selbstverständlich — denn so ganz lassen sich

äußere und innere Politik doch nicht scheiden, wie das Bismarck, im Widerspruch gegen die extremen Anschauungen der Legitimisten etwas über das Ziel hinausschießend, bisweilen behauptet hat — sie sind deshalb doch keineswegs von Parteidoktrin diktiert.

Ganz ähnlich wie Bismarck dachte übrigens nach dem englischen Separatfrieden des Jahres 1762 auch Friedrich der Große über ein Bündnis mit England.

Er hat England niemals diesen „Verrat", diese „conduite infâme" verziehen. Im Jahre 1765 erklärt er, er könne mit diesen Leuten nichts zu tun haben, noch in neue Verbindungen mit ihnen eintreten, ohne sich vor den Augen Europas zu prostituieren, und immer wieder wiederholt er, daß er nicht zum zweiten Male die „dupe", der „Don Quixote" Englands werden wolle.

Abgesehen von der persönlichen Gereiztheit, die natürlicherweise jene Erfahrung bei einem so selbstbewußten Herrscher wie Friedrich dem Großen hervorrufen mußte, war es auch — genau wie bei Bismarck — die zwiefache Erwägung, daß England ein schwacher Bundesgenosse sei, und daß stets ein Ministerwechsel leicht einen völligen Umschwung in der äußeren Politik des Landes hervorrufen könne, was ihm ein Bündnis mit England nur im äußersten Notfall als tunlich erscheinen ließ.

Und er hat wiederholt erklärt, wenn einmal die Konjunkturen ein Bündnis mit England durchaus notwendig machen sollten, so werde er als conditio sine qua non fordern, daß es von dem Parlament bestätigt würde, und daß es so die Kraft eines Bündnisses mit der ganzen Nation erhalte, bei der man weniger Gefahr laufe, betrogen zu werden.

Es ist ein ganz ähnlicher Gedanke wie Bismarcks Plan eines verfassungsmäßigen Bündnisses mit Österreich im Jahre 1879 — ein Gedanke, der in der Praxis schon deshalb kaum durchzuführen ist, weil damit die Geheimhaltung des Bündnisses unmöglich wird und diese doch häufig wünschenswert oder nötig ist — ganz abgesehen von der prinzipiellen Gefahr, die für einen konstitutionell-monarchischen, aber nicht parlamentarisch regierten Staat in einer so einschneidenden Anteilnahme des Parlaments an der äußeren Politik läge. Und schließlich ist das Verantwortlichkeitsgefühl und damit die Zuverlässigkeit von Parlamentsmajoritäten wohl kaum größer als die der Monarchen und leitenden Staatsmänner.

Das Mißtrauen gegen ein englisches Bündnis brauchte übrigens Bismarck nicht zu hindern und hat ihn nicht gehindert, auf die guten und freundschaftlichen Beziehungen zu England Wert zu legen und das auch öffentlich auszusprechen, wenn diese Beziehungen auch in den achtziger Jahren infolge der Gegensätze in der Kolonialpolitik nicht stets durch Liebenswürdigkeiten, sondern gelegentlich auch durch den Hinweis

aufrecht erhalten wurden, daß Deutschland eventuell in die Lage kommen könne, „diejenigen, die ohne es zu wollen, Gegner von England sind, zu unterstützen und irgend ein do ut des herzustellen".

In früheren Jahren hat er wohl eine gewisse Interessengemeinschaft mit England bisweilen betont. So wenn er im Jahre 1862 dem englischen Gesandten Lord Loftus gegenüber äußerte, daß Preußen und England das gleiche Interesse hätten, daß sich ein einiges und sowohl von Frankreich als von Österreich unabhängiges Italien bilde. Und er hat um diese Zeit wohl in England und einem selbständigen Italien natürliche Bundesgenossen Preußens gesehen.

So scheint er denn auch im Jahre 1879 an eine Annäherung Englands an den Zweibund gedacht zu haben.

VIII.

Schluß.

Wie Bismarck in den Gedanken und Erinnerungen das Kapitel über den Dreibund mit dem Mahnwort beschließt: Er dispensiert nicht von dem **toujours en vedette**, so hat er auch in der praktischen Politik trotz Allianz- und Rückversicherungsverträgen die sicherste Bürgschaft in der eigenen Macht, in einem starken Heere erblickt. Es ist kein Zufall, daß in die ersten Jahre seines Ministeriums der Kampf um die Heeresreorganisation, in die letzten der Kampf ums Septennat fällt. Er hat dem Reichstag immer wieder erklärt: „Ohne die Armee kein Deutschland: weder wäre es geworden, noch ist es zu halten." — „Vor allem brauchen wir ein starkes Heer, das stark genug ist, um unsere eigene Unabhängigkeit ohne jeden Bundesgenossen sicherzustellen." — „Wir müssen unabhängig von der augenblicklichen Lage, so stark sein, daß wir mit dem Selbstgefühl einer großen Nation, die unter Umständen stark genug ist, ihre Geschicke in ihre eigene Hand zu nehmen, auch gegen jede Koalition . . . daß wir damit jeder Eventualität . . . mit Ruhe entgegensehen können."

Der große Kurfürst, der große König und der große Kanzler — sie stimmen überein in dem Grundsatz: „Allianzen sind gut, aber eigene Kräfte sind besser," und neben der Sicherung durch jene ist doch ein eigenes, starkes Heer und — so können wir heute hinzufügen — eine eigene, starke Flotte allemal das notwendigste Instrument einer kräftigen Politik.





Capri.

Von

Else Küstner.

— Bonn. —

Capri, du Land aller Schönheit —
Wie du dich badest im Lichte der Sonne,
Wie dich umspült das blaue Meer.

Capri, du Land der Sonne und der Liebe!

Deine Sonne brennt, wie Feuer brennt sie,
Süß duftende Blumen ruft sie ans Licht,
Und in ihrer Glut reift sie den Wein, den feurigen,
Daß wir ihn trinken wie heißes, wie rotes Blut.
Die Sonne, wie heiß ist die Sonne von Capri!
Heiß, wie glühende Küsse legt sie sich auf mich.

Und wie am Mittag Nina, — la bella, —
Nina, die Schönste von Capri
Kommt wassertragend langsam vom Strande herauf,
Langsam, in der zitternden Hitze des Mittags, —
Schön ist sie wie Capri selbst.

Eben geformt, wie aus Bronze der Körper,
Klein und schlank die braunen Füße,
So leicht der Gang,
So schön alle ihre Linien,
Schön die Rundung der Arme,
Die leicht stützend das schwere Gefäß aus rotbraunem Kupfer halten,
Das sie mit Wasser gefüllt vom Strande heraufträgt,
Wie eine Bronze steht sie vor mir.

Doch aus ihren Augen,
Die so brennend und dunkel
Aus dem schmalen Gesichtchen herausglühen,
In dem roten Mund, —
Der dunkel leuchtet wie dunkle Rosen, —
Da sehe ich sie wieder
Die Lebensglut von Capri, die südliche Glut der Sonne.

Doch Ninas Blicke leuchten nicht mir,
Tief gesenkt hält sie die Augen.
Nicht mir lächelt ihr roter Mund.
Oh, sie weiß, wie der Geliebte ihr nachspäht,
Wie ihn die Eifersucht ihr heimlich oft folgen läßt.
Nein, — sie sieht nicht auf, —
Ruhig schreitet sie weiter.

Ach, wie sie liebt ihren Liebsten,
So auch fürchtet sie ihn!
Denn in seinem Herzen, —
Neben der Liebe zu Nina,
Neben der wilden Leidenschaft, die ihn zu ihr treibt, —
Da lohet wild die Eifersucht.
Wie sie ihn fürchtet oft, ihn, und seine wilden Blicke!
Sie fühlt noch den Schreck in den Gliedern,
Den Schreck, der kalt wie der Tod sie packte,
Als er einst, sie fast erstickend in seinen Armen,
Den Atem ihr austrinkend mit seinen Küssen, —
Als er dann den Dolch ihr zeigte,
Den Dolch, den er immer im Gürtel trug,
Und noch hört sie sein wildes Flüstern im Ohr,
Als er ihr zuraunt:
„Der ist für dich, — — wenn du mir untreu!"

Nein, Nina hebt nicht ihre Augen,
Noch lächelt ihr Mund.
Still wie ein Bild schreitet sie an mir vorbei.
Aber sengend ist die Hitze des Mittags geworden,
Und die Sonne glüht verzehrend,
Glüht verderblich wie alle Leidenschaft, —
Daß ich sie fürchte,
So wie Nina fürchtet die Liebe des Liebsten,
Die vernichten kann, — töten, — wie die Sonne, —
Und ich fliehe die Sonne.

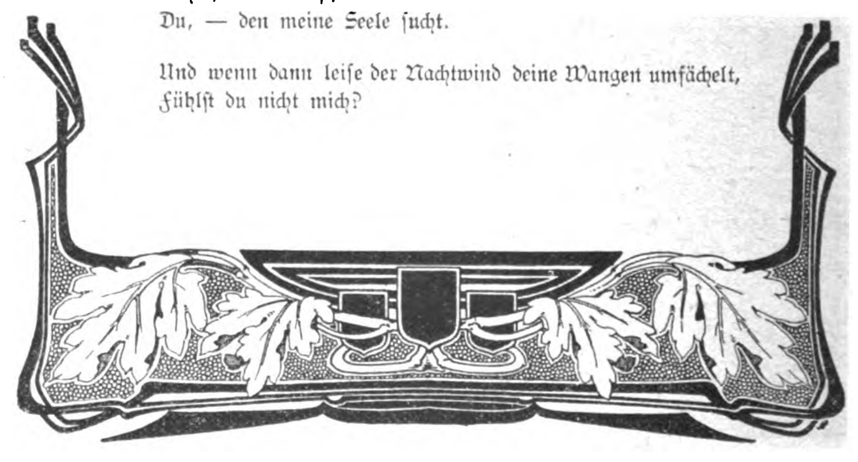
Und lieg' ich am Abend hoch oben auf den Felsen,
Langhingestreckt in das warme, duftende Gras,
Warm noch von der Glut des Tages, —
Und sehe hinaus über das Meer,

Das so schön ist und weit, —
Oh Capri, — dann halt' ich mein Herz,
Das voll ist von Sehnsucht,
Von Sehnsucht nach allem Schönsten der Welt,
Fest halt' ich's mit beiden Händen.

Und ich sehe, wie die Sonne versinkt,
Meine Sonne, — die wärmt wie die Liebe,
Und wie sie vergehend den Himmel noch färbt
Mit violetten und purpurnen Tönen —
Und wie das Meer sich färbt wie der Himmel und still wird.
Still liegt das Meer zu meinen Füßen,
So tief und still,
Und dunkel sieht es mich an und doch leuchtend,
Leuchtend im tiefsten Blau und im sattesten Rot.

Leise kommt nun der Nachtwind gezogen,
Leise mit großen Schwingen streicht er über das Meer.
Ich breite ihm die Arme entgegen, und er fühlt mich.
Und auf seinen Fittichen nimmt er mit von meiner Sehnsucht,
Hinaus in den Weltenraum, —
Dahin, wo du bist, —
Du, — den meine Seele sucht.

Und wenn dann leise der Nachtwind deine Wangen umfächelt,
Fühlst du nicht mich?





Dachau in malerischer Beleuchtung.

Von

Erich Felder.

— München. —

Der Kunstschriftsteller hat es mit der modernen Koloristik wirklich nicht so leicht, als er sich's oft macht. Schwarz auf weiß wirkt die Wiedergabe der farbigen Vision nicht „materialgemäß". Die „literarische" Malerei kam dem Schrifttum auf halbem Wege verwandtschaftlich entgegen, der Impressionismus pur et simple mochte auch noch hingehen, denn er hielt mit der gleichzeitigen Dichtung Schritt, man konnte dem dreisten Anhieb des Pinsels mit kecken Federstrichen folgen — „persönliche Handschrift", hier wie dort, bei den Jüngsten zumal. Nun aber die werdende Kunst in die Jahre der Pubertät gekommen ist, beginnt sie sich Rechenschaft zu geben, wie sie zur Welt kam und wie sich fortpflanzt. Die Dachauer zumal können sich das verwünschte Denken nicht abgewöhnen, während manche ihrer Kollegen so gern ihr Gottesgnadentum daraus ableiten, daß sie Knownothings sind. Um Dachau literarisch gerecht zu werden, bedarf es malerischer Mittel und wissenschaftlichen Rüstzeugs zugleich. Darum tat die Kritik diese „denkenden Künstler" bis vor kurzem gern mit ein paar leichten Gertenhieben ab, darum hat die schwere Aufgabe Arthur Rößler, den vielgewandten Painterpoet, so mächtig gelockt. Durch seine Monographie über „Neu-Dachau"*) hat er die Meister Dill, Hölzel und Langhammer nicht nur in einem feinkoloristischen Triptychon verewigt, man darf schon sagen, sein Buch verschmilzt malerisches Fachwissen so innig mit intimer Wortkunst, daß es für die Zukunft des Kunstschrifttums verheißungsvolle Möglichkeiten erschließt. Fachmann und Causeur standen

*) Verlag von Velhagen und Clasing, Bielefeld und Leipzig.

einander doch bisher im Kunst-Essay meist feindlich gegenüber, wenigstens auf dem Gebiete der Malerei. Rößler wußte seine nach Freizügigkeit drängende, schillernde Phantasie mit dankenswerter Mäßigung dem klarerschauten Ziele dienstbar zu machen; nebstbei konnte sich am rechten Platze der fein pointierende Wortmaler ausleben, so bei den prächtig getroffenen, ungeschminkten Porträts der drei Meister von Neu-Dachau. Am Anfang war die Tat; zuerst begrüßen wir Ludwig Dills ritterliche Kerngestalt, den Organisator mit der eisernen Faust eines Götz von Berlichingen. „Er ist ein Mann," mit diesen Worten, die einst ein Großer von einem Großen sprach, hat Fritz von Uhde mir einmal den Begründer der Neu-Dachauer Richtung prägnant bezeichnet. Dill zur Seite steht Adolf Hölzel, der tiefe Denker, der mit der Glaubensstärke des Apostels dem Rufe seines Innern folgt, unbeeinflußt von Freundesrat, von Spott und Haß, unbekümmert um Ehre und Gewinn. Es liegt eine stille Größe in diesem geistigen Ringen, dieser allen neuen Offenbarungen zugänglichen Überzeugungstreue, dieser zähen Beharrlichkeit, mit der Hölzel stets seinen exponierten Platz unter den Pionieren der Kunst aufsucht. Der dritte im Bunde ist der frühverstorbene Arthur Langhammer, der seines Reichtums unbewußte Poet mit der selbstquälerischen Sehnsucht im Herzen, der versonnene Schwärmer, der die kindliche Zartheit seines Empfindens vor Unberufenen hinter kaustischem Witz zu bergen wußte, wie sich ein fröstelnder graciler Leib durch rauhes Pelzwerk sorglich schützt. Nun sehe man diese Dreieinigkeit grundverschiedener Charaktere, durch ein künstlerisches Bekenntnis zum Bruderbunde vereint, den selbst der Tod nicht löst. In Dachau haben die drei Meister ihre künstlerische Heimat und sich selbst gefunden, als „Dachauer" werden sie in der Kunstgeschichte fortleben, mag auch Adolf Hölzel, der unlängst als Nachfolger Kalckreuths nach Stuttgart berufen wurde, gleich seinem seit Jahren als Karlsruher Akademieprofessor wirkenden Freunde Dill fortan nur mehr die Sommermonate im stillen Markte an der Amper verbringen. Mit feingetönten Farben schildert Rößler die unaufdringlichen Reize der geheimnisschweren Moorlandschaft, der ihre Kunst entsproß — d e u t s c h e K u n s t, aber auf dem Hauptwort liegt der Ton. In einleuchtender formschöner Entwicklung wird an der Hand trefflicher Reproduktionen das Lebenswerk Dills, Hölzels und Langhammers erläutert. „Verfeinerung der Koloristik, Vereinfachung der Form," lautet die Devise, zu der sie, vom Naturstudium ausgehend, allmählich gelangt sind. Die Verfolgung dieser Künstlerlaufbahnen führte geradeswegs zu einem künstlerischen Ausblick mit so umfassender Fernsicht, wie ihn keine andere Kunstwarte in Deutschland gewährt. Daß Rößler uns auf diese schwer ersteigbaren Gipfel leitet, darin liegt die eminente Bedeutung des Buches, darum mußte es geschrieben, darum muß es gelesen werden. Dachau ist nicht nur geographischer Begriff, es ist ein Programm. Das impressionistische Bestreben, die

Dinge nicht darzustellen, wie sie sind, sondern wie sie uns scheinen, legte tieferen Köpfen schließlich die Erwägung nahe, daß ja die Erscheinungswelt nichts anderes ist, als ein Gehirnphänomen. Hatten sich schon die Impressionisten (und in bewußterer Weise die Neo-Impressionisten) bei ihren Experimenten die physikalischen Gesetze zunutze gemacht, um den Eindruck der jeweiligen Erscheinung auf die Leinwand zu bannen, so gerieten die Dachauer in ihrem Bestreben, auf empirischem Wege von der Naturstudie zur Bildwirkung zu gelangen, zur künstlerischen Würdigung jener mathematischen Grundgesetze, nach denen unsere gesamte sinnliche Anschauung vor sich geht, und auf denen also auch die Empfindungsübertragung durch die Malerei basiert. Die Raumverteilung im Bilde wurde wieder als ebenso maßgebend erkannt, wie das Zeitmaß in der Musik, — wie in der Schwesterkunst ist Harmonie wieder oberstes Gesetz.

Es sei mir gestattet, ohne Zusammenhang mit Rößlers Ausführungen die Wichtigkeit des musikalischen Momentes für die Malerei kurz anzudeuten.

Ein in unverständlicher Sprache vorgetragenes Gedicht wirkt allenfalls wie das plätschernde Rauschen eines Wasserfalles. Wird aber die Modulation mit einer Subtilität abgewogen, für die es in der Natur kein Analogon gibt, dann entsteht schließlich M u s i k, die holde Kunst, die durch rein sinnliche Mittel tiefste Empfindungen in uns auszulösen vermag. Beim Bilde, das innerhalb eines begrenzten Rahmens nur einen bestimmten Moment festhalten kann, müssen die harmonischen und rhythmischen Werte in Tonart und Linienfluß um so sorgfältiger abgewogen sein, soll die Wirkung der einer Reihenfolge musikalischer Akkorde gleichkommen. Ist dies aber der Fall, dann vermögen auch optische Eindrücke durch Harmonie und Rhythmus allein, selbst ohne gegenständliche Vorstellung, künstlerische Wirkungen zu erzielen. Der persische Teppich ist ein Beispiel hiefür, wie auch das „abstrakte Ornament", von dem Rößlers Buch ein paar interessante Beispiele gibt. Die graphische Darstellung eines Gegenstandes vermittelt hingegen zunächst nur einen B e g r i f f, ohne dadurch schon künstlerische Befriedigung zu gewähren, mag man nun an die Bilderschrift der Delawaren denken oder an unsere deutsche Genremalerei. Allerdings reicht der optische Eindruck einer noch so schönen g e g e n s t a n d s l o s e n Ton- und Linienfolge nie an die höchsten Gipfel der Musik heran. Erst wenn sich ein bestimmtes Erinnerungsbild einstellt, wenn das zitternde Gold auf zartem Blau etwa die Vorstellung des morgendlichen Wolkenhimmels auslöst, kurz, wenn ein Gegenstand der Erscheinungswelt dargestellt ist, kommt die Befriedigung jener gleich, die uns durch den Wohlklang der Tonkunst geschenkt wird. Den Grund glaube ich bereits angedeutet zu haben. Die Musik steht in der Erscheinungswelt konkurrenzlos da. Die wenigen harmonischen Eindrücke, die Mutter Natur dem Hörer vermittelt, sind primitiver

Art; das Auge hingegen ist vertraut mit den reichsten Naturbeispielen einer grandiosen, wenn auch nicht schlackenfreien Harmonie. Die Kunst des Malers hat also gegen vorhergegangene, mit bestimmten Empfindungen verknüpfte Natureindrücke anzukämpfen, mit ihnen zu wetteifern, will sie an unser Innerstes rühren.

Daß bei diesem Wettbewerbe die Wahl der künstlerisch verwendbarsten Motive sowohl wie die äußerste Ausnützung der Mittel von höchster Bedeutung für den Maler ist, liegt auf der Hand.

„Kunst ist Wahl!" „Höchste und einfachste Ausnützung der Mittel!" Gerade diese goldenen Regeln haben in Dachau moderne Prägung erhalten, sie stehen dort hoch im Kurs. Ich habe also den Leser nicht weit vom Wege abgeführt, indem ich durch ein Schlaglicht die wichtigen Fragen zu beleuchten suchte, die mit den Dachauer Bestrebungen unlöslich verknüpft sind. Sie beschränken sich nicht auf das Werk einer einzelnen Künstlergruppe. Die Harmoniegesetze, die in der Moll-Tonart der Dillschen Landschaft zutage treten, lehren ebenso gut stärkste Kontrastwirkungen ohne Kraftverschwendung erzielen. Delacroix' Ausspruch, daß die Verhältnisse der Hauptlinien eines Bildes zueinander (und zum Rahmen) ausschlaggebend sind, gilt ebenso für das Juwel des Wohnraumes, das intime Staffeleibild, als für die den architektonischen Bedingungen angepaßte dekorative Malerei.

In dem ewigen Kreislauf von Naturalismus zum Stil gibt es keine niedagewesenen Grundprinzipien, nur die Erscheinungen wechseln. Rößler umpanzert sich denn auch mit dem Rüstzeuge klingender und treffender Zitate aus der Kunst der verschiedensten Epochen, der Mittler selbst tritt bescheiden zurück. Er weiß das Dunkle mit lichtvollem Worte zu klären, er schreitet selbstsicher an den Blütenranken vorbei, die seiner Phantasie gepflegten Gärten hundertfältig, tausendschön entsprießen. Doch schießen da und dort am dornigen Pfade romantische Blumen in lichter Bläue auf; dann scheint ein leichter Goldhauch der Poesie die grauen Theorien zu umweben („Nach dem Gesetze des sukzessiven Kontrastes", würde Meister Hölzel sagen) . . .

Nicht nur die Monographie als Kunstwerk galt es ins Auge zu fassen, noch auch das Oeuvre der drei Meister als solches. Wir begrüßen den ragenden Markstein auf einem bisher nur von einer Elite von Künstlern, — von Kunstschriftstellern kaum begangenen Wege.

Und im Vorübergehen sei es gestattet daran zu erinnern, daß „Nord und Süd" in gleichem Sinne durch eine Reihe von Kunstaufsätzen*) seit Jahr und Tag die erste Pionierarbeit gefördert hat.

*) S. u. a. „Modernste Münchener Malerei" in „Nord und Süd", Januar 1904.



Politischer Monatsbericht.

Inneres.

Von

Dr. Hugo Böttger,

Mitglied des Reichstags.

— Steglitz. —

ine starke Beunruhigung erlitten die Reichsgeschäfte jüngst durch den Unfall und die Krankheit des Fürsten Bülow, die aller Welt überraschend kam, obwohl sie bei der maßlosen Überspannung der Arbeitskraft des leitenden deutschen Staatsmannes leider nur zu natürlich war. Wir haben ihn eben für einen Menschen mit übernatürlicher Widerstandskraft gehalten; gerade in der Staatskunst gibt es aber am allerwenigsten einen l'homme machine, denn von hundert Seiten erhalten die Nerven da Stiche und Püffe und die unausgesetzte Beobachtung der verschiedenartigsten Seiten und Kombinationen des öffentlichen Lebens verlangt neben Verstand, Augenmaß und Spekulation auch mitempfindende Seele, die ihrerseits ebenfalls den Attacken der Politik, der Rankünе und der von Wohlwollen kaum berührten Kritik ausgesetzt ist. Gerade jetzt erwartete man von Bülow ein breit angelegtes Exposé über die internationalen Beziehungen und nebenbei ein klares deutsches Wort gegenüber den lauen Freunden und offenkundigen Gegnern in der Weltpolitik, zum Beispiel Italien und Rußland. Der Ohnmachtsanfall unterbrach die in der letzten Sitzung des Reichstags vor den Osterferien begonnene Abrechnung, vermutlich wird sie nachgeholt werden und dann an Frische und Deutlichkeit inzwischen nichts eingebüßt haben. Soviel konnte man aus der Marokkodebatte entnehmen, daß diese Angelegenheit unsere innere Politik nicht ungünstig beeinflußt hat, etwa in der Richtung, daß sie das Vertrauen zu der Staatsleitung in den Kreisen, wo es zu Hause war, erschüttert hätte, selbst wenn es wahr sein sollte, was einige französische

Publizisten annehmen, daß jetzt erst die Not und Sorge um Marokko beginnen würde. Wir meinen, vielleicht bei den Franzosen und Spaniern, während wir doch zu einem gewissen Abschluß gelangt sind und unsere Interessen vorderhand als leidlich befriedigt ansehen dürfen.

Der Reichstag hat bis zu den Osterferien u. a. die neuen Steuervorlagen in der zweiten Lesung beschickt. Was jeder neuen Steuer beschieden ist, daß sie nämlich durchweg unvolkstümlich ist und nur von denen gutgeheißen wird, die zufällig nicht davon befallen werden, das trifft auch für die Beschlüsse der Steuerkommission zu. Im Reichstage wich man den Mitgliedern dieser Kommission mit dem Schreckensrufe: „Achtung, Steuerkommission!" aus, und draußen in der Presse und in den Interessentenvereinigungen fand man noch erheblich kräftigere Ausdrucksformen des Respektes oder der Verwünschung. Das ist wahr, das Stengelsche Projekt, das einen einheitlichen und organischen Charakterzug hatte, ist jetzt von Grund aus zerstört worden; an seine Stelle ist ziemlich unorganische Gelegenheitsarbeit getreten, die keinen sozialen oder volkswirtschaftlichen Gesamtcharakter mehr darstellt, sondern lediglich mit einer gewissen biederen Kalkulatorengeschicklichkeit in kleinen Häufchen Geldrollen aufbaut, so das Reich braucht und verlangt. Der Stengelsche Entwurf sah die Besteuerung des Massenkonsums von entbehrlichen oder bis zu einem Grade gesundheitsschädlichen Artikeln vor (Bier und Tabak) und gewährte als soziales Gegengewicht gegen dieses angeblich unsoziale Unternehmen der Konsumsteuer die Einführung von Reichs-Erbschaftssteuern, wobei mit einiger Kühnheit das bisherige Finanzprinzip der reinlichen Teilung der Steuerkräfte für das Reich und die Einzelstaaten durchbrochen wurde. Nebenbei gab es bei Herrn von Stengel einige Verkehrssteuern, die allerdings mindestens reformbedürftig, wenn nicht unannehmbar waren. Aber es lag doch großer Zug in dem Plane. Was haben wir jetzt nach der zweiten Lesung der Kommission? Die Tabaksteuer ist gefallen, der Ertrag der Brausteuer von 67 Millionen auf 25 Millionen Mark reduziert, worüber die Brauer todunglücklich sind, weil sie befürchten, gerade diese verhältnismäßig geringe Mehrbelastung nicht auf die Wirte und Konsumenten abwälzen zu können. Die Steuer ist also zur Betriebssteuer umgestaltet. Dafür ist die Erbschaftssteuer nur um 7 Millionen Mark ertragsfähiger ausgebaut, und ihr Geschick ist zudem bei der Abneigung der Konservativen und eines großen Teils des Zentrums im Plenum noch keineswegs vor dem bethlehemitischen Kindermord bewahrt. Diese Parteien stellen dafür andere Objekte wie Ausfuhrzölle, Tantiémensteuern und ähnliche Überraschungen zur Verfügung. Genug, indem neben dem Frachturkundenstempel und Schiffsfrachtenstempel mit 16 Millionen Mark, neben Erhöhung des Portos im Lokalverkehr, welche

12 Millionen Mark bringen soll, ein Personenfahrkartenstempel mit einem geschätzten Ertrage von 55 Millionen Mark treten soll, bilden die Verkehrssteuern mit zirka 90 Millionen Mark das Rückgrat der Steuerreform. Eine Verbesserung ist insofern zu konstatieren, daß der Quittungsstempel definitiv beseitigt ist, und daß man bei der Zigarettensteuer, die sich in ihrem Ertrage von 15 Millionen Mark nicht geändert hat, einen Versuch mit dem Banderolesystem machen will, auch ist die Durchstaffelung bei der Brausteuer eine Erleichterung des Mittelbetriebes, und hier und da sind bei der Erbschaftssteuer, beim Automobilstempel ꝛc. einige Schönheitsfehler beseitigt. Daß nun aber etwas für das Plenum und für das Volk völlig Brauchbares geschaffen sei, das behaupten die Kommissionsmitglieder selbst nicht, deren riesige Arbeit übrigens volle Anerkennung verdient und findet. Es ist die Zerfahrenheit unserer parlamentarischen Verhältnisse, namentlich auch die steuerpolitische Unzuverlässigkeit der regierenden Partei, des Zentrums, die es bewirkt hat, daß die Schöpferkraft der Kommission auf Nebengeleise geschoben worden ist. Im Zentrum haben die agrarische Richtung die Erbschaftssteuer sehr ins Ungewisse gestellt und der bayerische Bierpartikularismus und die Tabaksbauernfreundlichkeit den Ausbau der Konsumsteuer lahmgelegt. Sollten nun dennoch 230 Millionen Mark zusammengebracht werden — es sind übrigens doch nur 197 Millionen bei der zweiten Lesung herausgekommen — so mußte eben aus jeder Not eine Tugend gemacht und zusammengekratzt werden, was noch eben fiskalischen Wert hatte. Der selige Miquel mit seinem Leitspruch: Gebt her, was ihr habt, das andere könnt ihr behalten, wird mit Befriedigung auf seine Schule herabsehen.

Steht hier also der nationale Politiker mit **an auspicious and a dropping eye** da, so ist er befriedigt darüber, daß das Reichstagsplenum das F l o t t e n g e s e t z endgültig und das Kolonialamt in zweiter Lesung genehmigt hat. Das Flottengesetz wurde mit den Stimmen aller Parteien gegen die der Sozialdemokraten, der Freisinnigen und der süddeutschen Volkspartei angenommen. Im Grundsatz waren auch süddeutsche und freisinnige Volkspartei für die Flottenverstärkung, nur hatten sie — meines Erachtens zur unrechten Zeit — etatsrechtliche Bedenken wegen der Bindung auf mehrere Jahre. Die Sozialdemokratie ist demnach völlig isoliert auch in dieser Frage, von der die Sicherheit der Nation und das Wohlergehen des gesamten Volkes, einschließlich der Millionen Arbeiter, abhängt. Das ist wohl mit das wichtigste Argument, das für ein Zusammengehen aller bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie spricht. Es ist wirklich nicht viel, was die verbündeten Regierungen für die Marine diesmal verlangt haben, man schilt sie geradezu als bescheiden und rückständig gegenüber dem Tempo der Flottenverstärkung in England und Frankreich. Sachkenner wie

Kapitän Höpner nennen zudem unsere Sachsenklasse und Oldenburg völlig unbrauchbar, die acht Schiffe der Siegfriedklasse unbrauchbar als Linienschiffe des Sollbestandes. Wir haben angesichts der Finanznot vitale Reichsinteressen zurückstellen müssen, das ist aber nur auf sehr kurze Zeit möglich, wollen wir nicht dem Mann gleichen, der sich aus der Angst vor den Kosten mit einem unvollständigen Blitzableiter behilft und dadurch die Feuersgefahr nicht beseitigt, sondern für den Ernstfall erhöht.

Weit intensiver als in den Vorjahren hat sich diesmal der Reichstag mit der Kolonialpolitik befaßt. Die Landfrage der Eingeborenen, Cousinenangelegenheiten des Herrn von Puttkamer, Tippelskirch und Co., Eisenbahnfragen, afrikanische Bodenspekulationen, Prügelstrafe in den Kolonien — bunt gewürfelt lagen die Themata der wochenlangen Debatten durcheinander; sie bildeten eine disharmonische Ouvertüre zu dem großen Werk, zu der Schöpfung eines selbständigen Reichskolonialamts. Gerade die Herren vom Zentrum, die so sehr gegen das neue Amt gearbeitet haben und zugleich bei der Kolonialdebatte das Blaue vom Himmel herunterfragten, die überall Schwierigkeiten in unseren Kolonien entdeckten oder machten, sie hätten sich doch überzeugen lassen müssen, daß ohne organische Umgestaltung der Zentralbehörde die verlangte und vom Fürsten Bülow versprochene Reform in membris et in capite nicht zu erreichen ist. Das auswärtige Amt, zu dem bisher die Kolonialabteilung ressortierte, ist genug überlastet und kann die Leitung der kolonialen Geschäfte nicht verantworten. Andererseits mangelt aber dieser Abteilung die notwendige Unabhängigkeit und Selbstverantwortung, aus der allein Initiative und Reformfreudigkeit erwachsen können. Aber das Zentrum spielte den Wiener Herrn von Justamentnöt; es opponierte unter Abkommandierung von einem Dutzend Kolonialfreunden und unter der mehr temperamentvollen als staatsmännischen Führung Erzbergers bis zum letzten Atemzuge oder doch bis zur zweiten Lesung, um sich bis zur dritten Lesung womöglich noch mit einer stärkeren Oppositionskraft zu versehen. Warum der Lärm, was steht den Herren zu Diensten? Man ist bei Beantwortung dieser Frage auf Vermutungen angewiesen, denn bekanntlich wird in den Parlamenten nicht über Motive abgestimmt. Und die Vermutung zielt nun ziemlich einmütig dahin, daß es die Person des für den Staatssekretärposten des neuen Amts in Aussicht genommenen Erbprinzen Hohenlohe-Langenburg ist, die den Klerikalen auf die Nerven fiel, weil er der Sohn eines leibhaftigen Führers des Evangelischen Bundes ist. Das wird natürlich bestritten, zumal der Prinz Hohenlohe letzthin im Reichstage Geschick, Takt und Verständnis im reichen Maße gezeigt hatte, und das Zentrum hat seine sogenannten sachlichen Gründe recht hübsch und anschaulich vorzuführen gewußt. Was Herr Dr. Spahn bereits

in der entscheidenden Budgetkommission gegen die Loslösung der Kolonialabteilung vom Auswärtigen Amt vorgebracht hatte, daß sie nämlich die Befürchtung von Komplikationen auf dem Gebiete unserer internationalen Beziehungen nahelegte, wurde auch im Plenum unermüdlich vorgetragen. Als ob das Kolonialamt nicht auch in Zukunft unter der Aufsicht des Reichskanzlers stünde und als ob es die Macht hätte, uns unversehens und über Nacht in kolonialpolitische Abenteuer zu stürzen, die uns den erbitterten Widerspruch unserer kolonialpolitischen Konkurrenten eintragen würden, und als ob nicht vielmehr die ganze Angelegenheit eine technische Zweckmäßigkeitsfrage von allerdings großer praktischer Bedeutung wäre! Man kann nur hoffen, daß die Mehrheit des Reichstags und die verbündeten Regierungen stark bleiben, daß die dritte Lesung bald stattfinde und daß das Kolonialamt dann schleunigst fertiggestellt und ausgebaut werde.

Unser größter Bundesstaat, Preußen, beschäftigt sich zur Zeit mit einer kleinen und einer großen Vorlage, die aber beide politischen Belang haben. Es sind dies Wahlreform und Schulunterhaltungsgesetz. Das erstere wird glatt durchgehen, das andere steckt im märkischen oder ostelbischen Sande fest. Die Wahlrechtsvorlage ist ein Not- und Verlegenheitsprodukt, berufen und geeignet, die technischen Schwierigkeiten des Wahlgeschäftes in einzelnen Riesenwahlkreisen dadurch aus der Welt zu schaffen, daß man diese Kreise zerschlägt. Hierdurch werden die liberalen Forderungen nach einem gerechten Ausgleich zwischen Konservativ und Liberal in Preußen in der Art befriedigt, daß die Möglichkeit einiger sozialdemokratischen Mandate auftaucht, eine Politik, die ihre malitiösen Feinheiten hat. Es ist soeben eine instruktive Arbeit über die preußischen Wahlkreise von dem Königsberger Professor R. Siegfried erschienen, in der der Professor durch sorgfältigste Statistik nachweist, daß die gegenwärtige Wahlkreiseinteilung eine gefälschte Repräsentation des Volks herbeiführt und die dritte Wahlklasse mundtot macht. Infolge des Bevölkerungszuwachses kommen jetzt auf einen Abgeordneten rund 80 000 Einwohner gegen 50 000 im Jahre 1860. Es wählen heute 187 Wahlkreise, die die Durchschnittszahl von 80 000 Einwohnern nicht erreichen, die Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses, nämlich 316 Abgeordnete, und 69 Wahlkreise, von denen einige jene Durchschnittsziffern um das drei- und fünffache übertreffen, wählen nur 117 Abgeordnete. Das bestehende Dreiklassenwahlsystem verbunden mit dem so ganz auseinanderfallenden Vertretungswert der Wahlkreise hat eine erstaunliche Wahlmüdigkeit erzeugt. Während bei den letzten Reichstagswahlen etwa 75 Prozent der Wahlberechtigten zum Wahltisch gingen, betrug der Durchschnitt der Wahlbeteiligung für das Abgeordnetenhaus gegen 23 Prozent. Es gibt eine Reihe von Wahlkreisen, in denen die Wahlbeteiligung auf 4 bis 6 Prozent zusammengedrückt ist. Man hält

eben vielfach die politische Arbeit und Betätigung für weggeworfen; sicherlich ein Zeichen für starke bürgerliche Erschlaffung, aber doch auch ein Beweis dafür, daß das Wahlrecht, unter dem man zu arbeiten hätte, keinen Anreiz zur energischen Betätigung bietet, im Gegenteil davor zurückschrecken läßt.

Die gegenwärtig durchgeführte Reform ist als Flickwerk genügend gekennzeichnet, denn sie ändert an dem bedenklichen Zustande der ungleichen Rechte bei gleichen Pflichten nichts, und es konnte für die Liberalen nur die eine Frage entstehen, ob sie sich überhaupt an der Gesetzgebungsarbeit beteiligen wollten oder nicht. Die Nationalliberalen haben die Aktion mitgemacht, dabei aber zugleich betont, daß es sich nur um ein technisches, nicht um ein politisches Problem gehandelt habe und daß sie sehr viel weitergehende Forderungen zu präsentieren hätten. Während die Freisinnigen kurzerhand die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf den Landtag vorschlugen, was nicht nur den größten Schwierigkeiten, sondern auch ebenso großen politischen Bedenken begegnet, kamen die Nationalliberalen mit realisierbaren Anträgen. Einmal soll zum Ausgleich für die inzwischen eingetretenen erheblichen Veränderungen eine anderweite Feststellung der Wahlbezirke und der Zahl der in ihnen zu wählenden Abgeordneten vorgenommen werden, und zum anderen wollen die Nationalliberalen das Wahlrecht so abstufen — unter Berücksichtigung geistiger Qualitäten und des Alters der Wähler —, daß die schädlichen Wirkungen des bestehenden Dreiklassensystems beseitigt werden. Schließlich soll die indirekte Wahl fallen. Ob damit alle die häßlichen Auswüchse einer plutokratischen und antiquierten Wahlverfassung aus der Welt geschafft werden würden, läßt sich erst prüfen, wenn klar formulierte Anträge vorliegen. Der Minister vertröstet inzwischen den Patienten mit einigen hübschen weltmännischen Betrachtungen, die den Kranken nicht gesund machen und die nach keiner Richtung verpflichten. Daß jedoch die Stunden des preußischen Wahlrechts gezählt, daß durchgreifende Reformen, nicht Flickereien von der Art der jetzt vollbrachten, im Staatsinteresse notwendig sind, dieser Erkenntnis entzieht sich außer den privilegierten Klassen kaum noch ein vernünftiger Mensch in Preußen.

Das preußische Schulunterhaltungsgesetz hat sich in der ersten Lesung der Kommission soweit vom Kompromiß entfernt und unter die Machtsphäre des Zentrums gestellt, daß auch die kompromißlustigsten Nationalliberalen allmählich auf das zweifelhafte Vergnügen der Mitarbeit an der Klerikalisierung der Schule zu verzichten drohen. Mit dem Kompromiß geht es wie mit jenen kleinen jungen Hunden, die man auf der Straße kauft und die sich merkwürdig anders entwickeln, als der Verkäufer vorausgesagt hat. Den ersten Schmerz taten die Konservativen den Nationalliberalen damit an, daß sie beim

§ 23 den Vorschlag der letzteren ablehnten, den Staat zu ermächtigen, konfessionelle Sonderschulen unterhalb einer bestimmten Schülerzahl zu verbieten. Die Konservativen haben gegen solche konfessionelle Zwergschulen nichts einzuwenden, deren Leistungsfähigkeit im umgekehrten Verhältnis zur konfessionellen Leidenschaft ihrer Begründer zu stehen pflegt. Beim § 31 wurde die klerikale Politik der Rechten fortgesetzt und damit der Schulvorstand auf dem Lande streng konfessionell gestaltet und unter den gesetzlichen Vorsitz des Ortsschulinspektors — also in den meisten Fällen des Geistlichen — gebracht. Der geistliche Ortsschulinspektor ist damit aufs neue zum Herrscher der ländlichen Schulverhältnisse gemacht. Vollends unhaltbar ist § 40 der ersten Lesung; er will die Besetzung der gehobenen Stellungen von Rektoren, Hauptlehrern rc. ganz in die Hände der Schulaufsichtsbehörde legen und den Gemeinden nur das Recht der Anhörung zugestehen. Auf dem Lande hängt dann von dem Gutachten der geistlichen Ortsschulinspektoren die Beförderung der Lehrer ab. Feudalismus und Kirche werden für gesinnungsfeste Leitung der Schulen nach Kräften sorgen. In den Städten geht die Sache so ziemlich den gleichen Weg, und wo die Staatsautorität kirchlichen Einflüssen unterliegt — und wo geschieht das in Preußen nicht? — da ist die Leitung der Volksschulen auch in den Städten unter klerikale Botmäßigkeit gestellt. Das hat aber die weitere Folge, daß die Städte das Interesse an dem fachlichen Ausbau der Schulen verlieren, für die sie nur zahlen, aber die sie nicht beraten dürfen. Es ist klar, daß auf diesem Wege der kulturelle Wert der preußischen Schule bedenklich erschüttert und beeinträchtigt werden kann. Um so berechtigter die Opposition der Städte und der Liberalen. Beide erklären, wenn nicht Wandel geschaffen wird, das vorliegende Volksschulunterhaltungsgesetz für unannehmbar; will es trotzdem die Regierung mit dem Zentrum und der Rechten unter Dach und Fach bringen, so ist der Bruch des Kompromisses, an dem doch die Regierung nicht ganz unbeteiligt ist, fertig und damit eine schwere Krisis der preußischen Gesamtpolitik heraufbeschworen. Daß solche Entwickelung nicht ohne schädlichen Einfluß auf die Reichsgeschäfte sein wird, kann der Blinde mit dem Stock fühlen, und wir werden möglicherweise das Schauspiel erleben, daß eine Verständigungsaktion in eine Konfliktsperiode einmündet, wobei wie in allen Konflikten der Willensstarke und mit den besten Gründen Versehene schließlich Sieger bleiben muß.





Politischer Monatsbericht.

Auswärtiges.

Von

W. v. Massow.

— Berlin. —

Durch den glücklichen Abschluß der Konferenz in Algeciras ist zugleich eine starke Spannung in der europäischen Lage beseitigt worden. Man fing an, diese Spannung nachgerade recht unbequem zu empfinden, und vielleicht dient dies dazu, über eine Erfahrung Klarheit zu schaffen, die man dereinst wohl nicht als die geringste Frucht dieser Verhandlungen verzeichnen wird. So sehr auch die Neigung, politische Streitfragen durch internationale Verständigung aus der Welt zu schaffen, verstärkt erscheint, so wird man doch wohl künftig auf eine Vereinfachung und Abkürzung der Formen dieser Verständigung bedacht sein, wenn eine Streitfrage erst einmal bis zu einem gewissen Grade akut geworden ist. Die Geschichte kannte bisher eigentlich nur solche Kongresse, die meist im Anschluß an eine bereits zum Austrag gelangte kriegerische Verwickelung eine Neuordnung der Verhältnisse herbeiführen sollten. So war es in Wien 1814, in Paris 1856, in Berlin 1878. Jetzt aber handelte es sich darum, eine sich vorbereitende Krisis, die leicht zu einer kriegerischen Auseinandersetzung führen konnte, vorher zu beseitigen. Aber da hat es sich gezeigt, daß die Welt, die nicht in der Lage ist, den bei diesem Geschäft tätigen Diplomaten in die Karten zu sehen, einem solchen Schauspiel doch anders gegenübersteht, als jenen Kongressen, die in einem Augenblick der Abspannung ihre aufbauende Tätigkeit beginnen. Man hat mit einem weit höheren Grade von Nervosität gegenüber dem Fortschreiten der Verhandlungen zu rechnen. Und das Schlimmste ist: diese Nervosität übt ihre Wirkungen auf das geschäftliche Leben. Wir bewegen uns wirtschaftlich nicht mehr in den ruhigen Geleisen vergangener

Zeiten, wo die Diplomaten ohne wesentlichen Schaden für die Gesamtheit mit den schwerfälligen Mitteln arbeiten konnten, die eine vorsichtige und verantwortungsreiche Politik braucht, um die schwanken Brücken völkerrechtlicher Bindungen und besonderer internationaler Beziehungen ungefährdet nach dem gewünschten Ziele hin zu überschreiten. Heute, wo Weltverkehr und Welthandel ihre Einflüsse bis in die entlegensten Winkel geltend machen, wo der elektrische Strom jede Schwankung der Weltlage in jedem Augenblick überallhin vermittelt, bedeutet die längere Dauer starker politischer Spannungen zugleich den Verlust großer Werte im Nationalvermögen. Das lange Ausbleiben der Verständigung in Algeciras hat auf der Geschäftswelt wie ein Alp gelastet; es war gewissermaßen die Rache der in Marokko interessierten französischen Finanzgruppe, der nicht alle Blütenträume reiften. Hierin ist auch wohl der Hauptgrund zu sehen, warum das Ergebnis der Konferenz bei uns vielfach geringer bewertet wird, als es eingeschätzt zu werden verdient, und warum viele Beurteiler dahin gelangen, den Konferenzgedanken überhaupt für einen politischen Fehler zu halten.

Will man sich über die Berechtigung dieser Meinung ein Urteil bilden, so muß man als praktischer Politiker vor allem fragen, welches andere Mittel, unsere Interessen in Marokko und unser Ansehen in Europa zu wahren, hätte angewandt werden können. Darauf bleiben die Vertreter der soeben erwähnten Meinung die Antwort keineswegs schuldig. Sie sagen, man hätte sich mit Frankreich direkt verständigen sollen. Um die Möglichkeit einer solchen Verständigung zu beweisen, berufen sie sich auf die Behauptungen, die jetzt nachträglich in den Kreisen französischer Politiker und in der französischen Presse aufgestellt werden und die auch bei uns — nach leidiger deutscher Gewohnheit — ohne weiteres als Beweisstücke zur Kritik unserer eigenen Regierung benutzt werden. Man sagt, Delcassé sei, als er die Marokkofrage in Angriff nahm und damals noch bei seinen Annäherungsversuchen an England einer kühlen Ablehnung begegnete, bereit gewesen, sich an Deutschland anzuschließen, habe aber hier keine Gegenliebe gefunden. Warum es nicht lohnt, diese an sich schon sehr unwahrscheinliche Angabe auf ihre Richtigkeit zu prüfen, wird sich aus dem folgenden ergeben. Jedenfalls aber ist später bei Herrn Delcassé von einer Bereitwilligkeit zur Verständigung mit Deutschland nie die Rede gewesen; im Gegenteil war es bekanntlich gerade der Grundgedanke seiner Politik, jede geeignete Frage dazu zu benutzen, um Deutschland beiseite zu schieben und zu isolieren, sein europäisches Ansehen zu untergraben. Hätte die französische Politik nur ihre eigenen Interessen in Marokko selbst wahrgenommen, so wäre ja wohl eine direkte Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich möglich gewesen. Nachdem der Sache aber einmal die Wendung gegeben war, daß die französische Marokkopolitik zugleich

das Mittel einer Demütigung und Zurückdrängung Deutschlands in der europäischen Politik werden sollte, handelte es sich für uns nicht mehr bloß um „das bißchen Marokko", und Deutschland mußte einen Weg suchen, um jeden solchen Versuch auch in Zukunft hindern zu können. Von diesem Augenblick an wurde der Weg eines Separatabkommens mit Frankreich auch gegenüber einer gutwilligen Regierung in Frankreich für Deutschland ungangbar.

Weiter aber: was hätte der Gegenstand eines solchen deutsch-französischen Abkommens sein sollen? Für das, was Frankreich in Marokko abweichend von der bisherigen Ordnung der Dinge erstrebte, konnte es uns eigentlich nichts Gleichwertiges bieten. Wollte es uns — wie angedeutet worden ist — etwa die Anwartschaft auf irgendwelchen fremden Besitz im Orient geben, wie es Italien mit dem ihm nicht gehörigen Tripolis geködert hat? Oder bot es eine Kolonialabtretung von zweifelhaftem Wert? Oder wollte es uns mit Zusicherungen im Bereich der europäischen Politik abspeisen, wo wir doch gewiß keine etwa von Frankreich zu vergebenden neuen Rechtstitel begehren, sondern nur die Anerkennung der bestehenden in freundschaftlichem Geist? Für solche Luftgebilde konnten wir Frankreich keine wohlerworbenen Rechte ausliefern — noch dazu im günstigsten Falle ohne jede Garantie für die Verbesserung unserer Stellung in Europa.

Eine Verständigung mit Frankreich allein hätte uns also niemals viel nützen können. Unsere bescheidenen Interessen in Marokko aber wären noch geschmälert worden. Die einzig mögliche Antwort auf den Versuch Frankreichs, seine Pläne in Marokko über unsern Kopf hinweg, also in Verbindung mit einer Schädigung unseres europäischen Ansehens durchzusetzen, bestand in dem Gegenzug, das Verhältnis der Mächte zu Marokko auf eine neue internationale Grundlage zu stellen. Dadurch engagierten wir uns in Marokko nicht mehr als nötig und bewiesen zugleich das Gewicht unserer Ansprüche in dem Konzert der Weltmächte.

Viele Kritiker der Verhandlungen von Algeciras begehen den Grundirrtum, die Erlangung dieser oder jener bestimmten Sondervorteile in Marokko für das Ziel der deutschen Politik zu halten. Das wollte Deutschland durchaus gar nicht, sondern vielmehr die Internationalisierung Marokkos im Gegensatz zu französischen Sonderwünschen. Dieser Gegensatz aber ergab sich nicht aus irgendwelcher Gehässigkeit oder Scheelsucht gegen Frankreich, sondern er war die notwendige Antwort auf einen französischen Versuch, unsere europäische Machtstellung zu diskreditieren. Es handelte sich also nicht um Marokko, sondern um unser internationales Ansehen. Das alles wäre nicht zum Ausdruck gekommen, wenn wir einen anderen Weg eingeschlagen hätten als den der Konferenz.

Freilich wurden dadurch auch unserer Diplomatie besonders schwierige Aufgaben gestellt. Man wußte vorher, daß auch auf einer Konferenz nicht nur die besonderen marokkanischen Interessen der einzelnen Mächte bestimmend sein würden, sondern mehr noch Gesichtspunkte der allgemeinen politischen Konstellation. Wie sich das äußerte, ist hier erst im letzten Monatsbericht auseinandergesetzt worden und soll deshalb nicht wiederholt werden. Man weiß, daß Frankreich außer Spanien und England auch Rußland an seiner Seite hatte und Italien weit mehr zu Frankreich stand, als zu uns. Wir hatten nur in Österreich-Ungarn einen treuen und zuverlässigen Bundesgenossen und in Amerika einen zwar sehr vorsichtigen und zurückhaltenden, aber doch im allgemeinen freundlichen Helfer und Vermittler. Unter solchen Umständen war von vornherein nicht darauf zu rechnen, besondere Einzelwünsche durchzusetzen. Der Erfolg konnte nur darin gesucht werden, daß man das Hauptziel fest im Auge behielt, die Sicherung der internationalen Stellung Marokkos, und sich auf keines der Mittel, die zu dem Ziel führen konnten, im einzelnen zu sehr festlegte. Ging es mit einem Vorschlage nicht, so mußte man ihn fallen lassen und es mit einem anderen versuchen, wenn nur dadurch verhindert wurde, daß Marokko eine französische Provinz wurde.

Das ist von einem Teil unserer öffentlichen Meinung gründlich mißverstanden worden, die immer noch glaubte, es handle sich um die Erlangung besonderer positiver Zugeständnisse in Marokko, und die sich schwer ärgerte, wenn in den Zeitungen zu lesen war, Deutschland habe eine aufgestellte Forderung fallen lassen. Als ob es darauf überhaupt angekommen wäre! Wohl noch niemals sind internationale Verhandlungen ohne gegenseitiges Nachgeben zustande gekommen. Wir haben nur die Tatsache festzustellen, daß jetzt eine von den Großmächten gezeichnete internationale Urkunde existiert, auf Grund deren Frankreich darauf verzichtet, in Marokko Sonderrechte in einem Umfange in Anspruch zu nehmen, der mit der Unabhängigkeit Marokkos und den Interessen anderer Mächte unvereinbar ist. Marokko kann nicht mehr zu einem zweiten Tunis gemacht werden. Dieser Erfolg ist im wesentlichen von Deutschland erreicht, und zwar als direkte Folge des Versuchs, Deutschlands Machtstellung und Einfluß zu ignorieren. Wenn das alles erlangt worden ist, ohne daß Frankreichs Würde und Ansehen und seine legitimen Interessen dabei verletzt worden sind, so ist das nur um so besser für uns und jedenfalls kein Umstand, der unsere Befriedigung verringern könnte.

Wie steht es nun aber mit den Klagen über die „Isolierung" Deutschlands, die in Algeciras allen offenbar geworden sein soll? Wir möchten die Gegenfrage stellen: Was ist in Algeciras offenbar geworden, was unsere Diplomaten, das Ausland und bei uns alle denkenden, die Zeit-

ereignisse beobachtenden und für die öffentlichen Angelegenheiten ernsthaft interessierten Leute nicht schon längst wußten? Gab es aber noch Leute bei uns, die das nicht wußten, dann können wir gar nicht dankbar genug sein, daß es einmal ein Ereignis gegeben hat, das diese Schläfer aus ihrer Traumseligkeit gründlich aufrüttelte. Es ist unsere Pflicht, unsere allgemeine Lage und unsere Beziehungen zu andern Mächten recht scharf ins Auge zu fassen. Die Meinung aber, als ob wir berechtigte Ansprüche im Rate der Völker nur dann geltend machen könnten, wenn wir uns auf eine genügende Zahl von Bundesgenossen verlassen dürfen, ist einer Macht wie des Deutschen Reiches nicht würdig, und es ist nur nützlich, wenn sie durch die Geschichte der Konferenz von Algeciras korrigiert worden ist.

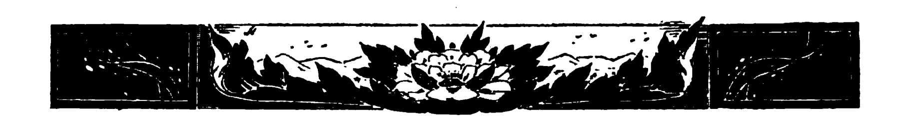
Allerdings befindet sich unter den Ergebnissen der Konferenz auch ein nicht unbeträchtliches Quantum von Verstimmung unserer öffentlichen Meinung gegen Italien und Rußland. Was Italien betrifft, so sind die Gründe und Zusammenhänge des Verhaltens seiner Regierung auf der Konferenz schon einmal an dieser Stelle erörtert worden. Danach könnte man unserm Partner im Dreibund für manches Unerfreuliche in den Tagen von Algeciras mildernde Umstände zubilligen. Was aber den schlechten Eindruck dieser kleinen Zweideutigkeiten verstärkt hat, ist die feindselige Haltung eines großen Teils der italienischen Presse gegen uns. Sie hätte nicht schlimmer sein können, wenn der Dreibund nie geschlossen worden wäre und wir der italienischen Nation das bitterste Unrecht zugefügt hätten. Daraus werden wir natürlich unsere Lehre ziehen müssen, ohne Italien gegenüber etwa auch unsererseits in eine Politik der „sentiments“ zu verfallen.

Rußland ist der andere Staat, der es für notwendig gehalten hat, seine für uns keineswegs überraschende Stellung auf französischer Seite noch durch eine besondere Unfreundlichkeit gegen Deutschland schärfer zu betonen, als durch die Sachlage geboten war. Die Note des Grafen Lamsdorff an den russischen Bevollmächtigten in Algeciras, Grafen Cassini, worin in ganz überflüssiger Weise ein Punkt des österreichischen Vermittelungsvorschlags herausgegriffen war, um in verletzender Form zu betonen, daß man nicht die deutschen Wünsche, sondern die französischen unterstützen wolle, — diese Note konnte trotz einer darin angebrachten abschwächenden Wendung bei uns nur erbitternd wirken, selbst wenn man es nicht auf das Konto der russischen Regierung setzt, daß der „Temps“ in der Lage war, den Inhalt der Note in entstellter Form zu veröffentlichen, ehe sie den Mächten amtlich mitgeteilt war. Die Note wirkte um so unangenehmer, als Rußland durch keine ernste Notwendigkeit zu diesem Seitenhieb gegen Deutschland gedrängt war. Vielleicht war es die Sorge, bei den Franzosen keinen Kredit in den Finanznöten des Reiches zu finden. Aber auch diese Erwägung zeugt von großer

Kurzsichtigkeit, denn man braucht auch deutsches Geld, aber das deutsche Volk wird sich jetzt wohl sehr besinnen, ehe es die deutschen Börsen einer neuen russischen Anleihe öffnet. Dem ungeschickten Schritt der russischen Politik ist wahrscheinlich schon jetzt die bittere Reue auf dem Fuße gefolgt.

Dabei entwickeln sich die inneren Verhältnisse Rußlands sehr unerfreulich. Es hat die Zeit der Wahlen zur Reichsduma begonnen, aber von einer Klärung ist man noch sehr weit entfernt. Die größere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die radikalen Parteien die Oberhand erhalten werden, daß also die Reichsduma ihre Tätigkeit damit beginnen wird, die Grundlagen der neuen Ordnung nach ihrem Sinne zu gestalten, ohne daran zu denken, daß es zunächst gilt, auf der gegebenen Grundlage den Staat zu sanieren, Sicherheit, Autorität und Vertrauen wieder herzustellen. Damit sieht es jetzt im Reich traurig aus. Obwohl der offene Aufruhr gegen die Vertreter der Staatsgewalt niedergeschlagen ist, glimmt das Feuer unter der Asche fort. Sinnlose Bombenattentate, Raubanfälle, örtliche Unruhen hören nicht auf und beweisen die Ohnmacht der Staatsgewalt. Und leider ist die Befürchtung nicht ohne Grund, daß der Erhebung des städtischen Anarchismus, wie sie zum Beispiel in Moskau, Kiew und Odessa sich abspielte, über kurz oder lang eine bäuerliche Revolution folgen wird, die jene andere an Gefährlichkeit weit überbieten dürfte. Doch ist es wohl gegenwärtig für einen abschließenden Rückblick auf die jetzige Periode der russischen Revolution noch zu früh.

Zum Schluß sei hier noch erwähnt, daß in Ungarn die Entwickelung eingetreten ist, die hier im letzten Monatsbericht als wahrscheinlich angedeutet wurde. Daß die Krone der immer dreister fordernden Koalition endlich fest entgegentrat, hat gewirkt. Die Koalition hat kapituliert und ihren Widerstand endlich aufgegeben. Sie konnten es jetzt noch in Formen tun, die sie nicht kompromittierten, im Gegenteil äußerlich als Sieger erscheinen ließen. In Wirklichkeit aber haben sie sich gebeugt, und sie wußten, daß es der letzte Augenblick war, in dem sie noch etwas retten konnten. So ist denn freilich das Ministerium Fejérváry mit seinem militärischen Oberhaupte gefallen, und der frühere Ministerpräsident Dr. Wekerle vereinigt in dem neuen Kabinett um sich die „großen" Namen der bisherigen unentwegten Opposition, unter ihnen auch Franz Kossuth, der seine Berühmtheit bisher nur erblicher Belastung verdankte, jetzt aber zeigen kann, daß er auch selbst „quelqu'un" ist. Das neue Ministerium ist also ein Kabinett der bezähmten Widerspenstigen, und man darf nun endlich erwarten, daß in Ungarn die Zeit der unfruchtbaren Verwirrung ihrem Abschluß entgegengeht.



Literarischer Monatsbericht.

Von

August Friedrich Krause (Breslau).

Lyrik.

Albert Sergel: Sehnen und Suchen. — Jenseits der Straße. — Georg Busse-Palma: Brückenlieder. — M. R. von Stern: Lieder aus dem Zaubertal. — Ludwig Finckh: Rosen. — Paul Barsch: Über der Scholle. — J. V. Widmann: Der Heilige und die Tiere. — Eduard Grisebach: Der neue Tannhäuser. — Eduard Mörike: Lieder und Gedichte in Auswahl. — Gustav Falke: Das Büchlein Immergrün. — Arnim Brentano: Des Knaben Wunderhorn.

Auch in der Lyrik macht sich ein leises, stetes Ringen nach neuen, lebendigeren und reicheren Formen bemerkbar, nach Formen, die nicht wie ein Kleid dem Gefühlsinhalt übergezogen, die ihm Halt und Gestalt geben wie Knochengerüst und Haut den Sehnen und Muskeln des Leibes. Man erkannte, daß man mit den epigonalen Versformen nicht weiter kam, daß Lied und Gedicht in ihnen erstarrten. Schöner und schillernder, weicher und fließender und rauschender konnte man diese alten Lyriklieder wohl machen, sich eine Weile daran freuen und ihrer recht bald wieder über werden, aber lebendiger wurden sie nicht. Wunderlichkeiten blieben nicht aus, und der mit viel Lärm inszenierte Phantasus-Rummel ist nicht die größte und einzige. Der alten Formen müde, zu kraftlos, neue zu bilden, verwarfen etliche kurzerhand alle Lyrikformen und schrieben „Gedichte in Prosa", nicht bedenkend, daß auch diese Form innerlichen Gesetzen folgen muß.

Der erste, dessen Schaffen eine Erneuerung und Fortentwicklung der deutschen Lyrik bedeutet, ist Cäsar Flaischlen, der, allmählich von der überlieferten Metrik und Poetik sich lösend, neue Gebilde fand, die in Form und Inhalt ein Lebendiges und Organisches darstellen. Nur wenig weiß man in weiteren Kreisen von ihm, dem hat leider auch das wertvolle und interessante Buch Muschner-Niedenführs: „Cäsar Flaischlen. Beitrag zu einer Geschichte der neueren Literatur" nicht abhelfen können; ganz in der Stille — wie alles Große und Neue in der Stille wird — schaffte er, nur den Gesetzen seines Wesens folgend, unbekümmert um Gunst und Mißgunst, unbekümmert um Wirkungen in die Breite oder Tiefe. Aber diese Wirkungen blieben nicht aus. Um den „Phantasus" drängte sich schnell genug eine ganze Schar von Nachbetern und Nachtretern — die erste Wirkung des Flaischlenschen Schaffens konnte ich erst jetzt in der Literatur beobachten, obgleich die „Lehr- und Wanderjahre" 1900 erschienen.

Albert Sergel, er ist es, den ich meine, hat zwei Gedichtbände in kurzer Folge erscheinen lassen: 1904 den Band: „Sehnen und Suchen", vor kurzem: „Jenseits der Straße"; beide in Rostock bei C. J. E. Volckmann (Volckmann u. Wette). Man hat Sergel als ein frisches, herzhaftes Talent voll natürlicher, echter Herzenswärme begrüßt, dem „der Zauber der Dinge freiwillig entgegenklingt". Damit hat man wohl etwas Rechtes, nicht aber sein Wesentliches getroffen. So lange Sergel noch in der epigonalen Metrik und Poetik befangen war, wies er — das zeigen die ersten Teile seines Erftlings — dieselben Eigenschaften auf, die man an ihm im ganzen lobte. Aber ich kann nicht finden, daß er deshalb als etwas Besonderes und Bedeutendes ausgerufen werden muß. Gewiß: weich quellend ist der Ton seiner Verse, und sie haften leicht im Ohr, überall zeigt er virtuose Beherrschung der alten, bisher gebräuchlichen Formen und beweist damit, daß er

ein sicherer Könner ist, von dem noch manches Gute zu erwarten ist. Seine Bedeutung aber liegt hierin nicht. Das hat Sergel auch anscheinend selbst gefühlt. Es wurde in ihm ein Suchen nach neuen lyrischen Ausdrucksmitteln, nach neuen, natürlicheren, entwicklungsfähigeren Formen wach. Unter den nach alter Weise gesungenen Liedern finden sich Töne, die an Theodor Storm und auch an Carl Busse gemahnen: nun wurde — vermute ich — Cäsar Flaischlen sein Lehrer und Meister. Nachdem er sich freigemacht hatte von der überlieferten Poetik und ihren Gesetzen, fand er Formen, die formenlos erscheinen mögen auf den ersten Blick, aber dennoch fester gefügt sind als die alten Vier- oder Achtzeiler. Da ist um des Reims oder des Rhythmus willen kein Wort zu viel, kein Wort zu wenig gesagt, jedes steht an seinem Platze. Organisch erwächst die Form aus dem Inhalt und bildet mit ihm ein Gebilde voll natürlicher Anmut und Schönheit. Aber nicht daß Sergel den Mut gehabt hat, als der Ersten einer Flaischlen zu folgen, bestimmt seine Bedeutung, sondern daß er ihm hat folgen *können*, gibt ihm den Wert. Es ist leicht, reim- und rhythmenlose Gedichte zu schreiben, die sich von Prosa durch wenig mehr als willkürlich abgehackte Verszeilen unterscheiden; aber es gehören starke Gestaltungskraft und ein überaus feines Gefühl für inneren Rhythmus und aus der Tiefe klingende Melodik dazu, Gedichte schaffen zu können, wie die besten in dem Bande „Suchen und Sehnen". Ich will keine nennen, man möge sie sich selbst suchen.

Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß noch ein großer, vielleicht nie ganz auszugleichender Abstand Sergel von seinem neuen Vorbild trennt. Wie viel reicher ist Flaischlen als sein Schüler, wie viel lebendiger und reifer! Flaischlen ist voll erlebter Weisheit, die sich schlicht gibt und einfach, aber an die Wurzeln des Lebens rührt und jedem weiter hilft im Gestalten seines Lebens, der sich ihr hingibt. Sergels Kreise sind enger, ihm fehlt als Mensch noch die volle Reife, das ruhige Sichvertiefen, das stille Sichklären. Diese geringere Fülle erweist sich auch in der geringeren Mannigfaltigkeit der Formen. Vielleicht daß Sergel besser und voller sich wird weiter entwickeln, wenn er sich mehr Zeit und Ruhe dazu läßt. Es kann nicht geleugnet werden: sein zweiter Gedichtband: „Jenseits der Straße" zeigt nicht den Fortschritt, den man nach den guten Ansätzen des Erstlings erwarten durfte, nicht den Fortschritt im Inhalt und darum auch nicht in der Form. Der Band macht den Eindruck des Flüchtigen, als wäre er nach dem hübschen Erfolge des ersten allzu rasch hingeworfen, zu wenig gesichtet. Die Stimmungen der Cäsar Flaischlen gewidmeten Abteilung: „Lichtungen" wären besser ganz weggeblieben; nicht nur, weil sie fleißiger durchgearbeitet, Form und Inhalt lebendiger, organischer mit einander hätten verbunden werden müssen — vielleicht wäre es auch gut gewesen, sie für einen besonderen Band: „Gedichte in Prosa" zurückzuhalten.

Trotz allen Ausstellungen aber dürfen wir uns dieses jungen Lyrikers freuen. Er hat Widerhall gefunden mit seinem Erstling, auch seinem schwächeren zweiten Buche fehlt der Erfolg nicht. Wenn er das Leben an sich weiter arbeiten läßt, das ihn reifer, ruhiger und weiser machen wird, und er auch selbst immer eifriger bemüht sein wird, sein Ich und seine Kunst immer mehr zur Vollendung hinauf zu entwickeln, dann wird er sich dieser Erfolge am besten würdig erweisen. Denn jeder Erfolg will aufs neue verdient sein.

Das scheint *Georg Busse-Palma* vergessen zu haben. Sein neuestes Gedichtbuch „*Brückenlieder*" (Verlag von Albert Langen in München) ist bereits das vierte, das der noch nicht Dreißigjährige uns bietet. Busse-Palma hat vor drei oder vier Jahren einen kleinen Prosaband unter dem Titel „Mord" veröffentlicht. Mord ist ein solches Hasten, das kein Ausreifen, kein Vertiefen, kein Weiterentwickeln der Form und des Inhaltes zuläßt, Mord an dem eigenen schönen und starken Talent, das er in seinem Erstling, den „Liedern eines Zigeuners", erwiesen hat. Nicht die Sucht, der Mitwelt immer im Gedächtnis zu bleiben, genannt zu werden, scheint es zu sein, was ihn immer weiter peitscht von einem Gedichtband zum andern. Busse-Palma ist eines von den virtuosen Talenten, die mit Leichtigkeit an einem Tage ein Vierteldutzend Gedichte produzieren, die alles in Reime bringen, weil ihnen Reim und Rhythmus in ungemessener Fülle zuströmen, die selbst Speisekarten in ein Gedicht wandeln würden, wenn es ihnen gerade einmal so gefiele. Diese Lyrik-Virtuosen warten keinen Zwang, keine Nötigung von innen her ab, sie erleben kein Gedicht, — sie *machen* nur Gedichte. Das Resultat solches Arbeitens ist dann eine Verlotterung des lyrischen Stils, eine Vernachlässigung des Ausdrucks, eine Häufung unglaublicher Geschmacklosigkeiten, wie sie dieses neueste Gedichtbuch Busse-Palmas aufweist. Von dem leidenschaftdurchglühten Sänger der „Lieder eines Zigeuners" ist kaum noch eine schwache Spur vorhanden. Es würde sich wirklich nicht lohnen, von einem so

wenig sorgfältig gearbeiteten Gedichtbuch zu reden, wenn es nicht schade wäre um das schöne Talent Busse-Palmas. Wenn er in solcher Weise weiter macht, hat er es in wenigen Jahren so verliedert und verlottert, daß kein Hahn mehr nach ihm kräht. Es ist schmerzlich, einem Talent solche Worte sagen zu müssen.

Zu diesen lyrischen Jongleuren, deren Kunst mehr Virtuosentum als innerstes Erleben ist, gehört auch Maurice Reinhold von Stern, der seinen, ach ich weiß nicht wievielten Gedichtband: „Lieder aus dem Zaubertal" genannt hat. (Leipzig, Verlag des Literarischen Bulletin, A. von Stern.) Ich kann mich auf eines der früheren Gedichte des Dichters entsinnen, dessen Vierzeiler so gebaut waren, daß jedes Wort der ersten und der zweiten Zeile sich mit dem korrespondierenden Wort der dritten, resp. vierten Zeile reimten. Natürlich war das Ganze nur Spielerei, bei der es — so gut gesetzt sie auch waren — im letzten Grunde doch immer nur auf Worte hinauslief. Dieses Gedicht ist aber charakteristisch für Stern: Rhythmus und Reim, Form und Wohlklang ist bei ihm alles. Aber wie schnell verklingt das singende Gefühl im Ohr, das seine Strophen auslösen, und dann bleibt nichts zurück, kaum ein Erinnern an den Klang, keines an den Inhalt, den man über der Musik der Verse kaum beachtet hat. Und es ist auch nicht allzu viel zu beachten. Wer Sterns früher erschienene Gedichtsammlungen kennt, der kennt auch den Inhalt dieser neuesten — so wenig weiter entwickelt hat sich sein Ideenkreis. Der Inhalt ist ihm eben gleichgültig und nur Material zu klingenden Versen. So sind ihm ein paar hübsche Naturschilderungen gelungen, ein paar klirrende Strophen des Zorns. Daß aber viel Verse von ihm bleiben und ihn überdauern werden, glaube ich nicht. Stern ist heute schon so gut wie vergessen, sowohl beim Publikum als auch bei den literarisch Interessierten.

Es ist mir eine herzliche Freude, auf einen stillen und feinen Lyriker aufmerksam machen zu dürfen, der seine schöne Gottesgabe in reinen Händen trägt, sie pflegt und hütet und weiter entwickelt. Ich meine Ludwig Finckh, der unter dem Titel: „Rosen" vor kurzem einen Gedichtband veröffentlicht hat. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.) In Otto Julius Bierbaums Brettlliedern tauchte sein Name zum ersten Male auf, Bierbaum führt ihn auch ein.

Finckh ist Süddeutscher, Schwabe. Süßer Wohlklang, Weichheit und Verträumtheit sind das Charakteristikum seiner Lyrik. Seine Rosenlieder sind wortgewordene Musik. Es ist nichts Aufdringliches, Lautes in diesen Liedern, vielmehr ein schlichtes, stilles Ausleben tiefinnersten Gefühls. Das gibt den Gedichten den besonderen Duft, ihre reine Farbe, die spielenden Nuancen. Noch freilich ist etwas Verallgemeinertes, etwas Unpersönliches in ihnen, als hielte Scham dem Dichter die Lippen gebunden, sein Eigenstes, zutiefst Gefühltes zu sagen. Gerne verkleidet er sich als Spielmann und singt Spielmannsweisen in Spielmannsart, daß man nicht weiß: ist's ihm Ernst oder singt er nur so, den Hörern zu Gefallen. Auch in der Form ist Finckh noch kein Fertiger, völlig Ausgereifter. Er dichtet nicht nur noch in den alten Formen weiter, er ist — und das zeigt seine Unfertigkeit — noch Sklave dieser Formen. Er wendet Bilder an um des Reimes willen, verlängert Zeilen oder kürzt sie, weil die Metrik es also will. Noch ist ihm die Form nichts Organisches, das mit dem Gefühl und seinem Ton zugleich im Herzen aufquillt, mit ihm schwillt und wächst und Gestalt gewinnt wie die Schale mit der Frucht. Sie ist ihm fürs erste noch ein Gefäß, golden oder silbern, in einfachen edlen Linien gehalten oder mit mannigfachen Zieraten geschmückt, aber eben nur ein Gefäß, dem er sein Köstliches, sein lauteres, inniges Gefühl, wie süßen schweren Wein anvertraut. Vielleicht findet auch Finckh noch einmal die Höhe der Vollendung, da Inhalt und Form ein lebendiges Gebilde sind.

Nun möcht' ich von einem reden, der den Lesern kein Fremder mehr ist, von Paul Barsch. Ich machte im vorigen Hefte auf seinen Roman: „Von Einem, der auszog" aufmerksam und konnte das mit frohen und begeisterten Worten tun. Wer ihn inzwischen gelesen hat, weiß, daß der junge Held dieser Dichtung ein Poet ist, ein warmherziger, ein jugendfrischer, einer, der noch überschäumen kann. So wie ihn denke ich mir den jungen Barsch. In dem Gedichtband: „Über der Scholle" (Allgemeine Verlagsgesellschaft, München) hat sich der gärende, überströmende Most zu goldnem, klarem Wein geklärt. Das ist nun schon lange her, bald so lange, daß es einem kaum noch wahr erscheint, da hat Paul Barsch schon einmal zwei Gedichtbände herausgegeben: „Auf Straßen und Stegen" und „Fliegende Blätter". Sie sind verflogen, wer weiß, wohin? Aber einige der besten Lieder daraus sind geblieben, man begegnet ihnen hier und da in Gedichtsammlungen, und wer sie kennt, hat sie lieb. Sie hat Barsch auch in seinen neuen

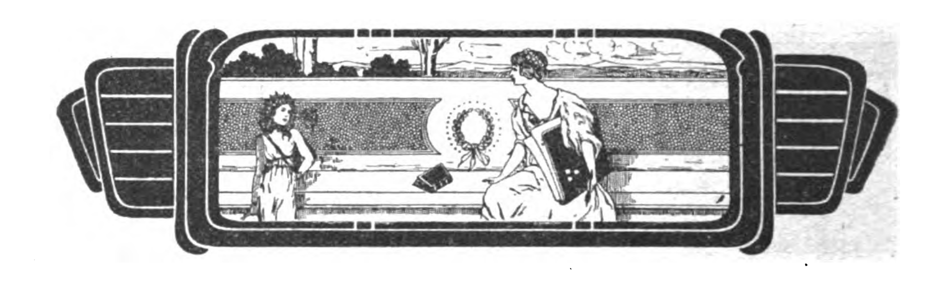
Gedichtband aufgenommen. Ein stilles, sonnenfrohes Gemüt, innig und rein, strömt uns aus diesen einfachen, schlichten Versen entgegen. Man fühlt es, man weiß es: diese Lyrik ist kein Wortgeklingel, das im Ohre tönt und rasch vertönt, ein innig fühlendes, reiches und reines Herz hat sie erlebt. Man lese nur das „In den Ähren“, das mit den Worten beginnt:

„Da keine milde Hand ihm bot am heißen Tag das Herbergsgeld.“

Ganze Kapitelreihen aus dem Roman läßt es in uns aufklingen. Oder die zwei Gedichte: „Schwesterlein“, die so rührend innig klingen, daß man lange, lange ihren Ton nicht vergessen kann. Wer sich stille Sonntagsstunden vergolden und verklären will, der greife zu diesem schmalen Gedichtbande, der das stille Sinnen und Träumen eines Lebens birgt. —

„Und war allda in der Wüste vierzig Tage und ward versucht von dem Satan und war bei den Tieren.“ Das ist das Motto, das J. V. Widmann seinem biblischen Schattenspiel: „Der Heilige und die Tiere“ (Verlag von Huber u. Co. in Frauenfeld) voranstellt. Der Heilige wurde vom Geist in die Wüste geführt. In Zweifeln und Gewissensnöten ringt er mit sich selbst, um sich klar zu werden über seine Berufung, die ihn treibt, die Welt zu erlösen. Durch den Versucher Asasel angetrieben, bringt ihm Lilith, die buhlerische, die vergeblich ihre Künste an ihm erprobt hat, den Ring Salomonis, der ihm die Ohren öffnet für die Stimmen der Wüste. Nun wird ihm die Starre, Stumme, die sich in heißer Einsamkeit um ihn breitet, lebendig. Er vernimmt den letzten Notschrei eines Hasen, den drei Raben zu Tode gehetzt haben, er sieht den grausamen Kampf aller gegen alle, und das Herz erbebt ihm im Leibe. Der Wunsch erwacht in ihm, die unschuldig leidenden, schuldlos tötenden Tiere aus Elend und Todesgrauen zu erlösen. Aber er erkennt, daß keine Wege von ihm zu ihnen und in ihr Reich führen, daß ein Gott für sie leiden und sterben müßte. Da weisen die Engel des Himmels, die zu dem siegreich alle Versuchungen Asasels Überwindenden treten, ihm den Weg zu der in furchtbarer Sünde und Not verstrickten Menschheit. Da verläßt er die Wüste und die Tiere; aber eine Lehre nimmt er von ihnen mit hinweg: „Sich selber treu sein und unschuldig bluten!“ Es werden große und gewaltige Gedanken in dieser Dichtung lebendig, Gedanken, die fast ihren Rahmen sprengen. Aber die formvollendeten, glatt fließenden Verse können es nicht verschleiern, daß mancher dieser Gedanken doch vom Dichter nicht zu Ende gedacht und nicht organisch der Dichtung eingegliedert ist. Trotzdem ist Widmanns Buch eines von denen, die uns beschäftigen, nicht loslassen. Gerne nimmt man das elegant in weißes Celluloid gebundene Buch wieder und wieder zur Hand, um sich in diese oder jene Szene aufs neue zu vertiefen und an der wohlklingenden bilderreichen Sprache sich zu erfreuen.

Zum Schluß möchte ich noch auf einige Neuausgaben älterer Werke und Gedichtsammlungen aufmerksam machen, die es wohl verdienen, beachtet zu werden. Am 9. Oktober vorigen Jahres feierte der kürzlich verstorbene Eduard Grisebach seinen 60. Geburtstag. Zu diesem Tage ließ die J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger die 22. Auflage seines epischen Gedichtes: „Der neue Tannhäuser“ ausgeben, die mit einem Porträt des Dichters nach einem Pastellgemälde Max Liebermanns geschmückt ist. Es ist nicht nötig, auf die Bedeutung dieses Gedichtes und seine Wirkungen aufmerksam zu machen. Das gleiche erübrigt sich bei Eduard Mörike, dessen Werke vor kurzem frei geworden sind. Die G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung hat eine einfach, aber vornehm ausgestattete Auswahl seiner „Lieder und Gedichte“ herausgegeben, die warm empfohlen werden kann. Eine wundersam von Heinrich Vogeler, Worpswede, ausgestattete kleine Anthologie hat Gustav Falke im Verlage von Schaffstein u. Co. in Köln unter dem Titel: „Das Büchlein Immergrün“ herausgegeben. Es ist für junge Mädchen in den ersten Jahren nach der Schule bestimmt. Nicht viel bringt es, und die moderne Lyrik ist ganz ausgeschlossen worden, aber von allem bringt es das Beste. Mit wirklich vornehmem Geschmack und feinem Verständnis für die Eigenart des Dichters hat Falke die schönsten Stücke ausgewählt. Das inhaltlich wie auch in der Ausstattung feine und vornehme Büchlein eignet sich trefflich als Geschenk für die reifere Jugend. — Die letzte literarische Arbeit des oben erwähnten Eduard Grisebach war die Hundertjahr-Jubelausgabe der alten Arnim-Brentanoschen Volksliedersammlung: „Des Knaben Wunderhorn“. Grisebach hat nicht nur der Verlagsbuchhandlung (Max Hesse in Leipzig) für diese Ausgabe die Titelkupfer und Kupfertitel der Originalausgabe zur Verfügung gestellt, er hat die vorliegende Jubelausgabe auch gewissenhaft mit der ersten Ausgabe verglichen und ihr eine „Literarische Einleitung“ vorangestellt. Der billige Preis von 2 Mk. für den 909 Seiten starken Band wird dazu beitragen, daß sie weiteste Verbreitung findet.



Illustrierte Bibliographie.

Fritz Reuter. Woans hei lewt und schrewen hett. Vertellt von Paul Warncke. Tweite Uplag. Mit vele Biller. — Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1906.

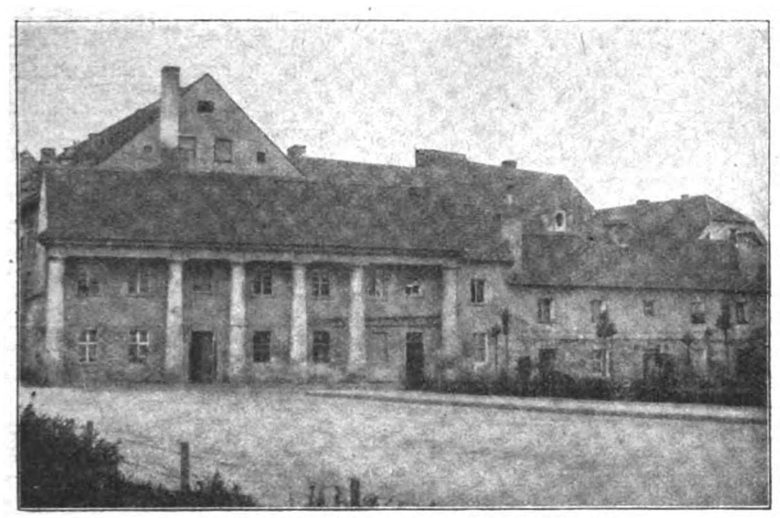
Nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. war Fritz Reuter von seinem Landesfürsten, dem Großherzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin freigelassen worden, noch ehe die Nachricht von seiner Begnadigung, die die preußische Krone sich vorbehalten hatte, aus Berlin eingetroffen war. Da hatte er seine Sachen gepackt, sein Hündlein an die Leine genommen und war zum Tore der Festung Dömitz hinausgewandert, nach sieben Jahren schwerer Not wieder ein freier Mann. Aber er trug kein frohes und leichtes Herz mit sich. Hinter der Fenzirschen Mühle war es, da lag die Heide vor ihm, weit gestreckt, eine trostlose Gegend. Weg um Weg führte durch Sand und Dornenbüsche und Heidekraut hin, nach der Richtung und jener. Aber, welcher Weg war der rechte? Man hat jetzt an der Stelle, wo Reuter damals gesessen hat, einen Felsblock errichtet, der trägt diese Frage, die man im 26. Kapitel seiner „Festungstid" nachlesen kann: „Ja, awer wecker Weg is de rechte?" Und nachlesen kann man dort auch, wie schwer ihm nach der siebenjährigen Festungshaft zumute gewesen war. Er fragte sich: „Wat was ick? Wat wüßt ick? Wat kunn ick? — Nicks. — Wat hadd ick mit de Welt tau dauhn? — Rein gor nicks. — De Welt was ehren ollen scheiwen Gang ruhig wider gahn, ahn dat ick ehr fehlt hadd; üm ehrentwillen kunn ick noch ümmer furt sitten un — as ick so anner den Dannenbusch satt — för minnentwegen ok. — Awer du böst fri! Du kannst gahn, wohen du willst! De Welt steiht di apen! — Ja, awer wecker Weg is de rechte?"



Fritz Reuter
als Friedlänner Gymnasiast.
Aus: „Fritz Reuter. Woans hei lewt und schrewen hett." Vertellt von Paul Warncke. — Stuttgart und Leipzig Deutsche Verlagsanstalt. 1906.

Fritz Reuter ist oft in die Irre gegangen auf diesen Wegen in eine dunkle Zukunft hinaus, die grau und öde vor ihm lag wie die Heide, als er hinter der Fenzirschen Mühle am Straßenrande saß. Es blieb ihm nichts übrig, als „en beten Blinn'kauh mit de Welt" zu spielen. „Taufall un de Instinkt", so sagt er selbst im angeführten Kapitel seiner „Festungstid", „da wiren de beiden einzigsten Haken, de ick in ehre kahlen Wänn' inslagen kunn".

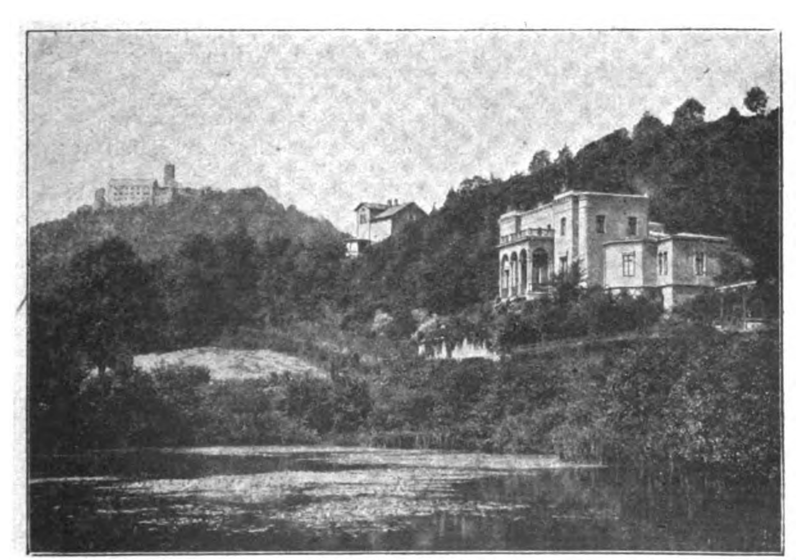
Wie bitter schwer die Wege waren, die ihn bis zur Fenzirschen Mühle geführt hatten, wie dunkel und trostlos die waren, die ihn weiterführten, wir wissen es aus seinen Werken, der „Festungstid" und der „Stromtid". Aber er hat diese düstere Welt, in der er gelebt und gelitten hat,



De „Hornburg“ tau Glogau, wo Fritz Reuter in sitten ded.
Aus: „Fritz Reuter. Woans hei lewt und schrewen hett.“ Vertellt von Paul Warncke. — Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1906.

wundersam verklärt mit seinem lieben, goldenen Humor, so daß wir manchmal gar nicht recht zum Bewußtsein kommen, wie schwer er eigentlich gelitten hat.

Da kommt uns das oben citierte Buch von Paul Warncke zu Hilfe, eine Reuter-Biographie, die man als eine echte und rechte Ergänzung zu den Werken dieses großen plattdeutschen Humoristen bezeichnen darf. Warncke ist mit allem philologischen Hand-



Dat Landhus bi Eisenach.
Aus: „Fritz Reuter. Woans hei lewt und schrewen hett.“ Vertellt von Paul Warncke. — Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1906.

werkzeug eines Biographen aufs beste ausgerüstet; er nimmt nichts für wahr, was nicht als wahr erwiesen ist, und weiß sorgsam alles auszuscheiden, was ein schiefes oder falsches Bild vom Wesen des Dichters geben könnte. Sorgsam hat er alle Reuterquellen durchforscht, Berichte geprüft und gewogen und mancherlei richtig gestellt, was bisher unrichtig dargestellt worden ist. Von diesem Bienenfleiß zeugen vor allem die Anmerkungen von Seite 304 — 316. Dazu kommt noch etwas, was so mancher Dichterbiograph vermissen läßt: Warncke weiß sich immer den Blick für das Wesentliche zu wahren. Es ist ihm gleichgültig, welcher Kutscher den Dichter einmal von da bis dahin gefahren hat und ob der und jener Bericht über dies und jenes Gleichgültige seine Richtigkeit hat. Nur dem Charakteristischen und den Hauptsachen wendet er seine Aufmerksamkeit zu. Dadurch kommt Lebendigkeit in seine Erzählung, und es gelingt ihm, das Interesse des Lesers an allen Vorgängen rege zu erhalten.



Fritz Reuter. (Bisher nicht veröffentlichte Aufnahme.)

Aus: „Fritz Reuter. Woans hei lewt und schrewen hett." Vertellt von Paul Warncke. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-anstalt. 1906.

So schätzbar diese Vorzüge aber auch sind, sie machen Warnckes Buch doch noch nicht zu der Reuterbiographie, noch nicht zu dem Werke, das, des Dichters würdig, den Dichter ergänzt und seinen Dichtungen den rechten Hintergrund schafft. Warncke, auch Mecklenburger, ist dem Dichter, dessen Leben er beschreibt, wesensverwandt. Schon daß er das Leben Fritz Reuters plattdeutsch erzählt, rückt uns den Dichter um vieles näher. Aber schließlich wäre das nur Äußerlichkeit, wenn das natürliche Wesen des Erzählers mit der Sprache nicht harmonierte, wenn es nicht die Quelle wäre, aus der sie frisch und lebendig und köstlich klar hervorsprudelte. Es ist nicht nötig, daß ich dieses Wesen eingehender analysiere; wer Reuter kennt, kennt es genauer, als es sich in wenigen Worten darlegen läßt. Aus dieser Wesensverwandtschaft quillt Warncke auch die Liebe zu dem Dichter. Als sein Vater dem Knaben in trauter Abendstunde aus den Dichtungen Reuters vorlas, mag diese Liebe im Herzen aufgekeimt, und je häufiger, je inniger der Erwachsene sich in sie vertiefte, um so herrlicher mag sie emporgeblüht sein. Aber es ist keine Liebe, die blind macht, die Schwächen beschönigen, Fehler verheimlichen, Unrecht vertuschen will. Warncke schreibt in seinem Buche (Seite 151) von solchen Reuter-Biographen: „Wer en Bild von Fritzen sin Lewen teiken will un hett sick von de Sünn', von sinen Ruhm blennen laten, dat em de Ogen flirren, un hei in't Düstern nich mihr recht seihn kann, bei makt en falsches Bild, un hei süll't leiwer bliwen laten!" Sein Grundsatz ist: „Wat recht is, möt recht bliwen!" Und so weiß er gerecht Licht und Schatten auf Reuter und alle, die mit ihm zu tun hatten, zu verteilen; ja, er nimmt selbst gegen Reuter in Schutz, wenn er auf Grund seiner Nachforschungen zu der Überzeugung gekommen ist, daß der Dichter einem Unrecht getan hat. Voll und warm bricht seine Liebe hervor, wenn er Reuters Wesen schildert, wenn er von der Not und den Bitternissen redet, die er zu erdulden gehabt hat, vor allem, wenn er von dem Leiden redet, das Reuter seit seiner Festungszeit mit sich hat herumschleppen müssen, sich selbst zur Qual.

Das Buch ist vom Verlage, wie man dies bei der Deutschen Verlagsanstalt nicht anders gewöhnt ist, aufs beste und vornehmste ausgestattet. In gediegenem Einband, mit vielen interessanten, die Darstellung vorzüglich unterstützenden Bildern geschmückt, auf gutem Papier in klarer, genügend großer Schrift gedruckt, ist es auch in seinem Gewande geeignet, ein Buch für die deutsche Familie zu werden. A. F. K.

Die Bilderstürmer. Eine Tragödie in 5 Akten von Cléon Rangabé. Übersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von Rudolf Presber. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.

Nicht nur der Diplomat, auch der Dichter Cléon Rangabé ist in Deutschland wohlbekannt und geschätzt. Sind doch bereits eine ganze Anzahl seiner Werke ins Deutsche übertragen; und auch den Lesern dieser Zeitschrift war Gelegenheit geboten, sich mit den Leistungen Rangabés insbesondere als Lyriker vertraut zu machen („Nord und Süd", Heft 319, 320 und 323). Das vorliegende Buch, das Drama „Die Bilderstürmer", ist geeignet, den Namen des Dichters noch weiter hinauszutragen, — obwohl gerade in den weiteren Kreisen gegen die Verwertung historischer Stoffe für dramatische wie für erzählende Werke eine gewisse Abneigung besteht. Diese Abneigung hatte ihren guten Grund darin, daß die meisten der neueren Erzeugnisse auf dem Gebiete des historischen Dramas oder Romanes es nicht vermochten, ihre Geschehnisse, ihre Personen dem Herzen des Lesers näher zu bringen. Es sind nur seltene Ausnahmen, denen ausreichend poetischer Gehalt und künstlerische Kraft innewohnt, um unabhängig von Zeit und Raum des Dargestellten die Anteilnahme zu fesseln, das Gemüt gefangen zu nehmen. Ihnen ist nunmehr auch Rangabés Stück zuzurechnen, was um so höher eingeschätzt werden muß, als das behandelte Thema an und für sich uns Deutschen recht fern und abseits steht. Die Einzelheiten der byzantinischen Geschichte erscheinen uns vielfach in tiefes Dunkel gehüllt; fremdartig berührt uns alles — Personen wie Dinge, Anschauungen wie Handlungen — fremdartig und kühl. Welch spröder Stoff für den Dichter, der davon zu uns sprechen will, und andererseits welch anerkennungswürdige Leistung, wenn es ihm, wie hier Rangabé, vollauf gelingt, unser Interesse wachzurufen und wach zu erhalten, uns zu erwärmen und tiefinnerlich zu erschüttern! Gleich am Anfang empfinden wir bewundernd, mit wie kurzer, kraftvoll gestalteter Exposition uns der Dichter in die das Stück bedingenden Verhältnisse hineinversetzt, daß die Zeit, die Umgebung mit all ihren Kämpfen und Gegensätzen sofort klar vor uns liegt. Es ist die Zeit der dogmatischen Kirchenkämpfe, die Zeit der „Bilderstürmer"; es ist die Umgebung des byzantinischen Kaiserhofes, wo eben jene Frage des Bilderdienstes die Kaiserin Irene, Leos IV. Witwe, zu ihrem Sohne und Mitregenten Konstantin VI. in schärfsten Konflikt brachte.

Die Tragik des wirklichen Geschickes Konstantins (Blendung und Tod) erscheint hier noch durch seine Liebe zu Theodote verstärkt, die als Hauptfaktor zu seinem schließlichen Untergange mitwirkt und so gewissermaßen die eigentliche „tragische Schuld" bildet. Durchaus sympathischen Wesens, edeldenkend, aufrichtig und mutvoll, ist der junge Kaiser doch den Intrigen, mit denen ihn die Gegenpartei umgarnt, nicht gewachsen; er unterliegt seiner Mutter, in deren Herzen religiöser Fanatismus gepaart mit herrschsüchtigem Ehrgeiz einen nicht allzu schweren Sieg über eine verkümmerte Mutterliebe davonträgt. Aber auch Irene reicht bei all ihrer praktischen Klugheit nicht an den raffiniert verschlagenen, gewissenlosen, lüsternen Prinzen Dukas heran, der in seinen Händen alle Fäden der gegen Konstantin gerichteten Intrigen zusammenhält. Neben diesen drei Hauptpersonen begegnen noch eine Reihe anderer lebenswahr und zum Teil mit feiner Satire gezeichneter Figuren, von denen nur Staurakios, Aëtios, Pankratios hervorgehoben seien.

Auch der Lyriker Rangabé kommt im Drama zum Wort, wenngleich sich für ihn nur wenig Spielraum bietet; es ist namentlich die große Liebesszene zwischen Konstantin und Theodote (im 2. Akt), wo ersterer einen Hymnus auf die Liebe mit den Worten beginnt:

„Sieh tausend Sterne durch den Äther gleiten,
Sieh dieses Weltalls tausend Wunder blühen,
Frag', wer sie schuf. Die Liebe, nur die Liebe,
Die aus des Chaos urgebor'nem Schoß
Das Licht gerufen, aus des Todes Grausen
Das neue Leben still hervorgelockt.
Lichtsprüh'nde Welten treibt sie vor sich her.
— — — — — — — — — — —"

Im Theater zu Athen haben die „Bilderstürmer" großen Erfolg erzielt, und wir sind überzeugt, daß auch ihre Aufführung in deutscher Sprache auf deutschen Bühnen bei angemessener Inszenierung und guter Besetzung der Hauptrollen reichen Beifall finden und Zugkraft ausüben würde. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß die szenische Darstellung von noch größerer Wirksamkeit als die Lektüre wäre, indem sie einige Schwächen,

die sich in der zweiten Hälfte des Stückes (vom 2. Aufzug des 3. Aktes an) merkbar machen, nämlich die stellenweise etwas zu schroffe und hastige, innerlich nicht genügend motivierte Entwicklung der Handlung, weniger scharf hervortreten ließe.

Rudolf Presber sagt im Vorwort: „Ich habe — — — das Drama nicht nur übersetzt und seine starken dramatischen und lyrischen Schönheiten ins Deutsche hinüberzuretten gesucht; ich habe auch die Forderungen der deutschen Bühne dabei im Auge behalten zu müssen geglaubt. So habe ich einige Szenen anders geordnet, als sie das Original zeigt, habe einzelne Monologe in Dialoge gewandelt, und einiges vielleicht Allzu-Griechische, das dem deutschen Verständnis fremd geblieben wäre, gemildert oder gekürzt." Da dem Ref. das Stück in der Originalsprache nicht vorliegt, kann er nicht entscheiden, wie weit bei der deutschen Ausgabe sachlich die Eingriffe des Übersetzers reichen; sprachlich aber ist die Übertragung künstlerisch vollendet und rechtfertigt durchaus die hohen Erwartungen, die der Name Rudolf Presbers erweckt.

Und nun noch ein dritter Faktor: die höchst vornehme Ausstattung des Buches, die nicht nur prächtig ist — das kann auch von manchen anderen Erzeugnissen des modernen Buchschmuckes gesagt werden — sondern, was weit schwerer wiegt und größere Anerkennung verdient, in ihrem Stile bis ins Detail hinein einheitlich und dem Inhalte des Buches angepaßt ist. So ist denn ein Kunstwerk entstanden, das in jeder Beziehung zu erfreuen und zu befriedigen vermag. S. B.

Bibliographische Notizen.

Geographische Kulturkunde. Eine Darstellung der Beziehungen zwischen der Erde und der Kultur nach älteren und neueren Reiseberichten zur Belebung des geographischen Unterrichts. Von Leo Frobenius. — 4 Teile (Afrika, Ozeanien, Amerika und Asien) mit 18 Tafeln und 43 Kartenskizzen im Text. — Leipzig, Friedrich Brandstetter.

Es ist eine umfangreiche Arbeit, die der Verfasser mit dem vorliegenden Werke — jeder Teil ist über 200 S. stark — geschaffen hat. Wie er in der sehr lesenswerten, „Der Geist dieses Buches" betitelten, geschickt verfaßten Einleitung hervorhebt, hält er es an der Zeit, die Schöpfung der Kultur im Sinne unserer Zeit und Kultur vorzuführen und darzulegen, wie sich „diese gewaltige Kulturmasse aus den verschiedensten Einflüssen, in buntestem Wechsel und nirgends gesetzlos" aufgebaut hat. Der Geist, der das Buch belebt, soll auch in weiteren Kreisen klar zu machen suchen, was die Kultur unserer Zeit im Rahmen der großen Entwickelung bedeute. Was Ratzel in seiner Art zu schildern versuchte, soll auch hier verständlich gemacht werden, „nämlich das Aufwachsen des Menschen und seines Wesens auf der Erde und seine Abhängigkeit von dieser".

Indem der Verfasser verschiedene Forscher und Reisende aus neuerer und älterer Zeit hierbei zu Wort kommen läßt, repräsentiert das Buch gleichsam eine Art Bibliothek. Die ersten Abschnitte, die jedes Kapitel einleiten, enthalten das Programm für den nachfolgenden Text. — Um einen allgemeinen Überblick über den Inhalt des ganzen Werkes zu geben, seien in Kürze die einzelnen Abschnitte angeführt.

Heft 1. Afrika (Die Afrikaner und ihr Land, die festsässigen Ackerbauern Westafrikas, die treibenden Hackbauern und die festsässigen Viehsportler Ostafrikas, die festsässigen Hackbauern und die treibenden Nomaden Nordafrikas).

Heft 2. Ozeanien und die Ozeanier (Die Ozeanier, ihre Meere und Inseln, die fahrenden Inselvölker Poly-Mikronesiens, die festsässigen Gartenbauern Melanesiens, die treibenden Jäger Neuhollands, die Mischvölker Indonesiens).

Heft 3. Amerika und die Amerikaner (Die Amerikaner und ihr Land, die Gartenbauern Südamerikas unter dem Einflusse der Wasser- und Waldjäger, die Feldbauern Nordamerikas unter dem Einflusse der Steppenjäger, die Kulturvölker Amerikas, die Nordpolvölker Amerikas an der Grenze Asiens).

Heft 4. Asien und die Asiaten (Die Asiaten und ihr Land, die treibenden Polarnomaden Asiens, die treibenden Nomaden der Steppen Zentralasiens, die Kulturvölker der Niederungen und

Inseln Ostasiens, die Mischvölker Hinterindiens, die Arioiden Vorderindiens, die Semitoiden Arabiens an der Grenze Afrikas).

Viele Abbildungen und Zeichnungen erläutern den Text des gut ausgestatteten Werkes. Nicht nur Lehrer und Fachmänner, sondern auch Gebildete, die geographische Studien treiben, seien auf dieses interessante Werk hingewiesen. K.

Sechs Jahrtausende im Dienst des Äskulap. Mit 18 Abbildungen im Text. Von Dr. Hugo Magnus, Professor an der Universität Breslau. — Breslau, Kern (Max Müller).

Der bereits durch mehrere größere literarische Arbeiten bekannte Verfasser beabsichtigt in dem vorliegenden Werke, wie er in dem Vorwort zu demselben hervorhebt, in populärer Darstellung die Geschichte der Medizin nicht nur seinen Fachgenossen, sondern auch dem gebildeten Teil des Publikums näher zu rücken. Auf Grund umfangreicher Studien entwirft er in klarer und fesselnder Weise ein Bild von dieser geschichtlichen Entwickelung, die er sehr richtig für die kritische Beurteilung der heutigen Zustände auf medizinischem Gebiet als unentbehrlich erachtet. Zur Klarlegung seines Gedankenganges seien die einzelnen Kapitel hier angeführt: „der Krankheitsbegriff in der Vorstellung der Völker, der Heilvorgang im Wandel der Zeiten, die Frau im Dienst des Äskulap, der Heilbeflissene als fahrender Gesell, Medizin und Christentum, der ärztliche Stand und seine Schicksale, in den Sternen steht's geschrieben, das Kurpfuschertum." Das Buch enthält eine Menge interessanter Darstellungen, die der Verfasser, oft mit Humor gewürzt, dem Leser vorführt, so daß die Lektüre des Buches als eine recht anregende und fesselnde zu bezeichnen ist. Sehr beachtenswert ist das Schlußkapitel über das Kurpfuschertum, das „ein unerschöpfliches Beharrungsvermögen sein eigen nennen darf, solange jenes Ding bestehen bleibt — die Dummheit, gegen die selbst die Götter vergeblich kämpfen". Instruktive Bilder dienen mehrfach zur Erläuterung des Textes. Dem Verfasser ist zuzustimmen, daß er die von ihm benutzten zahlreichen Quellen, sowie erklärende Anmerkungen dazu, nicht speziell angeführt hat. Übersichtlichkeit und leichteres Lesen hat dadurch entschieden gewonnen. K.

Das Leben Georg Joachim Göschens. Von Viscount Goschen. Deutsche, vom Verfasser bearbeitete Ausgabe, übersetzt von Th. A. Fischer. 2 Bände. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung.

Im Schillerjahre erschien diese eigenartige und treffliche Publikation gerade zur rechten Zeit, um Interesse zu finden und Interesse zu wecken. Der Enkel weiß plastisch und lebensvoll das Leben und Charakterbild Georg Joachim Göschens, des Verlegers unserer größten Dichter der weimaranischen Klassikerzeit, vor uns hinzustellen und Sympathie dafür zu erwecken. Er bekennt selbst von ihm in der Vorrede zu der englischen Ausgabe seines Werkes: „Ein Mann von packender Originalität, unermüdlicher Energie und von großen geistigen Gaben, dessen Lebensgang sich so wechselvoll gestaltete, daß er sich aus den ärmlichen Verhältnissen eines Waisenknaben zu dem ruhmreichen und höchsten Gipfel in seinem Berufe als Verleger und Drucker und als Freund und Berater weltberühmter Schriftsteller emporarbeitete, nur um dann unter dem vernichtenden Drucke des Krieges und politischer Wirren wieder an den Rand des Verderbens gebracht zu werden." Bietet die Biographie eines solchen Mannes schon genug des Interessanten und Lehrreichen, so wird es bei Göschen noch erhöht durch seine Bedeutung als Mensch und vor allem durch seinen Umgang und engsten Verkehr mit den Heroen des goldenen Zeitalters unserer Literatur. „Er veröffentlichte," heißt es in der angeführten Vorrede, „die erste Sammlung von Goethes zerstreuten Schriften; er wohnte eine Zeitlang mit Schiller im gleichen Hause und gehörte jahrelang zu seinem vertrauten Umgange; er war der intime Freund Wielands, des damaligen Patriarchen des deutschen Schriftwesens; er stand in ununterbrochener Korrespondenz mit vielen anderen Sternen am hellglänzenden Weimarischen Dichterhimmel und mit den berühmten Gelehrten der Universität Jena." Wir dürfen darum Blicke tun in das geistige Leben unserer größten Dichter, die uns manches Neue, vieles Eigenartige verraten. Die meisten Briefe, die Goschens Werk bringt, sind freilich an anderen Stellen bereits veröffentlicht; es enthält aber doch noch genug Originalbriefe, die wertvoll sind, u. a. zwei höchst interessante Briefe und geistreich-witzige Knittelverse Seumes.

Es war aber nach Goschens eigenem Zeugnis nicht die Absicht des Verfassers, nur literarisch Interessantes mitzuteilen oder das Verhältnis seines Großvaters zu den Schriftstellern seines Verlages zu schildern. Göschen lebte in einer großen und unruhe-

vollen Zeit, einer Zeit, die Zeuge des Ausbruches der französischen Revolution war, die Napoleons Gewaltherrschaft über halb Europa brachte, die erschüttert wurde von ungeheuren Kriegen, die Deutschland leiden sah unter dem Druck und der Verzweiflung der Napoleonischen Gewaltherrschaft. Er selbst wurde in den Wirbel dieser Zeit mit hineingerissen. Der Donner der Kanonen der Leipziger Völkerschlacht drang bis zu seinem Landhause; zwei seiner Söhne waren Mitkämpfer in dem blutigen Ringen. Vieles von dem, was er sah und erlebte, schilderte er in Briefen und Tagebuchblättern und ermöglichte so dem Enkel, seinem biographischen Werke über ihn eine zeitgeschichtliche und dadurch höhere Bedeutung zu geben.

Der Leser gewinnt neben diesem allen aber auch einen Einblick in die „Häuslichkeit einer ruhigen Bürgerfamilie, in ihren Haushalt, ihre altmodischen Festlichkeiten, ihre Freuden und Leiden" — und so hat das Werk auch kulturgeschichtlichen Wert, wenn auch das, was wir erfahren, in Deutschland dem Deutschen nicht unbekannt ist.

Das vorzügliche Werk, dessen Lektüre warm empfohlen werden kann, nicht zum wenigsten, da es sich leicht und fließend liest, ist von der Verlagsbuchhandlung vortrefflich ausgestattet worden — nicht bloß in Druck und Papier, 45 Abbildungen und Faksimiles schmücken es, die historischen Wert besitzen. Wir dürfen uns freuen und müssen dem unermüdlichen Übersetzer dankbar sein, daß uns dieses Werk durch seinen Fleiß zugänglich gemacht wurde.

A. F. K.

Goethes Philosophie aus seinen Werken. Herausgegeben von Max Heynacher. (Philos. Bibl. Bd. 109.) Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.

Ein wertvolles Buch hat der Verlag uns auf den Tisch gelegt, und trefflich hat Dr. Heynacher die schwierige Aufgabe gelöst, Goethes Philosophie aus Goethes Werken zu geben. Denn Goethe ist ja kein philosophischer Schriftsteller gewesen; nie hat er sich einem System angeschlossen, nie einem Gedanken allein gehuldigt. Wie er in seiner Ganzheit die ideale Entwicklung des Menschengeschlechts als Typus repräsentieren kann, so spiegelt sich in dem Werden seiner Weltanschauung die Geschichte der Philosophie. Ein Gedanke freilich hält ihn dauernd fest: der Entwicklungsgedanke! Was die ältesten unter den hellenischen Weltweisen gefühlt, was gewichtig und genial Heraklit ausgesprochen, was die Folgezeit dann nie vergessen hat: alles ist im Fluß, alles Bewegung, Werden, Geburt und Tod, Entstehen, Vergehen, kurz — Entwicklung, das ist der Grundgedanke der Goetheschen Philosophie. Dem Botaniker gehen alle Gestaltungen der Pflanze aus dem Blatt hervor; der Anatom erkennt in Schädel- und Knochenbildung die Ähnlichkeit zwischen Mensch und Tier. Goethe ist der hervorragendste Vorgänger Darwins! Und doch weiß er mit dem Entwicklungsgedanken den ruhigen Pantheismus Spinozas zu vereinigen, ja, beides — Entwicklung und Einheit — gehört ihm zusammen. Spinozas Sittenlehre gibt dem leidenschaftlichen Poeten Ruhe, Selbstüberwindung, Selbstlosigkeit. Mit Kant, dem er viel verdankt, setzt er sich auseinander; was beide trennt, ist, daß Kant nicht „zum Objekt kommt", während Goethe in den Erscheinungen selbst das Wirkliche sieht und die Erkenntnismöglichkeit der Urphänomene annehmen muß. Diese intuitive Erkenntnis bezeichnet Goethe auch mit „Aperçu", einem m. E. von Leibniz übernommenen Worte; die Abhängigkeit von Leibniz überhaupt, wie sie auch in den gelegentlichen Äußerungen über die persönliche Fortdauer der Seele zutage tritt, hätte vielleicht stärker betont oder genauer untersucht werden können. — Über die Zeit mit Schiller, mit Jakobi u. s. w. hinweg führt Heynacher die „Entwicklung der Philosophie Goethes" bis zur „Weisheit des Alters", um dann im zweiten Teil des Buches auf etwa 300 Seiten Auszüge aus Goethes „philosophischen Schriften" selbst zu geben. Wir erkennen: trotz seiner ablehnenden Haltung gegen jede „abstruse" Schulphilosophie ist Goethe ein Philosoph gewesen; und diese Erkenntnis, die jetzt durch Heynachers Werk erst richtig wissenschaftlich begründet ist, vervollständigt uns das Bild dieses großen Menschen und Meisters.

Dr. F. Lüdtke.

August Graf von Platen's Tagebücher. Im Auszug herausgegeben von Erich Petzet. München und Leipzig, R. Piper u. Co.

„Als unsere Aufgabe haben wir es hier betrachtet, in knappem Rahmen ein möglichst vollständiges Lebensbild des Dichters mit seinen eigenen Worten zu geben, das sein Inneres klar entfaltet und seine Persönlichkeit so darstellt, wie es zum Verständnis seiner menschlichen und dichterischen Eigenart erforderlich ist." Mir scheint diese Aufgabe wenig gelöst. Gewiß wird das große

Publikum nicht darauf erpicht sein, genaue Verzeichnisse seiner unermeßlichen Lektüre zu erhalten oder Urteile über längst schon vergessene Produkte. Auch Übersetzungsproben, eigene Verse und Reiseschilderungen sind wohl zu entbehren. Hingegen hätte, wer „die menschliche und dichterische Eigenart“ beleuchten wollte, von seinen zahlreichen Freundschaftsergüssen nichts weglassen dürfen. Wer auf eine ganz unwissenschaftliche Prüderie nicht verzichten mag, täte besser daran, just von diesem Dichter die Hände zu lassen. Denn ohne eine vollständige Beleuchtung gerade jener in allen Phantasien, Gedichten und Erlebnissen wird man weder dem Menschen noch auch dem Poeten Platen gerecht. Hier, finde ich, fehlen oft die wichtigsten Stellen. Auch die beliebte „Rechtfertigung“ Platens, daß seine perverse Naturanlage sich weniger in Handlungen als in Phantasien ausgelebt habe, scheint mir in unserm naturwissenschaftlich-medizinischen Zeitalter doch längst überholt. Im großen und ganzen kann ich nur sagen: die Petzetsche Ausgabe von Platens Tagebüchern macht die große Laubmann-Schefflersche Edition selbst für den Laien und Nicht-Literaten durchaus nicht überflüssig.

J. Sadger.

Aus der Werkstatt des Dichters und Schriftstellers. Vortrag von Joh. Biernatzki. Hamburg, Heroldsche Buchhandlung.

Das Heft (18 S.) behandelt, besonders im zweiten Teile, Vorgänge so lokaler Natur, daß sie weiteren Kreisen durchaus gleichgültig bleiben; wer aus dem hochtönenden Titel auf einen allgemein interessierenden Inhalt schließt, wird sehr enttäuscht sein.

H. Sch.

Reuters Werke. Herausgegeben von W. Seelmann. IV. u. V. Bd. Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut.

Von den beiden vorliegenden Schlußbänden der „Kleinen Ausgabe“ enthält der IV. „Schurr-Murr“ und die „Festungstid“, der V. die „Reis' nach Belligen“ und „Hanne Nüte“. Die Vorzüge, die den bisher erschienenen Bänden nachgerühmt werden konnten, zeichnen auch diese aus: die orientierenden Einleitungen und die kritischen Anmerkungen, beide auf gründlichen und sachkundigen Quellenstudien beruhend. Einiges könnte vielleicht Widerspruch finden, wie z. B. die Angabe in der Einleitung zu „Schurr-Murr“ (S. 8 Z. 22), daß Reuter den Ratsherrn Daries irrtümlich Darjus genannt habe. Bekanntlich entstellt Reuter gern die Namen seiner Personen, so Altmann statt Neumann, Volkshagen für Volkmann, Penkuhn für Benduhn u. a., es ist also auch wohl hier an eine absichtliche Änderung zu denken. Ferner scheint es Ref. doch sehr zweifelhaft, daß nach dem Vorgange Glagaus eine Identität der Familien Swart (vom Herausgeber seltsamerweise stets Schwart genannt) und Witt mit den gleichnamigen Personen in dem Läuschen I 38 und „Kein Hüsung“ (Ges. 6) angenommen wird. Es sind ebensowenig dieselben Personen wie beispielsweise die beiden Paesel in L. u. R. I 58 u. II, 25. Diese Ausstellungen sollen natürlich der Ausgabe nicht das geringste von ihrem Werte nehmen, sondern dem Herausgeber zeigen, daß Ref. der Ausgabe das Interesse bewiesen hat, das sie bei jedem Reuterfreunde finden muß.

H. Sch.

Gesammelte Schriften von **Marie von Ebner-Eschenbach.** 9. Bd. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel.

Der 9. Bd. der Gesammelten Schriften, der V. der „Erzählungen“, enthält eine längere und zwei kurze Skizzen. Die erste Geschichte: „Glaubenslos“, spielt sich wie die Skizze: „Die Spitzin“ im Volksleben ab. Beide zeigen der Verfasserin genaue Kenntnis des österreichischen Bauerndorfs. Wohltätig berührt in allen Erzählungen der die Verfasserin beherrschende Glaube an den schließlichen Sieg des Guten, aber trotz großer Realistik der Vorgänge und der Darstellung sind die Probleme in diesen Geschichten nicht so tief gefaßt, daß sie packend und wahr wirken. Wir folgen mit Interesse dem Lebenslauf der vorgeführten Personen; die Verfasserin bricht aber ab, ehe wir das letzte Wort über sie vernommen, ehe wir über sie beruhigt sind. Den an seiner Mission zweifelnden Geistlichen in „Glaubenslos“ halten wir nicht für dauernd geheilt, das arme, mitleidslos mißhandelte und daher verrohte Kind in „Spitzin“ wird kaum gerettet werden durch eines Hundes Anhänglichkeit, die ihm das erste „Bitte“ lehrt. „Fräulein Susannens Weihnachtsabend“ will uns gar zu skizzenhaft und unbedeutend erscheinen für den gewichtigen Namen der Verfasserin.

M. K.

Romanische Meistererzähler. Herausgegeben von F. S. Krauß. I. Band. Die hundert Erzählungen. Deutsch von Jak. Ulrich. Leipzig, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Die Ausgabe ist zwar rein wissenschaftlich gedacht und wird als solche in der fachwissenschaftlichen Literatur ihre verdiente Beachtung finden. Dabei ist sie aber doch so gehalten, daß auch ein Laie auf diesem wissenschaftlichen Gebiete an diesen Erzählungen Vergnügen finden wird, zumal seinem Verständnis die Einleitung entgegenkommt, die einen Überblick über die Anfänge der Erzählungskunst im Mittelalter bietet. Für Freunde der Volkskunde wird es anziehend sein, zu beobachten, mit welchen Veränderungen sich Überlieferungen aus dem Orient, der Bibel, dem klassischen Altertum in diesen „Hundert Erzählungen" wiederfinden.

H. Sch.

Eine Reise nach Ostende. (1849.) Von Malwida von Meysenbug. Berlin und Leipzig, Schuster u. Loeffler.

Ein Reisetagebuch Malwida von Meysenbugs, ein Jugendwerk der in der Folge so viel gefeierten Schriftstellerin, ist soeben aus ihrem Nachlasse veröffentlicht worden. Alle Vorzüge, die wir in ihren späteren Schriften finden, zeigen sich schon hier, die Liebe für Natur, Kunst und Wissenschaft, die Liebe zu den Menschen, besonders zu den Armen und Notleidenden, die hohe Begeisterung für Freiheit! Malwida von Meysenbug zählte damals 33 Jahre, als sie nach den Aufregungen der Ereignisse und Folgen des sturmbewegten Jahres jene Reise unternahm. Für alle ihre treuen Verehrer und Anhänger wird diese Jugendarbeit der später so berühmt gewordenen Frau, die zu den interessantesten Erscheinungen des neunzehnten Jahrhunderts zählt, von außerordentlich hohem Werte sein. R. N.

Himmlische und irdische Liebe. Roman von Malwida von Meysenbug. Berlin und Leipzig, Schuster u. Loeffler.

Die große Gemeinde von Verehrern, die sich die Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin", jenes Buches, dessen Erscheinen vor dreißig Jahren ein epochemachendes literarisches Ereignis bedeutete, durch ihre Persönlichkeit und literarische Wirksamkeit gewonnen, ist ihr über das Grab hinaus treu geblieben. Mit hoher Freude wird sie die Veröffentlichung eines Romans aus dem Nachlasse der ausgezeichneten Schriftstellerin begrüßen, der in Rom seinen Schauplatz hat. Wenn jemals eine Schriftstellerin befugt und befähigt war, italienisches und insbesondere römisches Leben zu schildern, so war es Malwida von Meysenbug. Nach wiederholtem längerem Aufenthalt in Italien hat sie sich 1873 in Rom ihr Heim aufgebaut, und dort ist sie drei Jahrzehnte später aus dem Leben geschieden. Malwida von Meysenbug ist unentwegt bis zu ihrem Ende die „Idealistin" geblieben, als die sie sich selbst bezeichnet hat. In dem uns vorliegenden Roman lernen wir sie von einer neuen Seite kennen, in der Schilderung der Charaktere, der Persönlichkeiten, die sie uns vor Augen führt, namentlich der beiden so grundverschiedenen Heldinnen zeigt sie sich als Realistin. Der in den Kreisen der römischen Aristokratie spielende Roman wird nicht verfehlen, auf alle Leser und insbesondere alle Leserinnen durch die lebenswahre Darstellung der interessanten Handlung den tiefsten Eindruck zu machen.

R. N.

Intentionen. Von Oscar Wilde. Übersetzt von Ida und Arthur Rößler. Leipzig, Friedrich Rothbarth.

Herr Rößler schreibt in seinem Vorwort: „Die vorliegenden Übersetzungen dürfen für sich den Anspruch erheben, lange vor dem in Deutschland ausgebrochenen Wilderummel, der wohl von dem Komitee der organisierten Homosexuellen für deren Zwecke in Szene gesetzt wurde, ohne Seitenblicke, ohne Nebenabsicht, nicht aus Gründen geschäftlicher oder sonst welcher Spekulation, sondern aus rein ideellem Interesse 2c. 2c. besorgt worden zu sein . . ."

Herr Rößler beweist, daß sein ideelles Interesse ihn nicht hindert, Konkurrenten anzugreifen. Das nötigt nicht, Herrn Rößler zu verachten, der ein ganz kluger Politiker sein mag, wohl aber seine Übersetzung genauer zu untersuchen. — Herrn Rößlers größter Konkurrent ist Felix Paul Greve, der, soweit ich orientiert bin, bei J. C. C. Bruns eine vollständige Wilde-Ausgabe besorgt hat. Er übersetzt, um kurz zu sein, besser. Ganz ohne Zweifel. Ich weiß nicht, ob ich als autoritativer Richter auftreten darf, da mir die englischen Originale nie zur Hand waren. Aber ich darf mein Urteil dahin modifizieren, daß der deutsche Wilde Greves im Lichte der sprachlichen Kultur ganz entschieden dem deutschen Wilde Rößlers überlegen erscheint. Rößler erfindet Neologismen, die nichts zu sagen haben, und prägt Floskeln, die den Fluß schwer machen; er vermeidet die Knappheit der Antithese und umschreibt, wo er nur andeuten sollte; er bevorzugt den Wechsel des Ausdrucks, wo ein glücklicher Parallelismus das Ebenmaß vollendete, und wird kurz da, wo ein schlech-

tes Zeitungswort notwendig zu umgehen war. (Wilde darf bei Rößler von „Erstklassigem“ sprechen, ohne zu ächzen.) Er kann dennoch dem schwingenden, frei hinströmenden und immer gemessenen Zug der Wildeschen Prosa, die uns Greve zu kosten gab, nicht allzu viel nehmen, dazu scheint das Original zu stark zu sein; das Buch bedeutet trotz alledem einen Genuß. Und wenn Herr Rößler wirklich der erste war, der den Deutschen einen Wilde schenken wollte, so mag auch diesem Verdienst seine Krone werden. Es mag dem einzelnen überlassen sein, zwischen Greves „Fingerzeige“ und Rößlers „Intentionen“ zu wählen, und ich wünsche nicht, daß mancher nur aus moralischer Reinlichkeit das Buch Herrn Rößlers verwürfe, weil er das Vorwort las. Er dürfte aus diesem Grunde allein kaum einen höheren Genuß an Greves Buch haben und ließe Herrn Rößler etwas entgelten, was dieser nur als ein irrender Mensch verbrach. Wer aber jedes moralische Prinzip gleichgültig ansieht und nur nach künstlerischen Werten rangiert, der kann nach den Intentionen nur greifen, um die Fingerzeige köstlicher zu finden. A. K. M.

Peter Schüler. Roman v. Erich Lilienthal. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Ein tiefes, gehaltvolles Buch. Und der Gehalt ist nicht nur Kultur und Geist, ist auch Leben, schwüles, zerrendes Leben. Man spürt den Odem eines ganzen, reichen Lebens und sieht, wie Träume Wirklichkeit werden und wie Wirklichkeiten doch traumgleich zerrinnen.

Kurz: eins von den Büchern, über die ich keine „Rezension“, keine Inhaltsangabe schreiben möchte: Alles drin ist Inhalt und soll ganz genossen werden.

A. Halbert.

Unter dem starken Leben. Erzählungen und Skizzen aus Schlesien von August Friedrich Krause. Berlin, Egon Fleischel u. Co.

Der gehaltreiche Band macht uns mit einem verheißungsvollen Erzählertalent bekannt. A. F. K. besitzt sowohl die Gabe anschaulicher Darstellung als auch die Kunst, das Gemüt anzuregen und die Saiten der Seele immer wieder in neue, starke Schwingungen zu versetzen. In den 16 Skizzen und Erzählungen seines Buches schildert er zwar nur einfache, dem schlesischen Volksleben abgelauschte Vorgänge, zeichnet sie aber mit so liebevoller Sorgfalt und psychologischer Feinheit, daß sie dadurch das ideale Gepräge des Allgemein-Menschlichen erhalten. Nur eines scheint ihm versagt zu sein: der Humor, der das Häßliche in eine andere Beleuchtung rückt und selbst das Unscheinbarste verklärt und verschönt. Einen schwachen Anlauf dazu nimmt er in der letzten Erzählung: Die Stillen im Lande. Wie sagt doch Oskar Blumenthal: „Stellt uns das blutwarme Leben dar; kein Schulzwang soll euch fesseln. Doch wißt, das Veilchen ist ebenso wahr, wie Sauerampfer und Nesseln.“ — N.

Richard Feverels Prüfung. Die Geschichte eines Vaters und eines Sohnes von Georg Meredith. Deutsch von Felix Paul Greve. — Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Man sagt, daß Georg Meredith in England als einer der genialsten Romandichter seines Volkes und seiner Zeit gilt, allerdings nur bei einer „scharfsinnigen Minorität“ seiner Landsleute. Das ist kein Wunder, niemand hört die Wahrheit gern, auch der moderne Engländer nicht, und Meredith sagt die Wahrheit, oder besser gesagt: zeigt die Wahrheit scharf, rücksichtslos, ironisch, satirisch. Dazu kommt noch, daß sein Stil kein leichter, flüssiger, rasch verständlicher ist — er liebt es, die Dinge ironisch zu umschreiben, in Umschweifen sich auszudrücken. Ob der Meredith-Ausgabe in Deutschland gerade große Erfolge beschieden sein werden, wage ich zu bezweifeln. Wohl ist es für den Gebildeten interessant, diese Dichterpersönlichkeit kennen zu lernen — das breite Lesepublikum aber wird sich nicht viel mit seinen Romanen, die sich nicht leicht lesen, abgeben. Die wohl genaue, aber etwas ungeschickte und schwerfällige Übersetzung erleichtert die Lektüre nicht. Trotzdem wird jeder literarisch Interessierte die deutsche Ausgabe der Werke Merediths — es sollen diesem Bande noch weitere folgen — mit Freuden begrüßen.

A. F. K.

Wind und Woge. Keltische Sagen. Von Fiona Macleod. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs.

Von Schottlands zerrissenen Bergen klingt wieder einmal das Brausen des Meeres und das Sausen des Windes zu uns herüber, die unergründliche Mystik der schäumenden See und des Sturmes. Die weißen Pferde jagen über das Wasser und stampfen des Meeres glasige Ungeheuer in die Abgründe, der Sturm klettert mit dürren Beinen die schroffen Abhänge hinauf und rennt in die Öde jener Ebenen, die ohne Trost und ohne Freude sind.

Die Menschen, die dort leben, schreiben keine Bücher. Die Menschen, die Tag um Tag das Grinsen des Lebens mit ihren Augen sehen und Nacht um Nacht von dem Sterbensschrei der wilden Vögel erschreckt werden, die der Sturm gegen ihre kleinen Fenster preßt, machen keine Literatur. In ihren Worten ist das Grauen des eigenen Lebens, in ihren stammelnden Worten ist die Angst vor der Schleuder des Todes und eine wilde Freude an des Todes gutem Wurf. **O. G.**

Reigen. Erstes Büchlein Heimatskizzen aus deutsch-böhmischen Geländen von Josef Stibitz. Leipzig, Friedrich Rothbarth.

Wie der Knabe, dem es gelang, durch sein seelenvolles Geigenspiel die Nixe aus dem Bronnen zu locken, so versteht J. St. mit seiner Kunst die Poesie zu beschwören. In seinen Skizzen klingt es: voll wie Glocken- und Orgelton, trillernd wie Vogelgezwitscher, bang wie der Sehnsucht Rufen und wieder wie heiße Liebe, wie zuckender Schmerz, wie jubelnde Freude. N.

Zar Peter. Drama in vier Aufzügen von Otto Erler. München, Verlag von Georg J. W. Callway.

Woran geht denn dieser Mann zu Grunde? — Am eigenen Werke, das zu kühn in die Lüfte gebaut ist, ohne doch fest genug im Erdreich des Volkes gegründet zu sein? — An der tragikomischen, launenhaften Grimasse des Schicksals, das in der Entartung des Sohnes seine naive Rache an der Stärke des Vaters nimmt? — Oder an der techtelmechtelnden Katharina? — Oder gar an dem Charakterhelden Menschikoff? — Man erfährt darüber nichts. Aber darauf allein kommt es, wie mir scheint, doch an. Mit wirksamen Theatereien und dekorativen Buntdruckbildern ist es doch nicht getan. Diese Buntdruckbilder sehen nämlich wirklich recht hübsch aus.

O. G.

Phryne. Ein Drama der Schönheit von Clemens Berg. Berlin und Leipzig, Schuster und Löffler.

Dieser freien und interessanten Neugestaltung des uralten und vielbehandelten Phryne-Motivs darf man eine fleißige und liebevolle Durchdringung des Stoffes und einen starken, im guten Sinne des Wortes theatralischen Instinkt nachrühmen. Die Verfasserin versteht, wirksame Bühnenbilder zu arrangieren und echt dramatische Wirkungen auszulösen. Dagegen gebricht es der Komposition und Charakteristik an Einheitlichkeit; das Stoffliche, Anekdotische, Theatralische ist noch nicht völlig im Künstlerischen aufgegangen; die Entwicklung, Wandlung und Läuterung Phrynes kommt nicht überzeugend heraus. Andererseits fehlt es auch hier nicht an guten Ansätzen, so daß diese Erstlingsarbeit als respektable Talentprobe gelten kann. Dafür spricht insbesondere der Hauch echter Empfindung, der die Hauptgestalten des Dramas durchglüht, und die am antiken Muster geschulte edel-abgeklärte Diktion. Die Fabulierkunst der Verfasserin zeugt von Phantasie-Reichtum. Ihre Aufgabe wird es nunmehr sein, sich von allerlei Konventionalismus, von dem auch dies Griechendrama noch nicht ganz frei ist, zu emanzipieren. K. W. G.

Die Zobotenburg. Eine Dichtung vom Zobten aus Schlesiens slawisch-germanischer Heldenzeit von A. Ohagen. Breslau, Druck und Kommissionsverlag von Carl Dülfer.

Zeigt auch der Verfasser keine ausgeprägte Dichterphysiognomie, so fehlt es ihm doch nicht an Phantasie und Reimgewandtheit. Wie er im Nachwort sagt, wollte er kein historisches Bild malen, sondern etwas zur Erfreuung dichten. Diese Absicht ersetzt zwar nicht den Weihekuß der Muse, ist aber löblich. Preist nicht Goethe Freudigkeit als die Mutter aller Tugenden? — N.

Frohe Ernte. Noch einmal Verse von Martin Boelitz. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Eine linde Schönheit ist dem Buche eigen. So singt keiner, der im Kampfe steht, so singt einer, der durch die Stille geht. Ob's den Nachbar zur Rechten freuen mag, ob's der Nachbar zur Linken schmäht — danach fragt dieser Sänger nicht. Seine Lieder haben etwas vor sich hin Gesagtes, sie sind aus tiefer Einsamkeit erklungen und verhallen im Blau der Luft. Wohl dem, der sie zu hören vermag. Gestimmte Seelen werden sie wunderbar ergreifen. Den symbolischen Ausdruck für seine Kunst findet Boelitz in dem Gedicht „Ausfahrt", das mit den Worten schließt:

Denn über aller Leidenschaft
Thront meines Sternes goldne Güte,
In seiner weißen Flammenblüte
Schläft das Geheimnis meiner Kraft.

Diese Verse kennzeichnen trefflich das Wesen seiner Lyrik.

Am holdesten singt sie, wenn sie den zarten Hauch eines Gefühls in Worte fängt, das Unsagbare, den Duft und die Lieblichkeit, den Glanz der Rose, den Klang eines

Tons. Das Derbe, Schreitende, Laute hält der Dichter sich fern. Eines der innigsten Lieder echt deutschen Gemütes ist sein „Lied der Frau" im Cyklus „Hinter den Türen". Selten, vielleicht noch nie hat die zarte Sehnsucht der jungen Frau nach ihren Mädchenträumen so hinreißenden Ausdruck gefunden wie hier. Das ist bedeutungsvoll zu einer Zeit, da die Weiblichkeit in ihrer Lyrik männliche Wege wandelt. Im „Don Juan" will Boelitz wildere Klänge anschlagen, aber das gelingt ihm nicht. Unversehens wird ihm alle Glut zu linder Schönheit.

Weil die Gärten voll junger Rosen sind,
Die alle verblühen müssen . . .
Eine nimmt der Sturm zur Nacht
Und drückt sie an sein Herz und lacht.

Der Dichter lebt in Nürnberg; aber seine Seele ist ein Kind des Rheins, und Nürnberg bleibt ihr fremd; das beweisen die Strophen an — — Nürnberg. Wie hat er sein Wesel besungen! Ein paar Worte und das Volk lebte. Doch selbst in einzelnen schlichten Gedichten, die Alltägliches sagen, lockt irgend ein Klang, der die Tiefe verrät.

So ruft er in „Sylvester":

„Wein ist rot, und Blut ist rot,
Trank ich Leben? trank ich Tod?"

Im Schlußcyklus „Dir, die ich suchte" finden wir noch einmal im „Notturno", „Um die zwölfte Stunde", „Traum" diese feine ätherhafte Sehnsucht aufschimmern, die das beste seiner Lyrik bedeutet. Es ist ein schönes Buch, dem der Verlag die sorgfältigste Ausstattung bot, die frohe Ernte eines reifen und reichen Dichtergemüts. Den leisen Abschiedsklang „noch einmal Verse" lassen wir nicht gelten. Was ein rechter deutscher Boden ist, bringt alljährlich seine frohe Ernte. Das lasse Martin Boelitz sich gesagt sein. Maria Stona.

Akademische Freiheit. Von Prof. Dr. Ewald Horn. Berlin, Trowitzsch u. Sohn.

Der Verfasser nennt seine Broschüre, die fließend und mit einem Aufwand reichen Wissens geschrieben ist, eine „historisch-kritische Untersuchung und freimütige Betrachtung". Wir hätten die wirklich gelehrte Arbeit lieber als das Erste denn als das Zweite dieses Untertitels gehabt, weil ihr der bestimmte Standpunkt, von dem aus sie geschrieben ist, einen Teil ihres wissenschaftlichen Wertes nimmt und sie zu einer Tagesbroschüre herabwürdigt. Der Verfasser zeigt, daß die „akademische Freiheit" im Sinne von Lehr- und Lernfreiheit erst ein Geschenk des Staates im 19. Jahrhundert ist, nicht älter; früher hat sie nur als Burschenfreiheit bestanden, als licencia, nicht als libertas academica. Er schildert, wie die Lehrfreiheit von den eigenen Kollegen in früheren Zeiten, z. T. auch heute noch, viel mehr behindert worden ist als vom Staate; schließt sich aber dem Satze des Thomasius an, daß, solange Autoritäten da sein werden wie Gott und der Staat, die Universitäten sich diesen auch fügen werden. Wenn er das Wort von der „akademischen Freiheit" zum liberalen Schlagwort degradiert, so hat er damit nur teilweise recht; sie ist doch mehr, sie ist, wenn auch nicht begrifflich ganz festgelegt, eine Überzeugung (und als solche frei) und deren Betätigung (als solche mitunter gehemmt) als Burschen-, als Lehr- und als Lernfreiheit. Wir finden viel vernünftige Anschauungen in der Broschüre Horns, bedauern aber, daß er z. B. das Couleurstudententum, dessen Wert er nicht kennt, in geringschätzender Sprache behandelt. Seine praktischen Ratschläge über Bildung studentischer Ausschüsse sind zu fragmentarisch, als daß man über sie diskutieren könnte.

Dr. F. Lüdtke.

Architektur-Denkmäler in Rom, Florenz, Venedig. Von Professor Dr. D. Joseph. Leipzig, C. G. Naumann.

In dem durch die Publikation der Werke Nietzsches rühmlichst bekannt gewordenen Naumannschen Verlage läßt Julius R. Haarhaus „eine Büchersammlung für die Freunde Italiens" unter dem Kollektivtitel „Kennst du das Land?" erscheinen. Der Herausgeber selbst wandelt auf „Goethes Spuren in Italien", seine Mitarbeiter plaudern über „Alltägliches aus Neapel", über „Volkstümliches aus Süditalien", schildern „Römische Kulturbilder", geben eine Beschreibung von „Mailand" u. s. w. Die zwanglos erscheinenden, einzeln käuflichen Bändchen sollen „denen, die Italien bereisen wollen, als vorbereitende und belehrende Lektüre dienen, den Reisenden selbst ein unterrichtender und unterhaltender Begleiter sein, den Heimgekehrten frohe Stunden der Erinnerung bereiten, und denen endlich, deren Sehnsucht nach Italien noch keine Erfüllung fand, wenigstens eine ideelle und ideale Brücke zum Lande ihrer Wünsche schlagen". Die Erfüllung der Tendenz dieses Programms ist dem Verfasser des mir vorliegenden Bändchens kaum gelungen. Prof. Joseph hat sich, wie er selbst im

Vorwort sagt, wohl bemüht, „eine dem Volksbewußtsein zugängliche Darstellungsweise zu bieten, gleichwohl konnte von der Wiedergabe einer Anzahl technischer Ausdrücke nicht abgesehen werden". Dieser offen eingestandene Mangel, die gelegentlichen gelehrten Auseinandersetzungen mit Fachgenossen, die freilich durch die Art des Buches bedingte und entschuldigte trocken statistische Behandlung der römischen, florentinischen und venezianischen Baudenkmäler — alle diese Umstände werden kaum in dem vom Verfasser erhofften Umfange „die Herzen der Kunstfreunde für die Schönheiten und das Verständnis der Bauwerke erwärmen." Allerdings muß man der Behauptung des Verfassers, daß es, selbst wenn man es mit einem gebildeten Leserkreise zu tun hat, keine leichte Aufgabe ist, architektonische Gegenstände zu behandeln, durchaus recht geben. Aber unter den Kunststudierenden, Archäologen und Architekturhistorikern wird das Buch, die Arbeit eines sehr sachverständigen und in seinem Fache als Schriftsteller oft hervorgetretenen Professors, Interessenten finden. Auch die in Italien Reisenden können sich über das statistische Material bequem orientieren, besonders infolge des praktischen Orts- und Künstlerverzeichnisses.

R.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Alchimistische Schwindler und Abenteurer. Von Stephan Kekulé von Stradonitz. Die Umschau X, 10 (3. März 1906).
Amerikanische Maler, Moderne. Von C. Ruge. Die Kunst. VII, 6 (März 1906).
Berliner Ateliers. Von Lothar Brieger-Wasservogel. Westermanns Monatshefte 50, 7 (April 1906).
(Bronzezeitalter.) — Gab es ein Bronzezeitalter? Von Fr. Günther. Die Umschau X. 12 (17. März 1906).
(England.) — Die Begründung der englischen See-Vorherrschaft. Von Gustav Roloff. Preussische Jahrbücher 123, 3 (März 1906).
Englische Bühne von heute, Die. Von Prof. K. Beers. I. Bühne und Welt. VIII, 11 (März 1906).
Entartungserscheinungen an regierenden Häusern. Von Dr. Georg Buschan. Die Umschau X, 13 (24. März 1906).
Fächerkunst, Alte und neue. Von Margarete Erler. Westermanns Monatshefte 50, 6 (März 1906).
Über den Fremdwörtermissbrauch, besonders im Befestigungswesen. Von W. Stavenhagen. Deutsches Offizierblatt. X, 13 (29. März 1906).
(Frenssen.) — Der Verfasser von „Hilligenlei". Ein Beitrag zu dem Verständnis seiner Persönlichkeit. Mit Briefen Frenssens. Von Pastor Niebuhr in Leck. Westermanns Monatshefte 50, 6 (März 1906).
Hohenstaufische Erinnerungen in Apulien. Von Arthur Haseloff. Westermanns Monatshefte 50, 7 (April 1906).
Holländische Neuigkeiten. Von L. Grapperhaus. Das literarische Echo VIII, 13 (April 1906).
Immermanns „Münchhausen". Von Harry Maync. Deutsche Rundschau 32, 6 (März 1906).
König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen. Herausgegeben und erläutert von Erich Brandenburg. Deutsche Rundschau. 32, 6 (März 1906).
Lear. Von Paul Ernst. Die Schaubühne. II, 12 (22. März 1906.)
(Malerei.) — Über die gegenwärtige Phase der Malerei. Von Emil Bauer. Kunst und Künstler. IV, 6 (März 1906).
(Mozart.) — Die Frauen im Leben Mozarts. Von Hugo Conrat. Bühne und Welt. VIII, 10 (Februar 1906).
Nürnberg. Ein deutsches Städtebild. Von Friedrich Haack. Westermanns Monatshefte. 50, 7 (April 1906).
Objektivität des Dichters, Die. Von Paul Schulze-Berghof. Das literarische Echo. VIII, 13 (April 1906).
Oper der Lebenden, Die. Von Wilhelm Kleefeld. I. Das Wagner-Erbe. Bühne u. Welt. VIII, 10 (Februar 1906).
Poesie des Evangeliums, Die. Von Otto Frommel. Deutsche Rundschau. 32, 6 (März 1906).
Poesie, Die, der alten Land- und Heerstrassen. Von R. Krieg. Die Grenzboten. 65. 8 (Februar 1906).
Aus Polens letzten Tagen. Erinnerungen eines deutschen Dichters. Von Georg Peiser. Die Grenzboten. 65, 9–12 (März 1906).
Puttkamer, Alberta von. Von Stefan Zweig. Das literarische Echo. VIII, 12 (März 1906).
Rembrandts Anpassungsart. Von Jan Veth. Kunst und Künstler. IV, 6 (März 1906).
Schillers Verhältnis zur Natur und ihrer Wissenschaft. Von Walther May. Preussische Jahrbücher 123, 3 (März 1906).
Serbische Dramen, Neue. Von Prof. Dr. Ludwig Geiger. Aus fremden Zungen. XVI, 6 (März 1906).
Shakespeare und das Theater. Von Franz Servaes. Die Schaubühne. II, 11 (15. März 1906).
Sieteneichen und Scharfenberg, die Burgen der deutschen Romantik. Von Otto Eduard Schmidt. Die Grenzboten 65, 10 und 11 (8. u. 15. März 1906).
(Spinoza.) — Die Selbstbekenntnisse in der Ethik Spinozas. Von Friedrich Kuntze. Preussische Jahrbücher 123, 3 (März 1906).
Storm und die Lyrik. Von Julius Bab. Westermanns Monatshefte 50, 6 (März 1906).
Strauss, Emil. Von Otto Stoessl. Das literarische Echo. VIII, 12 (März 1906).
Theater und Passionsspiele im heutigen Persien. Von Hans Rudelsberger-Moltan. Bühne und Welt. VIII, 11 (März 1906).
Tian-Schan, Die Erforschung der Hochregionen des. Von August Albert. Westermanns Monatshefte 50, 6 (März 1906).
Warschau und Moskau. Eindrücke und Erlebnisse. Von Sidney Whitman. I. Warschau. Deutsche Rundschau 32, 6 (März 1906).

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Unter Mitwirkung von Anderen herausgegeben von Dr. Hans Gross. 22. Band. Heft 4. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Bändchen: 75, 84, 95, 101, 102. Leipzig, B. G. Teubner.

Balet, Leo, Im Banne der Berufung. Roman. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von Else Otten. Kempten, Jos. Köselsche Buchhandlung.

Bazin, René, Die blaue Krickente. (Sarcelle bleue.) Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von R. und E. Ettlinger. Kempten, Jos. Köselsche Buchhandlung.

— Schwester Pascale. (L'Isolée.) Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von H. von Reuss. 2. Auflage. Kempten, Jos. Köselsche Buchhandlung.

Blumenthal, Oscar, An Diesen und Jenen. Episteln und Ansichtskarten. Berlin, F. Fontane u. Co.

Dahl, Hermann, Harald Otterdal. Roman. Berlin, F. Fontane u. Co.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von L. A. von Arnim und Clemens Brentano. Drei Teile in einem Bande. Hundertjahr-Jubelausgabe. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Mit Nachbildung der fünf Kupfertitel und Titelkupfer der Original-Ausgabe. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Dilles, Dr. Ludwig, Weg zur Metaphysik als exakter Wissenschaft. II. Teil. Die Urfaktoren des Daseins und das letzte Weltprinzip. Grundlinien der Ethik. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff).

Eckert, Prof. Dr. Chr., Die Seeinteressen Rheinland-Westfalens. Leipzig, B. G. Teubner.

Felseck, Rudolf, Tagebuch einer andern Verlorenen. Auch von einer Toten. Nach dem Original-Manuskript herausgegeben. Leipzig, Walther Fiedler.

Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Franz Muncker. Band 31. Kleist und die Romantik. Ein Versuch von Ernst Kayka. Berlin, Alexander Duncker.

Fortschritt. Liberales Wochenblatt. Herausgeber: Alfred Scheel in München, Viktor Scheffelstrasse 5. 1906. I. Jahrg. Nr. 1. München, Verlag des „Fortschritt" (E. Reinhardt).

Friedens-Blätter. Monatsschrift zur Pflege des religiösen Lebens und Friedens. Unter dem hohen Patronate Ihrer Kgl. Hoheit der Frau Prinzessin Maria de la Paz. X. Jahrgang. Heft 7. April 1906. Würzburg, Göbel u. Scherer (H. Klemmer).

Ganghofers, Ludwig, Gesammelte Schriften. Volksausgabe. 1. Serie in 10 Bänden. I. Band. Lieferung 1. Mit dem Bildnis des Dichters von Franz von Stuck. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.

Gerhard, Adele, Die Geschichte der Antonie van Heese. Roman. Braunschweig, George Westermann.

Gysae, Otto, Edele Prangen. Roman. München, Albert Langen.

A. Hartlebens Statistische Tabelle über alle Staaten der Erde. XIV. Jahrgang 1906. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Hirschfeld, Ludwig, Paukzeit. Sechs Wochen Heldentum. Leipzig, Arthur Cavael.

Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1905. XII. Jahrgang. Herausgegeben von Rudolf Schwartz. Leipzig, C. F. Peters.

Ichenhaeuser, Eliza, Das Frauenwahlrecht. Berlin, Carl Duncker.

Jerusalem, Professor Dr. Wilhelm, Einleitung in die Philosophie. 3. Auflage. Wien, Wilhelm Braumüller.

— Wege und Ziele der Ästhetik. Sonderabdruck aus des Verfassers „Einleitung in die Philosophie". 3. Auflage. Wien, Wilhelm Braumüller.

Klob, Karl Maria, Die komische Oper nach Lortzing. Mit einem Porträt von Richard Wagner. Berlin, „Harmonie" Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Kohl, Albert, Gedichte. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Künstler-Lexikon, Allgemeines. Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. Dritte umgearbeitete und bis auf die neueste Zeit ergänzte Auflage herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. Nachträge und Berichtigungen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening.

Kunstschatz, Der, Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Lieferung 21. 22. 23. 24. Stuttgart, Wilh. Spemann.

Landschaftsbilder aus dem Königreich Sachsen. Herausgegeben von Dr. E. Schöne. Die Elbtallandschaft unterhalb Pirna. Von Dr. Emil Schöne. Meissen, H. W. Schlimpert.

— Die Oberlausitz. Von Prof. Dr. O. Beyer, Dr. Cl. Förster u. Dr. Chr. März. Meissen, H. W. Schlimpert.

Memoiren der Fürstin Marie Nikolajewna Wolkonski mit Vorwort und Beilagen herausgegeben vom Fürsten M. J. Wolkonski. Aus dem Russischen von C. von Gütschow. Leipzig, B. Elischer Nachfolger.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache von Dr. Heinr. Sabersky und Prof. Gustavo Sacerdote. Brief 36 und Beilage 3—7 nebst Sachregister. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandl.

— Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der schwedischen Sprache von Emil Jonas, Ebbe Tuneld u. G. G. Morén. Brief 36 und Beilage 4. 6 nebst Sachregister. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Monatsschrift für christliche Sozialreform. Begründet von weiland Freiherr Carl v. Vogelsang. 28. Jahrgang. Januar—Februar—März. Zürich, Baessler und Drexler.

Mörikes, Eduard, sämtliche Werke. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Gustav Keyssner. Ein Band von 534 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Reuters Werke. Herausg. von Wilhelm Seelmann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Band 6 und 7. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Rosner, Karl, Rinnender Sand. Ostseegeschichten. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt Hermann Ehbock.

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedr. Umlauft. XXVIII. Jahrgang. Heft 7. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Dr. Sante de Sanctis, Die Mimik des Denkens. Autorisierte Übersetzung von Dr. Johannes Bresler. Mit 44 Abbildungen im Text. Halle a. S., Carl Marhold.

Schaubühne, Die. Herausgeber: Siegfried Jacobsohn. II. Jahrg. Nr. 10—13. Berlin, Oesterheld u. Co.

Schellander, Irene von, Rojenica. Eine Erzählung aus dem Krainer Hochgebirge. Mit dem Bildnis der Verfasserin. Dresden-Blasewitz, R. v. Grumbkow.

Schkopp, Eberhard v., Kameruner Bananen. Fortsetzung der „Kameruner Skizzen". Berlin, Winckelmann u. Söhne.

Stauf von der March, Ott., Frau Holde. Dichtungen. Berlin, Karl Schnabel, Axel Junckers Buchhandlung.

Stein der Weisen, Der. Illustrierte Halbmonatschrift f. Haus u. Familie. 19. Jahrgang. Heft 6. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Strobl, Karl Hans, Die gefährlichen Strahlen. Roman. Berlin, F. Fontane u. Co.

Taschenwörterbuch der russischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Von Karl Blattner. Teil I. Russisch-Deutsch. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Treu, Eva, Ein guter Kamerad. Strandgeschichte. 2. Auflage. Zürich, Th. Schröter.

Weese, Artur, Renaissance-Probleme. Bern, A. Francke.

Weltgeschichte, Illustrierte, in vier Bänden. Herausg. von Dr. S. Widmann, Dr. P. Fischer u. Dr. W. Felten. 14. u. 15. Lieferung. München, Allgemeine Verlags-Gesellsch. m. b. H.

Zuchhold, Hans, Vor den Toren der seligen Gärten. Gedichte. Jauer, Oskar Hellmann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



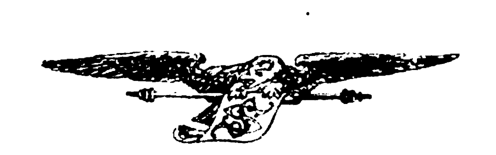
Felix Weingartner.

Nord und Süd.

[illegible] deutsche Monatsschrift.

[illegible]. Band. — Juni 1906. — Heft 3[illegible]1.

[illegible] einem Portrait in Radierung [illegible]



Breslau
[illegible]druckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Felix Weingartner.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

CXVII. Band. — Juni 1906. — Heft 351.

(Mit einem Portrait in Radierung: Felix Weingartner.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Der Narr.

Von

L. Andro.

— Wien. —

I.

Verehrte Frau!

Ich bin gestern in Ihrem Konzert gewesen. — — Nein, ich bin kein Gymnasiast. Sie brauchen keine Bitte um eine Photographie zu befürchten, nicht einmal um ein Autogramm. Ich empfinde nur schmerzlich, daß wir Zuhörer da unten sitzen müssen und unseren Empfindungen nur durch ein allgemeines brutales Händeklatschen Luft machen dürfen, alles Persönliche, Subtile, Feine müssen wir in uns hineinschweigen. Wann wird es endlich ein Publikum geben, das fein genug ist, nicht zu applaudieren? Wüstes Gelärm nach „Anakreons Grab" von Hugo Wolf — wie haben Sie das gesungen! — ist ein eben solcher Vandalismus, als ob man eine schöne Statue mit ätzender Säure überschütten wollte. Ein ebensolches Zerstören des künstlerischen Eindrucks.

Es geht aber doch manch einer nach Hause, dessen Seele so voll ist, daß er es sagen muß. Hat der große Künstler, der so tiefe Wirkungen hervorgebracht hat, nicht ein Recht darauf, zu erfahren, welcher Art diese Wirkungen sind? Unbequemer mögen diese individuellen Äußerungen ja sein, als der Pauschalapplaus, aber vielleicht lernt der Künstler seine eigene Persönlichkeit besser dabei kennen und seine Kräfte. Darum schreibe ich Ihnen. Und auch, weil ich nicht anders kann.

Musiker bin ich auch — mit der Seele, nicht mit der Begabung. Ich habe Lieder komponiert, die ich selbst für fein, zart, nicht geistlos halte, aber doch fühle ich sehr wohl, daß sie aus der tiefsten Verehrung für Brahms, für Hugo Wolf, für Schumann geboren sind. Originalität

Genie — das fehlt. Das weiß ich, daran kranke ich, und das macht mich trüb und verschlossen.

Ich könnte ja mit meiner „hübschen Begabung" so zufrieden sein. Leben muß ich glücklicherweise nicht davon. Ich bin Konzeptspraktikant in einem Ministerium, Doctor juris, Papa ist Hofrat, eine gewisse Karriere mir also gesichert. Meine Mutter — Geschwister hab' ich keine — ist eine elegante Mondaine, die in Patronessen- und Komité-Kümmernissen aufgeht und deren Hauptsorge es ist, daß ich nur in recht viel „ersten" Häusern verkehre. Meine Familie, meine fünfundzwanzig Jahre, meine Eigenschaften als Tänzer und Tennisspieler machen mir das auch leicht. Sie sehen, wie schön, wie sorgenfrei, wie leicht das Leben für mich ist.

Sie hab' ich oft gehört. Sie kommen ja so lange schon fast alljährlich nach Wien. Ich kenne alle Ihre großen Rollen, war in den meisten Ihrer Konzerte, sagte wie die andern auch: „eine geniale Künstlerin". Aber dann kommt einmal ein Tag, wo die Seele offener, wärmer, empfindsamer zu sein scheint als sonst, wo man längst bekannte Dinge anders sieht und plötzlich weiß: diesem Menschen könnte ich Dinge sagen, die nie, nie einer früher von mir gehört hat. Auf solch einen Menschen hab' ich mein Lebelang gewartet, und es ist ein unbeschreibliches Glück, daß ich nicht umsonst gewartet habe.

Das ist so schön, daß Sie weiße Haare haben. Hätten Sie die nicht, ich würde Ihnen nicht schreiben. Ich müßte befürchten, daß Sie meinen Brief anders auffassen, als er gemeint ist, daß Sie ihm die banale Deutung geben, die der Brief eines jungen Mannes an eine Künstlerin leicht erfahren kann. Meine Freunde — oder die sich so nennen — sagen, ich bin ein Träumer. Und da ist es nun schön, wenn solch ein Traum in einer Stimme, in einer Gestalt Wahrheit geworden ist. Sie hatten ein schweres goldbraunes Sammetkleid an mit alten vergilbten Spitzen daran, und Ihr Auge war so strahlend und Ihr Haar wie eine Krone aus Silber und Schnee. Sie verbeugten sich nicht vor den Menschen, sondern hatten nur ein wundervoll hochmütiges Lächeln zur Begrüßung, und es war, als neige sich das Publikum vor Ihnen. Dann wurde es sehr still in dem menschenerfüllten Raume. Und oben standen Sie und sangen.

Lachen Sie mich aus — ich will ja nichts von Ihnen, — ich will Ihnen nur sagen — ach, wenn ich nur wüßte, was ich Ihnen eigentlich sagen will!

Es ist ja gar nichts geschehen — ich bin in einem Konzert gewesen, wie ich im Laufe des Winters in fünfzig Konzerte gehe — ich habe Sie singen gehört, wie ich Sie schon oft gehört habe. Sie sind im Privatleben eine elegante Dame, die in München ihre Villa in der Prinzregentenstraße bewohnt — diese Details danke ich einem Jour bei meiner Mama

— die vor einigen Jahren in Amerika die größten künstlerischen und materiellen Triumphe gefeiert hat und jetzt nur mehr da mittut, wo es gilt, einen großen Meister zu ehren, in Bayreuth, bei den großen rheinischen Musikfesten. Verzeihen Sie, verehrte Frau, mir also dieses Heraustreten aus der Konvention. Ich schäme mich ja auch ein bißchen. Aber so wie es Ihnen gelungen ist, die andern aus ihren banalen Alltagsstimmungen herauszureißen, so muß es Ihnen doch auch selbst gehen. Vielleicht zittert noch etwas von Ihren Liedern in Ihnen selber nach und Sie lesen diesen Brief — und lachen nicht!

Sind Sie der junge Mann mit den verträumten Augen, der in meinem Konzert in der ersten Reihe gesessen ist und niemals applaudiert hat? Nach dem, was Sie mir geschrieben haben, scheint es mir fast sicher, daß *Sie* das waren.

Ich danke Ihnen sehr für Ihren Brief. Unsereiner wird ja viel mit allerhand Geschreibsel belästigt. Umsomehr freut man sich, wenn man einmal etwas Persönliches vernimmt. In meinem langen Leben habe ich so viel Komplimente gehört, von denen ich selber fühlte, wie unwahr sie waren, daß es mich freut, einmal etwas zu hören, das von dem herkömmlichen Begeisterungsklischee abweicht. Nein, ich bin nicht bescheiden. Ich weiß, daß ich Ihre Worte verdiene. Ich gehöre mit Haut und Haar der Musik, habe nie für ein bürgerliches Glück, nie für ein leidenschaftliches Zeit gehabt und haben wollen — habe mein Temperament, meine Jugend und Lebenskraft dabei verausgabt — da ist es schon recht, wenn einige Menschen das herausspüren. Die meisten begnügen sich ohnehin nur mit der Schablone: „berühmte Künstlerin“.

Mit solchen sehr persönlichen Dingen pflegt man im allgemeinen nicht die Briefe „jugendlicher Enthusiasten“ zu beantworten. Allein es scheint mir, als täte ich Ihnen sehr unrecht, wenn ich Sie in diese Kategorie ohne weiteres einreihen wollte. Vor allen Dingen sind Sie nicht jung genug dazu. Mit fünfundzwanzig Jahren ist man selten mehr so impulsiv, daß man sich hinsetzt und einem bewunderten Künstler so einfach schreibt; da muß man schon was Extras zu sagen haben.

Sie meinen: es ist schön, daß ich weißes Haar habe. Ja, ich bin auch froh, daß dieses Symbol des Altwerdens sich mit fünfzig Jahren bei mir eingestellt hat — andere Frauen müssen noch länger darauf warten. — Auf der Bühne bin ich gerne noch jung — bin's ja auch, dank meiner Stimme und der Tatsache, daß ich mein Repertoire unablässig zu vergrößern bemüht bin, nicht nur ein paar altersschwache wohldressierte Paradepferde reite. Aber im Leben freut's mich, daß ich eine alte Frau sein darf, über vielen Dingen stehe. Jungsein ist schwer und oft tragisch — Gott sei Dank, daß ich's nimmer bin!

übrigens: ich empfange hier im Hotel meine Freunde jeden Mittwoch und Samstag von fünf bis sieben. Es soll mich freuen, wenn ich Sie auch einmal unter ihnen begrüße.

Ich habe Sie als Fidelio gehört.

Gott sei Dank, Sie sind nicht die herkömmliche „hochdramatische" Sängerin, sind's so gar nicht. Ihre Leonore ist ganz Weib, ganz Schwäche, die nur durch die Liebe zu Florestan aufrecht erhalten wird. Wie ahnungsbang die Stimme im Canon des ersten Aktes „Wie groß ist die Gefahr!" — In der Szene, da Leonore hinter der Tür den Plan Pizarros belauscht, sieht man nur Ihre Hand, die die Tür zuhält, eine edle, nervige Hand. Und wie die nun bald nervös erbebte, bald schlaff herabsank, bald empört sich ballte, das war ein Schauspiel allein für sich, bis Leonore hervorstürzen durfte mit dem elementar-gewaltigen Wutschrei: „Abscheulicher!" — Und wie schön war auch der Augenblick im Kerker, wo sie nun — nach den wundervollen paar Takten, dem Dankgebet für Florestans Rettung — allein mit ihm zurückgeblieben ist, wie sie von einer unsichtbaren Macht getrieben, zu seinen Füßen niedersinkt, sich bis zu seinem Kopf emportastet, ihre Augen in den seinen, als könnte sie's noch immer nicht fassen. Ihre Stimme klang noch umflort von Tränen, als Beethovens göttlicher Jubel schon begonnen hatte: „Oh, namenlose Freude!" — Und als Leonore zum Schluß an Florestans Arm unter das Volk tritt, da wußte ich, daß ich einen solchen Ausdruck seligster Verklärung, dem doch noch die ganze Schwere eben überstandenen Erdenleides anhaftet, nur noch einmal — an Tizians Assunta — gesehen hatte.

Vielleicht wundern Sie sich, daß Ihr Fidelio und der Beethovens im Leben eines erwachsenen Menschen, eines wackeren Staatsbeamten eine so große Rolle spielen. Aber sind diese „irrealen" Dinge nicht im Grunde die einzigen, die uns von den großen Menschen bleiben? Was ist uns von Napoleon geblieben? Nichts! — Was von Goethe, von Beethoven? Alles! —

— — — — — — — — — — —

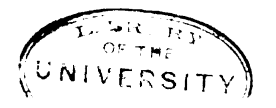
Nein, besuchen werde ich Sie nicht. Ich will Sie im Leben nicht kennen lernen. Sie könnten eine Geste, einen Tonfall haben, der zu meinem Bilde nicht stimmt. Lachen Sie mich nicht aus. Jede Frau enttäuscht. Da ist es nun schön, wenn man sich etwas konstruieren darf, wobei einem einige Genies mithelfen. Das darf man sich aber dann nicht eigenmächtig zerstören. Ich habe schon gezittert, als ich Ihren Brief aufmachte, und aufgeatmet, als ich Ihre große intelligente, gar nicht modern verkünstelte Schrift sah. Einen orthographischen Fehler hätte ich Ihnen nie verziehen.

Ich lebe das Leben des banalen jungen Mannes und weiß doch nicht, wie ich die Forderungen meines Wesens mit denen des gewöhnlichen Lebens in Einklang bringen soll. Ja, wenn ich ein Genie wäre, wenn meine Musik etwas taugte. Aber wenn ich mich auch vom gewöhnlichen Leben losreiße, wohin mit mir? Mein Vater hat sein Lebtag nur an seine Karriere gedacht, meine Mutter nur an ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen — da hat sich von Kindheit an in meiner Seele eine Menge überschüssiges Gefühl angesammelt, daß ich nicht weiß, wohin damit. Ich habe gelebt, wie die jungen Leute alle, habe allerhand Frauen gekannt, Schauspielerinnen, süße Mädeln, Familientöchter, anständige Frauen — aber ganz und gar hab' ich keiner gehört. Es muß wohl nicht das Rechte gewesen sein.

Warum ich Ihnen das alles erzähle? Weil Sie eine so leuchtende Stimme haben, und so triumphierende Augen. Weil Sie, ohne zu grübeln und zu zweifeln, durchs Leben gezogen sind und immer das Richtige aus Ihrer Natur herausgefunden haben. So wenigstens fasse ich Sie auf. Wie ein Kunstwerk fasse ich Sie auf. Und in dem, der so durch seine Stimme und seine Persönlichkeit wirkt, fließen ja Künstler und Kunstwerk in Eins zusammen.

Wissen Sie, woran ich denken mußte, bei Ihrer ängstlichen Weigerung, mich kennen zu lernen?

Ich hatte einmal einen alten Freund in München — den Besitzer einer der schönsten Privatgalerien der Welt. Er hat mir übrigens eines seiner kostbarsten Stücke vermacht — das Bildnis eines jungen Kavaliers von Mieris, dessen Kopie in der Turiner Galerie hängen soll. Ein entzückend arrogantes Bürschchen ist das, mit dem hochmütigsten Lächeln von der Welt, in einem grauen Sammetkleid mit langen Locken und den schönsten langen feinen Händen, die man sich denken kann. — Doch nicht von diesem Bild wollte ich Ihnen erzählen, sondern von dem merkwürdigsten Stück der Galerie: das war ein ziemlich großer Goldrahmen wie die andern auch, bespannt mit einer glatten weißen Leinwand — sonst nichts. Diese unbemalte Leinwand hing gleichsam als Hauptstück in der Mitte einer Wand, und die Beschauer zerbrachen sich den Kopf darüber, was das sein solle — für die Vorführungen einer Laterna magica sei das, meinten die meisten. Ich war ebenso dumm wie die anderen — damals war ich eben viel jünger, heute würde ich den Sinn der Sache vielleicht auch ohne Erklärung verstehen, und als der alte Brummbär einmal einen liebenswürdigeren Tag hatte, als sonst, faßte ich ein Herz und bat ihn um eine Deutung. „Hast du schon einmal Leonardos Abendmahl gesehen?“ fragte er. Nein — ich war damals noch nicht in Mailand gewesen. „Das ist nun ganz zerstört — die schöne Mittelgruppe



kaum mehr zu erkennen. Ganz hin . . . Ich stand davor und war bitter enttäuscht. Hinter mir kam eine Gesellschaft herein. Auch ohne sie sprechen zu hören, hätte ich an den stapfenden Stiefeln, den Lodenanzügen, dem würzigen Duft der Jägerhemden erkannt, daß es Deutsche waren. ‚Und dafor 'n Frank! Man sieht ja nischt!‘ brach sich endlich ihre Empörung Bahn. Ich ärgerte mich — wie man sich immer ärgert, wenn man fühlt, daß man mit jemandem einen gemeinsamen Gedanken hat, mit dem man lieber gar nichts gemein haben möchte. Als sie gegangen waren, setzte ich mich vor das Bild. Ich saß lange so. Und wunderbar! Die Konturen, die Gestalten, die Farben kamen wieder, alles wie es wohl einmal gewesen war, nein, viel schöner als es je gewesen war. Und als ich zu Hause recht intensiv an das Bild dachte, erschien es in seiner ganzen Pracht auf der weißen Wandfläche des Hotelzimmers. Da wollte ich keine Kopie mehr davon — ich konnte es ja in meiner Phantasie tausendmal schöner restaurieren, als es mir der beste Kopist hätte machen können. Da ließ ich mir den Rahmen machen. — In meinem Katalog fungiert er als das Abendmahl des Leonardo da Vinci. Aber eigentlich ist er schon längst nicht mehr das Abendmahl allein. Tausend Bilder anderer alter Meister sind mir schon darin erschienen, und nicht zuletzt eigene, wunderbare, die nie einer gemalt hat, nie einer hätte malen können. — Du lachst? Wozu ich dann überhaupt einen Rahmen brauche, meinst du, wenn alles nur ein Spiel der Phantasie ist? Ja, einen Anhaltspunkt muß die Phantasie haben! Ist nicht jedes Kunstwerk der Versuch, ein Stück Unendlichkeit mit einem Stück Materie festzuhalten? — Andere denken vielleicht anders darüber, als ich alter Idealist, Zola zum Beispiel mit seinem ‚**un coin de la nature vu à travers un tempérament**‘. — Aber hat ein wahrer Musiker schon die Absicht gehabt, eine Klavier-Violinsonate zu schreiben? Nein — er wollte ein Stück von der unendlichen Melodie des Alls einfangen, und Klavier und Violine waren die unwürdigen Mittel dazu . . .“

Mein alter Freund mit den sonderbaren Kunstanschauungen ist längst tot, die Erben haben die Bilder verkauft, und was aus dem merkwürdigen Rahmen geworden ist, weiß ich nicht.

Ich bin auch so ein Rahmen für Sie. Das Bild wollen Sie selber malen.

Als ich eintrat, standen Sie am Kamin.

Sie trugen wieder ein Sammetkleid, diesmal ein dunkelblaues, das in weichen schweren Falten herabfiel, mit alten Silberspitzen. Ihr herrlicher Nacken war bloß, Ihr Hals mit einem hohen Perlenhalsband bedeckt. Ihr weißes Haar leuchtete über den blonden, roten, braunen Köpfen, so hoch ragte Ihre königliche Gestalt. Irgend jemand trat zu

Ihnen und rühmte Ihre „großartigen Leistungen", und ich werde nie vergessen, wie spöttisch Sie die Lippen schürzten, und wie nachsichtig herablassend Sie ihm zuhörten. Und als er sich wegwandte — bilde ich mir's nur ein, daß ich Sie murmeln hörte: Esel!

Ja, solche Worte nimmt eine Traumgestalt mitunter in den Mund! Auch die Art, wie Sie mich ansprachen, als ich Ihnen vorgestellt wurde, entbehrte nicht einer gewissen — Herzhaftigkeit: „Also das sind Sie! Für so einen kleinen Gefühlsprotzen schauen Sie nicht einmal so dumm aus!" —

Ich hatte gar nicht gewußt, daß Sie bei Behrends sein würden, daß Sie die Leute überhaupt kannten. Aber an dem Lächeln der Hausfrau und an dem Ihren merkte ich wohl ein kleines Komplott. Soll ich's Ihnen gestehen? Mir war es in diesem Augenblick eine große Erleichterung, daß ich einen Frack von Ebenstein an hatte und eine tadellose Boutonnière. Daß ich mich im Salon sicher fühlte und daß meine tiefe Verlegenheit vor Ihnen sich doch nach und nach von der erworbenen — weiß Gott, nicht leicht erworbenen! — Routine beherrschen ließ. Ich habe die Empfindung, daß Sie mich nach meinen Briefen ungefähr für einen Jüngling mit dem Äußeren eines Provinzschullehrers, langhaarig, mit fettigem Rockkragen halten mußten. Und Sie waren so schön . . .

Bei Tisch saß ich nicht weit von Ihnen. Meine Nachbarin, ein braves Tennis- und Familienmädchen, muß sich nicht eben amüsiert haben, denn ich habe immer nach Ihnen hingehört.

„Künstlerehen? Taugt nichts, taugt nichts! Eine Künstlerin, die heiratet, hat's nie ernst gemeint!"

„Aber Sie waren doch selbst verheiratet!" warf Ihr Nachbar ein.

„Wer hätte keine Jugendeselei begangen? Ich war gründlich und habe sogar geheiratet. Er hieß übrigens Schwartze — nein, ein Tenor war er nicht, so banal bin ich nicht gewesen, aber Heldenbariton, Fliegender Holländer und dergleichen, das ist fast ebenso schlimm. Damals war ich freilich noch nicht lange beim Theater und auch noch keineswegs durchdrungen von der Überzeugung, eine Auserwählte zu sein. Nun, dieses Eheidyll hat zum Glück nur ein Jahr gedauert."

„Und Sie haben nie mehr von ihm gehört?"

„Oh doch — als ich in Bayreuth zum ersten Male die Kundry gesungen habe und die Zeitungen allerhand Schönes über mich zu berichten wußten — da hat er mich angepumpt. Ich weiß nicht, ob er noch lebt, ob er zugrunde gegangen ist — na, es ist mir auch ganz gleichgültig."

„Hatten Sie kein Kind?"

„Nein — ich weiß nicht, soll ich sagen, leider Gottes oder Gott sei Dank. Ich hätte gern ein Kind, das meine künstlerischen Eigenschaften

in erhöhtem Maße geerbt hat: Eine ideale Schülerin täte es übrigens auch. Die meisten Künstlerinnen sehen ihren ganzen Ruhm darin, daß man nach ihrem Abgang sagt: So eine Donna Anna wie die X. wird es nie mehr geben. — Ich meine, es wäre ein größerer Stolz, der Welt eine gleichwertige Donna Anna zu hinterlassen!"

„Und wie dankbar müßte die Welt Ihnen dafür sein!"

„Das ist mir gleichgültig. Ich war nie dankbar und verlange von den anderen auch nicht, daß sie's sind. Ich täte es auch nicht um der Welt willen, sondern um der Kunst willen."

Das Gespräch wurde unterbrochen. Der Hausherr erhob sich und brachte das Wohl seines „berühmten Gastes" aus. Nun kamen alle anderen an Ihr Tischende, um anzustoßen, und Sie standen in Ihrer königlichen Haltung da und lächelten Ihr unvergleichlich schönes, ein wenig herablassendes Lächeln. — Ihre Hände sind schön, aber schöner noch ist Ihre Art, die Gegenstände anzufassen. Wie Sie da mit Ihrem erhobenen Champagnerglase standen, waren Sie ein Bild und wußten es auch. Die Art der Bühnenkünstlerin, die ihre Wirkungen kennt, floß hier mit der ungenierten Natürlichkeit der Frau, die weiß, daß ihr alles gut steht, was sie tut, zu einem erstaunlichen Ganzen zusammen, das doch frei von Pose war.

Als die Tafel aufgehoben wurde, sammelte sich ein großer Kreis um Sie. Ich konnte aber doch Ihre Stimme hören. „Aber gern, gern. Wenn ich Lust habe, braucht man mich gar nicht so zu bitten. Geben Sie mal den zweiten Band Schubert her. Wer begleitet mich? Ich sag's gleich, wenn er mir's nicht recht macht, bin ich imstande, und hör' mitten drin auf. Wer hat Courage?"

„Ich!"

Sie haben mich darauf einer eingehenden, nicht eben liebevollen Musterung unterzogen. „Schön. Also mein liebstes Lied. Gruppe aus dem Tartarus."

Wie Sie's sangen? Mit malender bildhafter Wirkung, als schwängen seltsame Untertöne in Ihrer Stimme mit, all das Rauschen und Raunen und Flüstern der abgeschiedenen Geister ausdrückend. Mit langgezogenen Tönen unendlicher Sehnsucht bei der Stelle: „. . . ob noch nicht Vollendung sei?" Und dann der große Donnerschlag: „Ewigkeit schwingt über ihrem Kreise, bricht die Sense des Saturns entzwei." Wie eine eherne Glocke klang Ihre Stimme, und ehern war auch der Ausdruck Ihrer Züge, als Sie so hochaufgerichtet dastanden, wie das unerbittliche Schicksal selbst. Und denen, die Sie hörten, kroch ein Schauer über den Rücken, als verständen sie erst jetzt den Sinn des Wortes: Ewigkeit. . . .

„Gesindel," sagten Sie ruhig, als die Zuhörer in lauten Applaus ausbrachen. „Versteht ihr denn nicht, daß jetzt der Moment wäre, eure dummen Hände ruhig zu halten? — Brav," zu mir, „musikalisch sind

Sie, das muß man Ihnen lassen." Dann zu Herrn von Behrend: „Und nun, mein Lieber, ist's genug mit Ihrem Fest. Ich habe ohnehin schon über Gebühr gesündigt. In meinem Alter gehört man um Mitternacht ins Bett, wenn man am nächsten Morgen frisch sein soll." — „Empfehlen Sie sich doch wenigstens auf Französisch, verehrteste Freundin, wenn Sie schon durchaus nicht mehr bleiben wollen," bat der Hausherr leise. „Sie verscheuchen mir ja die andern Gäste." — „Warum auch nicht? Ich verstehe den Ehrgeiz nicht, die Leute möglichst lange wach zu halten. Jede Soiree kommt ungefähr zwei Stunden nach dem Souper auf ihren toten Punkt, den müßte man benützen und gehen. — Machen Sie kein Gesicht, lieber Freund. Ich weiß schon, was Sie denken: Rücksichtslose alte Hexe!"

Und mit einem Lachen bahnten Sie sich Ihren Weg und waren verschwunden.

— — — — — — — — — —

Warum ich Ihnen all das so genau erzähle? Weil ich gern festhalten wollte, wie das war, als ich Sie zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekam. Weil ich mich gerne all der kleinen Züge Ihrer eigenwilligen, wenig rücksichtsvollen Persönlichkeit erinnern wollte. Weil mir eben diese Persönlichkeit tief zu Herzen gegangen ist. . . .

Eigentlich wollte ich diese „Schilderung" ja behalten. Aber es ist im Grunde vielleicht besser, Sie bekommen sie. Vielleicht lesen Sie mehr heraus, als ich schreiben konnte.

Auf Wiedersehen.

Auf Wiedersehen, gewiß. Aber nicht gar so bald, junger Freund. Wie Ihnen schon dieses Hotelbriefpapier zeigt, bin ich jetzt in Venedig.

Die Gründe für meine Abreise? Oh, keine andern, als daß ich bei Ihrer abscheulichen Wiener Witterung einen Bronchialkatarrh fürchtete. Und nach Venedig ging ich, weil ich Frau Cosima dort wußte. Ich sollte heuer nach längerer Pause wieder in Bayreuth singen, Ortrud und Isolde, aber mein Arzt meint, es wäre besser, die Sache rückgängig zu machen, ich brauchte Ruhe. Frau Cosima war indessen wenige Stunden vor meiner Ankunft weggefahren, trotzdem will ich aber noch ein wenig in Venedig bleiben. Wenn man so viel Wanderleben gehabt hat, wie ich seinerzeit, wird man seßhaft mit den Jahren.

Es hat mir recht leid getan, Freund Felix, daß ich Sie nicht mehr sehen konnte. Sie sind ein sympathischer Junge, und es hat sich gut mit Ihnen geplaudert. Hoffentlich sagen Sie das letztere auch von mir. Die Zeiten sind ja gottlob vorüber, wo man meinte, der wahre Künstler müsse in allem, was nicht direkt mit seiner Kunst zusammenhängt, ein Idiot sein. Für viele stimmt's leider freilich immer noch. Ich bin

aber, dem Himmel sei Dank, kein — wie nennt Ihr Jungen das doch? — Produkt meines Milieus. „Milieu" ist überhaupt ein Wort, das ich nicht ausstehen kann. Ich habe die ersten vierzehn Jahre meines Lebens — ehe ein in unserem Hause wohnender alter Klavierlehrer mich auf eine Musikschule brachte — also ich hab' in der Tischlerwerkstätte meines Vaters auf Hobelspänen geschlafen und bis dahin überhaupt kein Bett gekannt. Jetzt empfange ich manchmal regierende Fürsten bei mir zum Tee und mache meine Sache wohl auch nicht schlechter, als eine der Damen ihres Kreises. — Nein, wir sind nicht das Produkt unserer Umgebung, nein, die ganz kleinen Äußerlichkeiten können unser Leben nicht so beeinflussen, wie verschiedene Dichter es uns gern einreden möchten. Hören Sie mir auf mit dieser — Tapeziererpsychologie!

Ja — ich wollte Ihnen ja eigentlich von Venedig erzählen. Ich kann das nur so schlecht, wenn ich mitten in einer Sache stehe. Die Erinnerung malt viel künstlerischer, hebt hervor und verwischt, färbt und tönt, macht ein feines Kunstwerk aus dem Erlebnis. Die Gegenwart arbeitet nur wie ein schlechter Photograph. Wenn ich erst eine Woche von Venedig fort sein werde, werd' ich wissen, wie's mir eigentlich gefallen hat. Ich bin nämlich zum ersten Male hier und hab' doch mehr als ein dutzendmal im nahen Mailand gesungen — in der Skala. Ja — also ich bin eher kühl. Komme auch zu keiner rechten Empfindung, denn der „Zauber Venedigs" ist ein Wasser, in dem sich schon allzu viele Gefühle gebadet haben. Der saubere Mensch wird davon ein bißchen dégoutiert. Man sieht dann immer nur die kleinen Gegenwärtigkeiten. Wenn ich an den Markusplatz denke, erscheint mir nicht der geflügelte Löwe, nicht das leuchtende Mosaik, sondern nur das junge deutsche Hochzeitsreisepaar: Sie, Tauben auf der ausgestreckten Hand — Gott, Schnucke, sieh doch, wie himmlisch! — er, männlich ernst und mit Vollbart, mit der rechten den Arm der Gattin, mit der linken den roten Bädeker an sich drückend.

Und dann gehen sie schnell noch mal nach Santa Maria Qualcosa, einen Tizian anschauen, den man unbedingt gesehen haben muß!

Nicht daß ich den Leutchen ihr junges Glück mißgönne, aber wenn man es immerfort vor sich ausgebreitet sieht und in so geringen Variationen, wird man schließlich ganz irritiert.

Also — ich habe vor der Pracht Venedigs mit kühlen Ketzeraugen gestanden, hab' mich höchstens an dem Raffinement gefreut, mit dem die Greuel des Dogenpalastes unter der zierlichsten kapriciösesten Architektur verborgen sind. Werden Sie sich entsetzen? Die barbarisch bunte Pracht der Markuskirche hat mir mißfallen — ganz direkt mißfallen! Ich mußte dabei immer schmerzlich an die erhabene Grazie oder graziöse Erhabenheit — Sie können das drehen, wie Sie wollen — des Mailänder Doms denken, dieser wunderschönen Marmorphantasie. . . Alles

hat mir hier mißfallen, bis ich zum Standbild des Colleoni kam. Da war ich gepackt, da wollt' ich gar nimmer weg. In dieser Condottieregestalt, die so trotzig in die blaue Luft hineinreitet, steckt mehr Renaissance als in der Buchweisheit von Burckhardt, Gregorovius und Gobineau zusammengenommen.

Nebenbei: Ich habe hier ein Jubiläum gefeiert. Jetzt vor fünfundzwanzig Jahren bin ich „entdeckt" worden. Als Berühmtheit entdeckt, mein' ich. In London, in der Season — ich sang damals Sieglinde und Mignon. Eine schöne Zeit, Sie junger Herr, der gerade so alt ist, wie mein Ruhm — nicht wahr? Wie viel empfangene und versetzte Fußtritte, wie viel Elend, wie viel Tränen, wie viel Bitterkeit — und wie schön sah das alles aus — von außen.

Ich glaube, mir tut Venedig schlecht. Man denkt zu viel an die Vergangenheit — auch an die Zukunft, an den künstlerischen decline, der unaufhaltsam kommen wird, kommen muß, auf den tausend Feinde lauern, um ihn dann jubelnd in die Welt zu posaunen. Und ich denke oft, der Mut und die Energie, die ich beim Hinaufkommen entwickelt habe, werden nichts sein gegen den Mut, den man zum Hinabsteigen brauchen wird. . . .

Lassen wir das lieber — Addio!

Venedig ist nicht weit von hier — und ich könnte meinen Sommerurlaub schon jetzt bekommen.

Aber ich fürchte Ihren Spott, wenn ich Ihnen nachkäme. Sie haben ein gewisses Lächeln, das mich entmutigt und mir mein geringes Selbstbewußtsein ganz nimmt.

Geringes Selbstbewußtsein ist eigentlich nicht das rechte Wort — ich habe eine ziemlich hohe Meinung von mir selbst, nur eine geringe von meiner Wirkung auf andere.

Ich weiß, Sie finden mich lächerlich, und ich muß Ihnen ja wohl auch so scheinen. Sie sind immer durch die Welt gegangen, Ihres Gottes voll, und Sie wissen nicht, wie einem zumute ist, der seinen Gott erst suchen muß. Ich bin ein sehnsüchtiges Kind gewesen und war immer von Härte umgeben. Ich bin ein sehnsuchtsvoller Mensch geworden und bin an Sie geraten, die Sie die Härte selbst sind, hart und leuchtend wie ein edler Stein. Das muß schon so mein Schicksal sein.

Ich hab' immer hinausgewollt und einem großen Ziel nach. Ich bin an meinem Klavier gesessen, nächtelang, fiebernd, wartend — und was ich fand, war eine Form, die ein Größerer mir hinterlassen hatte.

Sie haben alles, was mir fehlt: die Kraft, das hochmütige Lächeln, den Riesenwuchs, geistig und körperlich. Ihr Genie sitzt nicht nur in der Kehle, darum vergißt man bei Ihnen auch so ganz, daß Sie „nur"

reproduzierend tätig sind. Wer aber die gegebenen Konturen eines Kunstwerks so ganz mit seiner leuchtenden Persönlichkeit ausfüllt, der i st Schöpfer.

Haben Sie mir das mit London nicht nur erzählt, um mir so recht sinnfällig darzutun, daß sich das alles vor fünfundzwanzig Jahren abgespielt hat, als ich gerade geboren wurde? Daß Sie damals schon ein reifes Weib waren mit reifer Kunst, als ich noch ein Säugling war? Glauben Sie wirklich, daß mich das befremden kann? Im Gegenteil, es käme mir sonderbar vor, wenn es anders wäre. Sie waren schon, als ich noch längst nicht lebte — Sie werden noch lange, lange sein, wenn ich tot bin — also sind Sie — für mich — ewig.

Ich hätte Ihnen wohl noch manches über Venedig zu sagen, und über Ihre seltsam falsche, seelenlose Auffassung — aber jetzt kann ich nicht reden. Ich möchte Ihnen immer nur das eine, einzige sagen — das eine, das Sie nicht hören wollen. . . .

Freund Felix, ich habe Ihnen nichts zu erwidern als dieses: wenn Sie eine sentimentale Stimmung aus meinem letzten Brief herausgelesen haben wollen, so war es wohl nur die Schuld einer ganz ordentlichen Malaria, die mich am selben Abend befallen hat. Es wird früh warm heuer in Venedig, und ich denke mit Sehnsucht an die Bäume des Englischen Gartens, die in München zu meinen Fenstern hereingrüßen und die ich, will's Gott, übermorgen abend wiedersehen werde.

Und ein paar kühle Worte, die die Situation zwischen uns ein für allemal klären sollen. Sie glauben doch nicht im Ernst, daß ich mein Leben lang allen Gemütsbewegungen des bürgerlichen Lebens aus dem Wege gegangen bin, um an meinem Lebensherbst eine unverzeihliche Dummheit zu begehen? — Mein Vater war Tischlermeister, und ich bin heute eine große Dame. Das wäre nun an sich nichts Verwunderliches, denn ich war ein hübsches Mädel, aber ich bin nur mit künstlerischen Mitteln in die Höhe gekommen. Ich sage Ihnen das, um Ihnen darzutun, daß ich all mein Lebtag sehr tugendhaft gewesen bin — einfach darum, weil ich für das gewöhnliche Leben kein bißchen Temperament übrig gehabt habe. Wäre das nicht gewesen, hätte ich mein Licht an beiden Enden angezündet, so wäre ich heute in keiner Hinsicht, was ich bin. Ich habe nie einen Geliebten gehabt, und, was schlimmer ist, auch kaum je geliebt. Und was nun Ihre Schwärmerei betrifft, mein lieber Felix, so will ich sie gerne dulden, solange sie sich eben in den Grenzen der Verehrung für die Künstlerin bewegt, die solche Verehrung auch verdient. Alles übrige aber gehört in die Wertherzeit — und schon damals wäre eine weißhaarige — nicht gepuderte — Lotte lächerlich gewesen.

Und damit erscheint mir diese Sache ein für allemal erledigt.

Also, ich habe hier, soweit es meine Gesundheit zuließ, Kunstgeschichte getrieben, und zwar eine kuriose Kunstgeschichte, die an all den Tizians und Veroneses gänzlich teilnahmslos vorbeiging und sich dafür an bescheideneren Größen hoch ergötzte. Sie werden das komisch finden: ich, die ich so robust und gesund bin, ich mag diese brutale, robuste, gesunde Malerei nicht. Wenn ich irgendwo eine traurige Madonna mit einem traurigen Bambino sehe — nicht das herkömmliche, selig lächelnde Mutterglück — dann ist meine Aufmerksamkeit gleich geweckt. Da hängt in der Akademie irgendwo eine Madonna von Alvise Vivarini, fälschlich dem Bellini zugeschrieben. Eine Mutter blickt mit gefalteten Händen auf ihr schlafendes Kind. Und so kümmerlich ist dieses langgestreckte magere Körperchen und der Ausdruck der Mutter so voll Angst. Das Kind wird nicht alt werden, das fühlt sie, und das weiß sie, und der Beschauer ängstigt sich mit ihr. . . .

Im Grunde wird die Malerei mir, die so ganz von Musik erfüllt ist, ewig eine fremde und untergeordnete Kunst bleiben. Aber ich *will* mich dafür interessieren, dafür und für andere Dinge auch. Diesen Intelligenzfonds lege ich für mein Alter an. Gut, ich werde noch zehn Jahre singen — *schön* singen können. Aber was dann? Meine Lorbeerkränze zählen? Eine Monographie meiner Triumphe schreiben, mit Aufzählung aller meiner Hausorden und Medaillen für Kunst und Wissenschaft? An der jungen Künstlergeneration und dem schlechten Geschmack des Publikums verbittert herumkritteln? Nein, dann muß ich Interessen haben, und für diese Interessen muß der Grund gelegt sein. Vielleicht wäre das Alter für die meisten weniger böse und schmerzlich, wenn die Menschen sich besser auf das Altsein vorbereiten wollten. Sie denken aber zumeist nur an die materielle Versorgung; an die seelische vergessen sie.

— — — — — — — — — —

Kennen Sie die beiden roten Säulen am Dogenpalast? Die sind hauptsächlich schuld, daß ich Venedig verlasse, mehr noch als die Hitze. So unheimlich sind mir die.

Sie wissen ja, im ersten Stocke wird die lange Kolonne weißer Säulen von zweien aus rötlichem Marmor unterbrochen. Gerade die muß ich immer ansehen, wenn ich auf die Piazzetta komme. Wissen Sie, was die bedeuten? Hier, zwischen diesen Säulen wurden früher die Todesurteile der Republik verlesen. Darum sind sie rot.

Ach, wenn man doch in einer Welt lebte, in der es keine Todesstrafe mehr gäbe! So oft ich von einer Hinrichtung lese, bin ich ganz krank. Nicht die Todesstrafe ist das Entsetzliche dabei, sondern die Todes*angst*strafe. Das Verfahren der mittelalterlichen Ritter, die ihre Gefangenen meuchlings im Kerker erdrosseln oder ersäufen ließen, war noch mensch-

lich gegen den heutigen Hinrichtungsgang. „Gerechtigkeit!“ sagen Sie vielleicht? Ach, du lieber Gott! Wer ist denn gerecht? Die Natur? Ja, wenn es kein physisches Leiden gäbe! Die soziale Weltordnung? Ja, wenn sie dafür sorgte, daß jeder sein Stückchen Brot hätte! Und dann plötzlich, in diesem einzigen Fall besinnen sich die Menschen und sind so furchtbar „gerecht“!

So muß es endlich aufhören zwischen uns. Ich kann nicht immer in blasser lyrischer Andacht verharren, wie Sie es verlangen, ein Wort von meinen Gefühlen in einem Brief über alles mögliche einfließen lassen, um ebenso von Ihnen mit einem leichten Wink — zwischen hundert anderen Themen — zur Ruhe verwiesen zu werden. Ich bin ein Mensch mit Jugend, mit Blut und Nerven, und ich habe Sie so lieb, wie ich noch nie einen Menschen gehabt habe.

Ich kann ja von Ihnen nicht verlangen, daß Sie meine Gefühle erwidern. Sie haben mich nur einmal gesehen — ich Sie oft und oft und immer in der tiefsten Bewegung. Aber ich verlange von Ihnen, daß Sie mich nicht immer in respektvoller Distanz halten, daß Sie meine Bewunderung als das nehmen, was sie wirklich ist, nicht nur als Stimulus für Ihre gute Laune. Jede Frau hat ihre eigene Art von Koketterie, und Sie haben die Ihrige im allerreichsten Maße. Aber spielen dürfen Sie nicht mit mir, dazu bin ich zu gut.

Ich will mehr von Ihnen, und Sie wollen das nicht verstehen. Wäre es zum erstenmal, daß eine nicht mehr junge Frau die Leidenschaft eines jungen Mannes erregte? Ninon de l'Enclos, George Sand — mir sind die Namen alle wirklich nicht gegenwärtig.

Es ist mir nicht gegeben, schöne und charakteristische Worte für meine Gedanken zu finden. Ich muß immer die Worte der anderen nehmen, und bei einem Menschen, der ewig nur zitiert, glaubt man nicht so recht an die Echtheit der Empfindung. Und doch hab' ich neulich so sehr an Sie denken müssen, als ich im Theater stumpf und teilnahmslos dem Lieben und Sterben von Grillparzers Hero zusah, bis eben dieses Wort fiel: „Der du einhergingst im Gewand der Nacht und Licht mir strahltest in die dunkle Seele“ . . .

Und Licht mir strahltest in die dunkle Seele . . .

Wenn Sie nicht spüren, wie echt und wahr es mir ist, dann haben noch wenige Menschen echt und wahr zu Ihnen gesprochen. Ich hab' Sie lieb, ich hab' Sie lieb! Das hat Ihnen noch keiner so gesagt, das *kann* Ihnen noch keiner so gesagt haben! Verkehrt und unnatürlich — ja, es *ist* verkehrt und unnatürlich, daß ich so vor Ihnen stehe, wie sonst die Frau vor dem Mann zu stehen pflegt — daß Sie das Leben

in seinem ganzen Reichtum kennen, und ich komme daher und hab' Ihnen nichts zu geben als mein armseliges bißchen Liebe!

Mein junger Freund, in diesem Ton geht es nicht weiter, das spüren Sie doch selbst. Es täte mir leid, wenn ich mich gezwungen sehen sollte, den Briefwechsel mit Ihnen abzubrechen, der mir Freude macht — denn ich bin eine altmodische Person und schreibe gern Briefe. Zwingen Sie mich doch nicht, zu der abgeschmackten Schablone „mütterliche Freundin" greifen zu müssen. Sie haben mir geschrieben unter dem Einfluß eines starken künstlerischen Eindrucks, der von mir ausging, ich habe aus Ihrem Brief, wiewohl er weder übermäßig geistreich, noch sonst irgendwie hervorragend war, eine sympathische Persönlichkeit herausgelesen. Als sich zufällig eine Gelegenheit bot, Sie kennen zu lernen, hab' ich lächelnd diese Gelegenheit ergriffen und die Bekanntschaft eines hübschen und gut angezogenen jungen Herrn gemacht, mit einer subtilen und ein wenig zu empfindsamen Seele. Das ist alles, und es soll, weiß Gott, auch alles bleiben.

Hier zu Hause ist es nun wieder sehr schön. Sie würden lachen über mein kleines Gärtchen, das ganz démodé ist, mit altmodischen Blumen und bunten Glaskugeln. Wenn die modernen Villenbesitzer nur wüßten, um wie viel Genuß sie sich gebracht haben, indem sie das alles verbannen. Da steckt ja unsere ganze Kindheit drin und die Welt, die aus der farbigen Glaskugel herauslacht, ist allemal die schönste.

— — Ich werde in meinem Leben nichts so lieben, wie Musik. Je älter ich werde, desto mehr fühle ich, daß ich recht hatte, meine ganze Existenz daran zu setzen. Keine Kunst ist so reich. In jeder Stimmung, die mich überkommt, weiß ich ganz genau, was ich nun brauche, was meine Gefühle ergänzt und löst.

Zwei Sterbeopern kenn' ich: Tristan und Traviata. Die schöne, liebe, liebe Traviata! Nicht als ob ich sonst Verdi besonders liebte. Als ich ein junges Mädel war, sind meine Tränen oft geflossen, wenn ein Direktor von mir verlangte, ich solle die Leonore im Troubadour singen: so sehr ging mir diese Art Rollen gegen Gefühl und Geschmack. Aber mit dem letzten Akt der Violetta möchte ich sterben können. Bei diesen schmerzlich süßen Tönen müßten selbst die wildesten Qualen der physischen Auflösung milde werden.

*

Gestern hatte ich Besuch. Ein Herr Kritiker war da, der meine „Ansichten" einem Sammelwerk über Musiker einverleiben wollte. Aber ich alter Stacheligel hab' ihn hinausgeworfen. Ich hab' mich mein Lebtag nicht um die Kritik gekümmert und um das Publikum schon gar

nicht. Das will en canaille behandelt sein; wird gegen rücksichtslose Individualitäten immer Front machen, sich aber schließlich immer von ihnen unterjochen lassen. Denen, die ihm Konzessionen machen, dankt es mit kurzer Allgemeinbeliebtheit und wirft sie schrecklich schnell unter das alte Eisen. Es hat im Grunde gesunde Instinkte, richtiges Gefühl für wahre Kraft. Aber terrorisiert muß es werden, politisch und künstlerisch. Und wer es wirklich ernst nimmt, ist verloren.

Die Kunst ernst nehmen, nicht die Zuhörer. Ich hatte auch genug zu arbeiten, bis ich soweit war. Mit ein paar hübschen Kopftönen allein gab ich mich nicht zufrieden. Da gab's zu lernen — auf allen Gebieten. Ich hatte nur meine Volksschulbildung, sonst nichts, und fühlte plötzlich, wie eine Kunst in die andere hinübergriff, wie die einzelnen Gebiete gar nicht mehr zu trennen waren. Mit dem Bücherlesen hätte ich nicht viel erreicht — ich mußte an dem studieren, was das lebendige Leben mir bot. Der heilige Geist der Kunst erschließt sich nur der kultivierten Persönlichkeit. Und so oft ich ein historisches Kostüm tragen sollte, ging ich erst in eine Galerie und prüfte, ob es richtig war. Damals war man noch nicht so peinlich in bezug auf Ausstattung, wie jetzt, wo man wieder viel zu viel tut. Als ich zum ersten Male die Carmen sang, wurde ich fast ausgepfiffen. Statt der damals üblichen eleganten Theaterspanierin mit Atlaskleid und Spitzenmantille stellte ich ein richtiges zerzaustes, zerlumptes Zigeunermädel auf die Beine, mit Glasperlen barbarisch behängt und mit zerrissenen Strümpfen — aber elementar wirkend eben durch ihre Wildheit und Verwahrlosung. Später wurde gerade diese Auffassung dann bejubelt — sie war eine so schöne Ausrede für Sängerinnen, die nichts konnten — da hatte ich aber schon genug vom Verismus, und heute habe ich mich ganz auf die Rollen zurückgezogen, die Stil verlangen, die eine naturalistische Auffassung ausschließen. Die Musik ist nun einmal ein übersinnliches Element, und darum müßte auch alles andere in der Oper außerhalb des Gewöhnlichen sein, sonst kommt ein Mißklang heraus. Ich erinnere mich einer Zeit recht wohl, in der man bei Gartendekorationen wirkliche Blumen und Sträucher in den Vordergrund stellte. Das war schauderhaft. Dekoration und Wirklichkeit brachten sich gegenseitig um.

Ich habe meinen Urlaub nun doch angetreten und als Ziel Salzburg gewählt, um näher bei Ihnen zu sein.

Wie alles in dieser Stadt mich an Sie erinnert! Hier hab' ich Sie gehört, — es war bei einem großen Mozartfest vor vielen Jahren. Sie sangen damals die Sopranpartie im Requiem und die Königin der Nacht. Damals liebte ich Sie noch nicht. Ist es nicht sonderbar? Es gab einmal eine Zeit, in der hab' ich Sie gehört und liebte Sie noch nicht! Damals bin ich wie heute an den Ufern der Salzach entlang gewandert, ein

feiner Rieselregen schlug mir ins Gesicht wie heut, und meine Seele war leer von Ihnen und Ihr Name nichts für mich als nur ein Name!

Und heut morgens zog es mich ins Mozarteum, weil es mir war, als müßte ich dort ein Stück von Ihnen finden. Langsam, langsam bin ich die drei Stock des schwärzen alten Hauses in der Getreidegasse hinaufgestiegen, habe zerstreut die Bilder in dem finsteren Hinterzimmer gemustert, in dem Mozart — man kann kaum sagen, das „Licht" der Welt erblickt hat — bis ich plötzlich fand, was ich — unbewußt — die ganze Zeit hindurch gesucht hatte. Es war nur ein Stück Papier, und auf diesem Stück Papier stand in Ihren festen harten Zügen Ihr Name neben denen der anderen Mitwirkenden von dem Musikfest damals. Ich habe das Spinett sanft berührt, bin mit den Fingern leise an der verblichenen Seide der Möbel herabgeglitten — und war mit meiner Seele doch ganz, ganz anderswo. Als hätte hier nie der Schöpfer des Requiems, des Figaro gelebt — so hab' ich nur an Sie gedacht.

— — — — — — — — — — —

Auch in Hellbrunn bin ich gewesen. Mir war's ganz recht, daß der Aufseher die laute Touristenhorde um sich sammelte, um ihnen die albernen Wasserspiele zu zeigen. Ich bin nach rückwärts in den stillen Park gegangen mit seinen viereckig geschnittenen Teichen, und hab' mich auf eine Bank gesetzt. Und es war still, und die Vögel haben gesungen.

Warum ich gerade jetzt so viel an Sie denken muß? Denn es ist hier noch schlimmer mit mir geworden. Ich habe Sie — außer bei den Festaufführungen — hier nie gesehen, und doch fühle ich beständig, als hätte ich Ihr damaliges Leben genau miterlebt, als wären mir diese Dinge völlig vertraut, die ich nie erlebt habe.

So geht es mir überhaupt oft. Meist noch seltsamer. Ich erinnere mich deutlich an Orte, an Dinge, an Ereignisse, die lange vor meiner Geburt liegen, die ich schon einmal gesehen habe, und doch nie gesehen haben k a n n. Aber welcher nachdenkliche Mensch kennt das nicht? Seelenwanderung? Nichts für uns aufgeklärte Menschen! Aber wenn die winzigen Ei- und Samenzellen Geistes- und Charaktereigenschaften längst Verstorbener fortzupflanzen vermögen, warum nicht auch die Erinnerung an Dinge, die unsere Väter erlebt haben, die wir aber nicht kennen?

— — — — — — — — — — —

Und so sehr gut paßt diese Stadt zu Ihnen, die Stadt, in deren Glockenspiel Don Juans feierlich steifes Menuett in einem Klingen und Lachen untergeht. Die Stadt, deren Bischöfe ihre düstersten Untaten mit galanten Aventuren verbrämt haben. Die alte Festung möchte gern schwarz und böse aussehen, aber ein Stückchen Mozartscher Harmonie lacht in der Luft mit und macht die bösen Mauern fröhlich. Und Vögel hab' ich nie so singen hören, wie einmal, da ich langsam zur Festung emporstieg. Unten war gerade das Glockenspiel mit seinem Menuett fertig

geworden; da fing oben das Orgelwerk an, Sie wissen ja, der „Stier“ von Hohensalzburg. Und so voll Klingen war die Luft, daß nun die Vögel auch anfangen mußten zu singen.

— — — — — — — — — —

Intermezzo aus Chiemsee. Sind Sie je da gewesen? Ich bin heut von Salzburg hierher gefahren. Das Schloß — ach, vom Schloß weiß ich nicht viel. Aber im Garten saß ein junges Mädchen. Ich weiß nicht, ob sie schön oder häßlich war — ich habe nur ihre großen träumenden Augen gesehen, die mich ergriffen haben. Aber wie ich die sah, ahnte ich plötzlich, was das junge Mädchen empfinden mußte, und es schien mir, als wüßte ich genau, wonach sie sich sehnte.

Der König schläft.

Eine Mittagsphantasie.

Es war so still, die Sonne so warm, der Himmel so dunkelblau, das welke Laub fiel so leise auf die Parkgänge. Die Brunnenfiguren blitzten im Sonnenlicht, und das Königsschloß lag träumend da. Ringsum keine Menschenseele.

Sie hatten das Schloß besichtigt um drei Mark Entree. Etwas viel, fand Papa, wenn man das Geld für die Bahn und das Dampfschiff dazurechnete. Und was war schließlich weiter zu sehen? Daß der König verrückt gewesen war, wußte man ohnehin, — oder ist es vielleicht nicht verrückt, zweieinhalb Millionen allein in ein Schlafzimmer hineinzustecken, das man nachher nicht einmal benützt? Na also!

Sie hatten dann in der Restauration gespeist — teuer und schlecht, fand Papa — die Herren zündeten ihre Zigarren an, und Mama zog ihre Handarbeit hervor. Das Mädchen schlich leise davon.

So mittagsstill . . . Die weißen Gardinen am Schlosse waren herabgelassen, an jenem Schlosse, das die Ausgeburt einer Königsphantasie war, einer Künstlerseele. Du großer Künstler, dachte das Mädchen. Warum bist du als König zur Welt gekommen, du mit deiner großen Schönheitssehnsucht, du mit deinem stolzen Einsamkeitsbedürfnis? Was du hier geschaffen hast, das ist noch nicht die Schönheit, das ist nur ein Sehnsuchtsschrei danach . . . Da in diesem heißen, stillen, ungepflegten Garten, da ist noch etwas wie ein Hauch von dir. Im Schloß nicht mehr. Da darf jetzt jeder Philister für drei Mark Entree die Schöpfung deines Königshirns begutachten. Ich aber fühle den heißen Schönheitsdrang mit dir. Du bist nicht tot, du schläfst nur. Der König schläft.

Drinnen auf dem goldenen Prunkbett liegst du, und von oben kommt rosiges Licht. Und ich an deiner Seite. Und meine Lippen hängen an den deinen und spüren deinen Gluthauch, du mein Held, mein Gott, mein König!

Auf uns lastet die Mittagsglut. Und ich schiebe die schwere Golddecke weg und stehe leise auf und schleiche mich leise hierher ins Freie. Die Bäume sind gelb, und die Brunnen sind versiegt. Nichts regt sich im Schlosse. Der König schläft.

Und in diesem Augenblicke fühl' ich selbst, wie ich ein königliches Wesen bin. Und in mir steigt eine solche Schönheitslust auf, ein so jauchzendes wehmütiges Glück. Wehmütig, weil es schmerzt, den andern nichts davon geben zu können. Aber die Menschen wollen es ja nicht und würden es nie verstehen. Doch. Einer will es, einer braucht mich. Das bist du, mein König. Wach auf, wach auf!

Aber nichts regt sich. Ein paar Blätter fallen leise nieder auf die Wege. Der König ist ja schon viele, viele Jahre tot.

Tritte im Kies. Das sind die anderen. Der Papa ist böse. „Aber Kind, wo bleibst du so lange? Das Dampfschiff versäumen? Das fehlte noch! Hat ohnehin ein Heidengeld gekostet, der ganze Spaß. Und überhaupt, wenn man Versailles gesehen hat, ist das hier gar nichts. Hast du den Plaidriemen?"

*

Wir wollen die Komödie lassen. Wenn Sie diese Zeilen lesen, bin ich bei Ihnen in München.

II.

Ich hatte gehofft, daß Sie gleich abreisen würden nach dieser grotesken Szene, wo ich mich so hab' anstrengen müssen zur Verteidigung meiner fünfzigjährigen Tugend!

Kind, Kind, sind Sie denn ganz des Teufels? War das wirklich notwendig? Sie haben nun wohl gelernt, daß es nicht gut ist, mit Brünnhilden anzubinden! Wäre ich dreißig oder auch nur zwanzig Jahre jünger, so würde ich sittliche Entrüstung markieren — so hab' ich nur ein Lächeln. Darum schreib' ich Ihnen ja auch noch — andere würden wahrscheinlich jede Verbindung abbrechen. Sie verirrtes Lämmlein Sie! Das ist's ja eben, daß ich lache, und Sie Kind meinten wirklich, ich würde Sie ernst nehmen, im Guten wie im Bösen?

Ich habe das an Ihnen so gerne gemocht, was eben so gar nicht modern war — die schrankenlose Hingabe an das Schöne, und daß Sie die Dinge ernst genommen haben, die mir ernst sind, denn es ist ein kurioses Gefühl für uns Künstler, daß das, was uns Leben ist, für Euch nur „Unterhaltung" vorstellt. Für die sogenannten „ernsten" Menschen bleiben wir ja deshalb auch immer untergeordnete Menschenexemplare, obgleich wir in neuerer Zeit durch die Unsummen, die wir verdienen, uns auch die Hochachtung dieser Braven zu erwerben anfangen. Sie

aber verwechseln Kunst und Künstler. Wenn ich jedem, dem mein Gesang gefallen hat, ein Recht auf mein Leben einräumen wollte — wohin käme ich? Junge Freunde, wie Sie einer sind, hab' ich schon viele gehabt. Ich leugne nicht, daß diese Freundschaften in vielen Fällen dieselbe Wendung genommen haben, wie bei Ihnen. Sie haben sich dann aber auch zumeist besonnen und erkannt, daß sie mehr in die Gräfin Almaviva und Isolde, in die Interpretin Schumannscher und Brahmsscher Lieder verliebt waren, als in meine Wenigkeit. Glauben Sie also ja nicht, daß etwas in unserem Verhältnis zueinander mir neu ist und mich überrascht. Vielleicht, daß bei den anderen der Übergang von sanfter Schwärmerei zu anderen Gefühlen etwas weniger jäh war, wie bei Ihnen.

Ich hatte eine objektive Freude an Ihrer Jugend. Mir gefiel Ihr Lächeln. Ich liebe Gesichter, die gewinnen, wenn sie lächeln, und Menschen, die gewinnen, wenn man sie im Sommer in der freien Natur sieht. Die Menschen, deren Gesichter nur im Ernst annehmbar sind, und deren Wesen nur im Beruf akzeptabel, sind mir entsetzlich. Ihre „Sommerart" kenne ich nicht, aber Sie hatten ein jugendliches, gläubiges, freundliches Lächeln.

Seien wir uns doch klar über das, was wir voneinander wollen: Sie wollen durch meine Kunst aus der Alltäglichkeit herausgehoben werden, und ich will den Widerhall eben meiner Kunst in den Menschen kennen lernen. Das ist doch so klar — so einfach. Hab' ich je etwas von Ihrem „Leben" gefordert? Hab' ich je mit einem Wort nach Ihren privaten Angelegenheiten geforscht? Geben Sie mir, was ich verlange. Was Sie d a r ü b e r tun, ist für mich wertlos.

Sie könnten mir auch böse Worte sagen, wenn Sie wollen. Sie können mir nicht einmal mehr weh tun, so still bin ich geworden.

Sie haben schon recht, ich bin nichts, ich hab' nichts, was für Sie Wert haben könnte. Und daß Sie den Wert dessen nicht verstehen, was ich Ihnen zu geben hätte, daran ist Ihr Temperament schuld und Ihre Anlagen. So hoch hinauf wie Sie kommt man nicht ohne ein starkes Manko irgendwo. Sie haben schon recht. Ich muß büßen.

Wenn nur die große Müdigkeit nicht wär'. Was soll ich denn jetzt? Was wird aus mir? Das ist, wie wenn ein Reicher einem Bettler sagt: „Ja, warum ißt du dich denn nicht satt?" Und begreift halt nur nicht, daß der arme Teufel nichts hat, um sich satt zu essen.

Sie haben weder Mann noch Kind und sind doch nicht einsam oder haben's doch nie gespürt. Aber ich bin allein. Und wenn ich auch jeden Morgen sehr brav in mein Ministerium gehe — glauben Sie nicht auch, der Staat würde ohne mich bestehen können?

Alles würde ohne mich bestehen können — das ist's. Ein „nützliches

Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden". Das ist eine der traurigsten Phrasen, und wenn Sie mir die das nächstemal entgegenhalten wollen, tun Sie's, bitte, lieber nicht. Es gibt Menschen, deren ganzes Leben die Vorbereitung auf ein großes Etwas ist — und wenn es mit diesem Etwas nun schief geht, ist das ganze Leben nichts mehr nütz...

Für Menschen wie mich wären materielle Sorgen eigentlich ein Segen. Denn für den, der um sein Brot zu kämpfen hat, ist alles andere nur ein Mittel zum Zweck, und der Zweck heißt „Leben" — und für mich ist das Leben nur ein Mittel — zu welchem Zweck? Mich dünkt, es ist noch nicht lange, da hab ich's gewußt. Jetzt weiß ich's nicht mehr.

In einem Roman würde solch ein Erlebnis irgend eine ungeheure Begabung auslösen. Als neuer Beethoven würde ich daraus hervorgehen. — In der Wirklichkeit kommt das nicht vor. Eine mittelmäßige Begabung wird nicht auf einmal groß, stark, tief. Höchstens, daß ich jetzt gar nicht mehr am Klavier sitzen mag, weil mir immer alle Lieder unter die Finger kommen — Ihre Lieder.

Das ist's eben, daß einer, der liebt, nicht begreift, nicht begreifen **kann**, daß es möglich ist, die Empfindung, die sein ganzes Leben ist, nicht zu erwidern. Wer sich im Tiefsten seines Wesens nie ganz an einen andern, Größeren hingegeben hat, der kennt das Leben nur halb. — Aber was soll das alles!

Bitte sehr! Ich will sehr gern der nette und liebenswürdige junge Mann sein, als den Sie mich haben wollen, der Ihnen sein gerüttelt und geschüttelt Maß „Verehrung" entgegenbringt, aber beileibe nichts darüber. Ein bißchen Cherubin und ein bißchen Hotelkurier — ist's nicht das, was Sie haben wollen?

Ich erbitte also weiterhin Ihre geehrten Konfidenzen. Ich werde sie mit dem größten Verständnis entgegennehmen. Ich werde über Kunstfragen mit Ihnen debattieren, daß es eine Freude ist. Sie sollen zufrieden sein.

— — — Wie hat es nur so zwischen uns werden können!

Wie häßlich Ihr Brief ausklingt, wissen Sie ja doch selber. Es ist darüber wirklich gar nichts mehr zu reden.

Wenn Sie mir nicht so leid täten, würde ich Sie ganz aufgeben. Aber Menschen meiner Art sind nicht dazu da, damit andere an ihnen zugrunde gehen. — Mir scheint gar, Sie möchten mir mit „Fatalismus" kommen? Ach, du lieber Gott, — Fatalisten sind wir alle — das heißt, wir kennen alle das unabwendbare Ende: den Tod. Aber auf die Kleinigkeit, die dazwischen liegt, kommt es an . . .

Wissen Sie eigentlich, daß ich unbeschreiblich neugierig bin auf den Augenblick meines Sterbens? Ich begreife so gut, daß man den Tod

personifiziert. Mir will es gar nicht in meinen Vorstellungskreis, daß der Tod in mir ist. Ich vermute, ich werde, wie die meisten gesunden Leute meiner Generation, einmal an Verkalkung der Arterien zugrunde gehen. Also trüge ich den Tod schon in mir. Das verstehe ich nicht. Für mich muß er schwarzgekleidet zur Tür hereinkommen . . .

Kennen Sie „Hoffmanns Erzählungen", diese Offenbachsche Musik, die Hoffmannischer ist, als der ganze E. T. A. selber? In ihr fand ich all das Grauen wieder, das mich bei der Lektüre der Hoffmannschen Bücher nun einmal nicht überkommen wollte. Entsinnen Sie sich des Doktor Mirakel, der mit seiner Geige das singende Mädchen zu Tode hetzt? Das ist Tod — alles andere nur wertlose Nachahmung . . .

Sie werden wieder sagen, ich rede Kunst. Ich tu' es absichtlich — ich bin wie einer, der krampfhaft redet, weil Schweigen noch schlimmer wäre. Kind, Sie tun mir ja so leid. Wenn ich denke, daß ich so hätte herumgehen müssen, mit solch einer Sehnsucht im Herzen.

Wissen Sie, daß ich einmal von einer Frau geliebt worden bin? Nicht in erotisch-perverser Weise, wie Sie vielleicht glauben, sondern sie fühlte sich von meiner Art ergriffen, liebte mich um meines Wesens willen, in dem alles war, was sie brauchte, was ihr fehlte. So oft ich in ihre Stadt kam, erhielt ich die herrlichsten Blumen — ach, wenn doch die Menschen wüßten, wie unempfänglich unsereiner im Lauf der Jahre für Blumenspenden geworden ist! — und Briefe schrieb sie mir, lange, geistreiche Briefe. Das ging so — jahrelang. Einmal kam sie selbst — eine vornehme, blasse, schwarzgekleidete Frau in mittleren Jahren. Bat mich, beschwor mich um meine Freundschaft. Ich war ehrlicher als wohl die meisten anderen. Ich sagte ihr: Verehrte Frau, ich habe keinen Platz mehr in meinem Leben. Ich steh' im vollen Kampf, ich brauch' mich selbst, ich kann keine Zeit, keine Interessen verschwenden an Menschen, die ich nicht gerufen habe. Wenn doch die Leute endlich begreifen lernten, daß wir ihnen in der Öffentlichkeit alles geben, was wir ihnen zu geben haben, wenn sie nur nicht mehr von uns verlangten! Nach zehn Uhr abends wollen wir Privatmenschen sein, mit Privatgefühlen und einem Privatleben — das begriff sie nicht. Daß man in der Öffentlichkeit lebt, durch sie leben muß und sie doch fürchten, hassen und sie fliehen kann — das ist ein Widerspruch, aber nur ein scheinbarer, den die Menschen aus dem Publikum meistens nicht verstehen.

Seien Sie zufrieden mit dem Leben, wie es ist! Verstören Sie mir nicht das meinige. Ich mochte Sie so gerne, wie Sie anfangs waren. Und in mein harmonisches stilvolles geregeltes Leben paßte Ihr Wesen so gut hinein. Keine Mißklänge mehr, — ich bitte Sie darum.

Der Tod ist in der Welt, so fühlt' ich heut.
Er lag auf Wiesen grau und eingeschneit.
Das allbekannte „Leichentuch"
Trug deutlich der Verwesung Spuren:
Mir schien, als nah' aus weiter Fern ein Zug
Von beutegierigen Lemuren.
Der Himmel war so fahl und düstergrau,
Als bärg' er Schnee nicht — endlos düstern Regen.

Auf allen meinen Wegen,
Solang' ich leb', ich weiß es ganz genau,
Hab' ich mit einem kokettiert: dem Tod.
So oft ein Schmerz die Seele mir vernichtet,
Bin ich in stiller Nacht zu ihm geflüchtet
Und hab' geträumt, ich läg' in Todesbanden,
Und bin getröstet wieder auferstanden.
Er war nicht so, wie Menschen ihn beschrieben,
Wie hold erschien er mir, wie treu, wie lieb!
Der einz'ge meiner Flirts, der treu geblieben,
Der einz'ge meiner Flirts, dem treu ich blieb . . .

Jedoch in allem Ernst um ihn zu werben,
Dazu, ich sag' es unverhehlt,
Hat immer mir der Mut gefehlt.
Ich werd' dereinst wohl ganz natürlich sterben.
Beugt einer dann sich auf mein Lager nieder,
Beschwert mit einer Münze meine Lider,
Dann sprechen meine angstverzerrten Züge,
Mein Antlitz, mein erblaßtes kampfentstelltes,
Und aus dem fahlen Munde schaurig gellt es:
Die Lieb' zum Tod — war meine Lebenslüge!

War das alles, was Ihnen der abnorm frühe Schnee zu sagen hatte?

Er ist in ein paar Stunden weggeschmolzen — wie das schon so ist bei Oktoberschnee. Aber Ihre Melancholie sitzt tiefer, und das tut mir von Herzen leid. Ich hab' Sie lieb, Felix, wirklich.

Sie werfen mir Härte vor — Sie Kind, Sie wissen noch nicht, daß die wenigsten Menschen hart sind. Die meisten von uns sind nur indolent und bequem. Sie können das auf der Straße alle Tage beobachten. Wie viel mehr Almosen würden wir Frauen geben, wenn nur unsere Kleidertaschen leichter zu erreichen wären! — Das, was Sie meine Härte nennen, hat freilich nichts zu tun mit der gewöhnlichen Bequemlichkeit. Es ist der Wunsch nach Ruhe nach einem an Erregungen überreichen Leben.

Ich werde in diesem Jahre wieder nach Wien kommen, wie immer — ich werde in Ihrem Opernhause singen, das ich liebe, weil das ganze Haus nach Musik riecht — und Sie werden Ihren Tee bei mir trinken, wie alle Musikgrößen Ihrer Stadt es tun, und vielleicht kann ich auch

für Ihre Lieder etwas tun. Kind, Kind, schlecken Sie doch an dem Stückchen Zuckerbrot, das ich Ihnen hinhalte — ich mein' es ja so gut mit Ihnen. Ich denke nicht daran, Ihrem Wahnsinn nachzugeben, etwas zu zerstören, was so ästhetisch, so fein, so anmutig ist. Sagten Sie nicht neulich, wenn auch in böser Laune, „Cherubin"? Wollen Sie nicht Cherubin bleiben und ich Ihre unerreichbare Gräfin, unerreichbar schon deshalb, weil Erreichen und Ernüchtern eins wäre?

Und dann: ich lebe mein Leben jetzt, wie ich leben muß — ich hab' es mir so gezimmert unter tausend Entbehrungen und langjährigen Kämpfen. Was wissen Sie junger Herr aus gutem Hause von materiellen Sorgen, von oft und oft verletztem Ehrgeiz — bis endlich der Sieg doch kam? — Was ich jetzt lebe, ist, um es mit einer banalen Wendung zu bezeichnen, der Strahlenglanz eines Herbstabends. Ich bin klug und will ihn mir nicht selbst vernichten.

Und darum, mein lieber Junge, machen wir ein Ende. Ich werde Ihnen nicht mehr schreiben. Wir werden uns im Winter, in vier, fünf Monaten wiedersehen, und Sie werden Ihre Kinderei vergessen haben. Nein, ich tu' Ihnen unrecht und mein's auch gar nicht so. Es ist keine Kinderei. Aber daran sterben werden Sie auch nicht. Wenn ich einst lange nicht mehr singe, und man einmal von mir spricht, werden Sie vielleicht nachdenklich sagen: Und sie hatte Gesang in sich — und vielleicht steigt dann mit der Erinnerung an das, was ich gesungen, auch ein wenig von dem auf, was Sie mit mir erlebt haben. Erlebt, trotzdem wir uns nur zweimal im Leben begegnet sind.

Seither begreife ich auch, was ich früher nie begriff: warum Dante Beatrice liebte, lieben mußte, obwohl er sie nur einmal sah — weil er sie nur einmal sah.

Ich grüße Sie, wie man Menschen grüßt, die für einen gelitten haben, und die man für ihre Leiden gerne hat. Ich lächle Ihnen mein bestes Lächeln zum Abschied zu — und wenn Sie hier wären, wüßten Sie, daß ich jetzt ans Klavier trete und meine schönsten Lieder singen will — für Sie.

Ich werde nicht daran sterben, meinen Sie?

Vielleicht gehe ich an „unglücklicher Liebe" zu Ihnen zugrunde. Aber das allein ist es nicht. Es kann auch einer daran sterben, daß ein anderer das ist, was er sein sollte . . .

Gibt es überhaupt eine glückliche Liebe? Unter Durchschnittsmenschen vielleicht. Aber bei feineren Geistern scheint nur ein bestimmtes Quantum von Liebe vorhanden zu sein in zwei Schalen. Was hüben zu viel, ist drüben zu wenig. Ich habe meine Schale des edlen Weines allzuvoll gegossen, darum ist nichts mehr in der Ihrigen.

Sie haben wohl gespürt, wie gerade Ihre Kälte mich entzündet hat, wie meine Hingabe aufgeflammt ist an Ihrer stolzen Selbstherrlichkeit. Sie haben mein Bestes aus mir herausgerissen, aber als ich es in Ihre beiden schönen Hände niederlegte, da haben Sie sich hinter wohlwollender Mütterlichkeit verschanzt, sind mir mit „Vernunft" gekommen. Es war ein feiner Triumph, daß Sie an der Schwelle des Alters noch das Beste und Tiefste eines Menschen zu eigen bekommen haben. Und ich Narr weiß das alles, und Ihr Wesen hat mich doch so tief ergriffen, daß ich aus Ihrer Welt nun nicht mehr zurück in die meine finde.

Manchmal kommt es mir vor, als seien wir gar keine Menschen, als ständen sich in uns zwei Prinzipien, zwei Weltanschauungen einander gegenüber — ich ein Nichts, Sie die self-made-woman, das Genie, die Selbstherrlich-Gewordene. Und doch sind Sie die Decadentere von uns beiden. Ich habe wenigstens noch die volle Kraft des ungebrochenen Gefühls.

Sie haben recht: Lassen Sie sich Ihr Leben nicht trüben durch die verrückte Leidenschaft eines armen Narren. Ich will Ihnen nicht Ihr Lied verstören. Ich werde mich ohne jegliches Trara empfehlen. Nichts Geschmackloseres als den letzten Appell des Scheidenden an die menschliche Gesellschaft: Weil ihr mir dies und das versagt habt, darum gehe ich. Nein — der gut erzogene Mensch soll still davon schleichen und es der Deutung seiner lieben Freunde überlassen, ob er wegen Schulden, wegen unheilbarer Krankheit oder vielleicht als Opfer eines amerikanischen Duells gegangen ist . . .

Sie müssen mich nicht bedauern, weil ich schon fort will. Sie mögen die Neige nicht — ich auch nicht. Soll ich wirklich dafür leben, daß ich in drei Jahren vielleicht Vize-Sekretär werde und eine „gute Partie" mache? Das ist mir zu wenig.

So kraftlos, wie Sie meinen, bin ich nicht. So abfinden kann ich mich nicht mit der Welt. Ich bin glücklicher als andere, weil ich an einem Erlebnis zugrunde gehen darf. Wie viele sterben am Nichterleben!

Nennen Sie mich nicht schwach, feig, dekadent. Ich gehe lächelnd und leuchtenden Auges. Soll ich wirklich weiß Gott wie lange auf irgend einen dummen Zufall warten, auf ein Staubatom, das in meine Lunge kommt, auf einen Typhusbazillus, den ich mit einem Schluck Wasser trinke? — Je mehr ich mich selber kennen lerne und meine Empfindungen, desto freier und leichter wird mir. Als ich diesen Brief begann, beherrschte mich eine tiefe Verbitterung gegen Sie. Nun ich ihn beende, empfinde ich eine tiefe Dankbarkeit.

Es ist nicht wahr, daß Sie mir mein Leben nehmen. Sie haben es mir erst gegeben. Mögen Sie sein, wie Sie wollen. Daß ich aber nun hingehe und mich getraue, mein Leben wegzuwerfen, weil es mich nicht

mehr freut, weil es nicht mehr zu mir paßt, das ist doch Ihr Werk. Und dafür danke ich Ihnen.

Es gibt Menschen, die nicht „lebensfähig" sind, und das sieht man ihnen äußerlich gar nicht an. Nur müssen sie sich auch klar darüber sein. Es gibt Leute — und die werden Sie nie verstehen — die sich beständig der Welt und den anderen gegenübersehen und fragen: Was bin ich? Was will ich? Was kann ich erreichen?

Wenn es mir gelungen wäre, durch mein Wesen so tief auf Sie zu wirken, wie Sie auf mich, dann wüßte ich vielleicht, was ich bin, was ich kann, was ich erreiche. Aber es ist nicht gelungen. Es scheint, ich habe nur die Wahl, als Träumer auf dieser Erde zu altern, der die Augen beständig nach dem Ideal verdreht — oder als kühler Hofrat mit Karrieresorgen. Beides mag ich nicht.

Ich möchte noch einmal alles Liebe und Schöne finden, das ich Ihnen sagen könnte. Sie wollten einen Spiegel an mir haben, einen Reflex Ihrer selbst. Vielleicht gibt Ihnen mein Wesen nun doch einen Begriff davon, wie stolz, wie klug, wie schön Sie sind, und wie Sie sich der Seelen zu bemächtigen verstehen.

*

Schönbrunn . . . das Schloß ist still, die verschnittenen Hecken kahl, die Gloriette, feinciseliert wie der Kamm einer Frau, verschwimmt mit ihrem Hintergrunde in ein feines Grau. In den rotblonden Herbstbäumen rauscht es leise. Auf dem Regenwasser in den Furchen am Boden schwimmen braune Blätter.

Der Großstadtlärm kommt nur ganz gedämpft hierher, ganz von Ferne. Hier und dort geht ein Burggendarm auf und ab, ein schöner junger prachtvoller Kerl, und bemüht sich, sein Gähnen zu verbergen. Die edlen und kostbaren Tiere in der Menagerie haben sie schon hineingetan. Nur ein paar Wölfe laufen im Käfig auf und ab, ein paar Bären schreiten zwischen den Gittern herum, schwer, gleichmäßig, ruhelos.

Es ist sehr still in den Alleen um die Mittagsstunde. Hie und da ein alter Pensionist, der seine Zeitung zusammenfaltet und nach Hause humpelt. Ein paar Kinder vielleicht noch, müde, blasse Vorstadtkinder. Die Sonne ist bleich und grau. Auf dem Wasser der steinernen Brunnen liegt grüner Tang.

Und die Wölfe im Käfig heulen leise auf, wenn in der Ferne irgendwo im Gebüsch ein Schuß fällt.



Der Dreibund nach Algeciras.

Von

Kurd v. Strantz.

— Berlin. —

Ein in doppeltem Sinne kriegerisches Buch*), das mutmaßlich von einem politisierenden Offizier mit dem Vorworte eines boulangistischen Kameraden geschrieben ist, „Der mögliche Krieg“, betreibt offen die französische Kriegshetze und führt die Verleugnung Delcassés auf die damalige ungenügende Geschoßversorgung der festen Grenzplätze und Sperren zurück, die einen Aufschub des Kampfes wünschenswert erscheinen ließ. Die allmähliche Sinnesänderung Rouviers und Bourgeois', seiner angeblich friedlichen Nachfolger, die schließlich dessen Spur mit ziemlicher Deutlichkeit wieder folgten, macht diesen Grund nicht unwahrscheinlich.

Frankreich leidet zudem an einer Überschätzung der Streitkräfte seines alten und neuen Verbündeten zu Lande. Der Burenkrieg soll die Tüchtigkeit des englischen Heeres bewiesen haben, obwohl es doch mit zehnfacher Übermacht gegen unbotmäßige Freischärler erst siegte, als man Frauen und Kinder in den berüchtigten Todeslagern zusammentrieb, um die männlichen Anverwandten zur Waffenniederlegung zu zwingen. Auch die Russen sollen trotz der äußeren Niederlage und der inneren Zersetzung durch das Schlagwort eines Straußes mit dem freilich stets verhaßten und befehdeten Deutschland plötzlich wieder ernstliche Widersacher werden und den Ruf eines übermächtigen Gegners wiederherstellen können. . . .

An der üblen Gesinnung der zarischen Regierung, wie der aufrührerischen Bevölkerung dieses Staates dürfen wir freilich nicht mehr zweifeln,

*) La guerre possible par un diplomate, préface du commandant Driant. Paris 1906, Tallandier.

nachdem wir in selbstloser Unklugheit versäumt haben, uns ein Unterpfand ihrer Treue für unsere wohlwollende Neutralität im japanischen Kriege zu sichern. Aber selbst das leider allzu reichlich vorhandene englische Geld und die britische Flotte gewähren der Kriegshoffnung jenseits der Vogesen nicht eine solche Nahrung, wie die Erwartung, daß der Dreibund gegebenenfalls überhaupt nicht zum kriegerischen Ausdruck gelangt, vielmehr in Untätigkeit verharrt, so daß Deutschland auf seine eigene Kraft angewiesen ist, während der Erbfeind bestimmter Bundesgenossen sicher ist. Selbst Belgien wird der heimlichen Zuneigung zu dem Lande beschuldigt, das seit Jahrhunderten seine Unabhängigkeit als deutsches Reichsland bedroht hat. Die Unterstellung, daß der deutsche Einmarsch durch Belgien erfolgen würde, hätte die leider ganz verwelschte Regierung dieses niederdeutschen Gebietes zu Gegenmaßregeln veranlaßt, um seine Selbständigkeit zu wahren und damit Frankreich, das bereits die südlichen Niederlande verschluckt hat, tatsächlich zu unterstützen.

Über die Schweiz schweigt die gedachte Darstellung, obwohl es nach den jüngsten Enthüllungen eine Tatsache ist, daß Frankreich über die Schweiz den Einfall in Süddeutschland plant, da die Rheinbefestigungen den Vorstoß aus dem Befferter (Belforter) Loch über den deutschen Strom nicht gestatten.

Jedoch in dem Versagen des Dreibundes soll Frankreichs Stärke liegen, das freilich den Ausfall der zahlenmäßigen Unterlegenheit durch die übertriebene Anspannung seines Aufgebots nicht ausgleichen kann. Indessen ist unsere Überzahl nicht ausgebildet und würde erst eine übende Ersatzreserve und eine Art Krümpersystem unser erdrückendes Übergewicht in die Erscheinung bringen. Jetzt rechnen die Franzosen noch mit ihren papiernen Zahlen, die eine äußerliche Gleichheit der beiderseitigen Streitkräfte ergeben. Aber alle diese Schwächen soll die Unzuverlässigkeit des Dreibundes wett machen, und sind die Zweifel an dessen bündnistreuer Willigkeit keineswegs ganz unbegründet.

Tatsächlich bietet mutmaßlich Österreich nur im Falle eines zugleich russischen Krieges vertragsmäßig Beistand, während der Kriegsfall bei Italien überhaupt nicht öffentlich klargestellt ist. Die englische Hülfe Frankreichs gefährdet jedoch besonders das küstenreiche Italien, das außerdem mit Großbritannien in engen Beziehungen steht, die vielleicht einem Bündnis ähnlich sind. England selbst scheint Italiens Feindschaft im Mittelmeer nicht anzunehmen, da es sein mittelländisches und atlantisches Geschwader trotz der verwundbaren Stellen in Malta und Ägypten erheblich zur Verstärkung der Nordsee- und Heimflotte geschwächt hat. König Eduard fühlt sich mit Recht als Herrscher des Mittelmeeres, wo er mit größerem Erfolge, wie der deutsche Kaiser, nach dessen Beispiel jetzt eine Huldigungsfahrt unternommen hat. Andererseits läuft der englische König dem ihm sonst kaum besonders nahestehenden Kaiser von

Österreich mit bemerkenswerter Liebenswürdigkeit nach, die man in dem Verkehr mit seinem deutschen kaiserlichen Neffen niemals bemerkt hat. Vielleicht will der kluge Engländer der Möglichkeit vorbeugen, daß der deutsch-österreichische Bündnisfall auf England ausgedehnt wird, das jetzt an Rußlands Stelle getreten ist.

Italiens fragwürdige Wehrverfassung ringt dem französischen Beurteiler eine bedenkliche Hochachtung vor den minderwertigen kriegerischen Leistungen ab. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß die Italiener ihre Einheit durch fortgesetzte Niederlagen erstritten haben, da sie stets von den Österreichern besiegt wurden. Nur das französische und deutsche Schwert haben die Apenninenhalbinsel von der Fremdherrschaft befreit. Der Undank ist uns ja noch jüngst auf der Konferenz in barer Münze abgestattet worden. Hat nicht Viktor Emanuel offen in Berlin zugegeben, daß er 1870 den Bundesgenossen von 1866 verraten hätte, wenn nicht die schnellen deutschen Siege die Waffenhülfe für Napoleon als eine gefährliche Sache dargetan hätten? Italien marschiert im Kriegs- und damit Bündnisfall sicher nicht gegen Frankreich. Alle Überredungskunst des Fürsten Bülow würde trotz seiner italienischen Beziehungen die Einhaltung des Vertrages nicht bewirken. Die Verhältnisse haben sich eben geändert, und die schlauen Italiener sind stets gute Rechner gewesen. Ihre Neutralität ist auch billiger, und vielleicht hoffen sie Korsika und Nizza für Elsaß-Lothringen von den Franzosen ohne Schwertstreich zu erhalten. Sollten sie aber wider Erwarten wirklich die Vertragstreue betätigen, so dürfte ihre Kriegsführung vielleicht schon in den Grenzalpen scheitern und kaum allzu viele französische Feldtruppen im Süden festhalten. Die italienische Flotte würde von der englischen völlig in Schach gehalten werden, sollte das französische Mittelmeergeschwader anderweit beschäftigt sein.

Daß Italien es auf chauvinistische Anregung hin für nötig befunden hatte, nach Algeciras unter Übergehung des eigenen Botschafters in Madrid einen ausgesprochenen Franzosenfreund aus dem Kreise Cavours zu senden, der seiner Zeit die Annäherung Italiens an Frankreich unter erster Abwendung vom Dreibund vollzogen hatte, war ein häßliches Zeichen der Zweideutigkeit, die freilich echt italienisch ist. Auf der Konferenz fiel indessen die Maske, so daß die Zugehörigkeit Italiens zum Dreibund wohl nur noch eine schmuckvolle Bedeutung hat. Man will den inneren Zusammenbruch des Gebäudes nicht zugestehen, das Bismarcks geschickte Staatskunst errichtet hat. Jedenfalls hätte er Italien besser am Zügel geführt, wie ihm dies bei Rußland so lange gelungen ist. Erst seine Entlassung schuf den Zweibund.

Auch das irrige Zauberwort von den lateinischen Schwestervölkern verfehlt nicht seine Wirkung, obwohl die Gemeinsamkeit des Blutes auf der germanischen Wurzel ruht. Gotisches, fränkisches und longobardisches Blut bilden den Kitt, nicht die zufällige romanische Volkssprache.

Daher erklärt sich auch die französische Vorliebe Oberitaliens, das bis zum Po rein germanisch-deutsch, südwärts überwiegend germanisch bevölkert ist.

Aber auch unser Verhältnis zu Österreich ist nicht wolkenlos, trotz der kaiserlichen Belobigung des tapferen österreichischen Sekundanten. Die slavisch-magyarische erfolgreiche Herrschsucht, unter deren Bann die Hofburg steht, ist im Innern ausgesprochen deutschfeindlich. Tschechen und Magyaren haben auch offen in Paris mit einflußreichen Machthabern über deutschfeindliche Machenschaften verhandelt. Andererseits hat sich ohne unsere Mitwirkung eine Annäherung an Rußland vollzogen, die unsern unmittelbaren Einfluß auf der Balkanhalbinsel ausgeschaltet hat. Sicherlich wollen wir dort unten nur durch das stammesgleiche Österreich wirken. Aber uns und nicht dem Zaren sollte es sein augenblickliches, höchst erfreuliches Übergewicht danken. Der Pole Goluchowski, der als Gatte einer Murat seinen Sommerurlaub in Frankreich verlebt, kann nicht besonders deutschfreundlich sein. Jedenfalls wird er die Marianne an der Seine nicht grob anfassen und auch Rußland, wo der Hauptstock der Polen haust, nicht vor den Kopf stoßen. Österreich ist auf unsere Kosten im Rate der Völker wieder an Einfluß gewachsen und bildet gegenwärtig trotz unserer nicht allzu einträglichen Türkenfreundschaft die europäische Vormacht im Südosten des Erdteils.

Dabei ist seine kriegerische Leistungsfähigkeit noch unter den italienischen Aufwand gesunken. Weniger als die Hälfte der deutschen Ausgaben auf den Kopf bringt das Donaureich auf, weil der nationale Hader unter Vergewaltigung des Deutschtums die Geldkräfte unzulässigerweise in Anspruch nimmt und die Vermögensmacht des Staates schädigt. Aber noch ist unser Volkstum ein Lebensfaktor in diesem vielsprachigen Reiche und verknüpft allein das lose Völkerbündel unter dem Herrscherstab der Habsburger. Indessen auch die undeutschen Volkssplitter können nicht verkennen, daß die berechtigten Ansprüche im Südosten und die Wahrung des Staatsgebiets im Süden der deutschen Anlehnung bedürfen und nur im Verein mit Deutschland zu erreichen sind.

Das allein stets machtlose Italien bedroht Südtirol und schaut begehrlich nach Istrien, ja Dalmatien, erhebt auch offen Ansprüche auf Albanien. Der neueste Minister des Auswärtigen in Rom hat den Dreibund sogar bloß zum Garanten des bestehenden Zustandes auf dem Balkan degradieren wollen, wobei die antiösterreichische Spitze deutlich erkennbar ist. In unserem Volksbewußtsein ist das Deutschgefühl jetzt derartig zum Durchbruch gekommen, daß wir die Verwelschung Südtirols als deutsche Kränkung erkennen und den Spieß umdrehen. Die alte Berner Mark mit Friaul ist alter deutscher Volksboden, was sich noch in den sieben und dreizehn „gotischen", das heißt bajuvarischen Gemeinden der veroneser und wisentainer (vicentiner) Alpen ausspricht. Kopflos überließ Österreich auch diese uralten deutschen Landstriche bei der Ab-

tretung Venetiens dem besiegten Gegner, um das Südheer gegen Preußen freizumachen. Jetzt rächt sich diese volkliche Schwäche. Denn die Italia irredenta setzt als Grenze schon die Brennerhöhe fest und hält die rhätischen Ladiner für Italiener.

Österreich hat absichtlich zur Abwehr der Reformation durch italienische Priester Südtirol seit Jahrhunderten verwelscht, sowie die angrenzenden deutschen Landstriche der Lombardei und Venetiens (darunter Friaul) italienisch regiert und dadurch der jetzigen Eroberungslust der italienischen Bewegung Vorschub geleistet. Jetzt bedroht Italien durch Österreichs eigne Untertanen dessen Gebiet. Eine deutsche Regierung hat in Tirol für die ladinischen Landesteile selbst die italienische Amtssprache eingeführt, obwohl die Ladiner Nachkommen der alten Rhäter als des Urbergvolkes viel deutsches Blut aufgenommen haben, jedoch kein Tröpfchen italienischen Blutes besitzen. Ebenso sind die Bajuvaren (Bayern) Judikariens bis zum Gardasee künstlich durch die Regierung und Kirche verwelscht, was nun die hierdurch gefährdete deutsche Herrschaft Österreichs amtlich anerkannt hat, indem die bodenständige und angestammte deutsche Mundart aus dem Dienstverkehr verbannt ist.

Dieser volkliche Gegensatz zwischen Italien und Österreich drängt aber zum sichern Bruch. Deutschland könnte auch im Bunde mit Italien den alten deutschen Volksboden des heutigen Oberitaliens wiedergewinnen, indem es bei der von Frankreich selbst als unvermeidbar bezeichneten kriegerischen Auseinandersetzung mit dem unversöhnlichen geschichtlichen Erbfeind dem minderwertigen Genossen Korsika und Nizza gegen Abtretung des Veltlins, des Tosatales bis zum Langensee und der Berner Mark mit Friaul überläßt, wobei Italien, wie stets, ein gutes volkliches und steuerliches Geschäft machen würde, da den glänzenden Tausch nur arme Berggemeinden für die côte d'azur, die Goldgrube der Fremdenwelt, ausmachen. Aber wir dürfen auch von Reichs wegen im Interesse unseres Volkes die weitere Abschnürung des Deutschtums jenseits des Alpenkammes nicht dulden. Italien hat also die Wahl, ohne Entgelt oder mit unserer Waffenhülfe gegen überreichliche anderweite nationale Entschädigung seinen Wühlereien zu entsagen und den volklichen Raub auch innerhalb seiner gegenwärtigen zufälligen Grenze herauszugeben.

Diese angreiferische Haltung gegen Österreich wird noch durch weitere maßlose Ansprüche auf die ganze adriatische Küste Österreichs unterstützt, die sich anscheinend auf die längst entschwundene bloße Handelsherrschaft Venedigs über das serbische Dalmatien und zwar lediglich dessen Küstenplätze gründet. Das altdeutsche Patriarchat Aglei (Aquileja) gebot über das Zwischenland von Venedig bis nach Dalmatien, und deutsch-longobardisch waren seine Verfassung und Bevölkerung. Die Nähe der übermächtigen Kultur Venedigs, die auf der germanischen Renaissance

Italiens beruhte, und das Vorschieben südslavischer Stämme nagten jedoch am Deutschtum des Küstenlandes, das an den Nachfolgern der reichsfürstlichen Patriarchen, den Habsburgern, leider keinen Halt fand. Auch hier wirkte die österreichische Verwaltung antinational und förderte die fremden Volkstümer. Jetzt erntet sie den Fluch ihrer Unterlassungssünden. Denn die albanesische Frage ist nur der Deckmantel, um von beiden Seiten der Adria gegen den österreichischen Besitz Stellung zu nehmen.

Die Albanesen sind die alten Thraker illyrischen Zweiges mit germanischer und slavischer Beimischung, deren Wörterschatz mehr germanische, als lateinische Laute enthält. Trotzdem erhebt Italien Anspruch auf die albanische Küste, die natürliche Fortsetzung des dalmatinisch-bosnischen Balkanhalbinselgebietes, deren Österreich zur Ausdehnung seines Einflußkreises bis zum ägäischen Meere, sei es in unmittelbarer Herrschaft oder besser auf Grund einer bloßen Oberhoheit über das wilde Bergvolk, unumgänglich bedarf. Ist's aber ein Zufall, daß gerade der augenblickliche italienische Minister des Auswärtigen sich lediglich mit Albanien als einziger Auslandsfrage öffentlich vor Antritt seines Amtes in entschieden österreichfeindlichem Sinne betätigt hat? Mit der wesentlichen Verstärkung der gegenseitigen Grenzbefestigungen fällt zugleich der ernste Plan Italiens zusammen, zur Entlastung des wenig geeigneten Venedigs einen neuen Kriegshafen und tunlichst gegenüber der albanischen Küste zu bauen, obwohl ein österreichischer Angriff sicherlich nicht zu gewärtigen ist.

Diese von Italien gesuchte und nach gewohnter Verschwörerart auf dem eigenen Grund und Boden des Nachbarn geschürte Spannung muß sich in der Zukunft entladen, da es für Österreich eine Lebensfrage ist, wie es sein Einflußgebiet auf dem Hämus gestaltet. Andererseits haben wir das gleiche Belangen an der Erhaltung des deutsch-österreichischen Gepräges Triests, des einzigen deutschen Ausfuhrhafens am Mittelmeer im volklichen Sinne. Freilich hat Österreich herzlich schlecht den deutschen Charakter seines einzigen Handelsküstenplatzes gewahrt. Italiener und Slovenen streiten sich um die Herrschaft, obwohl doch lediglich deutsches Geld und deutscher Unternehmungsgeist diese österreichische Schöpfung vor dem Verfall schützen. Die Darlegung der Reibungsflächen des deutschen Donaureiches gerade auf nationalem Gebiet mit dem volklich wie wirtschaftlich wenig wertvollen Italien ergibt für die deutsche Rechnung wohl die künftige Abschreibung des italienischen Postens, an dem wir wenig verlieren, nachdem er sich als so lässiger Schuldner gezeigt hat.

Aber Österreich selbst gibt zu erheblichen Bedenken Anlaß, die nur dadurch abgeschwächt werden, daß 15 Millionen Deutsche dortselbst stets ein gewichtiger Machtfaktor bleiben werden, der zumal die verhältnismäßige Mehrzahl der Völkerschaften des Staates darstellt. Tatsachen

der jüngsten Zeit bekunden eine deutschfeindliche Hinneigung zu Rußland, das bisher nur durch deutsche Vermittlung zu einer freundlichen Behandlung des Nachbarreiches zu bewegen war. Das Balkanabkommen unter Ausschaltung Deutschlands, die unter staatlicher Billigung erfolgte Zulassung der faulen letzten Russenanleihe, deren geringer Teilbetrag für Wien gerade die diplomatische Absicht verrät, und das Liebeswerben um polnische Aufträge, die dem deutschen Handel und Großgewerbe infolge unserer Polenpolitik und des polnischen Aufruhrs unter planmäßiger Schädigung deutschen Eigentums entzogen waren, durch tschechische und galizische Kaufleute, hinter denen aber das leider mehr jüdische als deutsche Händlertum Österreichs stand, werfen ein bezeichnendes Licht auf die wahre Gesinnung am Wiener Ballplatz und die augenblickliche Sachlage. Der unschöne wirtschaftliche Wettbewerb mag noch bei der schlechten Geschäftslage Österreichs gerade infolge des nationalen Haders erklärlich und damit entschuldbar sein.

Die politischen Maßnahmen tragen jedoch schon einen ernsteren Charakter. Fraglos wirken wir politisch am vorteilhaftesten durch Österreich im Südosten Europas und müssen wir ihm zu diesem Behufe jede Rückendeckung gewähren. Aber wir dürfen auch verlangen, bei jeder Regelung des gegenseitigen Verhältnisses als gleichberechtigter Dritter mitzuwirken. Unsere leider seit Bismarcks Weggang allzu häufig erfolglose Diplomatie hat sich tatsächlich dergestalt in den Hintergrund drängen lassen, daß die Balkanabmachung über unsere Köpfe erfolgt ist. Österreich soll sich aber nicht als slavische Macht fühlen, sondern als die deutsche Ostmark mit der bloß unterbrochenen, aber nicht aufgegebenen deutschen Sendung im Südosten Europas. Leider ist das Werk im eigenen Lande ja noch nicht einmal vollendet, sondern vielmehr in der Rückbildung begriffen, der endlich politisch zu begegnen unsere nationale Pflicht, sogar ein Gebot der Selbsterhaltung ist.

Nur durch und mit Österreich können wir daran denken, wieder die europäische Vormacht zu werden. Es handelt sich um das Schwarzenbergische 70 Millionenreich, das aber jetzt über 100 000 000 Köpfe zählt und zum Anschluß der übrigen deutschen Außenlande drängt. Das deutsche Mitteleuropa beläuft sich auf 120 Millionen Seelen, die jedem feindlichen Bunde innerhalb des Erdteils oder in der Übersee siegreich die Spitze zu bieten vermögen. Die slavisch-magyarischen Volkssplitter beeinträchtigen bei der bundesstaatlichen Zusammenfassung alles europäischen Deutschtums das Gepräge des künftigen großen deutschen Staates nicht. Dieses Ziel ist die natürliche Richtung unserer Auslandspolitik, deren Anfang Bismarck geschaffen hat. Unser Schwanken und unsere daraus folgende diplomatische Unfruchtbarkeit verraten eben die Verkennung dieser einzig möglichen und erstrebenswerten Politik. Sonst bleibt die Weltmachtspolitik ein leeres Wort, wie Marokko zeigte.



Felix Weingartner.

Ein kritischer Versuch.

Von

Paul Riesenfeld.

— Breslau. —

Der Weg, den ich hier gehen will, dünkt mich nicht leicht zu beschreiten. Schon das Gefühl der Unsicherheit erklärt die Bezeichnung „Versuch", die überdies den Sinn des Fremdwortes „Experiment" hat. Der Kritiker als Experimentator an der psychologischen Maschinerie einer künstlerischen Persönlichkeit! Die Experimentalpsychologie lehrt uns den Wert des Experimentierens für die Kenntnis des Seelenlebens hoch schätzen und kommt in anderer Form auch dem Kunstkritiker zu statten. Wie zum Beispiel der Chemiker auf experimentellem Wege, durch Destillation und Sublimation oder dergl., Resultate findet, wie der Physiolog mittels des Mikroskopes selbst die intimsten Eigenschaften seiner Materie erkennt, so studiert der „Kunstrichter" die Wesenszüge der ihn beschäftigenden Charaktere, analysiert sie, forscht nach ihren gegenseitigen Reaktionen und sucht die Beschaffenheit, die Regungen, Wandlungen und Wesensäußerungen der künstlerischen Psyche zu erkunden. Man bezeichnet ihn als Essayisten und weist schon dadurch auf seine Verwandtschaft mit dem Experimentator hin; er ist ein „Versucher". Der Naturwissenschaftler sondert, prüft, urteilt und ist deshalb Kritiker, doch ohne Rücksicht auf persönliche Neigungen und Abneigungen. Der Mikroskopiker zum Beispiel kennt keine andere „Richtung" als die richtige Richtung seines Instrumentes, keinen anderen „Standpunkt" als den, von dem aus er sein Objekt am besten untersuchen kann. Auf dieselbe Weise darf der Kritiker mit künstlerischen Subjekten verfahren. Die Leute nennen das objektiv. Also: ich werde Weingartner unters kritische Mikroskop nehmen und mich darüber äußern, was die prüfenden Augen gesehen haben. Es ist aber

ganz natürlich, daß die Worte „Wie ich es sehe“, die Peter Altenberg zum Titel eines Buches wählte, auch über diesem Essay stehen könnten. Anders ist das Verhältnis der Kritik zum Künstler, wenn dessen Persönlichkeit einem überragenden Genie oder einem Menschen gehört, der in des Kritikers Innenleben fest eingegriffen oder seine ganz besonderen Sympathien erregt hat. Dann braucht man die Worte nicht abzuwägen, braucht nicht vorsichtig zu untersuchen, nicht aufs Geratewohl zu experimentieren; man schreibt einen Dithyrambus. So ging es mir mit Richard Strauß, als ich ihn den Lesern dieser Zeitschrift schilderte. Oder man macht, wenn einem die Gefühls- und Gedankenwelt wie der äußere Lebensgang des Künstlers seltsam nahe Beziehungen zum eigenen Ich zeigen, aus der Kritik eine Intimität, eine Herzensangelegenheit. So ging es mir mit Ludwig Wüllner, als ich hier mich mit ihm befaßte.

Meine Stellung zu Weingartner ist eine wesentlich andere, eine „naturwissenschaftliche“ in dem angedeuteten Sinne. In manchem Teile seiner geräumigen, lichten Geisteswerkstatt gehöre ich zu den Unbefugten, denen der Aufenthalt dort verboten und gar nicht einmal erwünscht ist. Aber dieses Gefühl der Befremdung ist bei der erklärten Betrachtungsweise kein Hemmungsgrund, eher vielleicht ein Antrieb, den Künstler zu durchschauen. Spinoza sagt doch: „Non ridere, non lugere neque detestari; sed intelligere.“ Also habe ich einfach das kritische Mikroskop und den Seelenspiegel auf Weingartner „einzustellen“ und niederzuschreiben, wie ich ihn sehe und verstehe. Er ist kein Genie, aber eine reich begabte, reich verästelte Persönlichkeit. Es erscheint mir lohnend, den Stamm dieser Äste und die Wurzel des Stammes zu untersuchen. Schon die Tatsache, daß Weingartner Dirigent, Komponist, Dichter und Kunstschriftsteller ist, macht ihn zu einer „dankbaren“ Versuchsperson. Es kommt darauf an, diese Fülle der Gesichte in seiner Tätigkeit in einen Rahmen zu bringen. Deshalb muß man hier logisch und psychologisch, nicht katalogisch vorgehen. Trotzdem kann ich auf das billige Mittel einer knappen biographischen Statistik nicht verzichten, da selbst die flüchtigste Übersicht über den äußeren Lebensgang eines Künstlers geeignet sein kann, zum Verständnis seiner Person beizutragen. Weingartner hat mir im Depeschenstil einige autobiographische Daten gesandt. Ich will sie jetzt chiffrieren . . . .

Felix Weingartner, Edler von Münzberg, wurde am 2. Juni 1863 in Zara (Dalmatien) geboren. Nach dem Tode des Vaters, der dort Telegraphendirektor war, siedelte die Mutter nach Graz über (1868). Sie erteilt ihm den ersten Musikunterricht, dessen Fortsetzung Dr. Wilh. Mayer, Dirigent des steiermärkischen Musikvereins, übernimmt. Schon 1880 erscheinen Klavierstücke von Weingartner, die dem Komponisten ein österreichisches Staatsstipendium eintragen. Im folgenden Jahre verläßt er mit dem Zeugnis der Reife das Gymnasium und geht dann

nach Leipzig, wo er Schüler des Konservatoriums und Student der Philosophie wird. 1882 ist in Weimar seine erste Begegnung mit Liszt, der lebhaftes Interesse für ihn faßt und ihn ermuntert nach Weimar zu ziehen. Das geschieht im nächsten Jahre, nachdem Weingartner das Leipziger Konservatorium mit der Auszeichnung durch den Mozartpreis verlassen hat. Auf Liszts Veranlassung wird 1884 das erste größere Jugendwerk, die Oper „Sakuntala", im Weimarer Hoftheater aufgeführt. Der Autor ist durch den Mangel an eigenem Vermögen gezwungen, die Laufbahn des Kapellmeisters einzuschlagen. In dieser Eigenschaft ist er im Winter 1884/85 am Stadttheater in Königsberg und während der zwei folgenden Jahre in Danzig tätig. Inzwischen, 1886, hatte die Uraufführung seiner zweiten Oper „Malawika" am Hoftheater in München stattgefunden. Von 1887 bis 1889 ist er Kapellmeister in Hamburg und vertritt zuletzt drei Monate Otto Dessoff in Frankfurt am M., von wo aus sein Ruf in weitere Kreise dringt. Darauf ist er Hofkapellmeister in Mannheim und folgt 1891 einer Berufung in die gleiche Stellung nach Berlin; dort übernimmt er auch die Leitung der Symphonieabende des königlichen Orchesters. Diese Konzerte gelangen bald zu hoher Bedeutung und begründen den Weltruhm ihres Dirigenten. Der gibt 1897 seine Stellung an der Hofoper auf, behält jedoch die Leitung der Symphoniekonzerte. Dann geht er nach München und tritt dort an die Spitze des neu gegründeten Kaim-Orchesters. Seitdem ist er nur Konzertdirigent; als solcher hat er mit den Musikern des Hofrats Kaim Reisen in Deutschland und im Ausland gemacht. Öfters ist er auch als Kammermusikspieler pianistisch tätig gewesen. Von 1905 ab schränkt er seinen Dirigentenberuf ein und legt sein Amt als Vorsteher des Münchener Orchesters nieder, bleibt aber Leiter der Symphoniekonzerte der königlichen Kapelle in Berlin.

Diese „nackten Tatsachen" müssen bekleidet werden, damit sie nicht erfrieren, nicht zu frostiger Statistik erstarren und den Leser nicht erkälten.

Da wird man nun zunächst bemerken müssen, daß Weingartner zu den sogenannten „hochgebildeten" Musikern gehört. Das ist jetzt fast unauffällig im Vergleich zur „guten alten Zeit"; denn der Musikertypus des versimpelten Organisten, des weltfremden Dachkammermusikers von anno dazumal, der in seiner Klause mit den Wellen doppeltkontrapunktischer Tonfluten, oft auch mit Hungerspein ringen mußte, hat dem sozial hochstehenden Tonkünstler mit umfassender menschlicher und vielseitiger Geistesbildung Platz gemacht. Manch einer von den Musikern unserer Generation hat Philologie, Ästhetik oder Philosophie durchaus studiert mit heißem Bemühn und heißt Doktor, Magister sogar. Es sind leibhaftige Weltmenschen mit gesunder Witterung für die Reize des Lebens, haben sehr oft gründliche Gymnasialbildung und dann die

echtesten Studentenfreuden genossen. „Ein recht aktuelles Beispiel für den unersetzlichen Wert der klassisch-humanistischen Erziehung" nennt G. Brecher den Studiengang Richard Strauß'; seine Behauptung erhält auch durch Weingartners Schaffen einen überzeugenden Beweis für ihre Richtigkeit. Das große Kapital humanistischer Bildung verzinste sich hoch in Weingartners letztem Bühnenwerke, der Trilogie „Orestes". Das an einem Abend aufführbare, in die Teile „Agamemnon", „Das Totenopfer" und „Die Erinnyen" gegliederte Werk ist der Oresteia des Äschylus nachgeschaffen. Daß der Komponist hier wie in seinen anderen Opern zugleich Textdichter ist, kann auch aus seinem weiten, sicheren Bildungsgange und wieder aus der neuzeitlichen erhöhten Geisteskultur unserer Musiker erklärt werden. Immer grüßt in solchen Fällen aus naher Ferne der Reformator Richard Wagner. In seinen „Gesammelten Schriften" bewegt sich Wagner oft auf ihm entlegenen Gebieten, die er eben nicht als Musiker, sondern als allgemein-geistig kultivierter Mensch bebaut. Auf demselben Grunde basiert das Faktum, daß Weingartner seine publizistische Tätigkeit mit der philosophisch-musikalischen Schrift „Die Lehre von der Wiedergeburt und das musikalische Drama" begann (1896); darauf folgten die Abhandlungen „Über das Dirigieren", über „Bayreuth", über „Die Symphonie nach Beethoven" und schließlich, vor zwei Jahren, die liebevolle Arbeit über „Karl Spitteler". Ich möchte es als einen wichtigen Schnittpunkt der von mir gezogenen Entwicklungslinien bezeichnen, daß der Musiker Weingartner dem Dichter Spitteler eine literarische Studie widmet. Freilich hat der Dichter Spitteler den Musiker Weingartner dadurch direkt angeregt, daß er ihm mit den Gedichten „Die tote Erde" und „Der Jäger und das Wichtchen" die Texte zu den beiden „Balladen für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte" gab (op. 37, 1903). Auf seine Schrift „Karl Spitteler — ein künstlerisches Erlebnis" weist mich der Verfasser in einem Brief mit Nachdruck hin, weil sie mir „die Bekanntschaft des einzig wirklich großen Poeten unserer Tage vermitteln wird". Daß hier persönliche Begeisterung, die sich bei vielen in schroffer, uneingeschränkter Form ausspricht, eine literarhistorisch wie kritisch anfechtbare, unmaßgebliche Äußerung hervorgebracht hat, ist fast belanglos im Hinblick auf die erfreuliche Erscheinung eines von unfachmännischer, allgemein menschlicher und künstlerischer Bildung diktierten Urteils.

Zu solcher Bildung gehört, namentlich bei den Musikern der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart, die Philosophie. Ich denke da weniger an eine systematische Weisheitslehre, etwa die Logik oder Ontologie, als an ein dem Wesen der Tonkunst entsprechendes metaphysisches Empfinden und an eine Weltanschauung. Die stand in der modernen Musik bis zuletzt im Banne Schopenhauers. Von größtem Einfluß war Wagners „Christentum", das der buddhistischen Ideologie, dem

Nirwana Schopenhauers wahlverwandt ist. Die „Erlösung vom Schmerz der Existenz“ war ja ein Lieblingsgedanke des Parsifalkomponisten. Seitdem haben viele Tondichter geglaubt, daß Schopenhauer zum guten Ton und zu guten Tonwerken gehört. Auch der Nietzscheaner R. Strauß betont in einer autobiographischen Skizze die Tatsache, daß ihn sein Lehrer Alexander Ritter „auch in die Lehren Schopenhauers eingeführt“ hat. Ritter gilt als „der getreue Eckart der Neudeutschen“, und diese Neudeutschen sind in ihrer Kunst, Gesinnung und Gesittung abhängig von Wagners Weltanschauung gewesen, zum Teil sind sie es noch. Sollte nun Weingartner, der, obwohl in Dalmatien geboren, Deutscher ist und der Gruppe der „Neudeutschen“ angehört hat, aus der Art schlagen? Liszt, der nächst Wagner den bedeutendsten Einfluß auf diese Gruppe ausgeübt hat, faßte ja für den zwanzigjährigen Konservatoristen lebhaftes Interesse und ermunterte ihn mit Erfolg dazu, längere Zeit in Weimar zu bleiben. In Weimar, wo die Geister des Musikdramas, des Bühnenweihfestspiels, der Schopenhauerschen buddhistischen Ideologie und des christlichen Altruismus umgingen, wo die Melodieen der Gralsjünger und der Lisztschen Erlösungsmusik in der Luft schwebten und nachklingend summten. Der Odem des Erlösungswahnes wirkte dort und mußte die Seele des damals noch so jungen und empfänglichen Weingartner erbeben lassen. Ich will untersuchen, ob und wie weit sein damaliges Schaffen auf die entscheidenden Eindrücke jener Zeit zurückzuführen, ob Schopenhauers Weltanschauung mit ihren indischen und wagnerisch-christlichen Schattierungen auch im Ideenkreis Weingartners ein wichtiges Segment gewesen ist.

Im Anfang der achtziger Jahre ging Weingartners dramatisches Erstlingswerk „Sakuntala“, ein musikalisches „Bühnenspiel“ in drei Akten, aus einem indischen Märchen hervor. Ein Teil der Oper spielt im Büßerhain; unter den Mitwirkenden befinden sich Büßer und Büßerinnen. Die ganze Handlung ist erfüllt von Buße, Reue, Entsühnung, Entsagung und Erlösung. Die zweite Oper, die nicht viel später erschienene dreiaktige Komödie „Malawika“, basiert ebenfalls auf einem Drama des hervorragenden indischen Dichters Kalidasa. In der Zeit von 1888 bis 1891 entsteht die Dichtung und die Musik der Oper „Genesius“ (op. 14). Die Achse der Handlung ist der Liebes- und Glaubenskonflikt der gläubigen Christin Pelagia und des heidnischen Schauspielers im Dienste Diokletians, Genesius. Der wird von einem „Strahl des Lichts“ getroffen, so daß sein Blick „erblindend für die Welt sein Inn'res konnt' erschauen“. Der Gedanke Christi durchleuchtet ihn und weist ihn auf den Weg nach dem Heil, „das der Erlösung Werk uns herrlich offenbart“. Der Konflikt ist ähnlich dem im „Tannhäuser“ und verwandt dem Wirken der entgegengesetzten und streitenden sittlichen Kräfte im „Parsifal“. Macht sich hier Wagners

Einfluß stark geltend — das Textbuch ist mit Benutzung der Operndichtung „Gemninianus“ des Schopenhauerianers H. Herrig verfaßt — so ist in den ersten beiden Bühnenwerken mit ihren indischen Stoffen eine Beziehung zur buddhistischen Welt Schopenhauers bemerkbar. Diese Kombinationen werden vielleicht erst ganz überzeugen, wenn ich einem Weingartnerschen Briefe an mich die folgenden Sätze entnehme: „Kennen Sie meine Schrift ‚Die Lehre von der Wiedergeburt und das musikalische Drama‘? Davon möchte ich Ihnen sagen, daß die darin zum Ausdruck gebrachte pessimistische, von Schopenhauer beeinflußte Weltanschauung sich nicht mehr mit meiner heutigen deckt, soviel ich auch in dieser, übrigens meiner ersten Schrift, noch als richtig anerkenne. Der angefügte Entwurf, vergönnt mir das Schicksal ihn auszuführen, wird natürlich eine wesentlich andere Gestalt, vor allem im Schlußteil, bekommen. Diese Schrift verrät noch viel Unbehilflichkeit im Stil und in der Gruppierung des Stoffes.“ Diese „Selbstanzeige“ interessierte mich besonders wegen des Bekenntnisses einer überwundenen pessimistischen, von Schopenhauer beeinflußten Weltanschauung und zeigte mir, daß ich mir in meinem dunklen Deuterdrange des rechten Weges wohl bewußt gewesen bin.

Eine Emanzipation vom buddhistischen Ideenkreis und christlich-altruistisch-germanischen Gefühlskomplex neudeutscher Musiker ist vielleicht schon die 1897 erschienene symphonische Dichtung „Das Gefilde der Seligen“. Die Phantasie des Komponisten hat sich hier von der Antike adoptieren lassen, ist in seiner auch als Dichtung bedeutenden Orestes-Trilogie in ein noch näheres Verhältnis zu ihr getreten und in der Hymne auf Spitteler zu freiestem, freudigstem Ausdruck gelangt. Freilich hat Weingartner den Tragödienstoff des Äschylus mit modern-christlichen Erlösungsmotiven verbrämt, und auch in der „durch das Gemälde Arnold Böcklins angeregten“ Tondichtung ist die Seligkeitsstimmung eine hellenische Potenzierung des von den Neudeutschen mit Vorliebe kultivierten Erlösungsgefühls. Aber die Katharsis hatte sich bereits zu vollziehen begonnen und erreichte einen Höhepunkt in der Schrift für Spitteler und dessen lebensbejahende, olympisch-heitere Tendenzen. Die Schweizer Böcklin und Spitteler stehen am Anfang und Ende dieser Entwicklungslinie. Wie hoch der Maler, den man jetzt zu verkleinern wagt, von Weingartner geschätzt wird, dafür spricht die briefliche Behauptung: „Ein Böcklin gleichwertiger Komponist wird sich neben die Altmeister stellen dürfen.“ Übrigens hält Weingartner seine beiden symphonischen Dichtungen, das durch Böcklin inspirierte Opus 21 und „König Lear“ (Opus 20), nicht für seine besten Werke. Von diesen wie von den meisten anderen Kompositionen Weingartners kenne ich nur die papiernen Partituren, die doch kein vollgültiger Ersatz für tönendes Leben sind. Daß man die Werke Weingartners so selten zu Gehör

bringt und ihrem Schöpfer die ernste, uneingeschränkte Anerkennung als Komponisten so oft versagt, hat innere und bemerkenswerte äußere Gründe. Auf die äußeren Ursachen muß ich zunächst eingehen; denn sie erscheinen mir unerläßlich für das volle Verständnis der jetzigen Position, der gegenwärtigen Anschauungen, Konflikte und Tätigkeit Weingartners.

Seine zweite schriftstellerische Veröffentlichung (1896) ist die Abhandlung „Über das Dirigieren", die als Versuch eines Nachtrags zu Wagners gleichnamiger Schrift angesehen werden will. Und dabei beginnt gerade hier des Verfassers Emanzipation vom Banne Wagners auch äußerlich akut zu werden, indem er mit scharfen Stichen ins Wespennest derer um Wagner und Bayreuth greift. Er wendet sich gegen den Dilettantismus, die Geschäftskniffe und Protektionswirtschaft, die sich in Bayreuth seit dem Tode des Gründers der dortigen Bühne breit machen, gegen die Unfehlbarkeitsdogmatik der Bayreuther Herrschaft und das „Katzbuckeln" der Dienerschaft. In sehr polemischer Weise befaßt er sich mit Siegfried Wagner, um zu zeigen, daß die „Lobhudelei und Reklame", die man mit dem „Sohne der einflußreichen Frau" Cosima treibt, im schroffsten Mißverhältnis steht zu seinen Leistungen als Dirigent und Musikdramatiker. Aus dem offenen Wort gegen Jung-Siegfried, das Regime seiner Mutter und die ganze Bayreuther Sippe entsteht im folgenden Jahre, 1897, die Schrift mit dem Titel „Bayreuth". Die Aufführungen am Wagnertheater in den zwanzig Jahren von dessen Einweihung bis zum Erscheinen seines Büchleins unterzieht der Verfasser einer im allgemeinen sachlichen, besonders auf musikalische, bühnen- und regietechnische Dinge bezüglichen Kritik, tadelt heftig die Entstehung und epidemische Verbreitung des „echten Bayreuther Tempos", das sich in der unnatürlichen Verschleppung der Zeitmaße äußert, schilt die Züchtung von „stars" im Interesse des internationalen Publikums und andere unwagnerische Erscheinungen, zum Beispiel Verstöße gegen die sinngemäße Inszenierung. Dabei benutzt er jede passende Gelegenheit, um gegen den Bayreuther Hof, gegen Frau Cosima, den „unglücklichen Dauphin" Siegfried, die Schar unleidlicher Höflinge und ihre durch „widerlichen Rummel" zugunsten der Bayreuther Klique berüchtigten Vertrauensmänner kräftige, leider berechtigte Angriffe zu richten. Sein Buch ist nicht tief, und der Verfasser wollte wohl auch nicht in die Tiefe, wollte gewiß nicht dem Bayreuther Geist, der in der modernen Publizistik, Ethik, Literatur und Kunst so aufdringlich ist, zu Leibe gehen. In einer gegen Wagners Schwiegersohn Henry Thode und seine Handlanger gerichteten Kampfschrift, „Bayreuthomanie", werde ich diesen Geist als einen bösen Geist, als einen Kulturschädling zu charakterisieren versuchen. Für Weingartner, der den Begriff anders auffaßt, starb der Bayreuther Geist am 13. Februar 1883. Mit ihm begrub er ein „Ideal seiner Jugend". Diesen Genius will aber Wein-

gartner, trotz oder gerade wegen seiner Begeisterung für ihn, nicht wie eine Pagode angebetet sehen. Den Götzendienern erscheint es natürlich als einer der schlimmsten Frevel wider den Geist von Bayreuth, daß der „Ketzer Weingartner" die Zeit, „wo Wagner weniger in der Mode sein wird", fast herbeiwünschen möchte. Er fürchtet sogar „die Gefahr der Übersättigung an einer Tonsprache, die so anregend auf Sinne und Nerven wirkt wie die Wagners", und verbindet mit ihr eine andere Gefahr, die „eines Rückschlages der Wertschätzung". Darauf gründet er auch die „so vielfach gedeutete plötzliche Abkehr Nietzsches von Wagner". Der Wagnerianer Weingartner ist auf diesem Rückwege Nietzsches, für den ihm übrigens das rechte Verständnis fehlt, selber ein Stück gegangen. Und er hat es gewagt, an einige auf diesem Wege postierte Heiligenbilder zur Idolisierung Wagners Hand anzulegen. Seiner inneren Wandlung, seiner inneren Befreiung vom Banne Wagners, seiner Rekonvalescenz von der „Parsifalitis" entspricht nun die äußere Lockerung von eingewurzelten Urteilen, Vorurteilen und Beziehungen, also eine nüchternere, kritischere Beantwortung der mannigfachen „Wagnerfragen". Anders ausgedrückt: Den inneren Entwicklungsgängen fast parallel läuft der Pfad mit der Warnungstafel: „Achtung! Los von Bayreuth!" Man mag gegen dieses Signal und die Art seiner Verwertung durch Weingartner sagen, was man will, so ist und bleibt es doch ein starkes, auch historisch wichtiges Verdienst des Autors, daß er eine gesunde Reaktionsbewegung, die noch jetzt — vielleicht jetzt mehr denn je — „aktuell" ist und glücklicherweise immer mehr an fruchtbarem Boden gewinnt, mit Freimut und Treffsicherheit einleiten half.

Die Aufnahme der Polemik ist, wie man zu sagen pflegt, eine „sehr geteilte" gewesen. Uns interessieren hier am meisten die Hetzer auf den Ketzer, die „entschiedenen Gegner", die auf klapperigen kritischen Pegasussen mit unsauberen Waffen wider ihn Attacke ritten. Sein Vorgehen wurde hauptsächlich als Werk der Rache gegen Frau Wagner bezeichnet, weil er nie eingeladen worden war, bei den Festspielen zu dirigieren. Dem gegenüber hält er es für ein größeres Glück, seinen eigenen idealen Zielen zusteuern zu können, als von Wahnfrieds Bewohnern „Belehrungen" annehmen zu müssen. Er empfindet für Bayreuth die Dankbarkeit, ihm nichts zu verdanken. Natürlich haben die Ritter von der Bayreuther Tafelrunde ihm alles Mögliche und Unmögliche anzuhängen versucht; sogar zu einem „Juden" wollten sie ihn machen. Sie haben sich also streng an das vierte der von Weingartner mit humorvoll ironischer Resignation formulierten Bayreuther Gesetze gehalten: „Wer nicht nach den obigen (drei) Geboten handelt, ist unnachsichtlich zu verfolgen, herunterzureißen, totzuschweigen, und du darfst keine Gemeinschaft mit ihm haben." Das Verfolgen, Herunterreißen, Totschweigen und Absperren von den anderen kennt Weingartner aus passiver Er-

fahrung. Ursache und Wirkung des Boykotts sehe ich in seinen kritischen Waffengängen, denen ich deshalb viel Beachtung schenken mußte und noch muß. Denn ich gründe gewisse Eigenschaften seiner Persönlichkeit, wie sie jetzt in die Erscheinung treten, vor allem seine „Stellungnahme" zur Musik und zu den Musikern der Gegenwart, auf die erzählten Vorgänge. Die äußeren Lebensläufe und inneren Entwicklungsgänge mancher Menschen richten sich zuweilen nach scheinbar belanglosen Vor- und Zufällen, ebenso wie ein vorspringendes Felsstück und ein vorlautes Landzünglein genügen, um dem Lauf eines Flusses die entscheidende Wendung zu geben. Von ähnlicher Wirkung auf Weingartner als Menschen, Künstler und Kritiker ist wohl seine Auseinandersetzung mit „Bayreuth und einigen anderen zeitgenössischen Erscheinungen" gewesen. Wenigstens bilde ich mir's ein und will es noch deutlicher zu zeigen versuchen.

Weingartner war von jeher als Wagnerianer etikettiert; deshalb wurde er vor Jahren von dem Hoftheaterintendanten in Hannover, Herrn von Bronsart, trotz einer Empfehlung Bülows nicht zum Dirigentenamt zugelassen. Nicht lange darauf zündete dieser böse Wagnerianer eine kleine Götzendämmerung an. Die Flammen brannten von Wagners Standbild den pappenen Panzer herunter, den man ihm in der Bayreuther mystischen Kostümfabrik angeklebt hatte, konnten aber die nur unbedeutend beschädigte Statue selbst nicht ins Wanken bringen. Doch sah Weingartner seitdem seinen Wagner freier, ungeschminkter, „sterblicher". Aber die Statuettchen rings herum wurden vom Feuer arg mitgenommen und von den Sockeln geworfen. Infolgedessen scharten sich die Fabrikanten zusammen, erklärten den Brandstifter in Verruf und verhingen über den Dirigenten und, als das erfolglos blieb, über den Komponisten den Boykott. Es waren nun lauter Wagnerianer, Moderne, Neudeutsche, Reformer und Sezessionisten — es sind nur leere Worte, aber das letzte hat hier ausnahmsweise einen Sinn, nämlich den, daß sich die meisten „Neutöner" in der Tat von Weingartner sezedierten, und der reagierte auf die äußerliche Absonderung durch innerliche Entfremdung. Fast möchte ich sagen, daß diese Reaktion eine Art Revanche ist. Der bewußte persönliche Gegensatz, das Vergeltungsgefühl, gibt sich hier wieder einmal den Anschein einer unbewußten, in Fleisch und Blut übergegangenen ästhetischen Überzeugung. Einer der vielen Beweise hierfür ist der mehrfach angeführte Brief Weingartners. Der Schreiber protestiert gegen seine Einschätzung als eines ursprünglich modernen, jetzt aber reaktionären Musikers. Das Zugeständnis modern zu sein hält er für ein Zugeständnis der Schwäche. Er kennt nur von der Mode unabhängige wertvolle und wertlose Musik, und das Wertvolle will er keineswegs nur in der Vergangenheit finden. Der Programmmusik gegenüber, die jetzt „Mode" sei, verhalte er sich streng ablehnend.

Seine eigenen symphonischen Dichtungen hätten mit Programmmusik nichts zu tun. Die Titel seien Nebensache, die Programme entbehrlich. Dann versucht er noch den „musikalischen Hausverstand Jung-Deutschlands“ zu ironisieren und den Vorwurf, Kapellmeistermusik geschaffen zu haben, zurückzuweisen. Er schließt mit dem Satze: „. . . ich drücke mich schlecht aus, wenn ich über mich schreibe.“ Die letzten Worte gehören zu den wenigen unanfechtbaren in dem ganzen Briefabschnitt und sind ein mir willkommenes Eingeständnis. Oft nämlich sucht Weingartner in seinen polemischen Sticheleien nur die Möglichkeit über sich selbst schreiben, seine Person gegen die andern ausspielen und deren Karten mit ihr wegtrumpfen zu können. Er fingiert sich zuweilen Widersacher und schiebt den wirklichen Gegnern Tendenzen unter, die den Tatsachen nicht entsprechen, um sich auf publizistisch erprobte Weise zu verteidigen und pro domo zu arbeiten. So litt schon die Schrift „Über das Dirigieren“, worin er zu dem von größern Vorbildern besser behandelten Thema wenig Positives beisteuert, unter dem Mangel an stofflicher Konzentration. Weingartner ersetzte ihn durch fesselnde Plaudereien persönlicher Art und verlor dabei mehrmals den zur Zusammenheftung der Gedanken nötigen Faden. Aber er fädelt ihn manchmal auch gar nicht wieder ein, sondern arbeitet mit der Nadel allein, stichelt und sticht mit ihr, bisweilen jedoch bloß in die Luft. Deutlicher wird das in der Schrift „Die Symphonie nach Beethoven“ (1899). Darin spricht er mehr als empfehlenswert über sich und für sich, allerdings nicht direkt und nicht jedem erkennbar. Und da er nach brieflichem Geständnis sich schlecht ausdrückt, wenn er über sich selbst schreibt, müßte er dieses kleine Buch gering einschätzen.

Weingartner kämpft hier gegen Windmühlen. „So ein Neudeutscher!“ rief er schon in der vorangegangenen Schrift aus. Dieses Neudeutschen Namen erfährt man leider nicht. Er kann nur Windmüller heißen. Der Oberstaatsanwalt Weingartner erläßt in einem „Verfahren gegen Unbekannt“ hinter dem Delinquenten einen Steckbrief: Besagter sanktioniert die Formlosigkeit, hat das Barett aufgesetzt und phantasiert lustig darauf los. Er ist ein Umstürzler, ein Anarchist, der mit seinem Eifern gegen die alte Form schließlich derselbe Philister ist wie der Pseudoklassiker mit seiner Wut gegen die Möglichkeit einer Neuerung. Er ist ein Pfuscher, der nichts gelernt hat, kaum imstande ist einen vierstimmigen Satz anständig zu verfassen, dennoch aber ein Musikdrama komponieren zu dürfen glaubt. Gehör: liebt Häufung absonderlichster Harmonien und Modulationen. Mund: wird immer sehr voll genommen, preist zum Beispiel jede Ungereimtheit, wenn sie nur recht ohne Grund dasteht, als Kühnheit und nennt den, der's darin am weitesten gebracht hat, einen Reformator. Besagter Mund liebt das Totschweigen und Schlagworte. Ziel des Verbrechers: unsicheres Tasten nach dunklen Zielen, Haschen nach

Erfolg und Berühmtheit um jeden Preis und mit jedem Mittel. Mutmaßlicher Aufenthaltsort: in irgend einer „Richtung“; gestern wurde Betreffender auf dem überwundenen Standpunkt gesehen, heute soll er mit fortschrittlichen Vagabunden ins Neudeutschtum gerannt sein; schlägt die moderne, die neue Richtung ein. Besondere Merkmale: ist von krankhafter Originalitätssucht und von Perversität des musikalischen Empfindungsvermögens befallen. — So hört und sieht er den modernen Musiker; er sieht ihn durch den Kneifer des in der schwarzen Amtsrobe steckenden Staatsanwalts, der sich wohl in Eifer redet, weil er bei der Sache interessiert ist, aber nicht glaubhaft machen kann, daß es der unbefangene Eifer einer Herzensangelegenheit ist. Dann wieder schlüpft er aus dem Talar des öffentlichen Klägers in den Rock des Professors. Den akademischen Eindruck verstärken Symptome der in Witzblättern abgedroschenen professoralen Vergeßlichkeit. Ein Beispiel: „Es wäre erfreulich, wenn einmal ein Musikhistoriker feststellen wollte, daß, was heute leichthin Programmmusik heißt, keine Erfindung der neueren Komponisten ist.“ Aber das ist ja oft genug geschehen. Ich zum Beispiel habe es in Leßmanns Allg. Mus.-Ztg., deren Leser und Mitarbeiter Weingartner schon lange ist, vor Jahren versucht. Ganz wie er spreche ich dort von der Möglichkeit eines falschen Verhältnisses der Musik zum „Programm“, vom Unvermögen der Tonkunst, Vorgänge und Begriffe zu *schildern*, von der Notwendigkeit, daß die symphonische Dichtung ihr Versprechen, „Dichtung“ zu sein, halte. Weingartner selbst ist es, der einen Gegensatz zwischen absoluter Musik einerseits und der „Dichter-, Zukunfts- und Programmmusik“ andererseits *konstruiert*; er ist es, der in manche Werke „ein formloses Phantasieren über untergelegte Begriffe“ hineinhört. Wer heißt ihn in Strauß' „Zarathustra“ die Schilderung einer Folge von Momenten, Weltanschauungen und Begriffen zu finden? Er findet das, weil er es sucht — in einem seiner Anfälle von Suchersucht. Strauß aber hat befürchtet, daß nach meiner Monographie über ihn die Leute versucht werden könnten, immer noch mehr Philosophie in seinen Werken zu suchen, während er doch ganz und gar Musiker und immer nur Musiker sei, „für den alle Programme nur Anregungen zu *neuen Formen* sind und nicht mehr“. Und Weingartner? Der verlangt, daß die symphonische Dichtung eine Form habe, „entweder eine von den klassischen Meistern überkommene oder eine *neue*, dem Inhalt entwachsene und ihm entsprechende“. Man sieht hier wieder einmal, daß ein Großer seinen um vieles größeren Spezialkollegen nicht versteht. Das liegt zum Teil an der reizbaren und philiströsen Regungen leicht zugänglichen Veranlagung des Kleineren dieser Großen. Zum Beispiel: In einem Satzlabyrinth von 25 Zeilen drückt der sonst begabte Stilist Weingartner seine Verwunderung darüber aus, „daß der seit früher Jugend von Glück und

Anerkennung verwöhnte Komponist des ‚Heldenleben‘, durch die Gunst des Schicksals zu Mutwillen gereizt, sich selbst als den mit Widersachern kämpfenden Helden feiert.“ Ist das philiströs oder nicht? Spricht so ein schöpferischer Geist, der aus eigener reicher Erfahrung wissen muß, daß die seelische Innenwelt des Künstlers jeglicher Verwunderung der Außenwelt spottet? Es gibt eine mit dem Öl der Staatsanwälte, Pastoren und Schullehrer gesalbte, mit Nietzsches „Moralinsäure“ getränkte Philistrosität. Von beiden Essenzen finden sich Tropfen in seinem Buche. Hier ist einer: „Die Welt wird Euch für eine Oper im Stile Lortzings, für eine Symphonie, wie sie Hermann Goetz komponiert hat, sehr dankbar sein, wenn es nur echt und nicht geschminkt ist, was Ihr geschaffen habt. Bildet Euch ja nicht ein, jeder von Euch müsse ein ‚Übermensch‘ sein, wenn Zarathustras Lehren unverstanden in Euren Ohren herumtollen und Euer Gehirn in krankhafte Wallung versetzen.“ Es spricht ein Beamter, der das Dezernat über gut gepflasterte, bequem gangbare goldene Mittel- und Promenadenstraßen hat. Weil er selbst als Passant dieser Wege, als Unoriginelller, Epigone, Eklektiker, Manierist, leider verschrien ist, plädiert er flugs für die Unoriginellen, Unpersönlichen, Unkomplizierten, Unproblematischen, denen er im Stile anderer zu komponieren r ä t, und umgibt sie mit der Gloriole königlichen Künstlertums, um dadurch die fanatischen Priester im Dienste des Persönlichkeitskultus in respektvoller Distanz zu halten. Er schreibt eben für sich und über sich. Das ist sein gutes Recht; und mein gutes Recht, kritische Pflicht sogar, ist es, das und anderes, dem Kritisierten vielleicht Unangenehmes, zu untersuchen, damit der Leser des Künstlers Wesenskern ohne Hülsenreste blank erblicke.

Wenn Weingartner auffordert, dem Dämon „Furcht vor der Unoriginalität“ die Stirn zu bieten, so denkt er an sein Schicksal, an seine Behandlung durch die von „Originalitätssucht“, „Unnatur“ und „Reminiszenzenjägerei“ befallenen Kollegen und Kritiker. Wenn er eine ehrliche Reminiszenz der „gewollten Originalität“ vorzieht und gegen Leute eifert, die ihren Einfluß oder ihre Feder benutzen, „um durch Herabsetzen, Verkleinern oder Totschweigen einer ihnen unbequemen Erscheinung eine andere, besser konvenierende auf den Schild zu heben“, so diktieren ihm eben starke p a s s i v e Gefühle die Worte. In p e r s ö n l i c h e m Interesse bekennt er auch, daß ihn Strauß' „glänzende, ja sensationelle Erfolge“ nicht beirren können, da die Bedeutung des zeitgenössischen Erfolges einen sehr ephemeren Wert besitze. Er schielt in **domum** und **pro domo**, schreibt für und über sich, wenn er klagt: „Die Richtungen waren markiert, und heute gibt's deren so viele, daß jeder sich berufen fühlt, im Sinne einer solchen zu agitieren. Wer nun aber gar keiner Richtung angehört, erregt mit seinen Leistungen naturgemäß überall Ärgernis...“ Er erklärt, immer seinen eigenen Weg gegangen

und ohne Protektion, auch ohne weibliche, ausgekommen zu sein, nie einer Partei oder Zunft angehört und sich stets von „Clique“ und „Claque“ sorgsam fern gehalten zu haben. Deshalb vielleicht wittert er überall Parteigeruch. Merkwürdige Maschinen sind die Windmühlen, gegen die er anrennt. Er nennt sie „Ultramoderne“ und dichtet ihnen die Behauptung an, Liszt und Berlioz als überwundenen Standpunkt zu betrachten, „als überschrittene Stufe zur Vollkommenheit, auf der jetzt die neuen Götter thronen. Eitles Bemühen! Die Zeit spricht ihr gewaltiges Urteil ohne Rücksicht auf die sich aufblähenden und in ihrer beschränkten Nichtigkeit herumkrabbelnden Pygmäen . . .“ Von wem spricht er? Ich weiß es ebensowenig wie er selbst. Gleich dem Ritter von la Mancha kämpft er gegen Märchenschafe. Es ist ja nicht ganz unmöglich, daß sich in der Herde ein paar Sündenböcke befinden. Aber sind vielleicht unsere großen „klassischen Dichter“ aufgeblähte Pygmäen, weil Friedrich Nicolai damals ein einflußreicher literarischer Mitarbeiter war? Oder müßte etwa der Verfasser einer Geschichte des modernen Theaters die „Partei“ und die „Richtung“ zeitgenössischer Bühnenleiter schelten, weil Ferdinand Bonn das Berliner Theater kompromittiert? Die Nicolai und Bonn, die Hinz und Kunz dürfen einen Geschichtsschreiber der „Symphonie nach Beethoven“ und seine Leser nichts angehen.

Man darf nun aber nicht glauben, daß Weingartner einer der „unmodernen“ Musiker ist, denen die Musikgeschichte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts fast beendet und von späteren Werken nur manches von Brahms und einigen „Epigonen“ genießbar ist. Dagegen spräche schon der folgende kluge Ausspruch: „Jedenfalls hat die moderne Richtung in weit höherem Maße anregend und befruchtend gewirkt als die neuklassische. Sie ist der Sauerteig im Hausbrote der Philister geworden, und die Gärung macht sich immer mehr sowohl in Deutschland wie im Auslande fühlbar.“ Bekannt ist Weingartners große Verehrung für Liszt, seine starke Neigung zu Berlioz, um den er sich durch eine kritische Berliozausgabe und andere Betätigungen rationeller Berlioz-Propaganda sehr verdient gemacht hat. Auf den Programmen seiner Orchesterkonzerte finden wir außerdem Wagner — natürlich Richard Wagner —, Wolf, sogar die ersten Tondichtungen von R. Strauß und Werke anderer „Neudeutscher“ oder „Moderner“. Aber Arthur Seidl — wie er von „Modernen Dirigenten“ und ihren Schriften „Über das Dirigieren“ spricht — findet, daß Weingartner in seiner gleichnamigen Broschüre einigermaßen „reaktionär“ berührt; „bleibt er doch zu negativ in all seiner Polemik und kommt es doch bei ihm zu wenig zum positiven Aufbau; wie sich in seinem Blute denn von jeher die Trivialität eines unproduktiv nachhinkenden Epigonentums und eines mehr nur vermittelnden Maklertalentes den prächtigsten Intentionen nach vorwärts allzu auffällig beigemischt hat“. Der gediegene Kenner und Könner Seidl schilt

Weingartners „haltlose Invektive gegen den zeitgenössischen Tempo-Rubato-Dirigenten", gebraucht als weiteres Charakteristikum den Ausdruck „epigonenhaft ausgleichende Art" und hört aus ihr „einen peinlichen Ton von Rückwärtserei" herausklingen, der bei einem so gescheuten Kopfe wie Weingartner arg verstimmen müsse. Die kritische Kohle benutze ich nicht, um einen damit anzuschwärzen, sondern um sein Porträt zu zeichnen. Ich muß also, wenn das Bildnis nicht „geschmeichelt" aussehen soll, auch Seidls Porträtskizze beachten. Also: „Felix Weingartner wiederum, der doch nicht produktiv genug erscheint, um sich nicht wieder der reproduktiven Seite eines Nikisch mehr zu nähern . . ." „In ihm steht umgekehrt wieder höher als der Komponist wohl der Dirigent, dem das Publikum denn auch den Vorzug vor jenem allgemein zu geben scheint." Etwas Reaktionär und Rückwärtsler, zu negativer Polemiker und zu wenig positiver Aufbauer, Vermittler und Ausgleicher, hinkender Bote des Epigonentums, nicht produktiv genug, vielmehr Reproduzent: das also sind die Schattenseiten in Seidls bajuvarischem, grobstrichigem Bildnisentwurf; sie erscheinen mir zu schwarz, zu anschwärzend. Wenn Seidl zum Beispiel andeutet, daß sich Weingartners' Antipathie gegen Bayreuth als ein Akt persönlicher Vergeltung darstellen ließe, so muß ich zur Entschuldigung Weingartners doch an seine Differenzen mit Hans von Bülow erinnern. Der hat gegen seinen damaligen Dirigierkollegen am Hamburger Stadttheater „einige ohnmächtige Sottisen geschleudert, die unter dem Namen Biergartner-Witze bekannt und belächelt wurden". Ungeachtet der bitteren Unannehmlichkeiten, die ihm „einer der größten reproduzierenden Künstler" ungerechterweise bereitet hat, ruft er: „Ehre und Verehrung dem Andenken Hans von Bülows." Das ist, wie mich dünkt, gar nicht kleinlich, sondern unbefangen und aufrichtig gedacht. Und der Grund des Zerwürfnisses? Dem Gesellen war es unmöglich den Meister zu imitieren und gegen die eigene Überzeugung „Carmen" so zu dirigeren wie jener. Ohne Berücksichtigung der Gefahr, sich die Protektion eines Machthabers zu verscherzen und darum vielleicht auf der Dirigentenlaufbahn zu stürzen, verschmähte es ein junger Anfänger, seine Überzeugung dem launischen Eigenwillen eines genialen Tyrannen zu opfern. Schon zwei Jahre vorher hatte ihm Bülow gesagt: „Ich kann Sie nicht brauchen, Sie sind mir zu selbständig. Ich will einen haben, der absolut nur tut, was ich will. Das können Sie nicht und wollen Sie nicht." Stimmt das nicht mit vielen anderen Symptomen der Wesensart Weingartners überein? Mußte er nicht auch darauf verzichten, in Bayreuth zu „katzbuckeln"? Erklärte er nicht auch, aller Kameraderie, Clique und Claque fern zu sein? Will er nicht auf sich allein gestellt sein, selbständig seinen Weg gehen und das, was er erreicht hat, nur sich selbst verdanken? Um das zu zeigen, mußte ich weit ausholen, aber das Resultat ist wichtig und, wie ich hoffe, auch richtig. Ich will

Wesenszüge aufdecken, charakteristische Grundzüge und ihren Zusammenhang suchen, damit der ganze Mensch, sein Künstlerisches und Menschliches, sichtbar wird. Hervortretende Züge sind: Liebe zur Absonderung und Haß gegen Absonderliches. „Es liegt die Gefahr nahe, daß Eitelkeit, Selbstsucht und Willkürlichkeit einiger jüngerer Kapellmeister einen Stil zur Mode mache, der unsere großen Meisterwerke zu Spielbällen persönlicher Zwecke und Launen macht. Das ist um so gefährlicher, als das künstlerisch nicht erzogene Publikum in seinem Erstaunen über das Absonderliche dieses für das Echte halten kann, . . . so daß schließlich derjenige Recht behielte, welcher die meisten ‚Faxen' macht." Es sind Worte desselben Mannes, der gegen „gekünstelte Nuancen", gegen „krankhafte Originalitäts- und Gefallsucht", gegen den Trieb aufzufallen so oft geeifert hat. Als ein Feind der Nervosität, der aufdringlichen Kompliziertheit und der regellosen Gärungsprozesse schwärmt er für Reife und Ruhe, für ungeschminkte Einfachheit und Klarheit, für Straffheit und Konzentration, für Zurückhaltung und Normalität.

So ist er auch als Dirigent. Nur von Normalität ist da nichts zu bemerken. Denn er ist ein abnorm begabter, eminenter Dirigent und als solcher das, was er von Bülow gesagt hat: einer der größten reproduzierenden Künstler, welche die Musik jemals besessen hat. Auch Seidl vergißt leicht seine logischen Einwände und nimmt gern die psychologischen Widersprüche in Weingartner mit hin, wenn er ihn Berlioz' „Sinfonie fantastique" dirigieren sieht, „so unvergleichlich plastische, eindringlich gestaltete Vorführungen wie die der IX. Sinfonie Beethovens, der Lisztschen Faustsymphonie, des „Mazeppa" oder die Wagnersche „Venusbergmusik" (Pariser Bearbeitung) von ihm erlebt". „Erlebt" ist der beste Ausdruck. Als ich vom Kaim-Orchester unter Weingartners Direktion zum Beispiel die „Siebente" von Beethoven (mit dem dionysischen Finale) oder das Vorspiel zu „Tristan" und „Isoldes Liebestod" hörte, da fühlte ich, wie die Tür zum Interieur meiner Musikseele entriegelt wurde und weit aufflog, und wie dann ein Festzug seltenster Offenbarungen durch die Pforte wogte. Das sind Erlebnisse, die ihre Spuren tief in die Erinnerung eingraben und das Gedenken des Namens Weingartner nicht verlöschen lassen. Die prägnante Klarheit und Straffheit seiner Orchesterführung äußert sich am deutlichsten in Werken von der Art des Meistersinger-Vorspiels. Wie er da die Fäden des polyphonen Gespinstes entwirrt, wie er die kontrapunktischen Glieder subtil ausmeißelt! Er ist Tonlinienkünstler, Tonplastiker. „Er innerviert seine Musiker"; er ist die Nervenzentrale des Klangkörpers, ist dessen Gehirn, das die Ganglienzellen zum Agieren und Reagieren bringt. Dieses Hirn ist frei von Exzentrik und Chaotik, hat keine ausgeklügelten Einfälle und bringt keine gewaltsam geistreichen Gedanken hervor. Weingartners Dirigierkunst ist, um ein Wort Zolas zu variieren, ein Stück

Natur des jeweils reproduzierten Komponisten, gesehen und gehört durch ein Temperament. Grundnoten seines Charakterakkordes sind auch hier stilisierte Zurückhaltung, oligarchische Reserviertheit, Gemessenheit, Mäßigkeit und Maßliebe, aber Mäßigkeit ohne Nüchternheit, also nicht jene akademisch korrekte, sondern eine voll verhaltener Leidenschaftlichkeit, eine bändigende, bezwingende, eine durch weise Erfahrung selbst gebändigte. Vor Jahren verglich ich ihn einmal mit dem großen flämischen Porträtisten van Dyck, den die Zeitgenossen „das Malerbarönchen“ nannten. Ein Tropfen van Dyckschen Blutes ist durch das Sieb energischer Läuterung auch in das inhaltsreiche Gefäß der Kunst Weingartners gesickert. Seidl denkt an ähnliches, wenn er bemerkt, daß Weingartner „im äußerlichen Gehaben mitunter doch schon in jenes zierliche Faiseurtum verfällt, bei welchem das Wort „artifex“ den Akzent unwillkürlich auf die Endsilbe erhält.“ Aber wenn einer dieses Urteil jetzt wiederholen wollte, so täte er damit unrecht. Vor nicht langer Zeit störte mich wohl noch die zierliche Auffassung der Juppiter-Sinfonie, aber die Posen und die Koketterie im „äußerlichen Gehaben“ waren damals bereits im Sieb zurückgeblieben. Jetzt bereitet Weingartner durch die Unaufdringlichkeit, Zucht und Selbstzucht seiner Stabführung auch in optischer Beziehung hohen ästhetischen Genuß. Künstlerisch einheitlich wie sein Dirigieren sind die Programme seiner Konzerte. Er vermeidet die leider so beliebten Programmpotpourris, stellt keine Duodezvortragsfolge zusammen, sondern macht das Konzertprogramm zu einem Objekt seines ausgeprägten Stilgefühls. Als er noch dem Kaim-Orchester vorstand, war sein Repertoire ein „eiserner Bestand“, der überall angeboten und mit Entzücken angenommen wurde; doch der Kritiker, der im Dirigenten einen Pionier der Musikkultur, einen Wegweiser durch fruchtbares Neuland sehen will, konnte sich darüber nicht immer freuen. Da aber Pianisten, Geiger, Gesangskünstler, selbst hervorragende, ihre „Nummern“ haben, mit denen sie von Stadt zu Stadt reisen und um Gunst werben, ließe sich auch das reisende Virtuosenorchester entschuldigen. Seitdem Weingartner nur noch die Berliner königliche Kapelle mit seinem Meisterstab dirigiert, ist er seßhafter geworden, wenn er auch gelegentlich auf ausländischen Musikfesten Begeisterungsflammen entfacht, in Holland und Frankreich den Ruhm deutscher Kunst verbreitet und auf inländischen Beethovenfesten den Beweis erbringt, daß kein Lebender Beethovens Sinfonien besser nachzuschaffen vermag als er. Als Dirigent der Sinfoniekonzerte des Berliner königlichen Orchesters kann er sich gar nicht nur als Meister in der Beschränkung auf den eisernen Bestand zeigen, sondern muß auch Selteneres und Neues bringen; das sind wieder Umstände, die seinen Aufstieg zur jetzigen Kapellmeisterschaft beschleunigen halfen. Ob er auch jetzt noch ebenso verführe wie vor einigen Jahren, als er das Werk eines Zeitgenossen, eines

„Modernen“ — ich glaube, es war Schillings — kurz vor dem Konzert vom Programm absetzte, weil in der Generalprobe der gewohnte laute Beifall ausgeblieben war? Ich hoffe: es war einmal; doch ich mußte den damals viel besprochenen Fall erwähnen, da er zur Charakteristik dient. Er zeigt wieder, daß in der rauhen Schale der Seidlschen Kritik ein Wahrheitskernchen steckt. Wenn man es anbeißt, schmeckt es nach Kompromißlertum und Negativität, nach dem Mangel an Initiative, an urwüchsigem Draufgängertum, an evolutionistischen und revolutionären Tendenzen. In Weingartner wirkt ein Stück der negativen Reaktion des Mephisto und ein Stück des moralischen Temperenzlertums der Stoiker. Er ist ein Mephistoiker.

Und nun zum Komponisten Weingartner. — Nie habe ich mich in größerer Verlegenheit befunden. Bisher hatte ich nirgends Werke von ihm, außer ein paar feinen Liedern, hören können. Es ist ja nun richtig, daß der eine oder andere Dirigent absichtlich, aus den erklärten Gründen, seine Schöpfungen für Orchester ignoriert. Aber die andern Werke!? Man darf eben hier nicht verallgemeinern; und man müßte Weingartner geradezu des Verfolgungs- und Querulantenwahnes zeihen, wenn man annähme, er selbst sei davon überzeugt, daß sich ein Trust der Musikunternehmer gebildet habe, um auf dem Musikalienmarkt eine „Baisse in Weingartner“ herbeizuführen oder für einen Kurssturz Weingartnerscher Produkte an der Aufführungsbörse zu sorgen. Er selbst ist zu vornehm, um auf den von ihm geleiteten Konzerten eigenen Kompositionen den Vorzug zu geben oder sie in unlauterem Wettbewerb propagatorisch feilzubieten. Daß ihm eine allgemeinere Anerkennung als Schaffendem bisher nicht so, wie er's ersehnte, beschieden wurde, ist nur zum kleineren Teil erklärt, wenn ich sage: Jeder ist seines Unglücks Schmied. Von ihm selbst stammen die Worte: „Das echt Neue steht ganz, frei und gerade für sich und schreitet kühn in die Welt hinaus; es braucht keiner Vorarbeiten und keiner Krücken“ — also die alte Geschichte: Das Genie bricht sich durch. Das Talent findet natürlich viel schwerer einen Weg durch die nivellierende Symmetrie des grauen Alltags, weil es weniger eigenartig ist, weniger durch selbstvolle Kühnheit und magische Macht fesselt; deshalb ist es unauffälliger, gleitet leichter an den Augen und Ohren der werktägigen Menschheit vorüber. So ergeht es Weingartner und vielen andern. Als dritter Grund kommt ein durch unsern ganzen Musikbetrieb verschuldetes Totschweigesystem hinzu. In derselben Nummer von Leßmanns Musikzeitung, die Weingartners Brahms-Artikel brachte, klagte ich über die schwersten Mängel unserer Musikkultur, die darin bestehen, daß die Opernhäuser und Konzertsäle Vergnügungs- und Sensationslokale, aber nicht Bildungsstätten sind. Den trillernden und trällernden Götzen des Solistenkultus und dem im klassischen und romantischen Boden fest eingewurzelten Geschmack des Publikums, das

nicht lernen und leiden, sondern sich nur behaglich amüsieren und in klarer Melodienflut plätschern will, bringen die verantwortlichen Konzertunternehmer und -leiter alljährlich harte Opfer. Eins von ihnen ist Weingartner, aber nur eins unter vielen. Schon deshalb dürfte er nicht allein persönlichen Motiven die Schuld an seiner Zurücksetzung geben. Er ist eben ein zeitlich Moderner, ein Neudeutscher, also einer von denen, gegen die er selbst polemisiert. Einst lehnte er eines Zeitgenossen Werk kurz vor der Aufführung ab, die seinigen nimmt mancher Dirigent erst gar nicht zur Aufführung an. Es sind gleiche Unterlassungssünden. Wie kann er da mit des Geschickes und des Publikums Mächten hadern? Warum man z. B. seine Lieder, die bekannter zu werden verdienten, so selten hört, vermag ich nicht zu sagen; sie sind eben neu. Wie lange hat Hugo Wolf warten müssen! Strauß' beliebteste Gesänge „Cäcilie", „Heimliche Aufforderung", „Traum durch die Dämmerung", „Ständchen" sind zwar auch neu und neuartig, aber Werke eines vom Glück verschwenderisch begünstigten und überdies eminent genialen Tondichters. Übrigens sind doch manche von Weingartners Schöpfungen, kammermusikalische und musikdramatische, mit starkem Erfolge von ausgezeichneten Künstlern gespielt und in berühmten Theatern aufgeführt worden. Doch die allmächtige Instanz des großen, unparteiischen Musikpublikums, das von Weingartners Stellung zu andern Musikern unserer Zeit und seiner Polemik mit ihnen gewiß nichts weiß, hat in den meisten Fällen dem Dirigenten Weingartner den Vorzug vor dem Komponisten gegeben. Ich kann da nicht viel mitreden. Mir hat wohl die Verlagsanstalt von Breitkopf und Härtel mit vornehmster Bereitwilligkeit die wichtigsten Partituren u. a. zur Verfügung gestellt. Wenn ich mir nun aus der unzulänglichen Kenntnis dieses Notenmaterials kein ins einzelne gehendes, gültiges Urteil zu bilden getraue, so verfahre ich nur im Sinne Weingartners, der sich gegen einige Kritiker mit den folgenden Worten gewandt hat: „Sie hören mit den Augen, nicht mit den Ohren." Ich will seine Kompositionen geistig, im Zusammenhang psychologisch-kritisch hören. Einige erwähnte ich schon: sie sind der Spiegel seiner Wesensart, seiner Theoreme und idealen Forderungen. Der Spiegel ist aus klarem, regelmäßigem, glattem Glase und der Rahmen weder Barock oder Rokoko noch Zopf- oder Jugendstil, sondern gerade und ruhig, prunklos und doch reich, aus fein getöntem, ebenem Ebenholz in blanker Politur, mit geschickter, plastischer Einlegearbeit. Das alles paßt zu der vorangegangenen Charakteristik; auch die Tatsache, daß der Komponist Weingartner kein Vielschreiber ist. Er wägt sorgfältig, bevor er wagt, prüft selbstkritisch, ehe er sich ewig bindet. Er steckt voller retardierender Momente. Als Sechzehnjähriger gab er sein Opus 1 heraus, Skizzen für Klavier, und nach 25 Jahren entstanden als Opus 38 die bisher letzten Arbeiten: „Traumnacht" und „Sturmhymnus", zwei hochbedeutende Ge-

sänge für achtstimmigen Chor und Orchester. Die ersten fünf Publikationen sind Klaviersolostücke, wie sie von reich begabten, emsigen Konservatoristen nicht selten geschrieben werden: Tonbilder und Stimmungsbilder und Phantasiebilder mit liebenswürdiger Feld-, Wald- und Wiesenromantik. Stücke für Klavier hat er seitdem nicht wieder verfaßt, wie er denn auch seine großen pianistischen Fähigkeiten jetzt nicht mehr öffentlich betätigt. Sein Klavierspiel soll ebenfalls eine unmittelbare Äußerung seiner ganzen Art sein: reserviert, abgeschlossen, einfach und von virtuoser Aufdringlichkeit frei. Seine Liebe gehört dem kompliziertesten Instrumente, dem Orchester, das er mit Meisterschaft spielt. Das sechste Opus des damals kaum Zwanzigjährigen, eine Serenade, beschränkt sich auf das Streichorchester; das volle Orchester als selbständiges Instrument läßt der Komponist in den schon genannten sinfonischen Dichtungen und in den beiden Sinfonien (G-dur und Es-dur) erklingen. Die zweite, Opus 29, steht in derselben Tonart wie Beethovens dritte und hat ebenso wie diese den Beinamen „Eroica" erhalten. Weingartners „Heros" ist ein Stück von ihm selbst, jedenfalls dachte ich an den Komponisten, als ich bei seinem Biographen Krause den „Helden" folgendermaßen geschildert fand: „Er geht seinen Weg noch ungewiß, zagend, oft anhaltend, kämpfend, bis er ihn gefunden glaubt (Satz I). Der kräftige Humor bricht bei ihm durch; fröhliche Stimmung (II). Hymnus an die Schönheit (III). Gewißheit, seinen Weg gefunden zu haben, und freudiges, zielbewußtes Vorwärtsschreiten (IV)." Meine besten Wünsche begleiten ihn auf diesem „Wege".

Bevor ich über dieses Weges Beschaffenheit zusammenfassend rede, muß ich die kurze Revue über die Kompositionen beenden. Am Orchesterstil hält der intime Kenner des Orchesters fest, auch wenn er Kammermusik schreibt. Von den drei Streichquartetten entspricht namentlich das mittlere, dem Böhmischen Streichquartett gewidmete (D-moll), „dem heute üblichen, oft an die orchestrale Behandlung sich anlehnenden Kammermusikstil"; ebenso ist das Klaviersextett Opus 33 von diesen „modernen, den Ergebnissen der Jetztzeit entsprechenden Gesichtspunkten aus zu betrachten". Aus dem kritisch-theoretischen Saulus Weingartner ist also in der Komponistenpraxis ein Paulus geworden. Der Spötter über die „neuere Richtung" muß sich von Krause sogar sagen lassen, daß die Klavierbehandlung in vielen seiner Gesangstücke „ein Ergebnis der neueren Richtung" ist. Modern sind auch die drei Hefte Lieder und Gesänge mit Orchester; moderne Gewächse aus dem Treibhaus der Neutöner sind sie schon durch die zu lyrisch-konzertierenden Zwecken vollzogene Verbindung der Singstimme mit dem vollen, nüancenreichen Orchester der Gegenwart. Immer wieder erweist sich Weingartner als einen die Anatomie dieses vielgliedrigen Klangkörpers praktisch und theoretisch beherrschenden Künstler. Auf seiner Tonpalette hat auch er, in

diesem Sinne wieder ein Moderner und Neudeutscher, das stimmungfördernde Instrumentalkolorit zeitgenössischer Klangmaler. Das lehrt zum Beispiel seine Orchestrierung und Modernisierung der „Aufforderung zum Tanze", die ihn außerdem von neuem als geschickten, beherzten Mathematiker paralleler Tonlinien zeigt. Für sein „Gefilde der Seligen" ließ er nach eigenen Angaben eine Altflöte fertigen. Aber seine enragierten Freunde spotten über R. Strauß, der immer auf neue Klangwirkungen bedacht ist und in seiner Salomepartitur das von ihm ersonnene „Heckelphon" vorschreibt. Komische Leute! Sie sind so inkonsequent, hören immer „neidisch Gekläff", wittern überall Parteigeruch und verstärken so im Charakterbild ihres Günstlings einen Zug, der ohnedies viel zu dick hervortritt. Dabei ist Weingartner so zart besaitet; als Lyriker läßt er nicht merken, daß er als Publizist manchmal die Farben der Übertreibung so dick aufträgt. Die Vokalkompositionen mit Begleitung des Klaviers nehmen den breitesten Raum in seinem Schaffen ein; mehr als ein Dutzend Liederhefte — aber nicht voll von Dutzendliedern — bezeugen, daß er lyrische Stimmungen intensiv nacherlebt und fein in die Tonsprache zu übersetzen vermag. Er bevorzugt Lenau, Hamerling, J. Sturm, vor allen aber Gottfried Keller, der ebenso wie zwei andere große Schweizer, Böcklin und Spitteler, von ihm für die Musik entdeckt worden ist. Von modernsten Gedichten wählt er solche, die mit der Fähigkeit, den Ausdrucksmusiker anzuregen, leichte Faßlichkeit und Natürlichkeit des Inhalts und der Sprache verbinden. Sein Sinn für ungezwungene und doch gebundene Natürlichkeit, für naive Einfalt und gemütvolle Beschaulichkeit erklärt seine Neigung zur Primitivität des Gefühlslebens in Märchen und Sagen, wofür seine Lyrik beredte Beispiele enthält, ebenso wie seine Begeisterung für das ungebrochene, undifferenzierte Daseinsempfinden hellenischer und schweizerischer Olympier. Ein bißchen alt- und hausväterlicher Philistermoral, wie sie die „Reifen" oft gegen die „Jungen" zur Schau tragen, ist mit dabei. Auch bei Spitteler ist es so. Der ist als Dichter groß und entzückend, aber wenn er schriftstellerische Launen in Zeitschriften betätigt, wirkt er wie ein Schulmeisterlein als Leitartikler im Kreisblättchen. Wenn Weingartner schöpferisch tätig ist, also Temperament und Phantasie arbeiten läßt, dann tritt der von mir so betonte Grundzug seines Wesens in edlerer und weniger greifbarer, doch immer noch hinreichend deutlicher Form hervor. Seine Kompositionen sind unkompliziert, unproblematisch, unnervös, unhysterisch und ohne die psychologisch so interessante Note, die man oft als dekadent zu bezeichnen beliebt. Sie sind gründlich, nicht abgründlich; sie graben sich nicht wühlerisch in dämonische Tiefen ein, entbehren in ihrer Mehrzahl des bezwingend Hinreißenden, überzeugend Notwendigen, der genialisch originalen Ausdruckskraft und der ungehemmten Schwungkraft. Ihr

Weg führt durch meist ebenes, streckenweise sanft welliges Gelände, ist frei von Gestrüpp und wurzelfestem, eigenwüchsig knorrigem Gesträuch. Er ist geschickt angelegt und gut, ja liebevoll gepflegt; bequem passierbar. Dort, wo man die Wegtafel mit der Aufschrift: „Vorsicht! Kammermusik!" erblickt, ist er nur für sichere, geübte Wanderer gut gangbar. An seinen Rändern gewahrt man oft, besonders am Anfange, Wald-, Feld- und Wiesenblumen, die, wenn es auch keine seltenen Gewächse sind, doch reizvoll duften können. Ein paarmal jedoch erhebt sich der Weg hoch über die Normalschönheitslinie, steigt imposant auf und scheint durch eine alpine Landschaft zu führen: Man steht und staunt vor dem mit dichterischer und musikalischer Begeisterung aufgetürmten Gipfelwerk der „Orestie", vor den Bergspitzen „Traumnacht" und „Sturmhymnus" und gelangt, namentlich im späteren Teile der Strecke, zu stattlichen, aussichtsreichen Höhepunkten, wie dem Opus 36 (vier Gesänge zum Orchester) u. a. — Meine Beurteilung der Kompositionen halte ich selbst für wandlungsfähig und unsicher; erst die lebendige Bekanntschaft mit ihnen dürfte entscheidend sein. Näher auf sie einzugehen, muß ich ablehnen; ich habe das dem Umfange des Aufsatzes gesteckte Ziel bereits überschritten und doch nicht alles gesagt, was ich hätte sagen können. Wer einem so viel Stoff bietet, muß eine beachtenswerte, interessante Persönlichkeit sein. Die Kompositionen in systematischer Übersicht einzeln behandelt zu haben, ist Professor E. Krauses Leistung. Seine Broschüre ist gut orientierend, sachlich genau und sehr sachverständig, aber kritisch-psychologisch recht belanglos. Meine Arbeit war es, Äußerungen des Menschen und Künstlers Weingartner als **documents humains** zu betrachten. Sein Herzblut habe ich untersucht; auch Bazillen fand ich darin. Aber es sind keine Krankheitsstoffe, die ihm bei seiner gesunden, widerstandsfähigen Konstitution erheblich schaden könnten.

Ich bin nun am Ende, putze die Linsen des Mikroskopes und stelle es, zum Schutze vor Staub, unter die Glasglocke. Persönliche oder briefliche Beziehungen zum Objekte der Untersuchung dürfen die Gläser des kritischen Instrumentes nicht trüben. Es trägt eine Etikette mit den von Cicero in einer Rede zitierten Worten: „Plato ist mein Freund, aber befreundeter ist mir die Wahrheit."





Naturphilosophie der Gegenwart.

Von

Dr. Wilhelm Stekel.

— Wien. —

Das große Geheimnis des Lebens zu enträtseln, war bisher das heiße Bemühen aller Forscher. Unzählig sind die Hypothesen, die bisher zu diesem Zwecke gebaut wurden. Zwei Grundansichten stehen einander, seit die Menschheit denken gelernt, schroff gegenüber: der Dualismus und der Monismus. Der Dualismus dachte sich die tote Materie von einer unsichtbaren Lebenskraft erfüllt; und eben diese Verbindung von Seelenkraft und -Stoff bilde jene Erscheinung, die uns in der umgebenden Welt als Leben imponiere. Der Monismus suchte die Erscheinungen des Lebens auf mechanischem Wege zu erklären, suchte zu beweisen, daß zwischen den unbekannten chemischen und physikalischen Vorgängen der Natur und den Vorgängen des Lebens gewisse Analogien bestehen, die den Schluß gestatten, das Leben beruhe auf einer besonderen Verbindung dieser physikalisch-chemischen Kräfte. Als nun infolge des ungeahnten Aufschwunges dieser Disziplinen, infolge der Verwendung des Mikroskopes, der Entdeckung der Elektrizität und anderer mechanischer Kräfte die Wissenschaft unzählige Rätsel der Natur entschleierte, hoffte man auch, zu den tiefsten Rätseln des Daseins vordringen zu können. Der Mechanismus wurde Trumpf!

Den Abgrund, der sich zwischen Ahnung und Erkenntnis dehnte, hatten die Materialisten denn doch allzusehr unterschätzt, und so kam es, daß als natürliche Folge der Enttäuschung, als Reaktion auf die nicht

befriedigten, hoch gespannten Erwartungen eine Art naturphilosophischen Katzenjammers eintrat, der sich geneigt sah, mit den alten überwundenen Vorstellungen der Lebenskraft, des Vitalismus Hypothesen zu spinnen, der den Aberglauben in modern wissenschaftlicher Verbrämung als oberste Wissenschaft proklamieren wollte. Ein zweiter Dubois-Reymond, der in seinem Ignorabimus die Resignation seiner Zeit in einige Thesen zusammenfaßte, erstand der Naturphilosophie in Wilhelm Ostwald, dem Leipziger Chemiker, der in seinem Vortrage (gehalten 1895 in der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Lübeck): „Die Überwindung des Materialismus" („Abhandlungen und Vorträge allgemeinen Inhaltes", Feith und Co., Leipzig) seine Überzeugung dahin ausspricht, daß die mechanistische Weltanschauung ihren Zweck nicht erfülle, daß sie mit unzweifelhaften und allgemein anerkannten Wahrheiten in Widerspruch stehe. Bis heute sei noch immer nicht der Beweis erbracht worden, daß Wärmeströmung, Elektrizität, Magnetismus, Chemismus tatsächlich mechanisch seien, immer bleibe noch ein unerklärlicher Rest über, wenn man es versuche, die tatsächlichen Verhältnisse durch ein entsprechendes mechanisches System darzustellen. Und nun beginnt er dort anzuknüpfen, wo Ernst Mach so erfolgreich vorgearbeitet hat, an die „Energetik". Was wir von der physischen Welt erfahren, lasse sich in der Formel ausdrücken: Die Sinneswerkzeuge reagieren auf Unterschiede zwischen ihnen und der Umgebung. Der Energetismus sei also der Weg, auf dem eine Hypothese der Natur möglich sei, auf dem die sogenannte Naturerklärung durch Beschreibung der Erscheinungen ersetzt werden könne. (Eine alte Forderung Kirchhoffs!)

Es läßt sich unschwer zeigen, daß diese Auffassung des Lebens, die wir die energetische nennen, eine dualistische ist, die den Begriff Vitalismus durch Energetismus ersetzt, im Grunde genommen ein Spiel mit Vorstellungen, Worten und Begriffen. Mag sein, daß uns die Vorstellung der Energetik ein besseres Verständnis mancher Erscheinungen gestattet, sie ist eine Hypothese, wie alle anderen, nicht erwiesen; nicht das, was wir so sehnsuchtsvoll suchen, klare, unumstößliche Wahrheit.

Das eigentliche Problem konzentriert sich in der einen Frage: Auf welche Weise entstehen die verschiedenen Energieformen; welches sind die Bedingungen, die die tote Materie mit Energie erfüllen? Da ist mir beinahe der nackte Neovitalismus J. Reinkes noch lieber. Reinke sagt es klipp und klar („Biologisches Zentralblatt", 15. September 1904, „Der Neovitalismus und die Finalität in der Biologie"): „Es ist ein zur Zeit nicht beweisbares Dogma, daß eine restlose Zurückführung des Lebensvorganges auf die systematische Beziehung mechanischer Kräfte möglich sei. Mechanisch und gesetzlich sind a priori nicht identisch. Der Begriff des Mechanischen, Energetischen ist der engere, der Begriff des Gesetzlichen der weitere." (Man sieht, Ostwald wird hier von Reinke mit den

Mechanisten in einen Topf geworfen.) „Was der Mechanismus als Dogma verkündet, ist dem Neovitalismus Problem. Das mechanistische Dogma in der Biologie ist nur ein Vorurteil. Dem neuen Vitalismus ist das Axiom von der Gesetzlichkeit jeder Naturerscheinung Voraussetzung." Auch er schließt sich der Klage Ostwalds an, daß man keinen Vorgang im Organismus vollständig ohne Hypothesenrest chemisch und physikalisch aufklären könne. Er sagt: „Unter keinen Umständen darf die Biologie nach dem heutigen Stande ihres Wissens behaupten, daß im Organismus und in der Zelle nur ein chemisches Problem verwirklicht sei. Es ist ein Fehler, wenn man diese Behauptung aufstellt. Der Tier- und Pflanzenkörper ist so wenig ein chemisches Problem, wie die Madonna della Sedia es ist oder eine Sonate von Beethoven ein mechanisches Problem ist. Wohl ist die erstere mit chemischen, die letztere mit mechanischen Mitteln hergestellt; aber Chemismus und Mechanik beziehen sich nur auf eine Seite, gewissermaßen die Außenseite der Sache. Die Innenseite wird durch die geistige Arbeit des Künstlers repräsentiert. So besitzen Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff usw., wie ich hier wiederhole, in ihren Eigenschaften nicht die Kraft, einen Organismus zu bilden, und wenn die Eigenschaften auch in den Verbindungen sich ändern, so kommt doch den Eiweißstoffen, Kohlehydraten usw. ebensowenig die Fähigkeit zu, eine einfache Zelle oder gar ein Auge, einen Magen, ein Kniegelenk aufzubauen. Andere Kräfte müssen erst zu den chemischen Affinitäten und den katalytischen Einflüssen hinzutreten, um einen Organismus zu bilden. Das Leben ist weder eine Eigenschaft von Elementen noch von Verbindungen, so wenig wie eine Taschenuhr einer uhrenbildenden Kraft des Messings und Stahles zugeschrieben werden darf. Das Leben ist ein Fremdling, der sich auf diesem chemisch-physikalischen Felde angesiedelt hat und von ihm zehrt wie eine Pflanze vom Ackerboden. Es müssen besondere Kräfte hinzutreten, um den Stoff zu organisieren, und wird dies zugestanden, so fallen die Hypothesen des Materialismus und Hylozoismus." Ein fundamentaler Grundsatz gegenüber den Maschinen sei es, daß im Organismus Kräfte tätig sind, die ihn erbauen, die aus der Eizelle den Menschen gestalten und wachsend hervorgehen lassen mit allen Eigenschaften des Körpers und der Seele. Er unterscheidet ferner Bildungsursachen der Pflanzen und Tiere, die er „Dominanten" nennt. Diese sind das Analogon zu der geistig-körperlichen Tätigkeit des Menschen in der Herstellung von Technicismen. Sie sind ihm ein Symbol für eine Kraft, die er täglich am Werke sieht, ohne ihr Wesen zu erkennen, wie er die Schwerkraft, die chemischen Affinitäten am Werke sieht, ohne deren Wesen zu erkennen. Unbewußtes Empfinden gibt es seiner Ansicht nach nicht (?). Es gibt kein Empfinden bei Maschinen, es könne nur von Auslösung, höchstens von Erregung die Rede sein. Schon das Vorhandensein des Bewußtseins genügt, um die Berechtigung

des Vitalismus zu beweisen. Ferner glaubt er, daß den sichersten Ergebnissen unserer Erfahrung nach im rein mineralischen Erdboden keine Kräfte stecken, die eine lebendige Zelle hervorzubringen vermögen. Ähnlich dem Wiener Forscher Benedikt („Das biomechanische Denken in der Medizin; Neovitalismus", G. Fischer, 1903) glaubt er, daß eine große Zahl ähnlicher Urzellen im Anfang diejenigen Erdstriche bevölkerten, in denen der Boden für das Leben vorhanden war. Wie diese Urzellen entstanden waren, darüber kann er sich keine Erklärung machen. Er stellt sich in scharfen Gegensatz zu Darwin, indem er es als ausgeschlossen betrachtet, daß die Selektion positiv Zweckmäßiges habe schaffen können. Dagegen glaubt er mit Hartmann, daß Unzweckmäßiges durch Selektion beseitigt werden konnte. Sehr merkwürdig für einen Naturforscher ist folgende Wendung in dem betreffenden Aufsatze: „Den Atheismus würde ich mit der modernen Biologie nur für vereinbar halten, wenn es keine Evolution gegeben hätte, an der doch niemand zu zweifeln wagt. Denn aus dem Kohlenstoff, Sauerstoff, Stickstoff usw. konnten meines Erachtens sich keine Zelle, keine Pflanzen und Tiere, geschweige denn geistesbegabte vernünftige Menschen entwickeln."

Hier zeigt sich der fast allen Vitalisten gemeinsame, mehr oder weniger bewußte Gedankeninhalt — Abkehr vom Atheismus. Dadurch arbeiten sie dem Theismus und noch viel mehr dem Klerikalismus, teils mit, teils ohne ihren Willen, in die Hände. Sie geben ihm die Waffen, mit denen er die moderne Wissenschaft bekämpfen kann. Reinke bildet sich ein, über Kants Kriticismus hinauszukommen, und hält Ed. v. Hartmanns transzendentalen Realismus für die einzige naturphilosophisch haltbare Theorie des Erkennens. Die Wissenschaft macht es eigentlich jenen Theologen nach, die mit der Unhaltbarkeit gewisser Lehren von Darwin den ganzen Darwinismus und Mechanismus über den Haufen werfen wollen. Es wäre diesen Büchern zuviel Ehre angetan, wollte man sie näher zitieren. Wissenschaft und Theolgie wird da zu einem wüsten Gemenge, das einfach ungenießbar ist.

Tatsächlich ist eigentlich die Unhaltbarkeit verschiedener einzelner Grundsätze Darwins daran schuld, daß der Neovitalismus derart an Boden gewinnen konnte. Es ist zwar absolut unlogisch und nicht zu erklären. Muß der Mechanismus deshalb eine falsche Weltanschauung sein, weil Darwins Prinzip von der natürlichen Auslese und seine Anschauung vom Kampfe ums Dasein eine falsche ist, weil Lamarck, der die Erblichkeit erworbener Eigenschaften angenommen hat, sich als der weniger phantastische, aber viel weiter blickende erwiesen hat? Ist denn Neolamarckismus gleichbedeutend mit Vitalismus? Im Gegenteil, wie die bedeutendste Biologie der letzten Jahre, das großangelegte Werk von

Kassowitz*) beweist, ist man wohl imstande, eine durchwegs mechanische Weltanschauung zu vertreten, ohne sich auf die von Darwin angegebenen Gesetze der Selektion zu stützen.

Das Evolutionsgesetz, die Deszendenzlehre wird wohl kein vernünftiger Forscher von heute leugnen können, und wenn Benedikt**) in letzter Zeit sich berufen fühlt, die Konstanz der Arten zu verteidigen, so ist er entschieden auf den überwundenen Irrtum Cuviers zurückgefallen. Das sind unumstößliche Wahrheiten, die für alle Zeiten Allgemeingut der menschlichen Erkenntnis bleiben werden.

Wie beweist aber E. v. Hartmann seinen transzendentalen Realismus? Seine große Arbeit in den „Annalen für Naturphilosophie“ (2. Band, 3. Heft, 1903) zeigt den ganzen Mechanismus der falschen Logik, wie wir ihn soeben entwickelt haben.

Mit großer Sachkenntnis, wie man sie einem Philosophen gar nicht zumuten würde, mit außerordentlicher Kenntnis der Literatur ausgestattet, weist er nach, welchen Veränderungen die Abstammungslehre seit Darwin unterworfen war. Er zeigt das Unhaltbare verschiedener Gesetze Darwins, wobei ich betonen möchte, daß Haeckel und Weismann weit über die bescheidenen Aussprüche Darwins hinausgegangen sind, und zieht nun den ähnlichen Schluß wie Reinke. Der Darwinismus, von dem er die Abstammungslehre trennt, sei gerichtet, die Selektion könne nichts Positives leisten, sondern nur negative, ausschaltende Wirkungen entfalten. Das Bestreben des Darwinismus, zweckmäßige Resultate aus rein mechanischen Ursachen zu erklären, sei ganz unhaltbar. Es sei unrichtig, mit Weismann von einer Allmacht der Naturzüchtung zu reden, es sei aber ebenso unrichtig, sie mit Spencer zur völligen Ohnmacht zu verurteilen, denn auch ihre vernichtenden Wirkungen fielen in das Gesetz. Zweckmäßige Ergebnisse im Organismus jedoch könnten nur aus zweckmäßig wirkenden Kräften entspringen, dies ist die Hauptsache seiner Naturphilosophie, von der er sich bestimmt verspricht, daß sie als „Neovitalismus“ die allgemeine Anschauung der Biologie werden werde, wenn er auch nicht mehr die Aussicht habe, diesen Sieg noch zu erleben.

Daß diese Logik nicht zwingend ist, erhellt aus Kassowitz' bereits zitierter Biologie, der wie kein zweiter den Darwinismus bekämpft, das

*) Allgemeine Biologie. Wien, Moritz Perles, 1899. Ein fundamentales, groß angelegtes Werk, dessen letzter Band bereits erschienen ist. Allen Freunden der Naturwissenschaft aufs Wärmste empfohlen.

**) Neuestens hat der bekannte „wissenschaftliche Dilettant“ Houston Steward Chamberlain, dessen „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“ Friedrich Hertz geradezu vernichtend zerpflückt hat (Friedrich Hertz, Moderne Rassentheorien. C. W. Stern, Wien, 1904), den Versuch gemacht, Darwin zum xten Male umzubringen. Eine Kritik des bekannten Zoologen Prof. Hatschek in der „Neuen Freien Presse“ enthüllte solche Widersprüche und eine solche Ignoranz, daß man den Mut des Höhenmenschen Chamberlain bewundern muß, der solche Dinge veröffentlicht!

Unhaltbare der Lehren Weismanns in einer Reihe glänzender Kapitel klarlegt und sich trotzdem nicht geneigt sieht, zu derartig mystischen und für die Wissenschaft geradezu beschämenden Erklärungen zu greifen.

Derselbe Forscher hat zweimal zu dieser Frage das Wort ergriffen, beide Male in der „Zukunft“: „Die Krisis im Darwinismus“, 1902, wo er verschiedene Anschauungen Darwins als wissenschaftliche Märchen bezeichnet, und ein anderes Mal in seinem trefflichen Aufsatz „Der alte und der neue Vitalismus“, der mit den stolzen Worten schließt: „Bis jetzt hat sich noch jeder Vorgang in den lebenden Organismen, den wir verstehen gelernt haben, als zur Ordnung der chemisch-physikalischen Prozesse gehörig erwiesen, und wir haben keinen Grund zu glauben, daß diejenigen, die wir noch nicht verstehen, zu einer anderen unbekannten und undefinierbaren Ordnung gehören.“

Damit hat Kassowitz den Weg vorgezeichnet, den die Wissenschaft beschreiten muß, um dem Rätsel des Lebens näher zu kommen: Sie muß versuchen, immer mehr Verständnis zu gewinnen über die einzelnen mechanischen Vorgänge; von dem einzelnen mechanischen Vorgang heraus wird sich erst die Brücke finden lassen zum Verständnis der viel komplizierteren Prozesse. Wichtige Fragen werden hier zu lösen sein: Wie entsteht das Bewußtsein? Auf welcher Schwelle des organischen Lebens erhebt sich zum ersten Male das Wunder einer bewußten Vorstellung? Ungeheure Arbeit wird da zu leisten sein, eine Arbeit, deren Anfänge bereits vor uns liegen.

Bevor wir auf einige wichtige Errungenschaften der mechanischen Anschauung eingehen, müssen wir noch mit einigen Worten der Hypothese Max Verworns („Naturwissenschaft und Weltanschauung“, J. A. Barth, Leipzig 1904) gedenken, der, um eine monistische Weltanschauung auf dem Boden der Naturwissenschaft zu gewinnen, eine neue Hypothese, den Psychomonismus, predigt. Der Dualismus von Leib und Seele erweise sich bei genauem Zusehen nur als ein scheinbarer. Von der Körperwelt wissen wir nur etwas durch unsere Empfindung, die ganze Körperwelt baue sich aus Bestandteilen auf, die als psychische zu bezeichnen seien. Ein Gegensatz zwischen Körper und Sinn existiere in Wirklichkeit gar nicht. Es gebe überhaupt nur eines, und das sei der reiche Inhalt der Psyche. Dieser Psychomonismus nähert sich der monistischen Weltanschauung Haeckels, die sich die Atome mit psychischen Fähigkeiten ausgestattet denkt. Ein Kompromiß der Worte!

Wenden wir uns nun zu den hervorragendsten Vertretern der mechanischen Weltanschauung und führen wir einige der bedeutendsten Tatsachen an, die ein Verständnis des Lebens gestatten, ohne aus der Rumpelkammer des Altertums die geheimnisvolle Lebenskraft zu Hilfe zu ziehen.

Zwei Stimmen in der letzten Versammlung der Naturforscher in Breslau sind es, auf die ich besonderes Gewicht lege, vor allem der so bedeutende Vortrag von Professor Dr. W. Roux aus Halle über die Entwickelungsmechanik als neuen Zweig der biologischen Wissenschaft. Schon in seinem Buche „Der Kampf der Teile im Organismus", Leipzig 1881, versuchte Roux auszuführen, daß der Organismus aus vielen einzelligen und mehrzelligen Individuen zusammengesetzt sei, und daß zwischen diesen Individuen ein Kampf ums Dasein in Gestalt eines Kampfes um Nahrung und Raum stattfindet, ein Gedanke, den auch andere Forscher, besonders aber Kassowitz und Mühlmann („Über die Ursachen des Alters", Wiesbaden, Bergmann, 1900), mit besonderer Schärfe vertreten haben. Ähnlich wie die äußere Zuchtwahl zu einem Untergang der Schwachen und Unpassenden führe, entscheide die innere Zuchtwahl, die Intraselektion über das Schicksal der einzelnen Gewebeteile. Das Leben des Organismus sei ein permanenter Kampf seiner einzelnen Teile um Nahrung und Raum, wobei unter dem Einfluß des Funktionsreizes die Gewebe sich verstärken, andererseits mangels dieses Reizes verkümmern.

Roux versuchte nun die Entwickelung des Organismus im Embryo zu beeinflussen. Er machte seine Experimente an Froscheiern, an denen er konstatierte, daß bereits zwei Tage nach der Befruchtung sich eine Medullarfurche für Gehirn und Rückenmark nachweisen lasse, die gewissermaßen die Symmetrieebene des künftigen Tieres darstelle. Ein willkürlich gewählter Befruchtungsmeridian konnte auch die Richtung der ersten Furche bestimmen, während Schwerkraft und Licht von gar keiner Bedeutung waren. Roux versuchte nun nachzuweisen, wie sich einzelne Teile eines Frosches entwickeln. Durchstochene und zum Teil ausgelaufene Eier entwickeln sich zum vollständigen Embryo, und dies ist von größter Wichtigkeit, — für die Bildung eines normal gestalteten Embryos ist also nicht das ganze Ei notwendig. Dies würde ungemein für die Theorie von Kassowitz sprechen, der die ganze Vererbung auf eine eigene Anordnung der Atome im Protoplasma zurückführt. Geradezu überraschende Erkenntnisse haben die weiteren Versuche von Roux für die Wissenschaft ergeben. Es wurde die Oberflächenspannung als einer der wichtigsten Gestaltungsfaktoren im organischen Leben erkannt; auf ihr beruht auch die anziehende Wirkung vieler Fruchtzellen aufeinander. Das sind Tatsachen der Selbstregulation, die die mechanischen Theorien bedeutend unterstützen. Wenn Roux annimmt, daß sich die erste Furchungszelle durch Oberflächenspannung kugelig rundet und damit die Gestalt des ganzen Eies annimmt, so läßt sich von diesem kleinen Vorgang ein Schluß auf die Entstehung des Lebens überhaupt ziehen.

Und tatsächlich existiert ein Buch, das es versucht, alles Leben auf die zwei Kräfte, auf Zusammenziehung und Ausdehnung zurückzuführen.

Es ist dies das Buch von Dr. Emil König: „Die Entstehung des Lebens auf der Erde", Berlin 1904,*) das beweisen will, daß es keine andere Kraft in der Natur gibt, als die Zusammenziehung und Ausdehnung. Es gebe keine Zusammenziehung ohne gleichzeitige Ausdehnung und umgekehrt: sie sind sich gegenseitig Ursache und Wirkung, sie steuern sich selbst. Da die Kraftwirkung stets an eine Materie gebunden sei, müsse auch die Materie ewig sein. Mit diesem Gesetz erklärt er die Entstehung der großen Welten und der kleinsten Lebewesen. Man wäre fast versucht, diese Ausführungen für Utopien zu halten, wenn sie nicht durch die merkwürdigen Versuche von Roux eine so überraschende Bestätigung gefunden hätten. Warum soll das, was für die kleinsten Lebewesen gilt, nicht auch für das ganze Leben gelten?

Unsere gesamten Naturerfahrungen, sagt Prof. Dr. Ludwig Rhumbler (Zellenmechanik und Zellenleben", J. A. Barth, Leipzig), lehren uns, daß mechanistische, d. h. im Rahmen der Physik und Chemie sich abspielende Vorgänge nur wieder durch mechanistische Vorgänge eingeleitet und fortgeführt werden können. Ein mechanisches System, das von einem unmechanischen Ausgangspunkt aus in Gang gesetzt wird, widerspricht unseren gesamten wissenschaftlichen Erfahrungen. Damit sei noch nicht gesagt, daß man deshalb den ganzen Mechanismus der Lebewesen bis in die letzte Faser hinein zu erkennen imstande sein müßte, oder daß im Organismus nicht Energiearten vorkommen könnten, die außerhalb desselben nicht vorkommen. Er bespricht in eingehender Weise verschiedene Reflexvorgänge der Zellen und zeigt, daß sich dieselben auf einfache mechanische Weise erklären lassen. Er verweist auf Bütschlis Untersuchungen, der Flüssigkeitsgemische kombinierte, die sechs Tage lang in amöbengleicher Bewegung unter ganz gleichen Strömungsbildern durch lokale temporäre Spannungsdifferenzen in ihrer Oberfläche selbsttätig herumzukriechen vermochten. Die Ungleichheit der Oberflächenspannung wäre also das Movens für die Bewegung membranloser Zellkörper, folglich ließe sich erwarten, daß, wie man die Oberflächenspannung physikalisch beeinflussen könne, auch gegebenenfalls die Bewegung der Zellkörper beeinflussen werde. In der Tat entspreche das Tatsachenmaterial diesen Erwartungen, sowohl der Chemotropismus, als andere Tropismen, der Thermotropismus, ließen sich auch mit verschiedenen nicht lebenden Substanzen nachahmen. Es erweise sich das Oberflächenspannungsgesetz für die Biologie als ungemein bedeutsam. Mit Hilfe dieses Gesetzes ließen sich gewisse Bewegungen der Amöben zwanglos erklären. Wie die Nahrungskünstlerin Amöba Verocosa die Schwingungsfäden von zwanzigfacher

*) Seither ist das treffliche Werk bereits in zweiter, gänzlich umgearbeiteter und vergrößerter Auflage erschienen. Berlin 1905. Franz Wunder. Das Leben.

Länge ihres eigenen Leibes ohne namhafte Bewegungen in einen Knäuel aufrollt, ist auch mechanisch durch einen Energieversuch zu erklären.

„Ein Chloroformtropfen, der im Wasser liegt, vermag dasselbe, wenn man einen stark adhärierenden Faden an seiner Oberfläche in Bewegung bringt. Der Tropfen löst dann allmählich die Schellackrinde ab, und nun wird, da der entrindete Glasfaden eine größere Adhäsion zum umgebenden Wasser hat, derselbe wie eine Fäkalie nach außen abgeworfen, also gewissermaßen ein mechanischer Verdauungsvorgang.“

Sehr interessant sind folgende Ausführungen Rhumblers: Wie es mit den genannten Lebensleistungen der Amöben steht, ebenso stehe es auch mit anderen mechanischen Leistungen. Sie sind alle, so wundersam sie auf den ersten Blick erscheinen mögen, auf Grund der Flüssigkeitsgesetze in einfachster Weise erklärbar. „Karl Brandt hat das Entstehen und Vergehen von Vacuolen im Rhizopodenkörper mit osmotischen Gesetzen rechnerisch in Verbindung gebracht, die herrliche Gerüstbildung der Radiolen hat Dreier bereits vor zwölf Jahren mit der Flüssigkeitsmechanik in Einklang gebracht, ich selbst habe in jüngster Zeit auch die allerverwickeltsten Schalenbildungen der Foraminiferen mit ihren vielen Besonderheiten im Aufbau der Wand auf rein physikalische Faktoren zuerst zurückzuführen vermocht, so daß ich die Form, die eine lädierte Schale während der Regeneration annimmt, mit Sicherheit im voraus berechnen kann usw., aus Faktoren, die physikalisch a priori unter gegebenen Verhältnissen zu erreichen sind, von denen keiner also einen spezifisch vitalen, nur an Lebendes gebundenen Charakter trägt.“

Freilich wäre mit der Festlegung der Zellenmechanik das Zellenleben noch nicht recht erklärt. Der Lebenszyklus der Zelle mit dem Wunder der Fortpflanzung füge sich in keines der bekannten mechanischen Schemen ein. Der Übergang vom Mechanischen zum Psychischen, zur „bewußten Zweckmäßigkeit“ bleibe der Zellmechanik unbekannt und ihrer Erklärung so lange verwehrt, als nicht mit Hilfe der Zellchemie die Energieumsätze durchgerechnet und die Lücken der Rechnung aufgedeckt werden könnten.

Aber in einer Hinsicht sei kein Zweifel, daß die Oberflächenspannung einen Hauptfaktor bei der Bewegung der lebenden Massen darstellt. Der Protoplasmaleib eines Eies sei mechanisch nichts weiter als ein wabig gebautes Flüssigkeitsgemenge, dessen Umspannungsverhältnisse die weitere Teilung mit sich bringen. Hier berührt sich Rhumbler mit Quincke, dessen Forschungen über Schaumzellen wir noch später beleuchten wollen.

Eine Zusammenstellung der diesbezüglichen Tatsachen hat Benedikt in seiner Broschüre „Kristallisation und Morphogenesis“*) geliefert. Auch er zeigt, daß in jeder wässerigen Lösung eines Salzes dichtere ölartige

*) Moritz Perles, Wien 1904.

und weniger dichte Teile nebeneinander bestehen und an der Grenze dieser verschieden konzentrierten Anteile der Lösung Spannungen vorhanden sind, sogenannte „Oberflächenspannungen", die bei der Bildung von Kristallen die größte Rolle spielen. Quincke erklärt die Kristalle als Schaumkammern mit erstarrten Schaumwänden aus dem wasserarmen Teil der Salzlösung mit dem erstarrten Inhalt des wasserreichen Teiles der Lösung. Schaumgeboren ist also nach Benedikt nicht nur die Göttin der Schönheit, sondern auch der Kristall, die Zelle, die Pflanze, das Tier, der Mensch. Eine Schaumzelle ist aber in Wirklichkeit nichts anderes als eine Zelle in einem gewissen Oberflächenspannungszustand, und so erkennen wir auch hier diese Spannung als Grundbedingung des ganzen organischen Lebens. Quincke sagt: die Formen und die Erscheinungen im polarisierten Lichte, die Schaumzellen der organischen und unorganischen Natur gehen kontinuierlich ineinander über. So versucht Quincke eine Brücke zwischen Kristall und Zelle zu schlagen. Und Benedikt fügt hinzu: „Alle Körper, die wir durch den Gesichts- und Tastsinn als in sich abgeschlossen ansehen, haben positive und negative Oberflächenspannungen. Denken wir zum Beispiel an die Schwerkraft, an chemische, elektrische, magnetische Spannungen. Besonders auffallend sind diese Spannungen bei den magnetischen Katalysatoren im positiven und negativen Sinne. Es können natürlich verschiedenartige solcher Spannungen gleichzeitig vorhanden sein. Durch alle diese gegenseitigen Spannungen ist ja die Einheit des Universums hergestellt."

Man beachte hier, wie nahe sich Benedikt und König kommen, die unabhängig voneinander und von Roux dieselben Gedanken ausgeführt haben. Von großer Bedeutung sind die Mitteilungen, die Benedikt über die Schroenschen aufsehenerregenden Forschungen über das Leben der Kristalle macht, Forschungen, bei denen er selbst nicht beteiligt war, wo er nur als ehrlicher, durch unerschrockene Liebe für die Wahrheit angeregter Makler für denselben eintritt. Es zeigt sich erstens, daß die sogenannte Kristallachse kein rein mechanisch-geometrischer Begriff, sondern eine morphologische Tatsache ist, und dieser Nachweis einer a priori parador erscheinenden Tatsache sei ein Triumph von Schroens Genie. Er zeigt ferner, an der Hand vieler Schroenscher Bilder, das Leben der Kristalle, ihre sonderbare, zellähnliche Art der Vermehrung durch Petroblaste, die von Schroen als germinal oder keimfähig bezeichnet werden. Er spricht ferner von den Untersuchungen Schroens über Symbiose bei Verkieselung und Verkalkung von organischen Gebilden.

Den Unterschied zwischen einem Kristall und einem Lebewesen möchte er folgendermaßen definieren: Der Kristall ist die erstarrte Leiche zum Beispiel eines Salzes, die durch neuerliche Lösung phönixartig sozusagen

eine Auferstehung feiert. Eine tierische oder pflanzliche Leiche kann allenfalls konserviert werden, aber nicht auferstehen. In diesem Sinne wäre das einzig wirklich Lebende, das heißt jenes Leben, das keinen Tod findet, eigentlich das bisher als tot betrachtete Mineral.

Benedikt sieht sich gezwungen, wenigstens für die erste geologische Periode anzunehmen, daß unter besonderen Stoff- und Energieverhältnissen sich aus anorganischen Substanzen Lebensstoffe und Lebewesen entwickelt haben. Für unsere Generation leugnet er jede Generatio spontanea, weil keine positive Tatsache dafür spreche. Die Entstehung von Zellen und kernartigen Gebilden aus dem anfangs formlosen Plasma bei der Kristallisation gebe uns wenigstens ein optisches Bild einer Generatio spontanea. „Die Anschauung, daß aus Plasma Gewebsteile hervorgehen, ist uralt in der Pathologie, und sie hat in dem großen Altmeister der Wiener Schule, in Rokitansky, ihren größten Vertreter gefunden. Die Lehren Rokitanskys sind von der Hochflut der Cellularpathologie weggeschwemmt worden. Beim Spiralengange der wissenschaftlichen Entdeckungen ist es möglich, daß sie jetzt aus der Flut wieder auftauchen."

Für das Tier- und Pflanzenreich sind die Scheidewände längst gefallen. Wer die hübsche Broschüre von Prof. Dr. Gustav Haberlandt „Die Sinnesorgane der Pflanzen"*) gelesen hat, wird seinen Schlußworten zustimmen, daß dasjenige, was das Tier- und Pflanzenreich im tiefsten Grunde zu trennen schien, eben die Sinnesorgane, dank hundertjähriger Forscherarbeit zu einer weit umspannenden Brücke geworden ist, die beide Reiche verbindet. Wer weiß, was uns die Zukunft noch über den Zusammenhang zwischen allen drei Reichen der Natur für überraschende Aufklärungen bringen wird?

Die eigenartige lebensähnliche Organisation der Kristalle, mit der Schroen uns bekannt machte, regt Benedikt zu folgender Betrachtung an. „Es gab," sagt er, „eine lange Geschichtsepoche, in der die Menschheit von dem großen Wahn befangen war, daß die Erde das Zentrum der Welt sei, und nicht minder wahnartig ist gewiß die Ansicht, daß bloß die Erde Lebewesen beherberge. Daß sie zum Beispiel auf der Oberfläche der Sonne ganz anders gestaltet sein müssen, als die unsrigen, ist selbstverständlich. Für die anderen Himmelskörper hat man sich diesen Gedanken bereits zurecht gelegt, und es wurde wenigstens ein periodenweises Leben angenommen; man muß dann annehmen, daß entweder jedesmal Generatio spontanea eintritt, oder daß die Fortpflanzungskeime die sterile Zeit überdauern."

In energischer Weise nimmt er gegen den Vitalismus Stellung,

*) Leipzig, D. Barth. 1904.

der die obenerwähnten grundlegenden Forschungen Schroens vom Leben der Kristalle mit Absicht zu übersehen scheint. Er meint, es wäre verwerflich, solche Dinge abzuurteilen, ohne sie selbst geprüft zu haben.

Sprechen alle diese Tatsachen dafür, daß es einmal gelingen wird, zu einer mechanisch-materialistischen Auffassung des ganzen Lebens zu gelangen, so verstärkt sich dieser Eindruck fast zur Gewißheit, wenn man sich mit Lust und Liebe in die weitausgreifende allgemeine Biologie von Kassowitz (M. Perles, Wien) vertieft.

Im Gegensatz zu den bisherigen katabolistischen Anschauungen vertritt er mit großer Sachkenntnis und sehr viel Glück den Metabolismus. Er zeigt, daß alles Leben im und durch das Protoplasma vor sich gehe, daß alle Nahrungsstoffe, die wir aufnehmen, zuerst zu Protoplasma verwandelt werden, und daß Aufbau und Verfall des Protoplasma die Grundlage des Lebens sei.

Aber gerade das Beispiel Kassowitz' ist geeignet, die Mittel zu beleuchten, mit denen die Vitalisten arbeiten, wenn sie die mechanische Theorie erschüttern wollen. In der schon erwähnten Arbeit Ed. v. Hartmanns „Über die Abstammungslehre seit Darwin" wird Kassowitz als entschiedener Gegner des Darwinismus angeführt, wodurch der Schein erweckt wird, er stehe dem Vitalismus freundlich gegenüber. Aber gerade das Gegenteil ist der Fall. Kassowitz ist ein Mechanist von reinstem Wasser, und wenn er auch gegen den Darwinismus oder vielmehr gegen seine Übertreibungen durch Weismann zu Felde zieht und dem Lamarckismus den Vorzug gibt, so steht er ganz auf dem Boden der Deszendenzlehre, die, man kann es ruhig behaupten, heute etwas Selbstverständliches und man sollte glauben, nicht Erschütterliches ist. Es gehört viel Parteilichkeit und großer Mut dazu, wenn man noch jetzt das Gesetz von der Konstanz der Arten festhalten will, wie es Benedikt vielleicht zum Erstaunen der meisten Biologen vor kurzer Zeit in einem Feuilleton der „N. F. Presse" anläßlich der Besprechung des Buches von Rich. Francé „Die Weiterentwickelung des Darwinismus" getan hat. Francé nennt in diesem Buche mit Recht die Entwickelungslehre ein unzerstörbares Gut der Biologie, und diese werde sich für alle Zeiten an den Namen Darwins anknüpfen. Die Erkenntnis von der richtigen Stellung des Menschen in der Natur sei das Verdienst des Darwinismus. Demgegenüber sei es von keiner Bedeutung, wenn einiges von dem alten Darwinismus unhaltbar geworden ist. Es sei doch undenkbar, daß dieser kühne Bau von Tatsachen und Hypothesen nicht das Schicksal aller menschlichen Errungenschaften geteilt hätte: Das Wissen und Können seiner Zeit zu befruchten, daß es Höheres leisten könne und den Ausgangspunkt überrage.

Wir ersehen aus all den vorherbeschriebenen Werken das eine, daß die bisherigen Grenzen, die zwischen Leben und Tod gesetzt wurden, nur

scheinbar sind, daß es vielleicht in der Natur keinen Tod gibt, höchstens eine Verschiebung der verschiedenen Lebensformen untereinander. Wir haben ferner gesehen, daß von allen modernen Forschern ein Prinzip als die wesentliche Triebkraft des Lebens erkannt wurde, es ist dies die Oberflächenspannung. Das erscheint auf den ersten Blick geradezu verblüffend. — Auf Spannung und Entspannung, auf so einfache Grundkräfte soll sich alles Werden und Vergehen zurückführen lassen?

So sonderbar es klingt, die Erklärung scheint uns zu einfach. Und doch, sind wir nicht auf einem Irrwege, wenn wir das große Rätsel der Natur nur auf komplizierte Weise lösen wollen? Hat Dr. König vielleicht mit seiner „Entstehung des Lebens auf der Erde" nicht eine große Entdeckung gemacht, indem er uns einen einfachen Schlüssel zum Verständnis der komplizierten Vorgänge gegeben hat?

Und scheint nicht all das, was Roux, Benedikt, Quincke ausgeführt haben, seine Ansicht zu bestätigen?

Auch ohne die Annahme einer Lebenskraft, ohne das wissenschaftliche Mäntelchen des Vitalismus, scheint man doch bis zu einem gewissen Verständnis dieser Lebensvorgänge gekommen zu sein. Was die Zukunft noch bringen wird, wer weiß es? Eines, scheint mir, wird nie gelingen, die Entstehung des Bewußtseins auf mechanische Weise zu erklären, respektive jene Stufe zu finden, wo sich Spannung und Entspannung in Bewußtsein verwandelt; deshalb muß man noch nicht in heller Verzweiflung zum Vitalismus greifen, um sich ein Rätsel durch ein zweites lösen zu helfen. Schon arbeiten namhafte Forscher an der Lösung dieser wichtigen Zusammenhänge, und speziell auf Kassowitz' 3. Band seiner Biologie sind wir sehr begierig. Wird er der Messias sein, der die heißersehnte biologische Wahrheit bringen wird, der uns zeigen wird, wie das Bewußtsein aus mechanischen Kräften entsteht, auf welcher Stufe des Lebens das Bewußtsein einsetzt?

Professor Dr. Franz Lukas*) hat etwas ähnliches in seinem fleißigen Buche „Psychologie der niedersten Tiere" versucht. Von Psychologie ist allerdings im Buche wenig zu finden. Wenn wir von Bewußtsein der Tiere sprechen, so stellen wir uns unwillkürlich dieses Bewußtsein mit unserem eigenen Bewußtsein vor, wir supponieren gewissermaßen den Tieren ein Menschenbewußtsein, und das ist die große Schwierigkeit der ganzen Frage, über die auch Lukas absolut nicht hinauskommen kann. Es muß für jedes Tier, jede Stufe des menschlichen Lebens eine besondere Form des Bewußtseins angenommen werden, die wir aus dem Grunde nicht begreifen, weil sie für unser Wissen ganz exzentrisch ist, unserem Bewußtsein nicht zugänglich ist. Das Bewußtsein der einfachen Zelle, der Amöbe, deckt sich vielleicht mit dem Begriff Leben, wie ich es

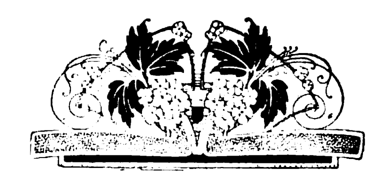
*) Wilhelm Braumüller, Wien. 1905.

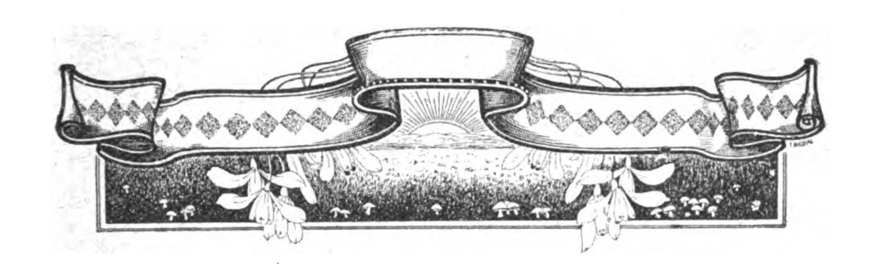
nach den Forschungen Schroens nicht einmal den Kristallen in diesem Sinne — Bewußtsein als Leben gedacht — absprechen möchte.

Es wäre also das ganze Leben eine grandiose Skala von verschiedenen Bewußtseinszuständen, von der Urform der Oberflächenspannung angefangen bis zu den höchsten Formen menschlicher Selbstherrlichkeit. Spannung und Entspannung der Zellen wäre gleichbedeutend mit Ladung und Entladung von Reizen; und auf Reize lassen sich sämtliche Reaktionsformen der organischen und anorganischen Natur unschwer zurückführen.

Der Neovitalismus scheint jetzt die herrschende Mode der Naturwissenschaft zu werden, gewissermaßen das Dekadententum der Biologie, die ohnmächtig, auf mechanischem Wege eine Erklärung zu finden, sich mit dem Gedanken tröstet, die Erklärung sei überhaupt nicht zu finden. Doch vieles bleibt der Zukunft vorbehalten. Seit Dubois-Reymonds resigniertem „Ignorabimus" hat die Wissenschaft ungeahnte Fortschritte gemacht. Wer weiß, was er heute sagen würde, wenn er die neuesten Forschungen der Mechanisten in sein Calcül stellen könnte, wenn er die „Allgemeine Biologie" von Kassowitz gelesen hätte.

Langsam aber sicher ringt sich die Wissenschaft zum Verständnis des Lebens durch. Für die Ungeduldigen und Skeptiker ist der Neovitalismus eine ebenso befriedigende Arbeitshypothese, wie der alles wissende Monismus Haeckels, von dem ich mit Absicht so wenig gesprochen habe, weil ich ihn als bekannt voraussetzte. Die Geduldigen und im Sinne der Wissenschaft Gläubigen warten, ohne die Hände in den Schoß zu legen. Sie arbeiten für die Zukunft.





Reise des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen durch die Mongolei.

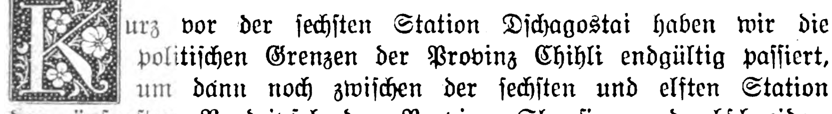
Mai 1905.

Von

v. Borch.

— Peking. —

(Schluß.)



Kurz vor der sechsten Station Dschagostai haben wir die politischen Grenzen der Provinz Chihli endgültig passiert, um dann noch zwischen der sechsten und elften Station den äußersten Nordzipfel der Provinz Shansi zu durchschneiden. Und obwohl wir schon seit zwei Tagen durch Mongolenland und Mongolensteppe gereist sind, wird es doch erst jetzt augenfällig, daß wir das Land der mongolischen Nomaden betreten haben: chinesische Sprache und chinesische Lebensart hören völlig auf. Von nun an begegnen wir keinem Fleckchen bebauten Landes mehr und keinem, wenn auch noch so elenden Hause. In Tsitsirtai hatten wir zum letzten Male in einem allerdings recht dürftig aus Lehm aufgeführten Hause geschlafen. Aber vor dem Hause hatten schon die für das Nomadenleben der Mongolen so charakteristischen, Jurten genannten Filzzelte gestanden.

Eine solche Jurte, die von nun an unsere einzige Behausung bilden sollte, ist für Himmelsstriche, in denen Kälte, Wind und Trockenheit, wie in der Mongolei, überwiegen, wohl die praktischste bewegliche Wohnung, die man sich ausdenken kann. Sie besteht aus Filz und Spalierholz. Ersterer wird in der ganzen Mongolei aus Wollresten gearbeitet. Das Spalierholz kommt aus den bewaldeten nördlichen und nordwestlichen Teilen der Mongolei. Die einzelnen Teile der Jurte sind zunächst verschiedene Stücke zusammenschiebbaren Spalierzaunes. Die einzelnen

daumenstarken, etwa zwei Meter langen Stangen sind in etwa 20 Zentimeter weiten Abständen durchlocht und mit durch diese Löcher gezogenen Lederriemen so aneinander gebunden, daß sie ein zusammenschiebbares Gitterwerk bilden. Die einzelnen Stücke werden fast senkrecht so aufgestellt, daß sie einen gewöhnlich zirka $3^1/_2$ Meter im Durchmesser messenden Kreis bilden und nur eine etwa meterbreite Öffnung lassen, in die ein fertig gefügter, etwa 1.20 Meter hoher hölzerner Türrahmen eingesetzt wird.

Dies sind die Wände der Jurte. Das Dach der Jurte besteht aus einem aus demselben Staketenholz gefertigten Gegenstand, der genau wie das Gestell eines Regenschirmes, aber ohne den Mittelstock, mit zusammenklappbaren Spreizen gebildet ist. Die Spreizen treffen jedoch nicht in einem Mittelpunkt zusammen, sondern sind an einem etwa 3 Fuß weiten Holzkranz beweglich befestigt.

Dieses Regenschirmgestell wird auseinandergespreizt und auf die Spitzen des kreisrund aufgestellten Staketzaunes aufgesetzt. Zu allen Befestigungen und Verbindungen sämtlicher Holzteile dienen lediglich dünne Lederstrippen.

Die höchstens 30 Pfund wiegenden Holzteile stellen das Gerippe der Jurte. Auf dieses Gerippe werden nun Filzdecken je nach Belieben in einfacher, doppelter oder gar dreifacher Lage aufgelegt und mit aus Kamelhaaren bereiteten Stricken festgebunden. Die einzigen Öffnungen in der Jurte sind der kreisförmige Ausschnitt im Dach, über den man mit Stricken eine festanschließende Klappe aus passend geschnittenem Filz ziehen kann, und die Türöffnung, die man mit einer am unteren Ende beschwerten dicken Filzdecke zuhängt. An Beweglichkeit leistet diese so plump und schwer aussehende Behausung das denkbar Mögliche. Aufgeschlagen kann sie, wie ich mich überzeugt habe, von gewandten Leuten in fünf Minuten werden. Paßte unsern Führern die Lage einer fertig dastehenden Jurte nicht, so schickten sie zehn Mongolen in das Innere derselben. Diese packten die Innenwände an, hoben auf Kommando die ganze Jurte in die Höhe und trugen sie dorthin, wo es den Führern gefiel.

Zusammengepackt können nach der Behauptung der Mongolen drei bis vier Jurten auf einem Kamelsrücken Platz finden. Dem Gewicht nach ist dies wohl leicht möglich. Ob es aber die Größe der Stücke erlaubt, davon habe ich mich durch Augenschein nicht überzeugen können. Die Anschaffungskosten einer gewöhnlichen Jurte sind gering: mir wurden als Gesamtpreis für die gewöhnliche Jurte 15 Taels (etwa 40 Mark) genannt. Durch Verwendung besseren oder feineren Materials, vielfacher Filzlagen, einer Holztüre usw. können die Kosten auf mehr als das Zehnfache steigen.

Das Innere einer Jurte bietet dem, der sich daran gewöhnt hat,

einen äußerst wohnlichen, gemütlichen Aufenthalt, den er dem in einem schlechten chinesischen Lehmhause weit vorziehen wird. Im Mittelpunkt des inneren Kreises ist der Feuerplatz, ein etwa $1^1/_2$ Fuß hohes, aus Eisenstäben gefertigtes rundes Gestell, das gerade unter dem kreisförmigen Ausschnitt im Dache, der Fenster- und Rauchabzug gleichzeitig bildet, befestigt ist. An der Wand ringsherum steht der Familienhausrat, bestehend aus bemalten Truhen und Kisten, unter denen eine, und zwar die gegenüber der Tür befindliche, fast stets als buddhistischer Hausaltar primitivster Sorte hergerichtet ist. Der schmale, übrigbleibende Raum ist mit Filz und Fellen ausgelegt und auf ihm gruppiert sich, mit gekreuzten Beinen ums Feuer sitzend, die Mongolenfamilie. Die Frauen haben speziell die Aufgabe, das Feuer zu erhalten; sie schleppen alle halben Stunden einen großen Korb voll Argyll, das ist getrockneter Pferde- oder Kuhmist, herein und speisen daraus unaufhörlich das hochaufflammende Feuer, mit den Händen jedes neue Stück sorgfältig zurechtlegend. Der beißende dicke Rauch des rasch brennenden Düngers erfüllt wie einen Rauchfang den oberen Teil der Jurte und macht es unmöglich, den Kopf über Meterhöhe über den Erdboden zu erheben. Der Ausschnitt im Dach aber gewährt guten Luftabzug, so daß der untere Teil der Jurte verhältnismäßig frei von Rauch bleibt. In der kurzen Zeit im Sommer, in der es warm ist, wird der Herd entfernt, und wenn es wirklich einmal heiß ist, kann man die äußeren Filzdecken einen Fuß breit über dem Erdboden emporschlagen, so daß der Luftzug über den Fußboden durch das Zelt streicht. Bei reichen Mongolen habe ich luxuriöse Einrichtungen des Inneren der ihnen als Wohnung dienenden Jurten gesehen, in denen die Wände mit seidenen Stickereien behängt, die Fußböden mit Kamelhaarteppichen bedeckt waren und gegenüber der Tür ein mit seidenen Polstern belegter Diwan ein Drittel des Zeltes ausfüllte. Die unverfälschten Mongolen bis zur höchsten Klasse ziehen die Jurte jeder festen Wohnung vor, und in den Residenzen mongolischer Fürsten findet man zwischen chinesisch gebauten Häusern stets Jurten, die den Fürsten als Wohnung dienen, während die Häuser nur als Gasträume benutzt werden. Durch Aneinanderbauen von mehreren, drei bis fünf, Jurten, die an den Berührungspunkten durch Türen verbunden werden, läßt sich eine Flucht von Räumen schaffen, die ein ganz behagliches Wohnen ermöglicht, sobald man sich erst daran gewöhnt hat, daß man durch die Türen nur tiefgebückt hindurchkriechen und überhaupt nur in der Mitte des Zeltes aufrecht stehen kann. Brennt allerdings das Feuer, so muß man auf das Aufrechtstehen überhaupt verzichten und es lernen, sich im Knien zu waschen und anzuziehen.

Auf unserem Wege von der achten Poststation bis Kiachta, vom 8. bis 23. Mai, haben wir mit Ausnahme von einem Tage in Urga ausschließlich in Jurten gewohnt; wenn wir in Kiachta die für uns

vorbereiteten europäischen Logierräume mit einem Gefühl der Erlösung begrüßten, so waren an diesem Gefühl nicht die mongolischen Jurten schuld, sondern die vielfachen anderen Unbequemlichkeiten, die die Reise mit sich brachte.

Die größte dieser Unbequemlichkeiten war die oben bereits geschilderte Qual des Fahrens in Karren. Welche Anforderungen die rasche Fahrt über unebenes Terrain an das Karrenmaterial stellt, bewies uns der Zusammenbruch des ersten Karrens, den wir nach dreitägiger Benutzung als verbraucht in der 9. Station zurücklassen mußten. Dieses erste Opfer, von dem ich retten ließ, was an brauchbaren Teilen zu retten war, ist nicht das einzige geblieben. Von 21 Wagen haben im ganzen nur 18 die Reise bis Kiachta überdauert.

Wir legten am 8. Mai, ständig gegen einen unangenehmen Nordwestwind ankämpfend, drei Stationen zurück. Die mittelste — zehnte — Station, Ulan hada, liegt am Südostabhang des Ulanhadagebirges, eines langgedehnten Hügellandes, das unter den Mongolen wegen seiner aus gelbem Kies emporragenden blendendweißen Felsen berühmt ist.

Die Weiden am Fuß dieses Gebirges gelten als ausgezeichnet und die dort lebenden Mongolen infolgedessen als besonders wohlhabend.

Der Weg zwischen Ulan hada und Bomba, der elften Station, in der wir die Nacht zubrachten, ist infolge seines bergigen und steinigen Charakters für den Karreninsassen beschwerlich.

Am Morgen des 9. Mai weckte uns ein klägliches Wehgeschrei aus dem Schlaf: unsere aus Kalgan mitgekommenen amtlichen Begleiter ließen durch ihre Leute in höchst summarischer Weise sämtliche Mongolen durchprügeln, die für die Ordnung in der Station verantwortlich waren.

Unser chinesischer Koch hatte beim Erwachen seinen Pelzmantel vermißt, und man hoffte auf diese Weise den Täter herauszubekommen. Die Beamten klagten sehr über die Unzuverlässigkeit und Verlogenheit der Mongolen in diesen Gegenden, die ganz im Gegensatz zu der gutmütigen Ehrlichkeit der Kalcha-Mongolen stünde.

Die Weiden werden allmählich schlechter, immer größer werden die hervortretenden kiesigen Stellen und immer dürftiger die Grasbüschel. Wir passieren die Stationen Share hada, Bulutai, mit der der zweite Abschnitt der Poststraße beginnt, und bleiben zur Nacht in Ulan huduk, der vierzehnten Station. Zwischen Bulutai und Ulan huduk haben wir zum ersten Male den Anblick einer absolut geraden Horizontlinie rings um uns herum, ohne daß die geringste Erhebung oder der kleinste Strauch die glatte tellerartige Fläche der Steppe unterbricht. In dem in der Nähe von Ulan huduk wieder wellig werdenden Gelände ist Reichtum an Wild, vor allem Antilopen, die wir in Herden von sechs bis vierzig Stück an den Hängen grasen sahen. Die Jagd auf diese Antilopen (sog. Dseren-Antilope) ist außerordentlich mühsam. Es ist mir niemals ge-

lungen, näher als etwa 400 Meter an eine Herde heranzukommen, und auf diese Entfernung bieten die außerordentlich scheuen, flüchtigen Tiere ein geringes Ziel, selbst im dichten Rudel. Die Mongolen schießen im Winter große Mengen von ihnen, indem sie sie entweder zu Pferde in großer Anzahl einkreisen oder noch häufiger aus Gruben heraus schießen, die sie an den im Winter nicht sehr umfangreichen Weideplätzen graben. Jedenfalls ist der Reichtum an Antilopen in der Mongolei so groß, daß sie ein weit stärkeres Abschießen vertragen würden. Hin und wieder begegnet man einer einzelnen Trappe, die zu schießen wenig Mühe macht und auf meinem Rückweg einen häufigen Braten auf meiner „Tafel" bildete. In einzelnen Strichen an der Postroute findet man überaus große Mengen von Steppenhühnern, die ein außerordentlich schmackhaftes Fleisch haben. Kraniche gibt es, abgesehen von dem Strich der Wüste Gobi, längs der ganzen Route sehr häufig. Sie sind sehr zahm und laufen häufig in unmittelbarer Nähe der Jurten herum, um nach Speiseabfällen zu suchen. Charakteristisch für die mongolische Hochebene ist die große mongolische Lerche, die man überall, wo es noch Gras gibt, antrifft. Wenn ihr Gesang auch nicht dem unserer heimischen Lerche gleichkommt, so trägt ihr lustiges Gezwitscher doch viel zur Belebung der sonst so leblosen Steppe bei.

Der Charakter der Gegend zwischen Ulan huduk und der siebzehnten Station Aula huduk bleibt der der welligen Steppe. In der Mitte zwischen den beiden Stationen zieht sich das sandige Flußbett des Shara Muren hin, das im Mai vollkommen ausgetrocknet war. Im Juni fand ich an der Stelle, wo der Zug der Poststraße das Flußbett kreuzt, ein dürftiges Rinnsal, das ich nach Nordosten hin auf zirka 5 Kilometer verfolgte. Dort versiegte es völlig, und obwohl ich dem immer undeutlicher werdenden Flußlauf noch etwa 15 Kilometer weiter folgte, konnte ich weder ein Wiederauftauchen des Wassers, noch den See finden, den die meisten Karten als Mündungsbecken des Shara Muren etwa 15 Kilometer von der Poststraße entfernt einzeichnen. Meine mongolischen Führer von der Station Shara Muren behaupteten, von der Existenz eines Sees in jener Gegend niemals gehört zu haben.

Den ganzen Tag des 10. Mai über wurden wir von Staubwind, der uns entgegenblies, stark behindert.

Die Einförmigkeit der Steppe macht den Marsch überaus eintönig. Steinige Hügelketten wechseln ab mit weiten, tellerartigen Ebenen, in denen nichts den Blick fesselt. Das Pferdematerial beginnt schlechter zu werden. Die Mongolen klagen über jahrelange Trockenheit, die in weiten Landstrichen seit langem jedes Wachstum verhindert. Wir legen am 11. Mai drei Stationen und am 12. Mai vier Stationen zurück. Auf dem ganzen langen Wege brachte die einzige Abwechselung im eintönigen Einerlei der Steppe ein großer Tempel, der neben der zwei-

undzwanzigsten Station, Tolaibuluk, liegt. Es ist ein umfangreicher, aber uninteressanter Tempelbau im typischen chinesischen Stil. Etwa 3 Li von der Station entfernt ist eine gute Quelle, genannt Ma-pao-chüan, die „von einem Pferde aus dem Boden geschlagene Quelle". Man erzählt, daß das Pferd des Kaisers Kanghsi auf dessen berühmtem Zuge nach Urga mit dem Huf den Felsen an jener Stelle aufgeschlagen habe, aus dem sofort eine Quelle hervorgesprudelt sei. Der Tempel ist zum Andenken an Kanghsie errichtet.

Mohor Gashun, die vierundzwanzigste Station, in der wir die Nacht zum 13. Mai zubrachten, bildet den Anfang des dritten Abschnittes der Poststraße, des Gobi-Abschnitts. Die Mongolen rechnen die eigentliche Gobi, von den Chinesen Hanhai, das trockene Meer, genannt, auf der Route Kalgan-Urga von Mohor Gashun bis Sairussu. Dem Charakter des Landes nach ist diese Rechnung zutreffend. Schon von der zwanzigsten Station an beginnt das Gras immer mehr zu verschwinden, und hinter Mohor Gashun, das selbst an einer einzigen grünen Oase gelegen ist, fehlen auch die spärlichsten Grasbüschel. Von da an bis Sai russu umgibt uns lediglich gelber grobkörniger Sand.

Der tagelange Marsch durch diese furchtbare Einöde hat etwas unendlich trostloses. Fast jedes organische Leben hat aufgehört. Die einzigen Tiere, die man in den steinigen Höhenzügen blitzschnell über den Sand eilen sieht, sind kleine graubraune Eidechsen. Auf der gelben endlosen Fläche taucht ab und zu ein weißer Punkt hervor, das Gerippe eines gefallenen Pferdes oder Kamels. Die flimmernde Luft vor uns malt uns weite spiegelglatte Seen vor, die in nichts zerrinnen, wenn wir uns ihnen nähern; sie verzerrt die ein paar hundert Meter vor uns fahrenden Karren in turmhohe Kolosse und die mongolischen Kamelreiter in spukhafte Riesengestalten mit ganz dünnen, schlotternden Beinen und langen dürren Hälsen, auf denen ein wackelnder Kopf sitzt.

Auf einem fünftägigen Marsch durch den mittelsten Teil der Mongolei sind wir nur zwei Reisenden begegnet. Es war dies ein mongolisches Ehepaar, das nach Urga reisen wollte. Frau und Mann ritten kleine Ponys; jeder von ihnen führte ein Kamel, das das Reisegepäck trug, am langen Nasenriemen mit sich. Sonst haben wir keinen Menschen gesehen. Mongolenzelte haben wir außerhalb der Poststation nicht bemerkt. Wie eine Fata Morgana wirkt von fern gesehen ein großer, in tibetanischem Stil erbauter Tempel, der bei Überschreitung eines Höhenzuges vor der Station Honitchi dem Reisenden plötzlich aus dem gelben Sandmeer in blendenden Farben entgegenleuchtet. Es ist ein ausgedehnter Komplex, der mit einer großen Anzahl kleiner Tempelgebäude, die jedes einen Tempel für sich bilden, bebaut ist. In der trostlosen Einöde, in der sie sich erheben, wirken die an sich schönen Farben besonders prächtig. Die Mauern sind weiß mit nach tibetanischer Art

eingelassenen bunten Holzfenstern; ein reich gemalter Fries bildet die Mauerkrone. Die Dächer sind aus gelben Ziegeln. Die an langen Stricken vor dem Eingang zu jedem Tempel aufgehängten, im Winde flatternden Gebetstreifen aus weißer und gelber Leinwand bringen noch mehr Leben in das Bild. Das Innere der Tempelhallen ist in seinem Halbdunkel äußerst stimmungsvoll. Hunderte von reich bestickten gelbseidenen Gehängen, von der Decke herabhängend, verhüllen das Bild des Buddha, das in einer abgetrennten Altarnische an der Hinterwand aufgestellt ist. Nur ein ewig vor dem Bilde brennendes Lämpchen verrät dem Eintretenden den Standort des Bildes. Dicke tibetanische Teppiche auf dem Fußboden dämpfen jeden Laut, die feierliche Stille wird nur ab und zu unterbrochen von dem tiefen summenden Ton einer Glocke, die der dienende Lama bei jeder Verrichtung eines Gebets anschlägt. In der Tempelniederlassung wohnen in ringsum liegenden, meist überaus schmutzigen Jurten etwa 100 Lamas. An Frauen, die meist noch schmutziger als die Männer sind, fehlt es ihnen nicht.

Die Lamawirtschaft, die sich auf der Kalgan-Kiachta-Route hier zum ersten Male in ihrer widerwärtigen Form zeigt, ist der Krebsschaden des mongolischen Volkes, an dem es langsam, aber sicher zugrunde gehen wird. Ein gutes Drittel der Bevölkerung besteht aus Lamas. Heiraten ist ordinierten Lamas untersagt, aber außerhalb der großen Lamazentren tun die Lamas in dieser Hinsicht, was ihnen beliebt. Trotzdem ist das Eintreten von einem Drittel der Bevölkerung in den geistlichen Stand, das von der chinesischen Regierung sehr befördert wird, ein sicheres Mittel, jeden Bevölkerungszuwachs zu verhindern. Es dient ferner dazu, die Entwickelung der Nation absolut hintanzuhalten. Jeder Lama, der bei faulem Nichtstun im Tempel sein behagliches Auskommen auf Kosten seiner nicht geistlichen Landsleute führt, ist naturgemäß ein Feind jeder Veränderung des derzeitigen Zustandes. Der Einfluß dieser auf äußerst niedriger Bildungsstufe stehenden Lamas auf die gesamte Bevölkerung ist ein außerordentlich großer. Das gelbe Gewand des Lamas macht den Träger eo ipso zum Herren seiner Brüder. Der Andrang zur Aufnahme in die Tempel ist daher auch ein sehr bedeutender und stets wachsender. Man wirft der chinesischen Regierung wohl nicht mit Unrecht vor, daß sie seit der Unterwerfung der früher so unruhigen Mongolenstämme die Niederhaltung und allmähliche Aufzehrung der mongolischen Nomadenstämme durch das Mittel des Lamaismus systematisch betrieben habe. Daß das Mittel wirksam sei, kann man nicht bestreiten. Ob die Verfolgung des gedachten Ziels staatsmännisch klug ist, muß man jetzt stärker denn je bezweifeln.

Ein großer Teil der Lamas lebt nicht dauernd in den Tempeln, sondern den größten Teil des Jahres in der Heimat. Diese Leute machen sich dann immerhin nützlich, gleich den anderen, und wir hatten unter

den Postreitern stets eine große Anzahl Lamas, die sich durch ihre gelben oder roten Röcke vor den anderen auszeichneten.

Von Mohor Gashun aus macht sich der Pferdemangel unangenehm fühlbar und verlangsamt nicht unbedeutend unser Vorwärtskommen. Von unseren 14 Karren können nur vier voll mit Pferden bespannt werden, die anderen erhalten Vorspann durch Kamelreiter. Für jeden Karren sind vier bis sechs Kamele notwendig. Die Bespannung ist die gleiche wie die mit Pferden, nur wird die Zugstange mit ihren Enden der Bequemlichkeit halber nicht auf den Sattel — derselbe ist wie bei den Ponys — gelegt, sondern zwischen Sattelknopf und ersten Höcker.

Die Kamele sind im Trab mindestens ebenso schnell wie die Ponys. Sie können jedoch in der wärmeren Jahreszeit eine schnellere Gangart nicht lange vertragen, da sie sofort schlapp werden, wenn sie in Schweiß kommen. Die Tortur für den Karreninsassen ist bei Kamelbespannung verdoppelt, einerseits durch die hohen Trabbewegungen der Kamele, die der Karren mitmacht, andererseits dadurch, daß die Stricke, an denen der Karren hängt, der Höhe der Kamele entsprechend verlängert sind und der Wagen infolgedessen noch weit mehr Spielraum hat, hin und her zu fliegen. Wir legten am 13. Mai daher nur zwei Stationen zurück und übernachteten in Bilgoku, der sechsundzwanzigsten Station. Allerdings ist der Abstand der vierundzwanzigsten von der fünfundzwanzigsten Station der größte auf der ganzen Strecke (120 Li).

Die Märsche des 14. und 15. Mai, bei denen wir jedesmal über elf Marschstunden machten, brachten uns durch das schlimmste Stück der Wüste Gobi bis an ihren nördlichen Rand. Es kostete außerordentliche Anstrengungen auch von seiten unserer zwei mongolischen Begleiter aus Kalgan, unseren Wagenzug mit den unzureichenden Bespannungsmitteln in dieser Schnelligkeit vorwärts zu bringen.

Wir passierten am Nachmittag des 15. Mai die Station Sairussu, wo der dritte Abschnitt der Poststraße endet und sich die Straße nach Uliassutai abzweigt. Ein kleiner Holztempel liegt an der Station, in dem eine Anzahl Lamas, die aus Urga herbeigerufen waren, um für das ausgedörrte Land um Regen zu bitten, einen Höllenlärm vollführten. Auch in der eigentlichen Gobi gibt es in einzelnen Einsenkungen Weideplätze, die unter den Mongolen sogar den Ruf besonderer Futterkraft genießen. Aber nach den Erzählungen der Leute war seit dem drittletzten Sommer in der Gobi kein Regen mehr gefallen, und die wenigen Weideplätze waren daher auch verdorrt. Trotzdem habe ich gerade in der Gobi in sandigen Flußbetten an Stellen, die durch Felsen vor dem Sturm geschützt waren, unerwartet vereinzelt schöne Bäume gefunden, die im Juni im vollen Laubschmuck standen. Auf viele Meilen in ihrem Umkreis gedieh nicht das einzigste Kräutlein, und in den versandeten Flußbetten konnte seit undenklicher Zeit kein Tropfen Wasser mehr ge-

flossen sein. Aber das Grundwasser steht überall in der Wüste Gobi sehr hoch. Die Brunnen bei den Poststationen hatten ihren Wasserspiegel meist schon 10 Fuß unter der Erde. Und nur an zwei Stationen gab es überhaupt keine Brunnen. Das Wasser aus diesen Brunnen war allerdings überaus schlecht, und es wurde noch verschlechtert durch die sehr schmutzigen Gefäße, in denen es die Mongolen heranbrachten oder abkochten. In der Regel hatte es eine Farbe wie mittelstarker Tee, die wohl in der Hauptsache von dem darin enthaltenen Staub herrührte. Dann aber hatte es stets einen abscheulichen Geruch und Geschmack nach Hammelfett, da die Mongolen in denselben Gefäßen ihre Hammel braten, in denen sie Wasser holen oder abkochen. Wir haben versucht, das frisch aus einem Brunnen geholte Wasser durch einen Berkefeldfilter zu pressen; aber es dauerte eine volle halbe Stunde, ehe diese Prozedur nur mit einem Wasserglas voll Wasser beendet war, und wir gaben es infolgedessen aus Mangel an Zeit bald auf.

Bei der Station Ssutchi, in der wir die Nacht vom 15. zum 16. Mai zubrachten, betraten wir das Gebiet der Kalcha-Mongolen, das sich zwischen Gobi und sibirischer Grenze und Kalchafluß zirka 1600 Kilometer bis zum Gebiet der Kalmücken nach Westen erstreckt. Mit den Kalchas, als dem typischsten und angesehensten Stamm der Mongolen, lohnt es sich, sich etwas eingehender zu beschäftigen. Sie haben sich, da sie später unter chinesische Herrschaft kamen, als die Stämme der inneren Mongolei südlich der Gobi, auch eine etwas größere Selbständigkeit als diese bewahrt. Eingeteilt werden sie in vier große Stämme oder Khanate, von denen drei auch heute noch von erblichen Khans beherrscht werden. Die vier Khanate sind wieder eingeteilt in insgesamt 83 Banner, deren jedes unter einem vom Stamm gewählten und vom Pekinger Hof investierten Dzassak steht. Die Khans wie auch die meisten Dzassaks leiten ihre Abkunft vom Dschingiskhan her. Von den vier Khanaten steht das Tsetsen Khanat (23 Banner) und das Tushetu Khanat (20 Banner) unter der Kontrolle des chinesischen Residenten in Urga, und das Dzassaktu Khanat (18 Banner) sowie der Sain-noin-Stamm (22 Banner) unter der Kontrolle des chinesischen Militärgouverneurs von Uliassutai. Die Khans der Kalcha-Stämme bezeugen dem Hofe in Peking ihre Abhängigkeit durch den jährlichen Tribut der Chiupai, der „neun Weißen", bestehend aus acht weißen Ponys und einem weißen Kamel. Es entsprach der Tendenz der friedlichen Eroberung der Mongolei, die die Mandschudynastie von der Zeit ihrer Begründung an betätigt hat, daß sie im 17. Jahrhundert Gehälter, mit 2000 Taels für einen Prinzen anfangend, für alle mongolischen Edlen festsetzte und im Anfang auch zahlte. Jetzt soll diese Gehaltszahlung schon seit langer Zeit eingestellt sein.

Die Kalcha-Mongolen selbst bilden in ihrem Äußeren, in ihren Sitten und ihrem Charakter den Typus des echten mongolischen Nomaden.

Ihre Figur ist von mittlerer Größe, derb, knochig und schwerfällig. Die Gesichtszüge meist breit und mit gutmütigem Ausdruck; starke Backenknochen, geschlitzte schwarze Augen, normaler Mund mit fast stets blendend weißen gesunden Zähnen. Die Bewegungen sind langsam und eckig. Der Gang jedes Mongolen in seinen unförmigen hohen Lederstiefeln ist der eines Matrosen auf schwankendem Schiff. Er haßt das Laufen und hat es nie recht gelernt. Im Gespräch ist er lebhaft, geschwätzig, laut und stets lustig. Ich habe nie bei einem Kalcha-Mongolen ein böses oder trauriges Gesicht gesehen. Höher Stehenden gegenüber ist er sehr unterwürfig, und die Chinesen verstehen, diese Eigenschaft bei ihm zu fördern. Vor dem Prinzen Friedrich Leopold machten alle Polizeidirektoren zur Begrüßung „Kotau", indem sie auf die Knie fielen und, ihren langen Rock vor sich auf der Erde ausbreitend, dreimal mit der Stirn den Boden berührten. Für seine Stimme kennt er keine Entfernungsgrenzen. Häufig hört man Mongolen sich auf hundert Meter Abstand und mehr des längeren unterhalten.

Seine Kleidung besteht fast ausschließlich aus Schafpelzen. Nur in ganz wenig Wochen im Sommer vertauscht er die Pelze mit chinesischen wattierten Leinenröcken. Der Schnitt der Kleidung ist chinesisch: der auf der rechten Seite geknöpfte lange Rock. Nur die Stiefeln, die der Chinese stets aus Tuch gearbeitet trägt, fertigt sich der Mongole aus Leder an. Auf gute Stiefeln hält er besonders viel. Und doch sind diese unförmigen Fußbekleidungen, in deren Schäfte er neben Pfeife und Tabaksbeutel noch alles andere steckt, was er anderswo an seinem Körper nicht unterbringen kann, absolut ungeeignet zum Laufen. Besonderen Wert legt der Mongole, Mann wie Frau, auf die Kopfbedeckung. Wenn er es sich irgend leisten kann, so trägt er eine große Mütze aus Fuchspelz mit lang herabhängenden roten und gelben Seidenbändern. Am Gürtel hat er unbedingt ein Steinfeuerzeug und einen langen, häufig recht hübsch gearbeiteten Dolch in Scheide hängen, an dem in der Regel gleich Eßstäbchen befestigt sind. Waffen, falls man nicht den Dolch als solche ansehen will, trägt der Mongole für gewöhnlich nie, Feuerwaffen sind, abgesehen von alten Luntenflinten in der Hand von Jägern, nicht im Besitz der Mongolen.

Dem Charakter nach ist der Kalcha-Mongole ehrlich, gutmütig und nicht gerade blöde. Er ist aber auch sicherlich ohne alle Initiative und reichlich träge. Wirkliche Arbeit kennt oder schätzt er nicht. Seinen Unterhalt findet er vorläufig noch in ausreichender Weise durch Viehzucht. Und diese macht ihm so gut wie keine Arbeit. Das Hirtengeschäft besorgen nur die ärmsten Mongolen. Die Besitzer der Herden begnügen sich mit der Oberaufsicht. Sie bringen ihre Zeit hin mit Reiten und Besuchen bei Freunden. Ihre Frauen besorgen während dessen im Hause das Geschäft des Melkens der am Morgen eingetriebenen Herden. Sie

verarbeiten die Milch zu Butter, zu Käse und Käsekuchen, sie flicken die zerrissenen Pelze der Familie und empfangen den heimkommenden Gatten mit einem heißen Kruge frischbereiteten Ziegeltees, den der letztere, sich mit gespreizten Beinen niederlassend, aus einer Holzschale, die er aus seinem Busen hervorholt, laut schlürfend austrinkt.

Nachdem er sich darauf in furchtbarster Weise geräuspert und dahinter mehrere Male kräftig ausgespuckt hat, zieht er aus dem Stiefelschaft seine Pfeife, klopft sie sorgfältig an seiner Stiefelsohle aus, holt den Tabaksbeutel aus dem Busen und stopft bedächtig, wiederholt durch erschreckliches Räuspern und Spucken unterbrochen, den winzigen Kopf der Pfeife, die er dann an dem Kuhmistfeuer vor ihm mit langen Zügen entzündet. Ist man als Fremder in seiner Jurte, wird er nie versäumen, einem die Pfeife vorher anzubieten, nachdem er das Mundstück vorher sorgfältig an seinem schmutzstarrenden Schafpelz abgewischt hat. Und dann, eine Pfeife nach der anderen mit wenigen Zügen auspaffend, ist der Mongole der liebenswürdigste Gesellschafter, den man sich denken kann. Er ist nicht so steif und konventionell wie der Chinese, er sagt nicht so viele Höflichkeiten, aber auch nicht so viele Unwahrheiten wie jener. Er ist uns sympathischer durch seine Derbheit und Biederkeit, in der er sich auch sofort, einmal am Jurtenfeuer sitzend, über alle gesellschaftlichen Unterschiede hinwegsetzt. Seine Gesprächsthemata sind naturgemäß recht beschränkt. Man beginnt stets mit den Pferden und endet stets mit ihnen. Man kann wohl noch über Schafe und Rinder sprechen, aber diese interessieren den mongolischen Gastfreund nur als Zahl, die Pferde aber als Individuen. Ein Mongole ohne Pony gilt eo ipso als Bettler oder als frommer Pilger, der das Gelübde getan hat, von seiner Heimat bis zum heiligen Urga zu Fuß zu pilgern. Jeder andere Mongole setzt sich auf den Pony, der stets an der Jurte gesattelt angebunden steht, selbst wenn er nur hundert Schritt zu gehen hat.

Will er sich zum Schlachten einen fetten Hammel aus der Herde herbeiholen, so gibt er sich nicht damit ab, das sich sträubende Tier hinter sich her zu ziehen: er nimmt den Hammel unter den Arm und besteigt seinen stets geduldigen Pony. Den an sich so plumpen Gestalten der Mongolen macht das Auf- und Absitzen nicht die geringste Mühe; sie steigen lieber an einem Tage hundertmal auf und ab, ehe sie auch nur ein paar Li laufen. Ihre Reitkunst ist überaus roh, aber doch zu bewundern. Sie nehmen sich niemals die Zeit, ein Pferd systematisch zuzureiten, und begehen bei ihrem Reiten nach unsern Begriffen ständig die gröbsten Reitfehler. Sie üben sich in keinerlei Tricks, wie man dies sonst bei Naturreitern findet, und kaum einer von ihnen dürfte zum Beispiel imstande sein, ein Taschentuch im Galopp vom Erdboden aufzuheben, wie es fast jeder Kosak mit Leichtigkeit tut. Aber ihre Be-

herrschung des Pferdes ist vollkommen, und ihr Reiterschneid dürfte kaum zu übertreffen sein. Mißhandlungen von Pferden habe ich in der Mongolei nie gesehen, aber in der Rücksichtslosigkeit der Ausnutzung von Pferden kennt der Mongole keine vernünftigen Grenzen. Pferde mit wunden Rücken werden achtlos weitergeritten. Eine andere Gangart als Galopp oder volle Karriere zu reiten hält der Mongole für unter seiner Würde. Es ist keine leichte Aufgabe, eine Herde von fünfzig ledigen Pferden im Galopp neben den Karren herzutreiben und das Ausbrechen einzelner Tiere zu verhindern. Und doch verrichteten dies Geschäft meist zwei oder drei kleine Jungens oder gar Mädchen. Am meisten beweist der Mongole seine Reitkunst, wenn er aus einer Herde von mehreren hundert Stück heraus ein bestimmtes Tier mit der an einer langen Stange befestigten Schlinge einfangen will und dieses Tier in wilder Jagd kreuz und quer springend der Schlinge zu entgehen sucht.

Reitunfälle gehören so zu den Alltäglichkeiten, daß die Mongolen nur geringe Notiz davon nehmen. Aber sie zeigten sich doch dankbar, wenn unser Arzt, Dr. Kettner, hier einen ausgerenkten Arm einrenkte und mit einem kunstgerechten Verband umgab, dort einem Mann, der einen Rippenbruch erlitten hatte, einen Umschlag machte, oder einem andern, der auf den Kopf gestürzt war, eine belebende Medizin einflößte. Sie suchten sogar ihre Dankbarkeit in die Tat umzusetzen, indem sie ihm einige Taels Silber oder einige, das Geld vertretende Ziegel Tee zuschickten, und waren, wenn diese Gaben zurückgewiesen wurden, nicht von dem Glauben abzubringen, daß die Zurückweisung lediglich der unzureichenden Bezahlung wegen erfolgt sei.

Die Frauen tun es den Männern im Reiten gleich. Unter den Reitern, die unsere Karren zogen, waren immer eine Anzahl Frauen, häufig sogar junge und keineswegs häßliche Mädchen. Die Frauen der Kalcha-Mongolen sind in ihrer ganzen Erscheinung feiner und eigenartiger, als die der Chaharen. Die Gesichter sind länglicher, die Nasen schmaler, der Mund ist nicht so aufgeworfen. Man trifft sehr oft stattliche Erscheinungen. Die Kleidung und Haartracht ist besonders eigenartig. Der lange, an der Seite geknöpfte Rock, der selbst in den Mittelklassen stets aus Seide ist, ist immer bunt gemustert, aber nie in schreienden Farben. Die dickwattierten Ärmel sind mit bunten Bändern abgesteppt und auf den Schultern in Puffern in die Höhe gezogen. Eine andersfarbige seidene Weste ohne Ärmel wird darüber gezogen. Die verheiratete Kalcha-Mongolin trägt ihr Haar in zwei Hälften geteilt. Jede Hälfte wird an der Seite des Kopfes in eine dünne, aber bis 1½ Hand breite Fläche durch leimartige Pomade fest zusammen geklebt und diese bretterartige Haarschicht in Form eines Widderhorns bis auf die Schulter heruntergebogen; das dann übrigbleibende Haar wird von der

Schulter an in Zöpfe geflochten, die auf die Brust herabfallen. Die breiten Haarhörner, die auch wie an den Kopf angesetzte Flügel aussehen, werden durch reichverzierte Silberspangen in ihrer Form zusammengehalten. Über die Stirn trägt die verheiratete Frau, wie auch jedes Mädchen, ein Band aus Korallenschnüren, von dem aus über die Schläfen und Backen reiche schwere Quasten aus demselben Material häufig bis auf die Brust herabfallen.

Die Frau hat bei den Mongolen eine recht gute Stellung und verdient sie wohl auch durch ihr frisches, resolutes Wesen und ihre Tatkraft. Es gibt wohl keine landesübliche Arbeit, die eine Frau nicht ebenso gut leistete wie ein Mann. Auf meiner Reise kam es wiederholt vor, daß ein Mädchen die Männer, die ebenso wie sie seit drei bis vier Stunden auf abgetriebenen Pferden abwechselnd den schweren Karren zogen und darüber müde und mürrisch geworden waren, durch ihr ständiges heiteres Lachen und festes Zufassen immer wieder zu neuer Tätigkeit anspornte. Im ganzen äußeren Verhältnis der beiden Geschlechter merkt der Beobachter keinen Unterschied zwischen Mann und Frau. Im Hause, das heißt in der Jurte, soll aber die Frau absolute Alleinherrscherin häufig nicht nur über einen Mann, sondern über mehrere sein. Bei dem in der Mongolei herrschenden Mangel an Frauen, dessen Ursache schwer zu erklären ist, ist der Fall überaus häufig, daß eine Frau mit mehreren Männern, von denen jedoch nur einer ihr rechtmäßiger Ehegatte ist, zusammenlebt, ohne daß dies Zusammenleben Anlaß zum Streit gäbe. Der Verkehr der Geschlechter ist ein höchst freier und regelloser. Man trifft trotz des Frauenmangels außerordentlich häufig — meist sehr garstige — „alte Jungfern", die das Haar noch nach Männerart in einen Zopf geflochten tragen. Als Grund wurde mir angegeben nicht etwa, daß sie keinen Mann gefunden hätten, sondern daß sie zu viele vorgezogen hatten. Ein sehr armer Mongole ist allerdings außerstande zu heiraten, da das Anrecht auf die Ehefrau nur erworben werden kann durch das Geschenk des silbernen Kopfschmuckes der Frauen, der unter zehn Silbertaels nicht zu beschaffen ist. Das weniger kostspielige Angliedern an einen bestehenden Haushalt als zweiter oder dritter Gatte mag aber nicht jedermanns Sache sein.

Die Lebensweise des Mongolen ist überaus einfach. Sein ganzes Leben dreht sich um seine Viehherden, von denen seine Existenz abhängt. An Wichtigkeit nimmt unter seinem Vieh der Pony die erste Stelle ein. Der Pony im Kalchagebiet ist unter den verschiedenen Arten, die man auf der Route von Kalgan bis Kiachta trifft, entschieden der beste. An Schönheit und Eleganz läßt er manches zu wünschen übrig. Aber er steht fest auf seinen vier Füßen, hat eine kräftige Schulter, wodurch allerdings leicht sowohl Hals wie Hinterhand etwas zu kurz kommen, und eine gute Nierenpartie. Der Sattel besteht aus einem sehr engen, hoch-

gewölbten Holzsitz, der, den Widerrist ganz freilassend, mit zwei an den Seiten angebrachten Holzlagern, auf eine lederne innen mit dickem Fries gefütterte Unterlegdecke aufgesetzt ist. Die Zäumung besteht in einfacher Trense. An ihr ist stets außer den ledernen Zügeln eine lange lederne Leine angebracht, die, abgesehen von ihrem Zweck als Führleine, vor allem dazu dient, den Pony an den Vorderbeinen zu fesseln. In der Mongolei, wo man weder Baum noch Strauch noch Gebäude findet, an die man ein Pferd anbinden könnte, ist diese einfache Art der Fesselung durchaus notwendig. Das Pferd hat außerdem, wenn nicht der Reiter die Zügel um den Sattel schlingt, hinreichende Freiheit zu weiden.

Um die Zucht der Ponys kümmert sich der Mongole gar nicht. Zwischen einer Herde von 50 Stuten und ein paar hundert Wallachen weiden durchschnittlich fünf Hengste, die die Verteilung der Stuten unter sich selbst abmachen.

Auch um das Fohlen kümmert sich niemand, bis es etwa zwei Jahre alt ist. Dann läßt man es durch kleine Jungen oder Mädchen reiten. Das wird fortgesetzt, bis der Pony kräftig genug erscheint, um von Männern geritten zu werden. Zur Prüfung der Tiere werden in der Mongolei an den verschiedensten Orten alljährlich Rennen abgehalten, die das größte Ereignis des Jahres bilden. Am berühmtesten sind die Rennen bei Urga, zu denen Konkurrenten aus dem ganzen Kalcha-Lande zusammenströmen, und zu denen der in Urga residierende „Bogdo“ oder „lebende Buddha“ selbst erscheint. Eine Besonderheit der Urga-Rennen ist, daß alle siegreichen Ponys dem Bogdo zum Geschenk gemacht werden müssen. Die Rennen, bei denen nur kleine Jungen und Mädchen als Jockeys dienen, erstrecken sich mindestens über fünf Kilometer und werden nur in ihrer zweiten Hälfte — Start und Ziel ist stets am selben Platz — scharf geritten. Das „Derby“ in Urga geht über eine Distanz von etwa 60 Li oder 30 Kilometer. Der oder die siegende Jockey wird durch ein paar Ziegel Tee oder ein Stückchen Silber gelohnt, der Eigentümer muß sich mit der Ehre begnügen. Die Ehre ist aber nicht gering, denn der Name eines siegreichen Pferdes samt dem seines Besitzers wird weit im Lande bekannt. Daher trennt sich auch ein Mongole außer in dem oben genannten Falle der Urga-Rennen fast nie von einem siegreichen Pony. Ich habe einmal einem Mongolen die verlockendsten Preisangebote für einen Pony, der mir gefiel, ganz ohne Erfolg gemacht. Erst nachdem ich all meine Überredungskunst umsonst aufgeboten hatte, verriet mir der Besitzer, daß der Pony im vorigen Jahre im Rennen gesiegt habe und er daher natürlich unverkäuflich sei.

Die ungeheuren Pferdeherden, die man im Kalchalande allenthalben findet, lassen auf einen nicht geringen Reichtum der Bewohner schließen. Der Preis eines Ponys betrug zur Zeit meines Dortseins im Durchschnitt 40 Rubel. Für einzelne gute Tiere wurden jedoch häufig —

und zwar speziell für die von Chinesen sehr bevorzugten Paßgänger — 300 Rubel und mehr gefordert.

Das an Wichtigkeit an zweiter Stelle kommende Tier ist das Kamel. An Zahl steht es den Ponys weit nach und in ponyreichen Gegenden ist sein Gebrauch sehr beschränkt. Unser großes Gepäck wurde von Kalgan bis Urga auf Kamelen befördert, von da aus aber auf leichten, durch zwei Pferde gezogenen Telegas. Bei meiner Rückkehr fand ich in der Gobi überhaupt keine brauchbaren Ponys in den Poststationen und hatte mehrere Tage lang meine Karren nur mit Kamelen bespannt, während ich selbst es vorzog, auf dem besten Kamel zu reiten. Trotzdem in der Kalcha-Gegend der Gebrauch des Ponys überwiegt, wird doch gerade dort das beste Kamel gezogen.

In den heißen Sommermonaten Juni bis August werden die Kamele stets auf das Hochplateau an die Ränder der Gobi auf die Weide getrieben, um in der trockenen Höhenluft, die ihnen am besten zusagt, neue Kraft für ihren schweren neunmonatigen Dienst zu gewinnen. Der Preis eines Kamels betrug in der Gegend von Urga durchschnittlich 30 Rubel.

An dritter Stelle ist der Hammel zu nennen, der am unmittelbarsten zum Lebensunterhalt des Mongolen beiträgt. Sein Fleisch ist die hauptsächlichste Nahrung, die keinen Tag auf der Speisekarte des Mongolen fehlt. Wir erhielten in jeder Nachtstation einen lebenden Hammel von dem Postvorsteher geliefert. Ein schmutzstarrender Mongole machte sich unmittelbar vor unserm Zelt sofort an das Schlachten, indem er ihm den Bauch aufschnitt und mit einem raschen Griff das Herz herausriß. Unser Koch suchte sich dann das beste Stück, in der Regel das Filet, heraus, das dann 30 Minuten später gebraten auf unserer Tafel erschien. Die größte Delikatesse in den Augen der Mongolen ist der Fettschwanz des Hammels, dessen Fett als Zutat bei keiner Speise fehlen darf. Außer seinem Fleisch liefert das Schaf dem Mongolen den zweitwichtigsten Teil seiner Nahrung, die Milch. Darin macht ihm bei der verhältnismäßigen Armut an Rindern in der nördlichen Mongolei nur die Ziege Konkurrenz. Schaf und Ziege liefern ferner dem Mongolen seine Kleidung und seine Behausung. Mit Ausnahme von kaum zwei Monaten im Jahr kleidet sich der Mongole nur in Schafpelze, die er je nach den Kältegraden in mehr oder weniger Schichten übereinanderzieht. Aus der Schafwolle wird ferner auch der Filz gearbeitet, der zum Eindecken der Jurten dient.

Die Herden ohne Unterschied der Gattung liefern endlich dem Mongolen das für sein Leben in den rauhen, baum- und strauchlosen Steppen der Hochebene unerläßliche Brennmaterial in Gestalt ihres Düngers. Bei jeder Jurte sammelt sich der Mongole in kurzer Zeit einen großen Vorrat des gut ausgetrockneten Düngers an, der manchmal zu

wahren Bergen, hinter denen die Jurten selbst verschwinden, anwächst. In rinderreichen Strichen wird der Dünger in torfartige Ziegel geformt, die dann nicht nur als Brennmaterial, sondern auch als wirkliche Ziegel zur Aufführung von Grenzmauern 2c. dienen.

Durch Verkauf von Ponys und Schafen an chinesische Händler gewinnt der Mongole die Mittel, um sich Hirse, die neben Fleisch und Milch die Nahrung bildet, einzukaufen. Sie wird zur Herstellung von Hirsekuchen verschiedenster Art verwendet. Von den Chinesen kauft der Mongole ferner zwei Dinge, die zwar kein unerläßliches Nahrungsmittel, aber doch ein unentbehrliches Genußmittel für ihn geworden sind: Tee und Tabak. Tee kommt nach der Mongolei nur in gepreßter Form als Ziegeltee. Ein etwa 20 Zentimeter im Quadrat messender, 4 Zentimeter dicker Ziegel kostet nicht mehr als 40 Pfennige. Diesen Tee genießt der Mongole fast ausschließlich in einer Form, die eher die Bezeichnung Suppe als Tee verdient. Er rührt nämlich den Tee reichlich mit Hirsemehl und etwas Milch an und gibt dem Trank besondere Würze durch Hinzufügung von etwas Hammelschwanzfett. Ich habe dem Trank, der stets zum Willkommen in einer großen kupfernen Kanne angeboten wird, keinen rechten Geschmack abgewinnen können. Tabak, der von herumziehenden chinesischen Händlern in der ganzen Mongolei feilgeboten wird, wird von Mann und Frau mit gleicher Leidenschaft geraucht. Das Pferd liefert schließlich dem Mongolen sogar seinen Wein: aus Stutenmilch braut er sich ein gärendes, leicht berauschendes Getränk, den Kumyß, den man aber immerhin nur bei Besitzern großer Pferdeherden findet.

Am Nachmittag des 19. Mai näherten wir uns endlich Urga, dem Mekka der Mongolen. Die Landschaft hat bis zur letzten Station vor Urga, Ondurdobo, ihren Charakter hügeliger Steppe beibehalten. Die Hügel werden allmählich höher, und in den Spalten liegt noch Schnee. Die Temperatur war am letzten Morgen bis 10 Grad Reaumur gesunken. Ondurdobo liegt im weiten fruchtbaren Tal des rasch strömenden, klaren Talu, an dessen anderer Seite wenige Kilometer aufwärts Urga liegt. Der chinesische Resident in Urga hatte nach dieser Station für den Gebrauch des Prinzen Friedrich Leopold eine sogenannte Tsaoshangfei — die „über das Gras fliegende" — geschickt, das ist eine Mandarinensänfte, die von vier Reitern vermittels Stangen, deren Enden sie auf den Sattel legen, getragen wird. Es ist ein sehr hübsch aussehendes, aber nicht ganz ungefährliches Beförderungsmittel, da ein scheuendes oder auch nur ein unruhiges Pferd die Sänfte zum Stürzen bringt.

Dicht vor Urga hat man den Talu zu überschreiten. Gewöhnlich kann man ihn durch eine Fuhrt in Karren passieren, wir benutzten ein mongolisches Floß, das aus ausgehöhlten Baumstämmen hergestellt war, über die ein paar lose Bretter gelegt waren. Vor einem Zelt am Eingang zur Stadt standen zum Empfang des Prinzen bereit die zwei höchsten

Beamten Urgas, der chinesische Resident Pushou und sein mongolischer Kollege, umgeben von Hunderten kleinerer Beamten und Yamendienern, sowie der russische Konsul Herr Luba mit seinen Beamten und den Spitzen der russischen Kolonie. Während Prinz Friedrich Leopold mit den Herren im Zelt für einige Minuten niedersaß, brachten Diener des noch in Urga residierenden Dalai Lama auf einem großen Tablett mongolische Hirsekuchen und eine Kanne Ziegeltee. Es ist die gewöhnliche lamaistische Art, einen fürstlichen Gast zu begrüßen, ähnlich der russischen Sitte von Darreichung von Salz und Brot.

Der Prinz nahm in einem von dem chinesischen Residenten zur Verfügung gestellten Quartier Wohnung. Er empfing dort die Besuche des chinesischen und mongolischen Residenten, des russischen Konsuls und der übrigen russischen Konsulatsbeamten, des Direktors der russisch-chinesischen Bank und anderer.

Nach mongolisch-chinesischer Sitte langten dann Geschenke für den Prinzen von allen möglichen Stellen an. Der chinesische Resident schickte einen großen russischen Samowar, Kisten mit Tee, Seidenrollen und — zwei große Zuckerhüte. Der Dalai Lama schickte durch einen seiner Vertrauten kostbare tibetanische Weihrauchkerzen, tibetanische Decken und eine Hada, einen weißen Seidenschal, als Symbol seiner Ehrerbietung. Ähnliche Geschenke kamen von dem „lebenden Buddha", den vereinigten Vorstehern der Lama-Tempel Urgas, dem mongolischen Residenten u. a.

Der Zustand der Reisekarren, von denen die meisten einer gründlichen Reparatur bedurften, machte in Urga einen Rasttag notwendig. An sich lohnt es sich, die Stadt Urga, die bei weitem der interessanteste Punkt der ganzen Reise ist, genauer in Augenschein zu nehmen.

Urga.

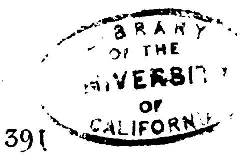
Der Reisende, der sich Urga auf der Kalganroute nähert, wird wenige Li, bevor er die Stadt zu Gesicht bekommt, durch einen Anblick überrascht, den er auf seinem 1200 Kilometer langen Marsch durch sandige Wüste und kahle Steppe am meisten entbehrt hat: durch den Anblick eines schönen stattlichen Waldes von Kiefern, Birken, Zedern und Lärchen, der den langen Rücken des sogenannten Bogdo Ul, des „Gottesberges", bedeckt. Er erfährt eine zweite freudige Überraschung, wenn er, in das Tal hinabgestiegen, an das Ufer eines Flusses, des Tola, kommt, dessen frisches klares Wasser ihm einen Anblick gewährt, den ihm in der mongolischen Hochebene nur die Luft ab und zu vorgespiegelt hat. Der Tola, ein Nebenfluß des Orkhon, der in die Selenga mündet, durchfließt an dieser Stelle ein etwa 12 Kilometer breites von Osten nach Westen verlaufendes Tal. Etwa 3 Kilometer südlich von ihm zieht sich der lange, niedrige, etwa 240 Meter über die Talsohle sich erhebende Bergrücken des Bogdo Ul. Auf der Nordseite liegt ein etwa 9 Kilo-

meter breiter, allmählich ansteigender steiniger Abhang, der gegen Norden dann durch eine höhere Hügelkette abgeschlossen ist. Auf diesem Hang liegen die drei völlig voneinander verschiedenen Ansiedelungen, die man mit dem gemeinsamen Namen Urga bezeichnet. Der Name Urga ist dem Platz von den Russen gegeben, wohl in unkorrekter Aussprache des mongolischen Wortes Örgo (Residenz). Er ist weder Mongolen noch Chinesen bekannt. Die ersteren nennen den Platz mit vollem Namen Bogdo Lamain Khure (des göttlichen Lamas Lager), mit abgekürztem Namen Da Khure (großes Lager) oder nur Khure. Die Chinesen haben aus Khure K'ulun oder K'ulien gemacht.

Urga hat keine alte Vergangenheit, und wenn man es häufig das mongolische Rom nennt, darf man an einen Vergleich der Geschichte nicht denken. Es ist so genannt, weil es der Sitz des mongolischen Papsttums ist, und es ist nicht älter als dieses.

Im Jahre 1604 entsandte der Dalai Lama aus Lhassa einen der Hutuktu oder „lebenden Buddhas", die man die Kardinäle der lamaistischen Kirche nennen kann und die den Avatars, den stets wiedergeborenen, angehören, nach dem Norden der Mongolei, um dort seinen Sitz zu nehmen. Er wie seine ersten Nachfolger wechselten ihren ersten Aufenthaltsort wiederholt, bis im Jahre 1650 der Cheptsun dampa Hutuktu — das ist der kirchliche Titel des Patriarchen der Kalcha-Stämme — in der Person eines Sohnes des Tushetu Khans wiedergeboren wurde. Dieser Prinz, in der Geschichte genannt Undur Gegen, ist der berühmteste Hutuktu in der mongolischen Geschichte und der Begründer des Patriarchen- oder, wie man sogar sagen kann, Papsttums von Urga. Als im Jahre 1688 die Kalcha-Stämme sich gegen die ständigen Angriffe der Kalmücken nicht mehr wehren konnten und die meisten Fürsten Hülfe bei Rußland suchen wollten, entschied Undur Gegen, den man zum Schiedsrichter aufgerufen hatte, gegen Rußland und für Hülfesuchung bei China. Der Kaiser Kanghsi nahm sich darauf der Kalcha-Stämme an und brachte es durch geschickte Ausnutzung der Situation dazu, daß die Kalcha-Stämme die Souveränität Chinas anerkannten und ihre Fürsten Land und Rang und Titel von da an aus der Hand der chinesischen Kaiser empfingen. Die Macht des Hutuktu, der von dem chinesischen Hofe mit großen Ehren behandelt wurde, war von da an unter den Fürsten der nördlichen Mongolei fest begründet. Sie wuchs so, daß der Kaiser Kienlung durch diesen mongolischen Papst politische Unruhen befürchtete und es erreichte, daß die künftigen Hutuktus von Urga stets aus Tibet und aus Familien ohne Einfluß genommen, das heißt wiedergeboren wurden.

Die dauernde Residenz in Urga nahm der Cheptsun dampa Hutuktu erst von 1756 an, in welchem Jahre daselbst die Tsanit-Schule für die Unterweisung der Lamas im tibetanischen Buddhismus im Stadtteil Gandan begründet wurde. Von da an wurde Urga das religiöse Zentrum



der Mongolei. Im Jahre 1761 bestellte die chinesische Regierung, um die Macht des Hutuktu weiter zu beschneiden, einen mongolischen Residenten und einen chinesischen Amban. Beide residieren in Urga und üben die Kontrolle über die Stämme des Tushetu und Tsetsen Khanats aus. —

Von den drei Teilen Urgas, dem mongolischen, russischen und chinesischen, ist der erstere bei weitem der interessanteste. Er hat eine mongolische Bevölkerung von etwa 30 000 Köpfen, wovon die Hälfte auf die lamaistische Priesterschaft entfällt. Im Grunde ist dieses eigentliche Urga eine einzige große Tempelstadt, zwischen die sich nur ein paar Enklaven von Straßen mit Kauf- und Wohnhäusern schieben. Der größte Komplex wird ausgefüllt durch die Winterresidenz des Hutuktu, den Bogdo örgo oder Huangcheng tsze, die gelbe Stadt, um die sich der Rest der eigentlichen Stadt gruppiert.

Die architektonisch nicht uninteressanten Gebäude, die eine Mischung des tibetanischen und chinesischen Stils zeigen, werden von außen leider durch einen hohen gelbangestrichenen Pallisadenzaun bis zum Dachrande verdeckt. Um die Residenz herum gruppieren sich 28 Tempel, von denen jeder einer der kirchlichen Diözesen der Kalcha-Mongolen gewidmet ist.

Die meisten dieser Tempel bestehen aus großen Filzzelten. Einige unter ihnen sind von rechteckiger Form und messen bis 30 Meter und mehr in der Länge und etwa 8 Meter in der Höhe. Die Konstruktion ist, von einigen im Innern angebrachten Stützbalken abgesehen, dieselbe wie bei den gewöhnlichen Jurten.

Vor den großen Tempeln dehnen sich weite steinige Plätze aus, auf denen ganze Reihen offener Häuschen stehen, in denen tibetanische große Gebetsmühlen aufgestellt sind. Eine einmalige Umdrehung der Trommel genügt, um mehr Gebete zu sagen, als der beredteste Mund in einer Stunde zu sprechen vermöchte. Daß diese Art zu beten Anklang findet, sieht man an dem regen Besuch, den man stets bei den Gebetsmühlen antrifft.

Ein abgeschlossenes Viertel für sich bildet der Gandan, die Tsanitschule, um die herum sich die Wohnungen von mehreren Tausend Lamas befinden.

Das übrige mongolische Urga ist eine regellose Masse von Jurten, die sich an manchen Stellen dicht zusammendrängen, ohne daß irgend eine Abgrenzung zwischen den einzelnen Wohnungen besteht.

Der in Urga angesessene Mongole baut sich um sein Jurtenanwesen einen Pallisadenzaun von Fichtenstämmen und hält sein Tor ängstlich nach der Straße zu verschlossen. Er tut das wohl weniger aus Furcht vor Menschen, sondern um den wilden Hunden, die zu Tausenden Urga bevölkern, den Eintritt zu verwehren. Die Hunde Urgas sind seine unangenehmsten Bewohner. Für einen Europäer machen sie das Gehen in

den Straßen fast zur Unmöglichkeit. Kein Mongole aber tötet je einen Hund, denn die Hunde sollen einst seinen Leichnam fressen, wie sie die Leichen seiner Vorfahren gefressen haben. Wenige Li nördlich Urga liegt an einem Bergabhang ein weiter öder Platz, der, soweit man sehen kann, besät ist mit menschlichen Knochen. Es ist der Platz, an den die Mongolen Urgas die Leichen der Verstorbenen schaffen, damit sie von den Hunden und Geiern gefressen werden. Die Mongolen, soweit sie nicht an der chinesischen Grenze chinesische Sitten angenommen haben, beerdigen ihre Toten niemals. Sie berufen bei einem Todesfall die Lamas, damit sie — je nach der Bezahlung — mehr oder weniger Messen an der Leiche lesen und die Stunde und den Platz bestimmen, an dem dieselbe ausgesetzt werden soll. Die Leiche wird dann in ein neues Laken gewickelt, auf einem Wagen hinausgefahren und dort nackt auf die Erde gelegt, die Männer mit dem Gesicht nach dem Himmel, die Frauen mit dem Gesicht nach der Erde. Stürzen sich die Hunde, die einen Leichenzug stets in Scharen begleiten, sofort gierig auf den Leichnam und fressen ihn auf, so gilt dies als ein Zeichen, daß dem Verstorbenen die Götter gnädig gesinnt sind. Im umgekehrten Falle müssen von den Lamas Messen über Messen gelesen werden, bis Hunde und Geier sich der Leiche erbarmen. . . .

Das interessanteste Leben und Treiben findet man auf dem Marktplatz. Da sind lange Reihen niedriger Tische, an denen billige mongolische Schmucksachen, Pfeifen, Pelze, Stiefeln, Hüte und vor allem allerhand Sattelzeug verkauft werden. Zwischen den Tischen wogt eine bunte Menge auf und ab. Unter allen anderen stechen die Lamas hervor mit ihren gelben Obergewändern, die sie wie eine altrömische Toga über die Schulter geworfen haben. Dazwischen stapfen mongolische Frauen in schweren Reiterstiefeln einher, und Tibetaner mit offenem schwarzen Haar gehen stolz durch die Menge. Es ist ein überaus buntes, abwechslungsreiches Bild. Die Straßen sind sehr schmutzig. Aller Unrat wird aus den Häusern auf die großen freien Plätze geworfen und häuft sich dort haushoch an. Hunderte von Hunden streiten sich auf diesen Bergen um die leckersten Bissen. Der Chinese sieht auf den Mongolen seines Schmutzes wegen mit Verachtung herab und nennt ihn selten anders als Choutatsze, den „stinkenden Tartaren". Für unsere Geruchsnerven ist die Entrüstung gerade auf Seiten der Chinesen nicht ganz begreiflich, aber in Urga fällt ein Vergleich doch noch zu gunsten der Chinesen aus. Inmitten allen Schmutzes in Urga findet man sehr hübsche, rein gehaltene Gehöfte, die in der Regel die Urgaresidenz irgend eines Kalchaprinzen darstellen.

Noch innerhalb des sich weit hinziehenden mongolischen Urga liegt die Residenz des chinesischen und des mongolischen Residenten.

Davon etwa 1 Kilometer entfernt beginnt die zweite Niederlassung,

die russische. Sie besteht in erster Linie aus dem russischen Konsulat. Rußland erhielt durch den Vertrag von 1860 das Recht, in Urga ebenso wie in Kalgan Handel zu treiben und Konsulate zu errichten.

Im Jahre 1900 wurde vor Ausbruch der Boxerunruhen eine Besatzung von 200 Kosaken nach Urga gelegt und das Konsulat samt den daran anschließenden Kasernements für die Besatzung in provisorischen Verteidigungszustand gesetzt. Bei unserer Ankunft waren nur noch 25 Kosaken als Konsulatswache zurückbehalten worden. Die Gebäude waren aber noch mit Graben und Drahthindernissen umgeben. An das Konsulat schließen sich ein paar russische Kaufmannshäuser und das Gebäude der russischen Bank an. Im ganzen besteht die gesamte russische Niederlassung aus nicht mehr als etwa 15 Häusern. Dafür existieren im mongolischen Urga etwa 6 russische in russischem Stil erbaute Kaufhäuser, die mit dem Verkauf billiger europäischer Produkte — wie bunte Tücher, Lampen, Papier, Kolonialwaren — ein gutes Geschäft unter den stets kauflustigen Mongolen machen.

Der dritte Stadtteil ist etwa 3 Li von der russischen Niederlassung getrennt. Mai-mai-cheng, die chinesische „Handelsstadt", ist an sich für Chinesen reserviert und wie alle chinesischen Städte mit einer Mauer, die hier aus mächtigen Pallisaden besteht, umschlossen. Sie hat aber wohl kaum mehr als 1500 chinesische Einwohner, wozu etwa 4000 Mongolen kommen. Die Straßen sind regelmäßig angelegt. Die Gebäude sind im chinesischen Stil aus Holz erbaut und die Höfe mit Pallisadenwänden abgegrenzt. Ein paar stille reinliche Geschäftsstraßen, in denen die chinesischen Tee- und Fellengrosfirmen ihren Sitz haben, machen einen guten, gegenüber dem sonstigen Schmutz angenehm abstechenden Eindruck. Etwa 3 Kilometer von der Stadt entfernt liegt auf einer Insel, die der Tola bildet, die glänzende Sommerresidenz des Hutuktu, genannt Diët-sume. Bemerkenswert ist darin das Hauptgebäude, welches sich der jetzige sehr fortschrittlich gesinnte Hutuktu inmitten der mongolischen Tempelbauten in europäischem Stil nach dem Muster des russischen Konsulatsgebäudes hat errichten lassen. Etwa 1 Kilometer den Tola abwärts und näher am Bogdo Ul befindet sich die kleinere alte Sommerresidenz Kolo-sume, die eine hübsche Kombination von chinesischem mit tibetanischem Baustil aufweist.

Dicht unter dem heiligen Berge Bogdo Ul liegen in einem prachtvollen alten Park versteckt ein paar hübsch gebaute kleine Lustschlösser des Hutuktu, in denen der derzeitige geistliche Oberherr der Mongolei es nicht verschmähen soll, durch den Gesang mongolischer Mädchen sich ab und zu die Regierungssorgen verscheuchen zu lassen.

Der Bogdo Ul, auch Khan Ul, der Berg des Khan genannt, hat lange als Begräbnisstätte Dschingiskhans gegolten. Die Leiche des berühmten Mongolenkaisers, der in der Provinz Shansi im Jahre 1227

starb, soll von seinen Getreuen heimlich nordwärts in die Mongolei geschafft worden sein, und kein Mensch hat je mit Sicherheit den Platz erfahren, an dem seine Überreste beigesetzt sind. Aber noch heute werden alljährlich im Frühjahr und Herbst von den Fürsten der Kalchas unter dem Gipfel des Bogdo Ul Gedächtnisopfer für ihren großen Vorfahren dargebracht.

Ob dieser Platz mehr darauf Anspruch machen kann, der wahre Begräbnisplatz des großen Khans zu sein, als die anderen Plätze in der Mongolei, die ebenso bezeichnet werden, ist nicht zu erweisen.

Zur Zeit unseres Aufenthaltes in Urga hatte der Platz ein besonderes Gepräge durch die Anwesenheit des Dalai Lama. Dieser höchste Beherrscher der Anhänger der „gelben Kirche“ war bekanntlich kurz vor dem Einmarsch der englischen Truppen in das heilige Lhassa nach Norden davon gezogen, um nicht durch Gewalt zur Unterzeichnung eines Friedensvertrages gezwungen zu werden, der ihn tatsächlich seiner bis dahin unumschränkten Macht über Tibet beraubte. Er hatte Urga, als das zweitheilige Zentrum der lamaistischen Welt, zur Residenz gewählt mit dem Nebengedanken, von da aus am leichtesten mit dem großen weißen Zaren in Verbindung treten zu können, der den lamaistischen Großen auch heute noch als ein nicht unnatürlicher Beschützer ihrer Kirche erscheint. Unmittelbar zur Wahl Urgas hatte beigetragen der starke burjätische Einfluß am Hofe des Dalai Lama, der sich in Urga noch ungehinderter geltend machen konnte, als an irgend einem anderen Platze.

In Urga selbst aber war der Dalai Lama fast allen ein Dorn im Auge. In erster Linie dem Hutuktu. Dem Range nach kommt der Hutuktu von Urga unter den Heiligen der lamaistischen Kirche erst an dritter Stelle, indem ihm der Dalai Lama und sein tibetanischer Kollege, der Panshen Erdeni Lama, an Rang vorgehen. Dies ist keinem Mongolen unbekannt. Und daher wandten sich von der Ankunft des Dalai Lama in Urga an all die Tausende frommer Pilger, die sonst von dem Papst in Urga Absolution erbitten kamen, an den Heiligen von Tibet. All die Hunderttausende milder Gaben, die sonst die Taschen des Cheptsun dampa Hutuktu füllten und ihn zum reichsten Mann in der Mongolei machten, gingen von nun an an seiner Tür vorbei und fielen in die bereitwillig aufgetanen Hände seines geistlichen Oberen. Seine Tore, vor denen sonst täglich Hunderte von Pilgern lagerten und sehnsüchtig den Augenblick erwarteten, wo sie zu dem Segen spendenden Heiligen eingelassen wurden (aber nicht ohne daß sie vorher eine reichliche Spende in die Hände des torhütenden Lamas und Vertrauten des Hutuktu hätten gleiten lassen), blieben nun öde und leer.

Außer ihm war der chinesischen Regierung die Anwesenheit des Dalai Lama von Lhassa und sein Aufenthalt nahe der russischen Grenze aus politischen Gründen sehr ungelegen. Der chinesische Amban, wie

auch ein speziell von Peking nach Urga entsandter hoher Beamter, der den Dalai Lama nach Tibet zurückgeleiten sollte, bemühten sich seit vielen Monaten vergeblich, ihn zum Aufbruch zu bewegen.

Es mußten gewichtige Gründe sein, die den Dalai Lama in Urga festhielten, denn im Vergleich zu seinem gewaltigen Palaste Putala bei Lhassa bewohnte er in Urga ein dürftiges Quartier. Der Hutuktu hatte ihm keinen seiner weiten Paläste eingeräumt, und so war dem Dalai Lama nichts anderes übrig geblieben, als in die Tsanit-Schule nach dem Gandan zu ziehen. Dort wohnte er tagsüber in einem zweistöckigen Tempelgebäude innerhalb des Gandan-noram-sume, und des Nachts schlief er in einer Jurte innerhalb der hohen Pallisaden, die das Tempelgrundstück umgeben. Ich habe bei meiner Rückkehr ungehinderten Zutritt bis fast zur Schwelle seiner Wohnung gefunden, ohne daß ich mich irgendwie zu erkennen gegeben hätte. Hätte ich dies getan, so wäre meinem Gefühl nach die Einwilligung des Dalai Lama zu einem persönlichen Besuch nicht allzu schwer zu erreichen gewesen. Etwa einmal im Monat zeigt er sich auf dem weiten Platze vor dem Tempel den dort versammelten Pilgern, durch deren Reihen er sich in einem Tragstuhl hindurchtragen läßt, wobei er den knieenden Gläubigen einzeln die Hand zum Segen auf den Kopf legt.

Von Urga nach Kiachta.

Die etwa 290 Kilometer lange Strecke Urga-Kiachta zeigt landschaftlich gegenüber der hinter uns liegenden Strecke einen durchaus veränderten Charakter. Während dort Dürre, Baumlosigkeit und Einöde überwogen, strotzt hier alles von Fruchtbarkeit und Reichtum. Die weiten Berghänge sind mit einer vorzüglichen Grasnarbe bezogen, die Bergrücken mit Laubholz bedeckt, die Täler von Flüssen durchströmt. Jurtenansiedelungen sind häufig, und die Herden von Ponys, Schafen und Rindern zahllos. Die Pferde sind in ausgezeichnetem Zustande, so daß man den Weg, wenn man über eine leichte Tarantaß verfügt, in zwei Tagen, ja sogar in 24 Stunden zurücklegen kann. Wenn wir mit unserem Zug von 18 Wagen die 290 Kilometer in drei Tagen zurücklegten, so war dies eine größere Leistung, als wenn ein einzelner Reisender den Weg in zwei Tagen macht. Das Terrain ist zwar im großen und ganzen glatt und gut zu fahren, aber es sind einige recht unangenehme Bergpässe zu überschreiten, die viel Zeit kosten.

Vor der Station Hara, der fünften von Urga aus, überschreitet man den Haragol, ein prächtiges klares Gebirgsflüßchen, das gerade noch das Durchfahren in Karren erlaubt.

Ein bedeutenderer Fluß ist der Iro, ein Nebenfluß des Orkhon, den man bei der neunten Station hinter Urga, der vierten vor Kiachta, zu passieren hat. Es besteht eine gute Drahtseilfähre, die von den

Russen angelegt ist, bei Hochwasser aber den Dienst versagt. Da der Fluß, der bei der Station eine Breite von etwa 50 Meter hat, keine Furt aufweist, durch die Wagen hindurchfahren können, müssen die Karren auf den ungeschickten mongolischen Flößen übergesetzt werden, was nicht geringe Zeit in Anspruch nimmt.

Bei der zweitletzten Station vor Kiachta, Ibizik, betritt man die großen Kieferwaldungen, die sich an der mongolisch-russischen Grenze entlang bis in die Mandschurei hinein ziehen. Leider schrumpfen sie durch absichtlich von den Kolonisten angelegte Waldbrände, die auch während der Tage meines Aufenthalts in Kiachta den Himmel mit mächtigen Rauchwolken erfüllten, immer mehr zusammen.

In der letzten Station vor Kiachta, Holongor, wurde Prinz Friedrich Leopold von einer Eskorte von 100 berittenen mongolischen Bogenschützen, die mit den langen, um die Schulter gehängten Bogen und dem großen Köcher an der Seite sehr malerisch aussehen, erwartet. Etwa 1 Kilometer vor Kiachta ist ein Zelt errichtet, vor dem der chinesische Beamte von Mai-mai-cheng, der sogenannte Dsargutsche, und der russische Grenzkommissar, Herr Hentge, mit seinen Beamten zur Begrüßung sich aufgestellt hatten. Nach kurzem Gespräch fuhr Prinz Friedrich Leopold mit dem Grenzkommissar in einer eleganten Troika, gefolgt von einigen zwanzig anderen russischen Troikas und Telegas, in die Stadt Kiachta hinein, wo eine dichtgedrängte russische Volksmenge den Prinzen mit lautem Hurra begrüßte. Eine Sotnie Kosaken setzte sich von der russischen Grenze ab an die Spitze des Zuges, und im Galopp bewegte sich der Zug durch die mit deutschen und russischen Flaggen wunderhübsch geschmückte Stadt.

Prinz Friedrich Leopold nahm in dem Hause des ersten Kaufmanns von Kiachta, Luschnikoff, Wohnung. Im Hofe des festlich geschmückten Grundstücks stand eine russische Militärkapelle und spielte die deutsche Nationalhymne. Die erste Dame Kiachtas bot dem Prinzen auf silbernem Tablett im Namen der Stadt Kiachta Brot und Salz zum Willkommen, worauf im Empfangssaal des Hauses die Vorstellung der Spitzen der Behörden und der Kaufmannschaft von Kiachta und Troiz Kasawsk erfolgte.

Die einst stolze Kaufmannschaft Kiachtas ist in dem letzten Jahrzehnt sehr weit von ihrer Höhe herabgesunken. Von 1727 bis 1860 war Kiachta das große Handelszentrum für den Warenaustausch zwischen Sibirien und der Mongolei. Berühmt waren seine Wintermessen, zu denen alle Kaufleute von Ostsibirien zusammenströmten. Der gesamte Teehandel nach Rußland ging durch die Hände der russischen Kaufleute von Kiachta und der chinesischen von Mai-mai-cheng. Heute noch merkt man der Stadt Kiachta den Glanz früheren Reichtums an. Häuser von Armen existieren nicht; der ganze Ort hat den Anstrich eines vor-

nehmen Villenortes, dessen Ruhe nur unterbrochen wird durch die lustig klingenden Schellen einer eleganten Troika, die in scharfem Trabe durch die Straße fliegt. Aber es fehlt dem Ort das rege Leben, das er früher gekannt haben muß. Dicht an der chinesischen Grenze, hinter der weiß schimmernden Kathedrale liegen langgestreckte Zollhäuser zur Aufnahme der Tausende von Teeballen, die von China her durch die Wüste Gobi ihren Weg nach Rußland nahmen. Heute kommt nur ein kaum nennenswerter Bruchteil des in Rußland konsumierten Tees über Kiachta. Die Dampfschiffe und neuerdings die Eisenbahn haben den ganzen Frachtverkehr an sich gezogen.

Der Übergang aus dem chinesischen Reich in das russische ist so unmittelbar wie möglich: nur eine breite Straße, in der die Grenze entlang läuft, scheidet das urchinesische Mai-mai-cheng mit seinen engen schmutzigen Straßen von dem vornehmen, weitläufig angelegten Kiachta, in dem man von China nicht das geringste mehr spürt.

Die beiden höchststehenden Beamten der zwei Grenzorte, der russische Grenzkommissar und der chinesische Präfekt oder Dsargutsche, stehen, wie ich mich bei einem nach Abreise des Prinzen mir zu Ehren von dem Dsargutsche veranstalteten Diner überzeugen konnte, äußerst freundschaftlich zueinander. Man trank chinesischen „Rosentauschnaps" — den schwersten Schnaps, den ich kenne — aus europäischen Sektkelchen abwechselnd mit süßem Krimwein, beteuerte bei jedem Glase dringender die innige Freundschaft Rußlands und Chinas, und — um noch ein paarmal mehr trinken zu können — nahm man Deutschland für diese Gelegenheit in den Freundschaftsbund als Dritten auf.

Fünf Werst nördlich von Kiachta liegt die russische Stadt Troiz Kasawsk, der Typus einer sibirischen Kleinstadt von etwa 6000 Einwohnern. Alle Häuser sind — übrigens ebenso wie die Villen von Kiachta — aus Holz gebaut. Auf die Kathedrale ist viel Mühe und Geld verwendet; die Schule genießt in Ostsibirien einen gewissen Ruf.

Prinz Friedrich Leopold verließ mit dem persönlichen Adjutanten, Major von Hofmann, und Stabsarzt Kettner am Morgen des nächsten Tages, den 24. Mai, Kiachta. Ein Zug der Reserve-Transbaikal-Kosaken eskortierte die mit prachtvoll angeschirrten Rappen bespannte Troika und geleitete sie die 23 Werst lange Strecke bis zur Selenga. Dort lag der russische Regierungsdampfer Seraphim bereit, der sich unverzüglich, nachdem Prinz Friedrich Leopold an Bord gekommen war, langsam stromab in Bewegung setzte.



Der alte Rat geht.

Von

Julius Weil.

— Breslau. —

Ein Amtszimmer. Ministertisch mit Büchern und Aktenstücken. Der Abteilungschef **von Sanden** erhält den Besuch des **Präsidenten**. Nach kollegialer Begrüßung nehmen beide Platz.

Präsident. Ich habe da schon wieder eine Anfrage erhalten wegen des Kollegen Reimanus.

Sanden. Ah! Schon wieder!

Präsident. Ja, es ist mir recht fatal. Man scheint oben durchaus seine Entfernung zu wünschen. Ich habe die bestimmte Weisung, ihn zur Einreichung seines Pensionsgesuches zu veranlassen.

Sanden. Ich fürchte, er wird sich freiwillig nicht dazu verstehen.

Präsident. Dann bleibt nichts übrig, als ihn zu zwingen.

Sanden. Das wäre — Verzeihung, Herr Präsident! — eine Härte. Reimanus ist ja ein recht schwacher Arbeiter, aber wir haben schon schwächere gehabt, und vielleicht — —

Präsident (lächelnd). Sie meinen, wir haben sie noch.

Sanden (gibt das Lächeln zurück). Ich wollte sagen, man kann ihn doch immer noch durchschleppen. Das Dezernat, das ich ihm zugeteilt habe, erfordert ja nicht gerade eine übermäßige Kraft: Viehseuchen und Verwandtes.

Präsident. Mag sein. Aber sagen Sie mir um Gottes willen: warum klebt der Mann so am Amte? Er ist doch nahe an Siebzig, körperlich schon recht defekt, allem Anschein nach höchst ruhebedürftig — warum gönnt er sich die — in diesem Falle kann man ja wohl sagen — verdiente Ruhe nicht?

Sanden. Ich habe mich auch schon gefragt.

Präsident. Und ihn selbst nicht?

Sanden. Doch, Herr Präsident. Er antwortete mir: Er fühle sich noch Gott sei Dank ganz rüstig; was er denn mit der Zeit anfangen solle, wenn er sich pensionieren ließe? Er glaube bestimmt, wenn er erst mal aufhöre zu arbeiten, sei es auch mit ihm vorbei, und zum Selbstmörder habe er gar keine Neigung.

Präsident. Das sind doch Redensarten, meinen Sie nicht auch?

Sanden. Seine Hinfälligkeit spricht allerdings dafür, daß er den wahren Grund verbirgt.

Präsident. Haben Sie keine Ahnung? Seine Verhältnisse sind doch ganz erträglich?

Sanden. So viel ich weiß, ja. Er hat nur einen Sohn, der Offizier ist. Von irgendwelchen Verpflichtungen ist mir nichts bekannt.

Präsident. Nun, dann sehe ich auch für mich keine Veranlassung, ihn zu schonen. Offenbar hat man über seine Stelle bereits anderweit verfügt. Man muß also ein Ende machen.

Sanden. Dennoch, Herr Präsident, möchte ich ein Wort für ihn einlegen. Ich kenne ihn seit Jahr und Tag und achte ihn hoch. Er war in seinen jüngeren Jahren ein hervorragender Beamter. Ich denke, er muß doch zwingende Gründe haben, seine Pensionierung noch hinausgeschoben zu sehen.

Präsident. Ja, ja, das ist ganz gut und schön. Aber das Interesse des Dienstes, mein lieber Sanden! Es bleibt mir in der Tat nichts anderes übrig — —

Sanden. Vielleicht, wenn man ihm noch eine gewisse Frist ließe — —

Präsident. Ich kann nicht, beim besten Willen nicht. (Er erhebt sich.)

Sanden (ebenfalls aufstehend). Wenn es denn sein muß, — geht es nicht an, Herr Präsident, daß ich ihm die Sache nochmals vorstelle? Ich glaube einigen Einfluß auf ihn zu haben. Vielleicht geht er doch freiwillig.

Präsident. Sehr gern, mein lieber Sanden. Ich bin Ihnen aufrichtig verbunden. Eine angenehme Mission ist es ja für mich nicht einem alten Kollegen gegenüber.

Sanden. Ich werde ihn also sofort zu mir bitten lassen. (Drückt auf die Klingel.)

Diener (tritt ein).

Sanden. Ich lasse Herrn Rat Reimanus bitten.

Diener (ab).

Präsident. Ich lege die Angelegenheit vertrauensvoll in Ihre Hände. Und Sie werden mir alsbald berichten — —

Sanden. Gewiß, Herr Präsident.

Präsident (empfiehlt sich).

Reimanus (erscheint unmittelbar nach dem Präsidenten. Er macht einen greisenhaften

Eindruck; auf seinem Gesicht schwebt ein ängstliches Lächeln). Sie haben mich zu sprechen gewünscht, Herr Abteilungschef?

Sanden (der wieder Platz genommen hat). Bitte, setzen Sie sich doch, lieber Herr Kollege.

Reimanus (setzt sich und sieht den andern forschend an).

Sanden. Ich wollte Sie eigentlich nur sehen, Herr Kollege. Man sagt mir, daß es Ihnen in letzter Zeit nicht gut geht.

Reimanus (eifrig.) Wer sagt das? Es trifft durchaus nicht zu. Ich fühle mich im Gegenteil außerordentlich wohl, wohler als je.

Sanden. Nun, ich wünsche es Ihnen ja von Herzen, aber — —

Reimanus. Wie meinen Sie? Liegt irgend etwas vor? Ich versichere Sie, meine Arbeitskraft ist noch völlig intakt.

Sanden. Ich spreche ja nur von Ihrer Gesundheit. Sie hätten doch alle Ursache, sich zu schonen. Sie sind ja nicht mehr der Jüngste.

Reimanus. Die Jahre machen es nicht, Herr Abteilungschef.

Sanden. Aber Sie quälen sich doch, entziehen sich Ihrer Familie, versagen sich Bequemlichkeiten, auf die man in Ihrem Alter Anspruch hat. Sagen Sie, warum tun Sie das? Warum gönnen Sie sich nicht Ruhe? Sie haben sie doch redlich verdient, dächte ich.

Reimanus (sich ängstlich auf seinem Stuhle hin und her bewegend). Ja, wie denn? Warum denn? Ich fühle mich noch ganz rüstig, wirklich ganz rüstig. Warum soll ich mich zur Untätigkeit zwingen? Ich wüßte ja beim besten Willen nicht, was ich mit dem lieben langen Tage anfangen sollte. Die Arbeit würde mir jeden Augenblick fehlen, und ich bin überzeugt, ich mache es kein Jahr mehr, wenn ich müßig gehen muß. Warum soll ich mir selber mein Grab graben?

Sanden. Ich muß Ihnen aber sagen — —

Reimanus (einfallend). Wie? Sie glauben mir nicht? Es ist aber tatsächlich so, Herr Abteilungschef, es ist so.

Sanden (legt seine Hand auf den Arm des alten Herrn). Hand aufs Herz, lieber Herr Kollege! Sie verschweigen mir den wahren Grund?

Reimanus (erschrocken). Wer sagt Ihnen das? Sie sind im Irrtum, ich versichere Sie — —

Sanden. Aber bester Kollege, ich habe doch Augen und sehe, daß Sie nur mit größter Anstrengung Ihren Dienst versehen, daß Sie im höchsten Maße ruhebedürftig sind. Niemand opfert sich doch ohne zwingende Veranlassung. Sagen Sie mir offen: was hält Sie?

Reimanus. Ich weiß nicht, wer Ihnen da etwas hinterbracht hat von mir. Ich kann nur versichern — —

Sanden. Ich habe Ihr Bestes im Sinne, glauben Sie mir. Ich spreche zu Ihnen als Freund zum Freunde und möchte Sie gern vor Aufregungen und Kränkungen bewahren.

Reimanus. Aber ich habe mir doch nicht das Geringste zuschulden kommen lassen.

Sanden. Das sagt niemand. Aber ich glaube, man erwartet aufs bestimmteste, daß Sie Ihr Abschiedsgesuch einreichen.

Reimanus. Sie glauben wirklich? Ja, mein Gott, wenn doch nun gar keine Ursache vorliegt?

Sanden. Keine Ursache? Aber lieber Herr Kollege, Sie müssen doch selbst sehen, wie die Sache steht. Sie sind in einem Alter, das Sie von dem entscheidenden Willen des Chefs abhängig macht — —

Reimanus. Sie meinen, daß man mich zwingen wird, zu gehen? Nein, das ist nicht möglich, das wäre ja — —

Sanden. Ich möchte Sie gern davor behüten, lieber Herr Kollege.

Reimanus (ringt verzweifelt die Hände). Aber ich kann nicht — ich kann nicht! Ich muß bleiben.

Sanden. Sie müssen bleiben? Aber mein Gott, was nötigt Sie dazu? Sie bekommen die höchste Pension, die zu erreichen ist, haben nur einen Sohn, der versorgt ist, was wollen Sie denn eigentlich?

Reimanus (brütet vor sich hin; bei den letzten Worten richtet er sich auf, greift mit zitternder Hand in seine Brusttasche und zieht einen Brief hervor, den er Sanden hinreicht). Hier! Lesen Sie! Lesen Sie!

Sanden (den Brief nehmend). Wenn Sie es wünschen — —

Reimanus. Ja, lesen Sie! Er ist von meinem Sohne!

Sanden (nachdem er gelesen). Das ist freilich schlimm für Sie! Spielschulden! Das ist böse! Aber der Brief ist ganz neuen Datums — von gestern, wenn ich recht sehe.

Reimanus. Ja, von gestern. Und heute muß ich das Geld schaffen, sonst ist er verloren, muß er seinen Abschied nehmen. Tausend Mark! Wie soll ich sie aufbringen?

Sanden. Es muß doch möglich sein. Sie müssen doch Ersparnisse gemacht haben.

Reimanus. Ersparnisse! Ach wenn ich Ihnen alles sagen könnte. Solche Briefe — wie viele habe ich schon bekommen! Und immer ging es um den Kopf, um Sein oder Nichtsein! . . . Und sehen Sie, es ist mein einziger Sohn, und ich liebe ihn trotz seiner Fehler und trotzdem er mein Alter verbittert und mich zwingt, zu darben und zu dienen — —

Sanden. Lieber Kollege! Verzeihen Sie mir! Ich habe da an eine schmerzliche Wunde gerührt. Hätte ich ahnen können — —

Reimanus. Ich weiß, ich weiß, niemand ahnt es, niemand begreift, was mich elenden Krüppel an das Amt kettet! Niemand sieht, was in mir vorgeht. Wenn ich die offenen und versteckten Bosheiten der Kollegen höre — —

Sanden (will ihn unterbrechen).

Reimanus. Sie, Herr Abteilungschef, meinen es gut mit mir altem unglücklichen Mann, oft genug hab' ich's erfahren. Aber die anderen, denen ich im Wege bin, die sich über meine Ausdauer empören! Ich tue ja, als wüßte ich von nichts, als wären sie alle meine lieben Freunde, aber ich fühle jeden Nadelstich, den sie mir versetzen, wie einen Dolchstoß und krümme mich vor Schmerz.

Sanden. Sie sehen zu schwarz, lieber Herr Kollege — — —

Reimanus (schüttelt den Kopf). Ich verdenke es ihnen ja nicht, sie wollen eben vorwärts kommen. Es dauert ihnen zu lange, bis der Alte geht, so ist die Jugend . . . Ach, ich würde ihnen ja gern Platz machen, ich würde gern gehen, denn ich bin müde, todmüde, glauben Sie mir. Ein zeitiger Ruhestand, das war ja immer das Ziel meiner Wünsche, mein Ideal, wenn ich so sagen darf. Mich mit leidlichen Kräften in das Privatleben zurückziehen, mich meinen kleinen Liebhabereien widmen zu können — wie schön, wie verlockend habe ich mir das gedacht! Meine Frau — Sie kennen sie ja — sie ist die Bedürfnislosigkeit selbst, und ich — ach Gott, was brauchten wir denn? Wir hätten mit der Pension glücklich und sorgenfrei leben können . . . Aber nun? Was ist aus meinem Ideal geworden? Gott, mein Gott, ich muß ja die Kette weiterschleppen, muß mich geringschätzig behandeln lassen, meinen gebrochenen Körper zur Arbeit zwingen — ich muß ja weiter dienen, bis ich zusammenbreche. Denn ich kann das Gehalt nicht entbehren, mein Sohn braucht es, mein Sohn muß — — — (Er erhebt sich hastig.) Verzeihen Sie tausendmal, Herr Abteilungschef! Ich muß jetzt gehen, sehen, daß ich das Geld auftreibe, es ist die höchste Zeit — —

Diener (mit einem Telegramm). Ein dringliches Telegramm für Herrn Rat Reimanus.

Reimanus. Geben Sie! (Zu Sanden.) Sie erlauben. Von meinem Sohne! (Er öffnet das Telegramm und bricht mit einem Aufschrei zusammen; das Telegramm fällt auf den Tisch.)

Diener (fängt den bewußtlosen Reimanus in seinen Armen auf).

Sanden (nimmt das Telegramm und liest mit bewegter Stimme). „Leutnant Reimanus heut früh tödlich verunglückt." Armer, armer Mann!





Die ersten Tage der Cernierung von Paris.

Aus dem Kriegstagebuche des Generalleutnants

Kurt von Einsiedel.*)

Seit Mouzon bereits hatte unsere Brigade die Funktion einer gegen Paris marschierenden Avantgarde übernommen. Wir spürten aber nicht das Geringste von den Unbequemlichkeiten, welche sonst mit einer solchen Verwendung verknüpft zu sein pflegen; höchstens, daß hier und da einmal ein nicht ganz bequem gelegenes Rendezvous stattfand. Es war dies heute der Fall, wo wir, um die Festung Soissons zu umgehen, die Richtung nach der Marne einschlugen.

Hinter Mareuil führte uns der Weg an den abenteuerlichen, aus einem Park emporsteigenden Ruinen des alten Schlosses Fère vorüber und sodann durch das Städtchen Fère en Tardenais. Der Stab**) kam nach Brécy zu liegen, einem halbverlassenen armen Dorfe. Wie in der Regel besuchte ich den Curé. Er empfing mich in einem vorzüglich erhaltenen reizenden Zimmer mit Gobelins und Boiserien nebst entsprechend stilvollem Mobiliar, ein fürstliches oder bischöfliches Geschenk aus alter Zeit.

Am 15. September geschah es zum ersten Male auf dem Marsche, daß wir einen kleinen unvorhergesehenen Aufenthalt hatten, indem wir in Raucourt auf das eben erst im Sammeln begriffene 2. Ulanen-Regiment stießen, welches die anbefohlene Aufbruchsstunde etwas versäumt zu haben schien. In Mouthiers trafen wir den Prinzen Georg. Dann bezogen wir Gandelu in Gemeinschaft mit dem 1. Reiter-Regiment als Nachtquartier. Der Curé, bei dem ich lag, war ein so schmutziger und widerlicher Mensch, daß er eben so viel Ekel wie Ärger erregte. Er ließ es sich nicht nehmen, mir sein elendes „lapin sauté“ selbst zu servieren; wenn etwas mit seiner

---

*) Aus dem Werke: „Tagebuchblätter aus dem deutsch-französischen Kriege, von dem Generalleutnant Kurt von Einsiedel“, das demnächst im Verlage der Schlesischen Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau, erscheinen wird.

**) Der Verfasser, 1870 Major im k. sächsischen 3. Infanterie-Regiment „Kronprinz“ Nr. 102, kommandierte das Regiment.

Erscheinung versöhnen konnte, so war es das Lächerliche, ihn en soutane, mit der schmutzigen Serviette unter dem Arm, Kellnerdienste verrichten zu sehen. Er gehörte offenbar zu jener Klasse, die aus angeborener Dummheit, anerzogener Beschränkung und oktroyiertem Fanatismus zu allem fähig sind. Als ich ihm begreiflich zu machen suchte, wie widersinnig es sei, daß die Bewohner flöhen und ihr Eigentum unbeaufsichtigt zurückließen, antwortete er: „Ah Monsieur! — Et le viol?!“

Der Zerstörung der Brücke über den Ourcq half eine Schiffbrücke ab, die wir passierten, um hierauf Etrépilly angewiesen zu erhalten. In dem großen Dorfe war kaum noch ein Dutzend Menschen sichtbar, und die Quartiermacher kamen mit der Meldung entgegen, daß in den meisten Häusern Schränke und Kästen erbrochen und deren Inhalt umhergestreut sei, das Werk jener Banden, welche nach Anordnung der Regierung Brücken zerstören und Vorräte vernichten sollten, bei welchem Geschäft sie offenbar recht reichlich für sich selbst gesorgt hatten. Ich schätzte mich glücklich, mit einigen Offizieren in einem großen Bauernhofe zum Mittagbrote noch zwei Enten und eine alte Frau zu finden, die sie uns braten wollte. Als sie uns gar zu lange mit dem Diner warten ließ, fanden wir, daß die Alte auch noch entflohen war und ihr bereits halb vollendetes Werk, die Enten in der Pfanne, hatte verbrennen lassen.

Am 17. September, einem Rasttage, ließ sich eine wenigstens kleine Nachhilfe für die Stiefel der Mannschaften ermöglichen. Wenn nicht bald Ruhe eintrat oder ausreichender Nachschub kam, sahen wir in nächster Zeit dem Augenblicke entgegen, wo alle Operationen wegen Mangels an Fußbekleidung aufhören mußten. Es wurde nicht allein schon in Morgenschuhen oder barfuß marschiert, täglich mehrten sich auch diejenigen, welche nicht nur die Stiefelsohle, sondern auch die eigene Fußsohle durchgelaufen hatten, und die wir genötigt waren auf requirierten Wagen nachzufahren.

In den Vormittagstunden suchte ich, in Angelegenheit auszugebender Medaillen für Sedan, in Begleitung des Oberstleutnants von Sahr den Generalmajor von Montbé in Congis auf. Wir kehrten auf dem Rückwege in einem Schlößchen ein, in dem der liebenswürdige Besitzer bei seiner Flucht Haushofmeister und Koch mit Schlüsseln und Vorräten zurückgelassen hatte und uns die einquartierten Kavallerie-Offiziere ein ausgezeichnetes Dejeuner vorsetzten.

Abends ging der Befehl ein, das Regiment solle sich morgen als Avantgarde der Kavallerie-Division anschließen, um gegen Paris vorzugehen. Damit die Reiterei schnell eingeholt werden könne, möchten so viel Wagen als möglich requiriert und die Mannschaften gefahren werden. Diesem Befehl vollständig nachzukommen, war um deswillen unmöglich, weil weit und breit der größte Teil der Einwohner mit allem Vieh geflohen war; ich mußte deshalb zufrieden sein, wenigstens die erforderlichen Wagen zu bekommen, um die Tornister fahren zu lassen.

Des anderen Morgens wurde um 4 Uhr abmarschiert. Vorausgeschickte Kommandos sollten die noch fehlenden Wagen zum Transport der Tornister in den nächsten zu passierenden Dörfern requirieren. Über Chambry und Neufmoutiers erreichten wir die große Straße von Meaux nach Paris. Ich hatte die Reiter-Division schon unterwegs antreffen sollen, aber keine Spur derselben gefunden, in den leeren Dörfern war keine Auskunft zu erhalten, und ich für meine Person war genötigt meist weit voraus zu reiten, um mich rechtzeitig entschließen zu können, wohin ich zunächst würde zu marschieren haben. Diese Unannehmlichkeit wurde noch dadurch vermehrt, daß ich bei der vorgeschriebenen und durch das Nichtantreffen der Kavallerie vermehrten Eile nicht auf die hinteren Bataillone Rücksicht nehmen konnte, welche durch das Aufladen der Tornister aufgehalten worden waren, so daß große Zwischenräume entstanden, die selbst die Gefahr brachten, daß ein Bataillon den Weg des vorhergehenden verlieren könne. Auf der Straße begegnete ich endlich dem Leutnant Graf Seebach des 3. Reiter-Regiments, welcher mit einem kleinen Detachement den Aufbruch seines Regiments verschlafen gehabt hatte. Durch ihn erhielt ich wenigstens die Bestätigung, daß die Kavallerie, so wie ich es vermutete, auf der Straße von Meaux gegen Claye marschiere. Da ich gleichzeitig sah, daß durch die Tätigkeit der Adjutanten der Zusammenhang des Regiments erhalten geblieben war, ward ich von der Sorge befreit, infolge irgend welchen Mißverständnisses die Kavallerie zu verfehlen, und konnte mich ruhig dem großen Bewußtsein hingeben, wahrscheinlich noch heute in die Wirkungssphäre von Paris zu treten.

Wir fanden Anzeichen, daß man nicht die Absicht hatte uns freundlich zu empfangen, die großen Chausseebäume waren gefällt, in der Absicht die Straße zu sperren, und als wir an die Brücke über den Ourcqkanal gelangten, fanden wir nur noch eine schmale Stelle passierbar; das übrige war abgegraben und durchlöchert, wahrscheinlich Sprengungsarbeiten, welche nicht zur Vollendung gelangen konnten.

Hinter Claye, auf dem Wege nach Villevaude, traf ich endlich das 1. Ulanen-Regiment Nr. 17, bei dem ich einen Verwandten, den Rittmeister von Nostitz, begrüßte, und die Gardereiter mit dem Generalmajor von Krug. Die Kavalleriedivision war, da sie nirgends auf Widerstand gestoßen, unaufhaltsam weitermarschiert, ohne das Regiment zu erwarten oder ihm Weisungen zukommen zu lassen; der Erfolg rechtfertigte dies Verfahren vollkommen, ein paar Franktireurskompagnien hätten aber der Division in dem sehr coupierten Terrain äußerst unbequem werden können, ohne selbst die mindeste Gefahr zu laufen.

Nachdem das Regiment etwa $^3/_4$ Stunden geruht, ging hiernach das zweite Bataillon auf der großen Straße von Metz (oder Meaux) über Villeparisis vor, während ich mit dem 1. und 3. Bataillon über Villevaude nach le Pin marschierte, der Kavalleriebrigade von Senfft folgend. Bei

Villevaude sahen wir zahlreiche Getreidefeimen niedergebrannt; die Asche glühte noch. Auf den Feldern von le Pin traf ich die Brigade von Senfft aufmarschiert und abgesessen, und bei ihr den Generalleutnant Graf Lippe. Im Dorfe brannten noch die Scheunen eines großen Gutes in hellen Flammen, ebenso waren alle Feimen nur noch glimmende Aschehaufen, der Ort war ausgestorben und ausgeräumt, kein Vieh, kein Mensch, kaum noch irgend ein Gerät zu finden. Diese zu hartnäckigem Widerstand getroffenen Anstalten sahen ernstlich genug aus. Wir legten sie den regellosen Banden zur Last, welche in der Zerstörung ihre Lust haben.

Mit dem 1. Bataillon — Major von Lentz — und der 11. Kompagnie zog ich in Courtry ein. Hier empfing uns dieselbe Öde in dem ziemlich ärmlich aussehenden, dicht zusammengedrängten Dorfe. Als ich mit einem Teil der Offiziere ein hübsches im Park gelegenes Schlößchen zur Wohnung erkor, fanden wir im Paterresalon noch die frischen Reste einer reichlichen Mahlzeit mit vielen leeren und halbleeren Weinflaschen, offenbar von einem großen Gelage herrührend, das noch heute eine französische Freibeutergesellschaft abgehalten hatte. Es sah indessen auch für Küche und Keller ziemlich mißlich aus, und, in der Hauptsache, vermochte das Schlößchen nur sehr hübsch eingerichtete Zimmer und einen Obstgarten mit prachtvollen Trauben und Birnen zu bieten, welch letztere Genüsse uns jedoch so gut wie ganz untersagt blieben, wollten wir nicht den schlummernden Feind wecken, der jeden Gesunden lauernd umlagerte. — Mit der Verpflegung der Mannschaft stand es nicht minder schlecht; es wurden Kommandos ausgeschickt, um die umliegenden Hölzer abzusuchen, in welchen wir verstecktes Vieh vermuteten. Sie brachten ein Kalb, eine Ziege und — einen ganzen geschlachteten Hühnerhof von mindestens 80 Stück Federvieh aller Gattungen. Mit dem, was sich noch an Reis und Kaffee auf unseren Wagen vorfand, gab es immer eine erträgliche Mahlzeit.

Nachdem ich annehmen konnte, daß sich die Vorposten und Kompagnien in ihren Stellungen eingerichtet haben würden, ritt ich aus, um sie zu visitieren. Bis zu dem Dorfe Coubron die gleiche Leere und gleiches Schweigen und nur glimmende Feimen-Reste als Anzeichen letzter menschlicher Tätigkeit! Hinter dem Dorfe führt der Weg durch ein reizendes Eichendickicht bergan, Gräben und Aufwürfe waren aber querüber gezogen und dichtgestreute Scherben von Weinflaschen und Töpfen machten es unmöglich durchzukommen. Ich wendete mich auf Nebenwegen in den Wald, aber auch hier war jeder Weg, jeder Durchhau durch geflochtene Zäune und gefällte Bäume versperrt, so daß es mir nur mit großer Mühe gelang, zum Teil absitzend, über Blößen und durch Unterholz hindurchzukommen und Clichy zu erreichen. Am jenseitigen Ausgang des stillen Dorfes öffnete sich der Blick nach Norden über eine prachtvolle weite Ebene, wie ich aus der Karte ersah, die Ebene von St. Denis.

Die vor mir liegende Straße nach Livry war wieder abgegraben und

durch eine Brustwehr gesperrt. Die Kompagnie, welche ich suchte, war weiter vorn, und ich ritt nun durch eine Reihe reizender Villen, welche die Metzer Straße zu beiden Seiten einschlossen. Mit den reichen Vorhängen an den Fenstern, der Orangerie vor dem Hause, den hier und da absichtslos offenen Türen und den hundert Spuren jüngster häuslicher Tätigkeit machten sie einen höchst behaglichen Eindruck, und wunderbar kontrastierte damit die tiefe schweigende Einsamkeit, selbst nicht durch einen Hahnenschrei oder ein Hundegebell unterbrochen.

Diese Öde war umso fühlbarer, als ich meinen Weg nur sehr langsam fortsetzen konnte; denn auf eine Länge von mehreren hundert Schritt hatte man die breite Pflasterstraße dadurch ungangbar gemacht, daß abwechselnd auf etwa 20 Schritt die großen würfelförmigen Steine ausgehoben und schachbrettförmig auf die stehengebliebenen Pflasterstrecken aufgesetzt waren, während gefällte Bäume und Steinbarrikaden oder Erdaufwürfe die Fußwege sperrten, welche ihrerseits wieder durch die Gartenmauern begrenzt wurden. Diese systematisch und mit großer Überlegung angelegten, vielfach zur aktiven Verteidigung eingerichteten Sperrungen verrieten höhere einheitliche Leitung und geübte Hände, sowie die ursprünglich bestandene Absicht, den Zugang zur Hauptstadt schrittweise zu verteidigen. Es waren diese Anstalten alle ernstlicher, als wir die Widerstandsideen taxieren zu müssen geglaubt hatten, indessen entschädigte uns dafür die Wahrnehmung, wie wenig man gewagt hatte, im entscheidenden Augenblicke von diesen Vorbereitungen wirklich Gebrauch zu machen. Wie bedeutungslos sich diese großen Sperrvorrichtungen als lediglich passive Hindernisse erwiesen, lehrte der Augenschein; denn schon jetzt war Infanterie und Kavallerie über sie hinweggegangen und hatten im Vorübergehen so viel aufgeräumt, daß ich, wenn auch mit Vorsicht, ganz gut zu folgen vermochte.

Am Ausgang von Livry fand ich die Kompagnie des Hauptmanns von Polenz bereits vollständig eingerichtet; es war ebenso wenig vom Feinde wie von den Einwohnern zu entdecken gewesen. Der Zeitaufwand, dessen ich, der Hindernisse wegen, bedurft hatte, um hierher zu gelangen, ließ es mir untunlich erscheinen noch nach Sevran zu reiten. Ich suchte mir daher einen Weg nach Montfermeil.

Wieder diese selbe wahrhaft erschreckende Öde und Stille, nichts wie der Hufschlag meines Pferdes klang zwischen den so lebenslustig und heiter schauenden Wohnstätten und den wohlgepflegten, duftenden Gärten; es erinnerte mich an das Gefühl, welches Pompeji erweckt; auch um mich schien alles tot und leichenhaft, aber, ohne Verschüttung und Zerstörung, fehlte hier die traurige Spur der Zersetzung; es war eine schöne noch frische Leiche, unmittelbar nach dem Tode! Und deshalb erschien die Szenerie vielleicht nur um so unheimlicher und ergreifender.

Da es keine Hindernisse zu überwinden gab, konnte ich schneller vorwärts kommen. In eine prachtvolle vierfache Allee einbiegend, die durch

schönen Eichenbestand führte, erreichte ich das imposante Schloß von Montfermeil. Hauptmann Weber vollendete eben das Ausstellen seiner Posten und begleitete mich durch den Park nach einem freie Aussicht gewährenden Punkt. Über das Tal hinweg, welches sich von hier nach Westen absenkte, sah man eine zweite Höhenreihe von derselben Erhebung, wie die, auf welcher wir standen, und auf dieser erblickte ich das erste Pariser Fort — Nogent — mit seinen hohen Kasernen, sonst aber ohne besonders imponierendes Äußere. Chelles, wo sich die 10. Kompagnie — Premierleutnant Steindorf — befand, lag weiterhin in der Ebene an der Marne. Die Länge der Strecke, welche durch diese vier Vorposten-Kompagnien besetzt wurde, betrug etwa 13 000 Schritt, gegen $1^1/_2$ Meile, die Kavallerie konnte in dem sehr koupierten Terrain von wenig Nutzen sein.

Nur die vollständige Abwesenheit und Untätigkeit des Feindes, welcher, wie sich später herausstellte, lediglich im Süden den Anmarsch zu erschweren versuchte, machte es möglich der gestellten Aufgabe nachzukommen. Hauptmann Weber meldete, daß auf einzelne Reiter in den Weinbergen und Wäldern geschossen worden sei, und bei seinem Repli fand ich auch einen halb militärisch gekleideten Kerl, der mit einem Gewehr bewaffnet angetroffen worden war, sowie einige andere Menschen, welche versucht hatten, auf einem Wagen nach Paris zu entfliehen.

Es war doch wohl fehlerhaft, daß ich allein ritt. Als ich bei einbrechender Nacht den Rückweg nach Courtry suchte und es in dem dichten Walde, den ich zu passieren hatte, finster wurde, nahm ich den Revolver schußfertig zur Hand. Doch erreichte ich mein Quartier ohne Hindernis.

So also waren wir wirklich vor Paris, und ich hatte die Freude gehabt mit dem Regiment die ersten Vorposten gegen dasselbe auszustellen!

* * *

Die übrigen Truppen trafen ein, und die Cernierung von Paris gelangte zur Vollendung. Das vereinte Regiment bezog das Dorf Coubron, um daselbst vorderhand als Reserve zu verbleiben. Von den Vorposten brachte man nur eine Pariser Droschke mit einem Herrn und einer Dame, welche irgendwo nach ihrem Landhause hatten sehen wollen; sie wurden mit einer Verwarnung zurückexpediert. Im Angesicht einer biwakierenden Schwadron gingen die Scheunen eines großen Gutes in Villevaude plötzlich in Flammen auf, von einigen Kerls angesteckt, welche sich verborgen hatten und bei der Flucht gefangen wurden.

Als wir nachmittags sammelten, um zum Abmarsch zu stellen, kam plötzlich, mit geringer Begleitung, der König von Preußen von Clichy her gefahren, und wir hatten kaum Zeit, die engen, von unseren aus den Quartieren gehenden Leuten verstopften Gassen frei zu machen.

Für Coubron, in welchem Orte außerdem der Divisionsstab —

Generalmajor von Montbé —, der Artillerieabteilungsstab — Oberstleutnant von Watzdorf —, sowie eine Batterie zu liegen kamen, verzeichnete die Karte 365 Einwohner, er sollte demnach das ungefähr Zehnfache seiner gewöhnlichen Bevölkerung beherbergen. Unter diesen Umständen mußte es als eine große gegen uns geübte Rücksicht gelten, daß sich alle Bewohner ohne Ausnahme entfernt hatten: es leuchtete schon jetzt ein, daß ein Zusammenwohnen mit ihnen unter keiner Bedingung ausführbar gewesen wäre.

Jener Abschnitt des Krieges hatte mithin seinen Abschluß gefunden, während dessen der Operationsbefehl jeden Abend in unerbittlicher Konsequenz mit der Phrase begann: „Morgen wird der Vormarsch gegen Paris fortgesetzt."

In den ersten Tagen wurde dann und wann hinterm Busch auf Posten und Patrouillen geschossen, und noch einige Häuser gerieten heimlicherweise in Brand. Wir machten aber reinen Tisch, die Lumpen, welche dieses Geschäft betrieben, wurden gefangen.

Es gab selbstverständlich viel zu tun, um Menschen und Material wieder in besseren Stand zu setzen. Es wurde besohlt und befleckt, gewaschen und geflickt, geputzt und gewichst und brav exerziert, um die Übel der Langenweile zu bannen und die Zügel der Disziplin nicht schlaff werden zu lassen. 900 Paar Stiefel trafen als erste Hülfe ein. Was sich auf den Kompagniewagen noch an Bekleidungsstücken vorfand, erhielt Verwendung. Die Marketender sorgten für Putzmaterial; in wenigen Tagen sahen die Kompagnien wieder besser aus als je bei Wache oder beim Exerzieren in der Garnison. Die Wohnungen wurden eingerichtet, so gut es gehen wollte. Außer einigen sehr hübschen Landhäusern, welche meist von den Offizieren mit Beschlag belegt worden waren, hatte das Dorf nur kleine ärmliche Häuser, und die wenigen in ihnen befindlichen Möbel reichten in keiner Weise aus; auch fehlte es fast gänzlich an Lagerstätten, und Stroh gab es nirgends. Unsere Leute verstanden aber vortrefflich, mit frischem Mut und gutem Willen auch mit dem wenigen vorlieb zu nehmen und es so lange zu verbessern und zu vermehren, bis den notwendigsten Bedürfnissen abgeholfen und selbst ein gewisser Komfort hergestellt werden konnte. Vielfach bemächtigte sich der Soldatenhumor der für das gegenwärtige Verhältnis unnötigen Dinge, um sich auch nach außen geltend zu machen. Ausgestopfte Herren und Damen standen auf Dächern und Torpfeilern, hier und da sah ein Napoleon zu einer Luke heraus, ganze Häuserfronten zierten die Musketiere mit Kupfern und Bildern, marktschreierische Aufschriften verkündeten die Herrlichkeiten, die im Innern der Mauern zu finden seien, ausgestopfte Tiere aller Art kletterten in den Weinspalieren herum, und frischgeweißte Mauern übten ihren alten Zauber auf die kunstfertige mit der klassischen Kohle bewaffnete Hand aus! Eigentümlich erschienen dazwischen die Pariser Plakate, welche noch an den Ecken klebten und bald ganz Frankreich unter die Waffen riefen, bald die wunderbare

Billigkeit und Vorzüglichkeit der Herrengarderobeartikel im Magazin „Au bon diable“ priesen. Unter den an den Häusern ausgestellten Bildern war eines, welches ich hier nicht vermutet hätte, — ein kolorierter Kupferstich der Dresdener Brücke mit Schloß und katholischer Kirche, wie solche etwa um die Scheide des Jahrhunderts gefertigt wurden. Die Vermutung lag nahe, daß dieses, einem ärmlichen Hause entnommene Bild vor 60 Jahren in einem französischen Tornister hierher gewandert sein mochte. Es erhöhte nicht wenig die Buntscheckigkeit dieser Szenerie, daß unsere Soldaten, dem eigentümlichen Drange sich zu verkleiden, folgend außerordentlich gern und viel französische Uniformstücke und Mützen trugen, welche sie, mochte der Tornister auch noch so schwer drücken, von den Schlachtfeldern mitgenommen und bis hierher gebracht hatten. Es mußte ein Befehl erlassen werden, um diesem komischen Unwesen ein Ende zu machen.

Eine nicht unbedeutende Sorge verursachte in dieser ersten Zeit die Verpflegungsfrage. Die Intendantur erklärte, auf längere Zeit hinaus keine regelmäßigen Lieferungen beschaffen zu können, und die Truppen erhielten Weisung, sich durch Requisitionen selbst zu verpflegen. Um diese, bei der Feindseligkeit, welche solche Unternehmungen bei den Einwohnern erwecken mußten, ohne Gefahr in Ausführung bringen zu können, wurden die Kommandos ziemlich stark gemacht und von Offizieren geführt, auch erhielten sie, da wir gleichzeitig für die Batterie sorgen sollten, einige berittene Artillerieunteroffiziere als Ordonnanzen beigegeben. Schaf- und Rinderherden treibend und von schwerbeladenen Wagen gefolgt, kehrten die Expeditionen in der Regel nach 2—3 Tagen zurück und wurden mit Jubel begrüßt. Die Verhältnisse besserten sich dadurch von Tag zu Tag und an Stelle des anfänglich drohenden Mangels trat bald ein Zustand teilweisen Überflusses ein. Hierzu gehörte es, daß eine Anzahl Milchkühe zurückgestellt wurden, welche als „Regimentskühe“ den Offizieren Milch und Butter lieferten; denn letztere war fast märchenhaft geworden oder wenigstens nur zu märchenhaften Preisen — die Kanne 3 Taler — durch die Marketender erhältlich. Ein Teil der jetzigen Dienstobliegenheiten — und zwar sehr wichtige — würde man in der Heimat wohl sehr komisch gefunden haben; z. B. Befehle über Kartoffeln ausmachen, Lichter ziehen, Äpfel abbacken, Vieh füttern, Kühe melken u. s. w. Leutnant Winckler war für diesen wirtschaftlichen Teil die Hauptperson, mit ruhiger Umsicht und Tätigkeit leistete er Vortreffliches. Durch die jetzt beschafften Vorräte wurde der Grund zu den später möglichen Ersparnissen an lebendem Vieh gelegt, so daß sich das Regiment schließlich ein Vermögen von über 2000 Talern erwarb.

Für unsere Offiziersmenagen, welche sich bald in kleinen Gemeinschaften von sechs bis acht Teilnehmern bildeten, erwiesen sich die Marketender recht dienlich. Für Geld, für viel Geld, besorgten sie alles Wünschens-

werte. Sie fuhren nach Meaux, wo sich in kurzer Zeit ein reicher Markt für alle Bedürfnisse entwickelte, teils in Landesprodukten, teils in, auf Spekulation von Deutschland gebrachten, Lebensmitteln und Gegenständen. Im Anfang waren diese Zuflüsse freilich gering und die Preise unverhältnismäßig; so kaufte ich einen Hut Zucker für 16 Taler.

Ein fast vollständiger Mangel war seit 3 bis 4 Wochen an Zigarren und Tabak eingetreten. Seitdem sie das aus der Heimat Mitgebrachte verbraucht, hatten die Mannschaften nur äußerst wenig Rauchbares erhalten, und als eine Folge des Monopols fanden sich, wie in Österreich, nirgends die Niederlagen oder Privatvorräte, welche man bei uns zu sehen gewöhnt ist. Jetzt, beim Eintritt größerer Ruhe, trat das Bedürfnis entschiedener hervor als im Marsch. Es war schreckenerregend, was die Leute alles in die Pfeifen stopften, um den Tabak zu ersetzen: Nußblätter, Seegras aus Matratzen — und von Mund zu Mund wanderte das Wort eines Musketiers: „Den Kaffee lobe ich mir, die Brühe wird getrunken, der Satz geraucht und die Asche geschnupft!"

In der einem Monsieur Menaud gehörenden Villa richteten wir uns mit möglichstem Komfort ein. Wein fand sich nur wenig, und an Lebensmitteln bot nur der große Obst- und Gemüsegarten eine gute Ausbeute an riesenhaften Birnen und Pfirsichen, die jedoch in kurzer Zeit, trotz des Verbarrikadierens der Gartentüren, in die unersättlichen Soldatenmagen wanderten, welche im Grunde genommen ein ebenso gutes Besitzrecht daran hatten wie wir.

Besonderen Reiz bot der große Park mit den hohen stillen Bäumen. Setzten wir uns unter den nächsten Tannenbaum vor dem Haus, von wo sich ein weiter Wiesenplan bis unter den tiefen Schatten der Platanen, Eichen und Weimutskiefern erstreckte, und umspielten uns die Düfte der Orangenbäume, der Datura und Daphne, welche die prachtvollen Rosen-, Reseda- und Heliotropbeete eines reizenden Parterres vor dem Rasenteppich umgaben, so glaubte man sich weit ab von jeder Bewegung, von jedem Geräusch, jedem Völkerwirren. Krieg und Mühen schienen in so unendliche Fernen zu rücken, daß man hätte in Versuchung kommen können, sich mit dem Philister der Erzählung zu erfreuen: „wenn fern in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen!"

Der höchste Reiz liegt vielleicht im Kontrast. Deshalb ließ man sich auch hier nach der jüngsten stürmischen, ereignisschweren Zeit so willig in eine Art idyllischer Friedensstimmung hinüberleiten, wirkungsvoll unterstützt durch eine Tasse vorzüglichen Kaffees und den Duft einer Zigarre, welche man mit um so größerem Genuß rauchte, als der Vorrat gänzlich erschöpft war und die letzten Stücke, um sie zu verdoppeln, nur geteilt geraucht wurden. Das Ende der Idylle führte freilich in der Regel eine Reiterordonnanz herbei, die mit pressanten Befehlen angesprengt kam, oder das Alarmsignal, das plötzlich aus der kühlen Feiertagsstimmung zum tobenden Werktag zurückrief.

Den 23. September fand auf der Wiese unseres Parkes Feldgottesdienst durch Divisionsprediger Schelle statt. Der Altar war vor meinen Fenstern errichtet und reich mit Laub und Blumen geschmückt worden, Waffentrophäen umgaben ihn. Dieser erste Gottesdienst nach so ereignisvoller Zeit in Feindesland, vor den Toren der Hauptstadt, bot einen reichen Stoff für Empfindung und Gedanken. Er war feierlich und tief ergreifend. Ort und Zeit führten allein schon zu ernster Rück- und Umschau, und mit dem Dank für die Erfolge und der Trauer um die Opfer kam so recht das Bewußtsein über uns von der Größe der Zeit, in der wir mithandelnd standen. Auch der Zukunft fühlten wir uns sicher, kein Zweifel schlich sich ein an dem endlichen vollständigen Triumph.

Abgesehen von der religiösen Bedeutung und Notwendigkeit, ist eine solche Feier auch um deswillen Erfordernis, um dann und wann das moralische Bewußtsein auf die Höhe der Zeit zu heben.

Man darf nicht glauben, daß sich dasselbe von selbst immer in der Kraft und Spannung erhält, welche wir uns so leicht gewöhnen als stete Begleiter großer Zeiten und großer Taten zu denken, wenn wir diese in historischer Ferne hinter uns oder als Zukunftsideal vor uns sehen.

Die Hauptaufmerksamkeit wurde natürlich unserer Vorpostenlinie zugewendet. Die Entfernung nach dem zunächst liegenden Fort Rosny betrug 5000 Schritt, nach Fort Noisy 6000. Das Terrain zwischen uns und den Forts bildete in der Hauptsache eine mit Dörfern besetzte offene Ackerfläche, welche die Eisenbahn nach Straßburg durchschnitt; diese Ebene war jedoch von einem mit Häusern, Gärten und Gebüsch bedeckten Plateau, — dem Mont Avron, — unterbrochen, welches sich fast zu gleicher Höhe mit den Forts erhob und diesseits bis 2 500 Schritt herantrat, an seinem Fuße das Dorf Villemomble tragend, das mit den Villen und Gärten von Raincy zusammenhing.

Die Forts hatten sich während der ersten Tage vollständig ruhig verhalten. Jetzt begannen sie jedoch Leben zu zeigen und auf Patrouillen und einzelne Leute zu feuern, wenn sich diese im Freien blicken ließen. Man wurde deshalb von den Posten ermahnt, die eingesehenen Stellen nicht zu betreten. Auf Feldwache 8 zeigte man mit Neugier und Befremden ein paar nicht explodierte Geschosse, bei deren Betrachtung jedem die stille Verwunderung ankam, daß solche Massen befähigt waren, einen so weiten Weg zurückzulegen.

Obgleich das prachtvolle Wetter mit den warmen hellen Nächten in der ersten Zeit das Biwakieren im Freien viel angenehmer erscheinen ließ, als ein Zusammendrängen in enge, geschlossene Räume, so sah man doch schon Matratzen, Möbel und Gerätschaften aller Art Wanderungen nach den Biwakplätzen antreten. Interesse bot ein in der Nähe von Vaujours gelegener Aussichtsturm, der eine weite Umschau gewährte und, obgleich er ziemlich weit zurücklag, in der ersten Zeit als Beobachtungsposten benutzt

wurde. Der Wände seines Inneren hatte sich eine Freischar, welche in dem Turm gelegen haben mochte, um unsere Annäherung zu erspähen, quasi als Stammbuch bedient. Die tollsten Rodomontaden und gemeinsten Verwünschungen gegen Napoleon, Eugenie, Bismarck und die Preußen bedeckten die Wände. In wahrhaft ekelerregendem Einerlei kehrten dieselben schmutzigen Ausdrücke in den Hunderten mit Namen unterzeichneten Inschriften wieder. Einen einzigen leiblichen Witz oder einen kernigen Ausspruch hätte man vergeblich gesucht; höchstens verrieten die diesen Geistesprodukten vielfach als Illustrationen beigefügten Zeichnungen hin und wieder ein gewisses Geschick und etwas Humor.

Wiederholte eigentümliche Aufmerksamkeit erregte eine Wasserleitung. Bereits am 18. von Hauptmann Weber bei Montfermeil entdeckt, fand sie sich auch bei Coubron vor. Sie bestand aus einem etwa 12 Fuß unter der Erde fortlaufenden eiförmig ausgemauerten mannshohen Kanal, welcher in Entfernungen von je 500 bis 600 Schritt durch eine Treppe, die in einem durch eine Tür verschlossenen Kellerhals ausmündete, mit der Oberfläche in Verbindung stand. In diesem Kanal, welcher sich bis Montfermeil erstreckte, von wo eine Verbindung mit Paris vermutet wurde, sollten Bewegungen und Lärm gehört worden sein, und es verbreitete sich der Verdacht, daß hier eine geheime Verbindung mit Paris stattfinden könne. Ich ließ gleichzeitig an verschiedenen Punkten Patrouillen einsteigen und erhielt widersprechende Meldungen; einige hatten Hämmern und Arbeiten gehört, als ob gemauert würde, andere behaupteten, daß selbst Schüsse in der Ferne gefallen seien. Da es sicherlich etwas sehr Unwahrscheinliches sein mußte, daß sich eine geheime Verbindung gerade durch auffälligen Lärm kundgeben solle, — denn darauf liefen im Grunde alle Meldungen hinaus, — so stieg ich eines Tages mit dem Regimentsadjutanten Förster selbst hinein. Der Kanal war vollkommen gangbar, denn das wahrscheinlich abgelassene Wasser stand kaum einen Fuß hoch auf der schmalen Sohle. Bald ließ sich auch ein eigentümliches Schallen vernehmen, welches immer zunahm, endlich aber so energisch wurde, daß dessen Ursache ganz in der Nähe und zwar oberhalb der Erde zu vermuten war. Wir stiegen heraus und sahen eine Abteilung Trainpferde eine Stelle passieren, unter der sich der Kanal befand. Nun erklärten sich alle Geräusche und Gerüchte. Durch die eiförmige Wölbung aus fest aneinander gefügten trockenen Steinen besaß der Bau die Eigenschaft vorzüglicher Klangförderung, so daß der Schall der Hufe in der Tat wie ein Hämmern geklungen hatte. Erst in der Nähe war er zu dem verräterischen Dröhnen ausgeartet. War somit das Rätsel gelöst, so galt dies aber nur für uns; denn jede später in Coubron und Umgegend neu einrückende Truppe schöpfte auch neuen Verdacht gegen die unschuldige Wasserleitung und griff zu scharfen Maßregeln, ohne sie jedoch je eines Verrates überführen zu können.

Den 24. September traf die Nachricht von der Kapitulation Touls

ein; gleichzeitig wurde eine baldige Übergabe von Straßburg in sichere Aussicht gestellt. Beide Nachrichten besaßen hohen Wert, besonders im Hinblick auf den sicheren Nachschub von Lebensmitteln und Material. Dennoch brachten sie einen nur unwesentlichen Eindruck auf uns hervor, weil wir nicht abgeneigt waren zu glauben, eine solche Eröffnung ausgiebiger Kommunikationen — werde „zu spät" kommen. Wir legten uns ernstlich die Frage vor: Wird Paris noch 14 Tage aushalten? — Man läßt sich in allem verwöhnen, wir waren es inbezug auf die Schnelligkeit unserer Erfolge. Hierzu trat die Überzeugung von der Zerrüttung der französischen Streitmittel. Wir wußten, daß sich in Paris nur ein sehr unbedeutender Kern von Linientruppen befinde, und die Lauheit, mit welcher in dieser ersten Woche die Verteidigung geführt zu werden schien, stimmte zu gut mit der Annahme einer allgemeinen Erschlaffung überein, um uns nicht den Glauben annehmbar erscheinen zu lassen, Paris werde uns, durch Mutlosigkeit und Parteiungen getrieben, binnen kurzem die Tore öffnen. Der Name Gambetta hatte noch keinen Klang, Trochu war höchstens als militärischer Parteischriftsteller genannt, Mobilgarden und Franktireurs hatten sich bisher keine Beachtung erworben, das übrige Frankreich endlich, „die Provinz" schien kein Lebenszeichen geben zu wollen.

Von der Division bezog eine Brigade die Vorposten, während die andere hinter ihr in Reserve lag, um sechstägig mit der ersteren zu wechseln. Zunächst hatte das Leibgrenadierregiment den Abschnitt Livry, die 2. Grenadiere Clichy bezogen; am 26. September fand die Ablösung statt, das 4. Regiment, bisher in Vaujours, trat an die Stelle der Leibgrenadiere, und Oberstleutnant von Schimpff, welcher das 2. Grenadierregiment führte, übergab mir seine Stellung.

Vom Feinde war außer gelegentlichen, aber sehr seltenen Schüssen aus den Forts nicht viel zu bemerken; er hielt dauernd nur das Fort Rosny und den zunächst gelegenen Teil des Avron besetzt, dieser sowie Villemomble bildeten daher den Tummelplatz der Patrouillen beider Parteien.

Es fanden sich in Clichy noch etwa ein halbes Dutzend Franzosen, meist Frauen, vor, teils Einwohner des Dorfes, teils aus Raincy, wo sie zwischen den Vorposten nicht geduldet worden waren. Ich internierte sie und wies ihnen gemeinschaftlich ein Häuschen an, wo sie unter Aufsicht standen. Einer von ihnen, ein Weinhändler „Schmidt", wurde als verantwortliches Haupt vorgesetzt und Aufenthaltscheine, in denen jedoch ausdrücklich verboten war, sich außerhalb des Ortes sehen zu lassen, legitimierten ihre Anwesenheit. Die Frauen etablierten sich als Wäscherinnen für die Truppe. Brot und andere Lebensmittel gingen ihnen von uns zu. Die kleine Kolonie verblieb in diesem Zustand und hat uns keinerlei Not gemacht. In gewissem Grade identifizierte sich sogar das Interesse dieser Leute mit dem unseren. Denn als sie sahen, daß wir über das viele

zurückgelassene fremde Eigentum in unserem Interesse verfügten, suchten sie ihrem Mangel auf demselben Wege abzuhelfen. Aber l'appétit vient en mangeant, — sie häuften bald auch anderes auf als das unbedingt Notwendige und wurden auf diese Art Herren eines „Besitztumes", das sie an die Scholle band und für welches sie uns als ihre Beschützer ansehen mußten, während ihnen der Gedanke an die Rückkehr der Eigentümer und der geordneten Rechtsverhältnisse oft schwere Sorge gemacht haben mag.

Kleinere Gefechte fanden häufig statt. Die Franzosen kamen in der Regel mit mehreren Bataillonen von Noisy heranmarschiert, ein Teil blieb als Reserve hinter Bondy und dem Eisenbahndamm stehen, der andere prellte tiraillierend, einige Reiter als Eclaireurs an der Spitze, gegen Feldwache 4 und 5 und den Wald bei le Village heran. Es entspann sich ein Feuergefecht, welches dem Feinde gewöhnlich eine Anzahl Verwundete oder Tote und uns selten Verluste eintrug. Dann marschierte die Kolonne wieder nach Hause. An den oft sinnlosen Evolutionen konnte man deutlich bemerken, daß der Feind mit diesen Unternehmungen eigentlich nur den Zweck der eigenen Übung verband. Geschützfeuer der Forts markierte vorbereitend und den Rückzug deckend Anfang und Ende dieser Scharmützel.

Um diese Ausfälle zeitig zu entdecken und ihre Natur zu erkennen, war ein auf dem Plateau von Raincy, bei dem Offizierspoften der Feldwache 7 eingerichtetes Observatorium von vorzüglichem Nutzen. Ein in unserem Schlößchen gefundenes, höchst wertvolles Fernrohr wurde in einem unscheinbaren, aber freie Umsicht bietenden Häuschen aufgestellt, und in diesem hatte, nach der in der Nacht vorgenommenen Einrichtung, um die Aufmerksamkeit nicht zu erregen, kein Fensterladen, kein Vorhang eine veränderte Stellung erhalten. Kein Mensch durfte sich in der Nähe blicken lassen. Man übersah den Avron, die Forts und die ganze Ebene von Bondy, Bobigny bis St. Denis. Die Arbeiten an und zwischen den Forts konnte man mit größter Genauigkeit unterscheiden, und jede vom Höhenkamm herabmarschierende Truppe ließ sich sowohl nach Stärke als Marschrichtung ganz sicher beurteilen. Auf einem Schießstande unter der Redoute Boissière traten die einzelnen Leute so deutlich hervor, daß man erkennen konnte, in welcher Weise der Lehrer die Stellung des Schützen korrigierte und wie das Anzeigen der Nummern geschah. Anfänglich hauptsächlich nur unserer Vorpostenlinie dienlich, legte man aber bald diesem Observationspunkte eine größere Wichtigkeit bei; es wurden zwei Pionieroffiziere ständig hinkommandiert, welche durch ihre, infolge der Übung nach und nach immer schärfer werdenden Beobachtungen, die wichtigsten Dienste leisteten.

Am 28. September erhielten wir die Nachricht von der Kapitulation von Straßburg. Nun blieb nur noch die Übergabe von Metz zu erwarten, um vollkommen rückenfrei zu sein.



Auf griechischen Inseln.

Reiseerinnerungen.

Von

Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

— Berlin. —

Im Geiste stehe ich wieder auf dem Bergsattel der meerumschlungenen Insel Ägina in heroischer Steinwildnis. Ringsum drängen sich saftige Meerfichten, deren Borke zur Harzgewinnung angeschält ist, mit Steinkufen umstellt, — nicht umsonst trug ja Gott Dionysos den harzigen Pinienzapfen auf der Spitze seines Thyrsos, und nach seinem Vorbild versetzt noch heute der Grieche seinen Wein zur Konservierung mit Fichtenharz, — und vor mir leuchten die gelblichen Kalksteinsäulen des Aphaiatempels in goldiger Patina in den veilchenblauen attischen Himmel hinein.*) Über das türkisfarbene Meer hin, das zwischen den Trümmerhallen hindurchschimmert, winken sie nach Athens Akropolis in ihrem herrlichen Bergrahmen, nach dem gewaltigen Bergstock der Megaris, den schneebedeckten Häuptern des Kithäron und Helikon und der Insel Salamis hinüber, die in mannigfachen Profilen und Überschneidungen vor und hintereinander auftauchen. Weiter gleitet der Blick längs der steilen Nordküste des Peloponnes mit dem Zackenkamm der vorgelagerten Halbinsel Methana und dem Bergsattel bei Epidauros zu den Inseln Poros und Hydra und dem offenen ägäischen Meer, auf dem die „leuchtenden" Kykladen Kythnos und Keos im Dufte herangeschwommen kommen; und den herrlichsten aller Ringe schließt das steile, von dem Felseiland Patroklos beschützte Kap Sounion, von dessen jähem Rand der weiße Marmortempel

*) Der Tempel wurde früher der Athena zugeschrieben und ist durch Inschriftsfunde erst neuerdings als Tempel der Aphaia erkannt. Die berühmten Giebelskulpturen befinden sich bekanntlich in München.

des Poseidon in die blaue Flut herabnickt. Wie zwei leuchtende Außenposten von Attika wachen diese beiden Tempel, der von Ägina und der von Sounion, am Eingang des Saronischen Golfes, und zwischen ihnen ergießt sich meerwärts die Inselwelt, die halb versunkene Festlandsbrücke nach Kleinasien, das dem Mutterland Hellas die offenen Arme seiner Landzungen und Küsteninselreihen entgegenstreckt, bereit zu geben wie zu empfangen.

— — — — — — — — — —

Die Vielseitigkeit, der wechselnde Charakter der Inseln und der ihnen zugewandten kleinasiatischen Küste ist für den eilig Reisenden — ich machte die Kongreßreisen des vorigen Lenzes mit — äußerst verwirrend. Der eine Tag sieht ihn vor öden Felseilanden wie Delos und Melos, auf deren erschöpftem Kulturboden Hirten ihre Ziegen weiden. **Esetai Delos adelos kai Samos ammos** (Einst wird Delos unberühmt und Samos wird Sand sein) weissagt das sibyllinische Wortspiel nur zu wahr. Der heilige See von Delos, einst in Marmor gefaßt und von prangenden Säulenhallen umschlossen, ist heute eine grüne Sumpflache; der Kythnos scheint ohne den Schmuck seiner weithin leuchtenden Heiligtümer nur noch ein großer grauer Maulwurfshaufen aus Trachyt, und über die Marmortrümmer der Tempel und Hallen, durch die einst Menschenhand das öde Felseiland zu einer der glänzendsten Kultstätten des Altertums umschuf, wuchert jetzt roter Mohn und indigofarbenes Gurkenkraut hin . . . Vollends das vielwipflige Melos, die Heimstätte jenes göttlichen Aphroditebildes im Louvre, ist in den Urzustand zurückgekehrt; nur eine finstere Burg aus vorgriechischer Urzeit trotzt an der Küste, halb vom Meer unterspült und verschlungen, dem Untergang noch auf verödeten Felsklippen, rings umsät von Obsidiansplittern, verunglückten Messerklingen und Pfeilspitzen aus Feuerstein: eine Handelsempore und Seeräuberburg aus der Steinzeit — beides ging ja damals zusammen —, zu deren Häfen eine unterirdische, natürliche Einfahrt durch den ausgewaschenen grauen Tufffels führt, in Gestalt und Beleuchtung ein Bild Böcklins . . . Dann wieder landen wir in dem schmucken Hafen von Mykonos, mit seinen weißen Häuschen und bunten Schiffen an die große Marine von Capri gemahnend, oder ankern in dem riesigen Rundhafen von Thera, einem ins Meer gesunkenen Riesenkrater mit schokoladenbraunen, von schwarzen Querstreifen durchsetzten Steilwänden, an deren schwindelhohem Rand helle Ortschaften wie grellweißes Zuckerbackwerk kleben. Das buchtenreiche und gleich Thera weinreiche, idyllische Samos, von Platanen und Silberpappeln beschattet wie in den Tagen des Polykrates, heute ein wunderlicher türkischer Duodezstaat mit reingriechischer Bevölkerung und einem griechischen „Tyrannen“ an der Spitze, der alljährlich mindestens einmal abgesetzt wird, dazu eine babylonische Münzverwirrung — ich sah 50-Centimesstücke von Louis Philipp, ja sogar

päpstliche Bajocs in Umlauf! — bildet dann den Übergang ins Morgenländische. In Kos sehen wir bereits schlanke Minaretts ragen, und ein türkischer Brunnen rauscht unter dem Blätterdach der ungeheuren, zweitausendjährigen „Hippokratesplatane", die noch von dem uralten Ruhme der Insel raunen könnte, wenn sie stimmbegabt wäre. Haremsweiber schleichen verhüllt, gleich lebenden Särgen, scheu vorüber, und eine gotische Johanniterfestung mit Zinnenkranz versetzt uns zurück in die Tage, da Kreuz und Halbmond in diesen Ländern noch um die Vorherrschaft rangen. Und nun folgen an der kleinasiatischen Küste entlang, deren schreckliche Verödung und Versumpfung sich wie ein Alp beklemmend auf die Brust legt, die ungeheuren Tempeltrümmer von Didyma, auf deren Steinlawinen sich eine Windmühle und Hütten angesiedelt haben, die tropische Sumpfwildnis von Ephesos mit ihren schwefelgelben Schwertlilien und baumlangen, gelblich blühenden Dillstauden zwischen mannshohem Rohr, ihren gewaltigen Theater-, Tempel- und Kirchentrümmern und ihrer zerstörten Moschee, die wie ein Märchen aus Tausendundeine Nacht unfern der spärlichen Reste des berühmten Artemistempels dem Untergang trotzt, — schließlich der granitgraue Trümmerberg von Pergamon und die trotzigen Mauerwälle des homerischen Troja. . . .

Und überall fast, wo unsere Schiffe ankerten, ein begeisterter Empfang durch die griechische Bevölkerung, die sich überbot in Ehrenbogen und Liebesgaben und ihre hellenische Xenophilie nirgends mehr unterstrich als in den unter türkischem Joche seufzenden Landstrichen. Den rührendsten Empfang bereitete uns freilich die griechische Insel Thera, deren üppiger Vulkanboden den feurigen Santorinwein reift und sie zu einem reichen Handelsplatz macht. Wir hatten die ältesten Jahrgänge dieses rötlichen Feuerweins bei unserer Mahlzeit in dem schlohweißen, uralten Eliaskloster genossen, das auf dem höchsten, grauen, kahlen Berggipfel der Insel thront, und ritten am Nachmittag hinab nach der Hafenstadt Thera. Unser Weg führte uns durch den auf sanft ansteigender Bergkuppe malerisch aufgetürmten Ort Pyrgos, der mit seinen würfelartigen, weißen Häusern, deren fensterlose Mauerwände die südliche Sonnenglut abwehrten, mit seinen flachen Dächern und runden Kuppeln, seinen Altanen und gewölbten Loggien einen völlig orientalischen Eindruck machte. Die ganze Luft bebte vom Klange der zahlreichen Glocken, die in minarettartigen, nur aus einem turmartigen, durchbrochenen Mauerstaket bestehenden Kampaniles geschoßweise hingen, während von den Balkonen und den hohen weißen Mauerbrüstungen herab schwarzäugige junge Mädchen, die blassen Gesichter von schwarzen Schleiern umrahmt, Körbe von Blütenblättern und duftiges Rosenwasser hinabschütteten: ein Eindruck, so rührend, daß einem die Augen feucht schimmerten, und den man im Herzen bewahren wird. . . . Als wir das Ziel unseres Rittes, die Stadt Thera, erreichten, spannten sich

vollends Triumphbögen aus, wie zum Einzug eines morgenländischen Herrschers, und über der Straße hing ein umkränztes Bildnis mit der Umschrift: „**Sito o baronos Hiller von Gaertringen!**" Die Bevölkerung Theras hatte mit feinem südländischem Takt zur Feier ihres Freundes und Wohltäters einen Tag gewählt, wo sie ihn im Kreise seiner gelehrten Genossen ehren konnte: Baron von Hiller hat gegen 80 000 Mark seines Vermögens der Ausgrabung des antiken Thera geopfert.

Ein veilchenblauer Abendhimmel, in einen kreisrunden Rahmen brauner, abgetreppter Tufffelsen gespannt, hier und dort ein weißer, im Spätlicht rosenrot leuchtender Ort, am Höhenrand hängend wie ein Schwalbennest, und das alles sich goldbraun und sattblau spiegelnd in einem wie Changeantseide schillernden Meer, das buntgebordete Schiffe mit den feinen schwarzen Spinnweben ihrer Takelung wiegte, und in der Mitte dieses runden Riesenbeckens ein paar jung aus dem Meerschoß aufgestiegene, schwefeldampfspeiende Vulkanhügel, deren schmutzigbraune Lava sich mit Umbrafarbe scharf gegen das Abendrot absetzte, — das war unser Scheideblick von dem gastlichen Thera.

Ein anderes Landschaftsbild tagte uns nach schwerem Seegang frühmorgens danach vor Kreta. Eine grasgrüne wogende See, die Hafenmündung von zwei Kastellen gesperrt, eine weiße Stadt, von halbmondtragenden Minaretts überragt, mit einer krenelierten Mauer umgürtet, die den Löwen von San Marco als Wappentier zeigt, ringsum eine weite Ebene von Kornfeldern und Ölwäldern, umrahmt von hohen blauen Bergzügen, aus denen der Spitzkegel des Stromboli hervorsticht, und über das alles hinwegschauend das schneeige Greisenhaupt des Ida, — während links, jenseits der Messaraebene, das einsame Bergprofil des Jukta emporsteigt, — das ist mit dürren Worten das Bild von Candia, dessen ruhmvollen venezianischen Namen die modernen Behörden in das antike Heraklion umkonjiziert haben. Im Innern das gleiche seltsame Gemisch von Venedig und Orient. Viele Häuser noch im Schutt des Bombardements von 1869, darunter ein halbzerstörter venezianischer Palast, von dem nur noch die Bogenstellungen des Erdgeschosses stehen, neugierig überragt von einem mit steinernem Flechtwerk umkleideten Minarett, an dem mittags die rote Fahne emporsteigt, während der Muezzin in starken Nasallauten sein Gebet in alle vier Winde singt. Zu türkischen Brunnen mit der Arabeskenzier ihrer Umschriften, die den Namen des Stifters oder das Lob Allahs verkünden, gesellt sich ein reizender venezianischer Barockbrunnen, den Ruhmesnamen Morosinis tragend, von Silberpappeln und blühenden Orangenbäumen umrauscht; ein Basar tut sich auf mit rastlosem Treiben und Feilschen und dem Geschrei der Ausrufer; die Fenster in den Straßen sind mit Holzläden verschlossen, ohne Glas, oder mit geschweiften, vorspringenden Holzgittern, die den Einblick in einen Harem

verwehren; daneben kleine, mißtrauische Mauerschlitze mit schachbrettartig angeordneten runden Löchern in den Holzläden; auf der Straße kaum eine verhüllte Türkin oder eine den Kopf frei tragende Griechin, dagegen Hunderte von herumlungernden oder in den Kaffeehäusern herumsitzenden, schwatzenden und Nargileh rauchenden Männern in ihrer seltsamen Inseltracht, einem Gemisch von Fustanella und Hose, mit gelben Kniestrümpfen und hohen, naturfarbenen Lederstiefeln, feuerroter Leibbinde und schwarzbetroddeltem Fes oder buntfarbigem Turban, unter dem hier und dort ein schwarzer, krauser Negerschädel mit weißen Fletschzähnen hervorgrinst. In den oberen Stadtteilen, durch die wir nachmittags ritten, liegen viele seit der europäischen Schutzherrschaft verlassene Türkenhäuser, deren Bewohner nach Kleinasien ausgewandert sind, und jenseits der gewaltigen Festungsbollwerke verödete türkische Kirchhöfe mit turbangeschmückten, zur Seite gesunkenen Grabsteinen . . . .

— — — — — — — — — —

Unser Weg führte uns in Glut und Staub quer durch die Saatfelder der Messaraebene, über einen in den braunen Tuffboden senkrecht eingenagten Bachlauf, nach Knossos am Fuße des Jukta, dem sagenhaften Herrschersitz des Königs Minos, der durch Arthur Evans' zähe Energie seit einigen Jahren zu neuer Wirklichkeit erstanden ist. Es ist ein ausgedehnter, verwickelter Gebäudekomplex, dessen Trümmer jetzt von gelben Kamillen und blauem Borretsch überwuchert sind. Die Frage, ob man in ihm das Labyrinth zu sehen habe, das Dädalos der Sage nach bei Knossos baute, oder ob dies ein besonderes Bauwerk nach ägyptischem Vorbild war — eine Wandfreske in Knossos zeigt den Grundriß eines wirklichen Labyrinthes — bleibt ungelöst. Die geistreiche Konjektur von Evans, der die im Palast vielfach wiederkehrenden Doppelaxtzeichen (Doppelaxt lydisch = Labrys) mit dem Labyrinth in Verbindung bringt — es waren wohl nur Steinmetzzeichen — ist nur eine glänzende Hypothese. Von Befestigungsanlagen fehlt — im Gegensatz zu den Festlandsburgen der mykenischen Herrscher — jede Spur sowohl hier wie in anderen kretischen Uransiedelungen (Phaistos, Gournia). Die meerbeherrschende kretische Flotte verteidigte ihre isolierte Insel mit ihren wooden walls, ganz wie der mächtige Handelsstaat England es heute tut. Ein Trottoir aus großen Steinplatten, von der modernen Chaussee überschnitten, führt von einem eben ausgegrabenen Nebenpalast auf isoliertem Hügel — vielleicht einer Sommerresidenz — in langer gerader Linie auf die große flache Freitreppe des Herrschersitzes zu, der sich östlich und westlich um einen nach Norden orientierten langen Innenhof gruppiert. Im Norden von einem Torgebäude flankiert, führt diese Flachtreppe nach einem Pfeilerportikus hinan, von dem man durch einen Gang in den gepflasterten, von Säulenhallen ein-

gefaßten Innenhof gelangt. Ein zweiter Zugang zum Palast -- ebenfalls in Form eines erhöhten Gehsteiges — führt quer über einen großen Westhof, der sich vor den Außenmauern des westlichen Palastflügels dehnt, und dann südlich durch einen Torbau mit einer Säule zwischen Anten in den sogenannten Prozessionskorridor, dessen schöne Wandgemälde nach ägyptischem Vorbild, aber in freierer Gestaltung Prozessionszüge darstellen (jetzt im Museum von Kandia). Leider sind die Räume, aus denen dieser Korridor nach dem Westhof führte, zu zerstört, um eine sichere Deutung zuzulassen; nur eine große Toranlage ist im Grundriß erhalten. Vielleicht führte von hier eine Treppenanlage nach dem Oberstock des Westflügels, denn die allein erhaltenen Räume des Unterstocks, die ein nordsüdlich verlaufender Korridor in zwei Hälften zerlegt, haben anscheinend nur Wirtschaftszwecken gedient: denn auf den Korridor öffnet sich westlich eine mächtige Flucht von Vorratskammern, in denen übermannshohe Tonkrüge wohlerhalten dastehen, bestimmt, Wein oder Korn aufzunehmen, während große steinerne Cisten, mit Blei verdichtet, in den Boden eingelassen sind, jedenfalls zur Bewahrung von Öl. Die Räume zwischen diesem Korridor und dem Innenhof öffnen sich meist nur auf den letzteren, so das sogenannte Thronzimmer, zu dem man durch ein kleines Vorgemach vom Hofe auf ein paar Stufen hinabsteigt. Dieses ist ein von Steinbänken umschlossener Raum; in der Mitte der Nordwand ein steinerner Thronsessel mit eichblattförmig geschweifter Lehne, dem gegenüber man zwischen zwei Säulen auf einen tieferen Raum mit Treppe zum Hinabsteigen hinabblickt. Der untere Teil der Wand war mit Alabasterplatten ausgekleidet, der obere mit Wandmalereien auf rotem Grunde geschmückt, weil die höheren Teile der Wand, die nicht in senkrechten Steinplatten mit Bruchsteinfüllung, sondern in einfachem Bruchstein aufgeführt waren, starken Kalkbewurf erheischten: es ist das Urbild der pompejanischen Wandflächenteilung. Obschon dieser Raum keinen Abfluß hat, darf man ihn wohl für ein Bad halten, zumal ähnliche Einrichtungen hier wie in Phaistos wiederkehren, während das wirkliche Thronzimmer wohl im Oberstock lag, oder im Ostbau zu suchen ist. Die spärlichen Reste eines „Megaron", die man jetzt im Oberstock sieht, gehören erst dem griechischen Neubau an. So scheinen diese Räume selbst die beste Widerlegung gegen die Annahme von Evans, daß einer von ihnen, in dem zwei freistehende Pfeiler auf allen vier Seiten das Zeichen der Doppelaxt tragen, Kultzwecken gedient habe: sie werden wohl nur die Balkendecken für den Oberbau (oder das Dach) gestützt haben; und die Doppeläxte waren gleich anderen häufig wiederkehrenden Quadersteinmarken nur Steinmetzzeichen, die unter Kalkverputz verschwanden.

Im Ostflügel dagegen, der sich etagenweise nach dem Käratostal hinabzieht, hat sich eine wirkliche kleine Hauskapelle gefunden, deren

Anlage neben einem Komplex sehr enger Räume, vielleicht Gesindewohnungen, die Vermutung nahelegt, daß sie eine Gesindekapelle war (man vergleiche die Doppelteilung der Sainte-Chapelle in Paris, deren Unterstock dem Kult der Dienstleute diente). Die in dieser Kapelle gefundenen Kultgegenstände, primitive Tonidole, deren eines eine Taube auf dem Haupt trägt — also eine Astarte oder Aphrodite —, ferner ein niedriger bronzener Dreifuß — vielleicht das Symbol einer apollinischen Sonnengottheit (man denke an die Tradition, daß die ersten Apollopriester in Delphi aus Kreta kamen) — und eine kleine steinerne Doppelaxt — das Symbol des Karischen Zeus — sind noch wahre Fetische und stehen in seltsamem Gegensatz zu den vielen Anzeichen einer hohen Kultur, die sich ringsum finden.

Die Kultstätte des Herrschers ist vielleicht in dem isolierten Quaderbau auf der Nordostecke dieses Palastflügels zu suchen, dessen Wände auf drei Seiten in Pfeiler aufgelöst und im Süden von einer vorgelegten Säulenhalle umgeben sind. An der geschlossenen Rückwand ist eine Nische eingetieft, in der die Reste eines Thronsessels liegen; vielleicht saß auf ihm ein tönernes Götterbild.

Der Ostbau, der sich zwischen diesem Gebäude und der kleinen Hauskapelle erstreckt, ist das Interessanteste des ganzen Palastes. Eine große, doppelwangige Treppenanlage, an die Pracht italienischer Renaissancetreppen erinnernd, führt in zwei Stockwerken zum Innenhof empor. An ihn stößt östlich ein Lichthof, der einem Korridor Licht zuführt; an ihn schließt sich ein zweiter; dann folgen zwei Säle, die durch vier Türen zwischen Pfeilern in Verbindung stehen. In gleicher Weise ist die Ost- und Südwand des vorderen Saales in Pfeilerreihen aufgelöst; ihnen sind Säulenhallen vorgelagert, durch die sich der Ausblick auf das Käratostal öffnet, so daß nur eine geschlossene Wand bleibt, — eine Anlage von größter südlicher Wohnlichkeit, deren Grundriß nach Ägypten weist: auch der Hauptsaal des ägyptischen Wohnhauses hat mehrere Ausgänge nach verschiedenen Seiten. Man darf in diesen Sälen am ehesten die Repräsentationsräume des Palastes sehen.

Die ziemlich abgeschlossene Südostecke, in der sich neben einem Badezimmer nach Art des sogenannten Thronsaals ein Gemach mit aufgemauerter Lagerstätte — also wohl ein Schlafgemach — befindet, hat man nicht ohne Wahrscheinlichkeit für das „Megaron der Königin" bezeichnet; in diesem Komplex befindet sich auch ein kulturhistorisch bedeutungsvolles WC, das über die Kulturstufe der Palastbewohner fast so viel aussagt, wie die Badeeinrichtungen, und das erst heute in Griechenland durch englische Reisende wieder eingeführt werden muß! Schließlich sei noch auf die Aufdeckung einer Ölpresse und einer tönernen Wasserleitung in diesem Flügel verwiesen.

Als willkommene Ergänzung dieses architektonischen Bildes dient

die Sammlung der zahlreichen Kleinfunde, die jetzt ins Museum von Candia übertragen sind und einen hohen Begriff von der „minoïschen" Kunstblüte geben. Neben farbenkräftigen Wandfresken — wie die schöne Jünglingsgestalt aus dem sogenannten Prozessionskorridor, und tapetenartigem Wandschmuck, zum Beispiel weiße Lilien auf lila Grund — und bemalten Reliefs — darunter ein großer Stierkopf von erstaunlicher Naturwahrheit — stehen dort Tongefäße mit frei hingeworfener Bemalung, meistens Tintenfische und andere **frutti di mare**, die von glänzender Naturbeobachtung zeugen, sowie Tonplastiken, darunter eine weibliche Schlangengottheit in enggeschnürtem, die Brüste freilassendem Mieder mit Halbärmeln und weitem Volantrock, den Kopf mit einer hohen Ballonmütze bedeckt und Mütze, Taille und Arme von Schlangen umwunden, die sie mit ihren Händen festhält. Auch interessante Elfenbeinplastiken — schwebende kleine Männerfiguren, jedenfalls Gaukler, über einen Stier springend, ein auch als Wandmalerei beliebtes Motiv —, daneben prachtvoller Goldschmuck und schließlich ein aus Elfenbein, Kristall, Gold und Glasflüssen kunstvoll zusammengesetztes Brett, vielleicht ein Brettspiel, wie denn auch Würfel mit ein und vier Augen in Paläkastro auf Kreta gefunden sind. Der durchgehende Zug dieser Kunst ist ein frischer, sich von den schematischen ägyptischen und babylonischen Vorbildern keck freimachender Naturalismus, gepaart mit dem ganz modern anmutenden Streben nach individueller Linie im Ornament und Farbenharmonie in der Tönung. Auch die Frauen mit ihren geschnürten Wespentaillen, mit den weiten Bauschröcken und herausgearbeiteten Brüsten, oder jenes reizende Mädchenprofil einer Freske mit der pikanten Silhouette seines kecken Stumpfnäschens und seinen koketten Stirnlöckchen, gemahnen eher an Pariser Rokokodamen und Demimondänen, als an griechische Frauentypen. Ins Rokoko weisen schließlich auch Miniaturen, Genreszenen aus dem Hofleben darstellend, ein langer Fries von kleinen, scharf umrissenen Figuren, deren Farbengebung ganz impressionistisch wirkt. Man sieht Hof- oder besser Haremsdamen lebhaft gestikulierend auf einem Balkon sitzen und irgend einer öffentlichen Schaustellung zusehen — vielleicht dem Auftreten jener Stiergaukler oder einem Staatsopfer. Andere grüßen mit der erhobenen Linken ihren Herrn und Gebieter. Ihr frisiertes Haar fällt auf Rücken und Schultern herab. Ihre Arme stecken in weiten Keulenärmeln, die auf dem Rücken durch ein Band gehalten werden; im übrigen sind sie bis zum Ansatz der Wespentaille nackt. Darunter beginnt, wie bei der Schlangengöttin, ein weiter Volantrock. Eine für den Psychologen bedeutsame Mischung von Nacktheit und Verhüllung!

Überraschend war angesichts dieser Freske die Aufdeckung einer breiten Flachtreppe vor den Mauern des Palastes von Phaistos (im Süden von Kreta), einer Treppe, die keinen anderen Zugang hat als von dem

davorliegenden Hofe, über den, ähnlich wie in Knossos, ein erhöhter Gehsteig läuft. Es muß wohl eine Zuschauertribüne gewesen sein, die Urform des griechischen Theaters, von der aus die Palastbewohner Schaustellungen zusahen. Übrigens gehört die rechtwinklig dazu verlaufende Terrasse und Flachtreppe dem jüngsten, griechischen Bau an und hat mit dieser Theateranlage nichts zu tun.

Diese jüngste Bauschicht ist in Phaistos und in Gournia weit besser erhalten, als in Knossos; den Kern des Palastes bildet dort, wie in den mykenischen Burgen Griechenlands, ein Megaron mit einer Vorhalle; nur hat diese, abweichend von Tiryns und Mykenae, eine einzige Säule zwischen Anten, und ebenso sind die Säulen, welche das überhöhende Mitteldach tragen, nicht ins Geviert gestellt, sondern es ziehen sich quer durch den Saal drei Säulen, eine basilikaartige Anlage. Wie eng und wenig auf südliches Klima berechnet müssen doch diese griechischen Paläste gewesen sein im Vergleich zu den zerstörten „minoïschen", deren gewaltigen Umfang sie nur zum Teil in ihre Fundamente einbezogen! Nur der große Innenhof von Phaistos ist ganz in den jüngeren Bau übernommen. Er hat in seiner älteren Anlage die gleichen Abmessungen wie der von Knossos und war mit Säulenreihen zwischen Pfeilern umgeben: das Urbild der griechischen Tempelsäulenhalle. Auch den Triglyphenschmuck des dorischen Gebälks finden wir bereits als Schmuck einer ringsumlaufenden Steinbank in einer an diesen Hof stoßenden Säulenhalle (ähnlich wiederkehrend als Sockelschmuck auf der Agora von Korinth). Im übrigen wiederholen sich in Phaistos die Eigenheiten des knossischen Palastes: die Baderäume mit Treppen zum Einsteigen und die in Türen aufgelösten, von Säulenhallen umgebenen Prachtgemächer, die hier einen herrlichen Blick auf die Firnhöhen des Ida und die olivengrüne Messaraebene bieten. Noch schöner liegt eine halbe Stunde meerwärts der kleine „Sommerpalast" von Hagia Triada, eine der spätesten und vollkommensten Schöpfungen minoïscher Kunst, später ebenfalls von den einfallenden Griechen überbaut, mit dem Blick auf eine tiefblaue Meerbucht und die violetten Bergzüge mit ihren leuchtenden Schneehäuptern. Hier fand man jene wundervolle schwarze Steinvase, die in frischer Anschaulichkeit einen Prozessionszug im Flachrelief darstellt. Ein paar steinerne Rundgräber und ein viereckiges Kammergrab gehören bereits der letzten (griechischen) Zeit an, wie die Vasenscherben beweisen.

Aus der Technik dieser Kleinfunde, namentlich der Vasenscherben, und der gleichzeitigen ägyptischen Importen der 12. bis 18. Dynastie, die im Brandschutt der verschiedenen Palastschichten gefunden sind, ermöglicht sich eine ziemlich genaue Datierung der Bauphasen, die sich mit der geschichtlichen Tradition sehr gut decken. Auf einem zerstörten Palast der Steinzeit erhebt sich ein allmählich erweiterter und prachtvoll




ausgestalteter Palast: es ist die Zeit des seegewaltigen Königs Minos. Der Kunstübung am Ende dieser Periode entsprechen die Goldfunde in den Burggräbern von Mykenae. Gegen 1500 v. Chr. zerstören die eindringenden Griechen (Achäer) den Palast und erbauen einen kleineren, primitiveren darüber, der mit den Palästen von Tiryns und Mykenae übereinstimmt. Die Kleinfunde dieser Zeit entsprechen denen in allen mykenischen Siedelungen Griechenlands. Es ist die Zeit der sogenannten mykenischen Kultur, des trojanischen Krieges, der Entstehung des Kerns der homerischen Heldenlieder. Um 1200 v. Chr. überschwemmt die Völkerwelle der dorischen Wanderung auch Kreta. Die Paläste der Achäer gehen in Flammen auf, und die griechische Nachblüte der „minoischen Kultur wird endgültig zerstört. Erst ein Jahrtausend später sollten sich die Griechen zu gleicher Kunst- und Kulturhöhe wieder hocharbeiten, und nur ganz langsam entfalteten sich die übernommenen Keime jener Inselkultur auf dem Boden des Festlandes. Aber unzweifelhaft ist es durch die neuen Ausgrabungen geworden, daß nicht die Phönizier oder Ägypter, sondern die geheimnisvollen lykischen Kreter, welche Prähistoriker nach Andeutungen griechischer Historiker mit den italischen Etruskern identifizieren wollen, die ältesten Lehrmeister der Griechen gewesen sind. In Gortyn auf Kreta fand man das älteste griechische Recht, in Steintafeln eingegraben, und Zeus, dessen Wiege in Kreta stand, feierte hier nach der Sage seine Hochzeit mit Europa, am Fuße des nämlichen Idagebirges, dessen Schneehaupt uns beim Verlassen der Südküste noch einmal in seiner ganzen Majestät entgegentrat. Jenseits eines Bergsattels setzte sich die Flucht der staffelweise vorspringenden Bergkulissen in den sogenannten „weißen Bergen" fort, bis die letzten, immer gläserner werdend, im Abendschein verschmolzen. Und das tiefwogende blaue Meer blieb schließlich als einzige Realität unter dieser entschwindenden Fata Morgana. . . .





Politischer Monatsbericht.

Inneres.

Von

Dr. Hugo Böttger,

Mitglied des Reichstags.

— Steglitz. —

Der Krankheitszustand des Fürsten Bülow hat staatsrechtliche und staatspraktische Gedanken über die Entlastung des Kanzlers — sei es des gegenwärtigen, sei es auch jedes folgenden — ausgelöst. Der heutige Geschäftsbetrieb in der Wilhelmstraße soll nicht mehr aufrecht zu erhalten sein, das ist der Ausgangspunkt der Betrachtungen. Der erste verantwortliche Beamte des Reichs ist zugleich leitender Staatsmann in Preußen, und schon die Versuche, wenigstens diese beiden Posten auseinander zu halten, den Kanzler zu halbieren, wie man es nannte, haben nichts Ermunterndes für Wiederholungen gehabt. Es geht kaum anders, als daß der preußische Ministerpräsident zugleich Reichskanzler sein muß, solange ein König von Preußen das Präsidium des Bundes führt. Denn es ist ja die besondere staatsrechtliche Eigenart der kaiserlichen Würde, daß der Kaiser das einzige Bundesmitglied darstellt, welches auch zugleich Organ der Reichsgewalt ist. Aus diesem Sonderrechte Preußens folgt, daß der Reichskanzler Bevollmächtigter des Königs von Preußen ist, und daß die Präsidialstimme Preußens im Bundesrate dauernd nur von dem ersten preußischen Minister geführt werden kann. Das Ganze liegt so sehr in unserer staatsrechtlichen und historischen Entwicklungslinie, entspricht so der Natur der Sache, daß Abweichungen hiervon sich sofort jedesmal als Anomalien zu erkennen gegeben haben. Hier ist also, einfach gesprochen, nichts zu machen. Man hat wohl eine Verminderung der gesellschaftlichen Pflichten des Reichskanzlers empfohlen, und doch wird gerade auf dem Wege der persönlichen Berührungen wenigstens für die parlamentarische Arbeit manche unbequeme politische Situation beseitigt,

mancher Zusammenklang gefunden, der sonst fehlt, namentlich für unsere innerpolitische Lage, die die frühere gegenseitige Zerfleischung der bürgerlichen Gruppen als etwas recht Unzweckmäßiges mehr und mehr erkennen läßt. Ebenso vorbei geraten haben aber auch diejenigen, welche den Verkehr zwischen Kaiser und Kanzler in andere Bahnen zu lenken vorschlugen; die Entlastung, die hier von guten und minder guten Freunden proponiert wurde, würde wohl bald immer einer Entlassung gleichkommen, denn dieser Verkehr wird doch dann am fruchtbringendsten sein, wenn er so rege wie nur möglich ist. Bleibt noch der Vorschlag der verantwortlichen Reichsministerien, die, so hoffen ihre Liebhaber seit ungefähr zwanzig Jahren, den Leiter der preußisch-deutschen Politik entlasten sollen, ohne ihn ins Austragsstübel zu setzen. Er behält dabei selbstverständlich die oberste Regelung der verschiedenartigen Ausstrahlungen des Reichswillens, aller dieser heterogenen Aufgaben einer modernen Großmacht, die inneres Wohlbefinden mit äußerem Ansehen verbinden muß. Er behält die Aufsicht über die auswärtige Politik, über Heer- und Marinewesen, Kolonialpolitik, Handels-, Gewerbe-, Sozial-, Agrarpolitik, Münzwesen, Eisenbahnen, Post 2c., aber er räumt den Staatssekretären die Verantwortlichkeit ein, wie sie die Ressortminister der Einzelstaaten bereits besitzen. Daß uns namentlich ein verantwortlicher Reichsfinanzminister not tut, der wie Miquel und Rheinbaben den Knopf auf den Beutel hält und nicht nur ein mehr oder minder talentierter Steuererfinder und Kalkulator ist, hat Rudolf von Bennigsen oft genug gefordert. Diese verantwortlichen Reichsminister würden größere Initiative entfalten können, wenn sie freiere Hand hätten, und der Reichskanzler wäre neben dem Fortfall der unzähligen Unterschriften auch von dem Erlaß der Ausführungsbestimmungen und Ausnahmeverordnungen entbunden. Er würde hinfort nicht mehr mit Quisquilien belästigt, und es würde ihm mit der Verantwortung nicht mehr zugleich ein Eindringen in Materien zugemutet, die auch ein Genius von der Bismarckschen Art wohl nicht sämtlich bewältigt hat.

Gegenwärtig ist die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers in allen Ressorts ein politisches Prinzip, dem zur Verwirklichung die erforderlichen Rechtssätze fehlen. Wir haben nur eine sogenannte moralische Kanzlerverantwortlichkeit, und weil mit der Schaffung von Reichsministern die Verantwortlichkeit nach der Rechtsseite ausgebaut werden müßte, so widerstrebt ihr die herrschende Staatsdoktrin, die dem demokratischen Prinzip der Ministerverantwortlichkeit kein Zugeständnis machen will. Die Konservativen, deren Schwerpunkt in Preußen liegt, wünschen zudem keine Änderung des gegenwärtigen Zustandes, weil ein preußischer Ministerpräsident, der für alle Teile der Reichspolitik jene erwähnte beschränkte Verantwortlichkeit trägt, die preußischen Traditionen in allen Reichsgeschäften besser aufrecht erhalten kann, als ein bayrischer

oder sächsischer Reichsminister. Bei Licht besehen und in normalen Zeitläuften hat ja dieser norddeutsche Partikularismus nicht so sehr viel zu bedeuten, aber so leicht kommen wir trotzdem oder vielleicht gerade deswegen nicht von ihm los, und darum ist auch die Entlastung des Reichskanzlers, die im wesentlichen nur gegen diesen Partikularismus, nämlich durch verantwortliche Reichsminister, herzustellen wäre, mehr ein theoretischer Unterhaltungsgegenstand, als eine naheliegende und schon in der nächsten Zeit der Lösung entgegengehende Reichsaufgabe.

Über Reichstagsnachwahlen pflegen die Parteiblätter viel zu philosophieren, da der vierhundertfache Wahlkampf der allgemeinen Wahlen hier sozusagen in dem Hohlspiegel einer Einzelwahl gefangen wird und damit die Strahlen der Polemik zusammengefaßt und mit voller Wucht in die öffentliche Meinung hineingeworfen werden. Aber auch da verliert sich mit der Zeit meist der Erregungszustand bald wieder, die Welt bleibt durchweg unverändert, der Gesamtcharakter des Parlaments wird durch die Nachwahl nicht erschüttert, und die Parteigebilde behalten ihr ehernes oder auch versteinertes Gesicht. Mit der letzten Reichstagsnachwahl, die in Darmstadt-Großgerau durch den Mandatsverzicht des sozialdemokratischen „Hofgängers“ Cramer notwendig geworden war, und die an seiner Stelle einen Sozialisten der scharfen Tonart in den Reichstag brachte, hat es aber doch eine besondere Bewandtnis gehabt. Man hat ein Zittern und Knistern im Bau der liberalen Einigungspolitik verspürt, und in den Generalstabsgebäuden der Parteien hat man aus den hessischen Wahlvorgängen einen Anlaß genommen, schon jetzt die Karten zum Parteienaufmarsch für die allgemeinen Wahlen von 1908 mit den Erfahrungen von Darmstadt-Großgerau in Zusammenhang zu bringen. Es handelt sich um die Einfügung oder Ausschiffung der freisinnigen Vereinigung. Man wird sagen, das ist doch nicht viel, acht Mitglieder im Reichstage und zwei Hospitanten; ob die bleiben oder verschwinden, da kräht kein Hahn nach. Das wäre jedoch ein oberflächliches Kalkül, denn mit ihrer Intelligenz, Kapitalmacht und Presse wiegt diese Gruppe doch erheblich mehr, als die Mandatsziffern anzeigen. Die Mandate können sogar ganz verschwinden, die Fraktion kann den Betrieb zeitweilig einstellen, ohne Einfluß würden deshalb Männer wie Barth und Naumann doch nicht sein, und das liegt in der Idee, die sie verkörpern. Gerade weil sie die Brücke schlagen wollen zwischen bürgerlich und sozialdemokratisch, zwischen Gegenwarts- und Zukunftsarbeit, so sind sie doch wohl unzerstörbare Werte; nicht für die Parteipolitik, die sie ganz und gar nicht brauchen kann, aber für den sozialen und wirtschaftlichen Entwickelungsgang unseres Volkes. Nun gibt es aber im bürgerlichen und im sozialistischen Lager Leute, die unter keinen Umständen gegenwärtig vermittelnde Übergänge haben wollen, weil sie die Massen verwirren und schlaff für die politische

Tagesarbeit machen. Wie man aber auch zu der Zukunftspolitik stehen mag, so viel steht doch fest, daß die freisinnige hessische Organisation eine ganz verfehlte Taktik gewählt hat und daß sie mit ihrer verfehlten Taktik gerade den Ultras in beiden Lagern das Spiel ungemein erleichtert hat.

Daß die Nationalsozialen und Freisinnigen den gemeinschaftlichen Kandidaten der Nationalliberalen, Antisemiten, Bund der Landwirte, Konservativen und Klerikalen im ersten Wahlgange nicht gewählt haben, nehme ich ihnen nicht übel; es war wohl auch von praktischem Wert für eine bürgerliche Politik im Gegensatz zur radikal-sozialen. Denn die national-soziale Sonderkandidatur brachte Leben in die Wahl, überwand die Wahlmüdigkeit gegenüber einer Mittelkandidatur und nahm den Sozialdemokraten eine Anzahl von Mitläufern ab. Es ist wenigstens schwer nachweisbar, daß der Nationalliberale, falls kein Sonderkandidat aufgestellt worden wäre, den Wahlkreis schon im ersten Sturm hätte nehmen können. Nach der Hauptwahl setzten jedoch, wie es scheint, die Berliner Strategen mit dem Erfolge ein, daß die Nationalsozialen im „Interesse der politischen Reinlichkeit" für den Sozialdemokraten eintraten, wodurch die bürgerliche Isolierung des nationalsozialen freisinnigen Flügels pro futuro sichergestellt und den schönen Reden von der liberalen Einigung vorläufig ein Ende gemacht wurde. Man warf sich mit Leidenschaft auf Prinzipien, und das in einem Stichwahlkampfe, bei dem nach eigenem Bekenntnis der Nationalliberale vor dem Sozialdemokraten persönliche Vorzüge genoß, bei dem ein radikaler Klassenkampf-Sozialdemokrat einen Revisionisten zu verdrängen die Aufgabe hatte. Indem man auf diese Art den „Block der Linken" retten wollte, versetzte man ihm lebensgefährliche Wunden. Es kann ja als streitig angesehen werden, ob in absehbarer Zeit in der allgemeinen Politik ein Zusammengehen der Liberalen mit dem revisionistischen Flügel der Sozialdemokraten überhaupt möglich und empfehlenswert ist. Für die Gegenwart ist es weder möglich, noch empfehlenswert. Wenn aber ein solcher Block zustande käme, müßte er doch gerade den Klassenkampf ausscheiden, er müßte vorher auch den Revisionismus wieder auf die Beine gebracht haben. In Darmstadt aber wurde von der Sozialdemokratie für den Klassenkampf und gegen den Revisionismus, überhaupt für Scharfmacherei gekämpft, und die nationalsozialen Freisinnigen unterstützten alles dies, was gegen ihre Prinzipien gehen muß, um des Prinzipes willen. Die Folge ist, daß die freisinnige Vereinigung bei allen bürgerlichen Parteien in Verruf gekommen ist, und daß zur Zeit der Kurs der liberalen Einigung erheblich unter Pari steht.

Ungemein kräftig waren die politischen Töne, die der Reichstag am 3. Mai in der Angelegenheit der Ausweisung russischer Staatsangehörigen aus Deutschland vernehmen ließ. Die Berliner Polizei hatte der russischen Invasion, die ja in den letzten Jahren

6 bis 7000 Russen aller Gesellschaftsschichten zu uns geschickt hatte, mit zum Teil recht anfechtbaren Maßnahmen Widerstand geleistet, indem sie auswies, was ihr gerade unter die Feder kam. Das Recht jedes Staates, mißliebige und lästige Ausländer abzuschieben, ist unzweifelhaft, und ganz gewiß bekommen wir manche Elemente ins Reich, die politisch und wirtschaftlich nicht von uns vertragen werden können. Aber aus den verschiedensten politischen Lagern wurde über die Willkür Klage geführt, mit der das Polizeipräsidium in Berlin verfahren war, um der Überflutung mit Russen und russischen Juden zu begegnen. Man verlangte eine Regelung des Fremdenrechts durch Reichsgesetz, da gegenwärtig Artikel 4 Absatz 1 der Reichsverfassung, wonach die Bestimmungen über die Fremdenpolizei der Beaufsichtigung und Gesetzgebung des Reichs unterstehen, lediglich promissorischen Charakter hat, soweit nicht eben Reichsgesetze die bestehenden einzelstaatlichen Vorschriften außer Kraft gesetzt haben. Die gegenwärtige Handhabung der Fremdenpolizei ist willkürlich, vielfach barbarisch und kulturrückständig. Auch erwies es sich als ein politischer Fehler, daß die verbündeten Regierungen die Beantwortung der Interpellation ablehnten und damit die Nachprüfung und etwaige Richtigstellung der im Reichstage vorgeführten krassen Fälle unterließen. Damit bekam der Radikalismus Oberwasser, während es vielmehr notwendig war, Beruhigung zu schaffen und festumgrenzte gesetzliche Bestimmungen vorzubereiten, welche der Polizei die Freiheit nehmen, zu tun und zu lassen, was sie will.

Der Frühjahrsbeginn bringt in jedem Jahre die ziemlich gleichmäßig verlaufenden Maidemonstrationen des Sozialismus. Zum Achtstundentag, dem Thema der Vorjahre, hatte man diesmal noch preußisches Wahlrecht und Versicherung gegen Kriegsgefahren hinzugenommen, ohne daß dadurch die Veranstaltungen des souveränen Volkes auch nur um ein Haar imponierender geworden wären. Der Weltfeiertag wird immer nur von einem Bruchteil selbst der organisierten Arbeiter begangen, und die doch im Grunde gleichförmigen Reden in den Hunderten von Versammlungen am Mittag oder am Abend sind nicht von dem Kulturwert, daß sich die Unternehmer deswegen Kontraktbrüche und Betriebsstörungen in Massen gefallen zu lassen brauchen. Viele Einzelkonflikte sind freilich die stetigen Folgen der Frühlingsdemonstrationen, und sie drängen auch die besonnensten Sozialpolitiker dahin, auf neue Schutzmaßnahmen für den Arbeitsvertrag auch einmal im Geiste des geordneten Betriebes zu sinnen. Wir stehen, darauf deuten auch andere Anzeichen hin, vor schweren wirtschaftlichen und sozialen Kämpfen, die im Laufe des Sommers und Herbstes gründlich ausgetragen werden müssen, soll nicht das Wintergeschäft bedenklich gestört werden. Zunächst ist die Metallindustrie in Mitleidenschaft gezogen. Achtzig Bezirke des Gesamtverbandes

deutscher Metallindustrieller sind gegenwärtig mit Streiks bedacht, und die Unternehmer haben diese Bewegung mit der Ankündigung einer Gesamtaussperrung von 300 000 Arbeitern beantwortet, falls nicht bald die Arbeit wieder aufgenommen werden wird. Das scheint vorläufig beruhigend gewirkt zu haben, da die Unternehmer in diesem Geschäftszweige ausgezeichnet organisiert sind und sich durch die Machtpolitik der organisierten Arbeiter nicht unterkriegen lassen. Wo aber die schwächeren Unternehmungsgruppen, die nicht kartellierten Mittel-Kleinbetriebe bei der fortschreitenden Zuspitzung der Dinge bleiben, das ist ein Problem, das den Volkswirt ebenso sehr wie den Gesetzgeber interessieren muß. Ohne harten und scharfen Kampf, das ist die Signatur der Zeit, werden wir offenbar nicht zum Frieden gelangen.

Unser Reichsparlamentarismus geht möglicherweise einer Umgestaltung entgegen: die Diäten kommen! Es war in den letzten Jahren in der Tat ein kaum noch erträglicher Zustand in die Erscheinung getreten: Absentismus, unzuverlässige Geschäftsordnung, breite Geschwätzigkeit, der bei beschlußunfähigem Hause kein Ende bereitet werden konnte, übermäßig lange Tagungen — alles das hatte die Volkstümlichkeit und Anziehungskraft des Reichstags vermindert und die Gesetzgebungsmaschine insoweit in Unordnung gebracht, daß bald großartige Verzögerungen, bald Übereilungen an der Tagesordnung waren. Die Presse hatte den Sitz des Übels ebenso erkannt wie die Parlamentarier und die Staatsmänner; indessen ein Widerstand war so harter Natur, daß es erst des Festfahrens unseres Reichswagens beim Militärpensionsgesetz und bei der Reichsfinanzreform bedurfte, um den Widerstand zum Schwinden zu bringen. Die Regierungsvorlage faßte vernünftigerweise Anwesenheitsgelder ins Auge, aber doch mit so reichlich pedantischer Technik, daß der Reichstag lauten und nahezu einhelligen Protest von sich gab. Es ist inzwischen ein Kompromiß vereinbart worden, welches der Vorlage die unzweckmäßigen und unsympathischen Seiten möglichst nimmt und doch mit den Voraussetzungen der Regierung rechnet, daß nämlich ein Pauschquantum gewährt werden, daß die Landtagsdiäten abgezogen und die Anwesenheitsliste festgehalten werden soll. Nur mit diesen Voraussetzungen hofft man der Parlamentszerrüttung begegnen zu können, und wenn mehr oder minder mechanische Mittel überhaupt Hülfe bringen können, so scheinen die Mittel vernünftig ausgewählt zu sein. Ob nun demnächst wirklich eine straffere Ordnung einsetzen und präziser gearbeitet werden wird, ob die so sehnlich verlangte Hebung des geistigen Niveaus eintreten wird, das vermag ein Sterblicher mit Sicherheit nicht vorauszusagen. Wir hoffen auf eine Renaissance des deutschen Parlamentarismus, und das Vaterland wird es in allen Teilen verspüren, wenn diese Hoffnung nicht zu Schanden wird.



Politischer Monatsbericht.

Auswärtiges.

Von

W. v. Massow.

— Berlin. —

In der europäischen Lage ist seit der Beendigung der Konferenz von Algeciras zwar eine gewisse Beruhigung eingetreten, aber an einigen unerfreulichen Nachwehen hat es doch nicht gefehlt. Dahin gehören die Auseinandersetzungen zwischen Deutschland und Italien, die nach der Haltung Italiens auf der Konferenz wohl kaum zu vermeiden waren. Die italienische Presse tat, was bei solchen internationalen Erörterungen das Nächstliegende ist; sie versuchte den Spieß umzudrehen. Italien sollte als vermittelnde Macht tätig gewesen sein und Freunden und Verbündeten gegenüber seine volle Schuldigkeit getan haben. Das war zunächst nicht richtig. Italien hatte nicht vermittelt, sondern einfach auf seiten Frankreichs gegen Deutschland gestanden. Wenn sich darüber ein starker Unmut in Deutschland regte, so war das vollkommen gerechtfertigt. Dazu kamen die Gehässigkeiten und Verdächtigungen der italienischen Presse gegen Deutschland; die deutsche Presse übte hierbei nur das Recht der Abwehr. Die unerquicklichen Erörterungen erreichten ihren Höhepunkt, als das Telegramm bekannt wurde, worin Kaiser Wilhelm dem österreichisch-ungarischen Minister des Auswärtigen, dem Grafen Goluchowski, in lebhaften, charakteristisch persönlich gefärbten Ausdrücken seinen Dank für die Haltung Österreich-Ungarns auf der Konferenz aussprach. In Italien faßte man diese kräftige Betonung der von Österreich dem deutschen Verbündeten geleisteten Hilfe als einen „Rüffel“ an die italienische Adresse auf, eine Auslegung, die allerdings natürlich erschien, wenn man — ein schlechtes Gewissen hatte. Man suchte sich dem Vorwurf, den man nur zu sehr fühlte, dadurch zu entziehen, daß man die Äußerungen der Ver-

stimmung in der deutschen Presse übertrieb und die Beschuldigung hinzufügte, in Deutschland habe man auch für das nationale Unglück Italiens, das durch die Vesuvkatastrophe hereingebrochen war, keine Teilnahme gezeigt. Man vermißte die erwartete persönliche Kundgebung des Kaisers. Eine solche Beschuldigung war nun offenbar völlig töricht und falsch und bezeichnete einen Höhepunkt des Streits, der allen besonnenen Leuten zugleich die Notwendigkeit des Einlenkens nahelegte. Ein solches Einlenken geschah denn nun auch, und seine nächste Frucht war eine Interpellation im italienischen Senat. Es wurde die Frage gestellt, ob durch die Politik Italiens in der Marokkofrage die Dreibundpolitik gefährdet sei, und wie Italien sich künftig zum Dreibund verhalten werde. Die Antwort des Ministers Guicciardini war seltsam. Er gab die Versicherung, daß Italien die herzliche Bundestreue als Mitglied des Dreibundes bewahren werde, aber er stellte diese Versicherung in einen Nebensatz, während der Hauptsatz lautete, daß man auf innige Beziehungen zu England und aufrichtige Freundschaft für Frankreich bedacht sei. Der besonderen Beziehungen zu Deutschland wurde mit keinem Wort Erwähnung getan.

Wie soll man nun das deuten und wie gestaltet sich hiernach unser Verhältnis zu Italien? Die offizielle Politik des Deutschen Reichs tut recht daran, sich in ihrer bundesfreundlichen und loyalen Haltung gegenüber der italienischen Regierung nicht beirren zu lassen. Denn es ist nicht daran zu zweifeln, daß scharfblickende, von jeder Sentimentalität freie Realpolitiker, wie es die italienischen Staatsmänner und überhaupt die politisch gebildeten Italiener doch sind, sehr genau wissen, daß einseitige Beziehungen zu den Westmächten für Italien nichts anderes bedeuten als Abhängigkeit, und daß man das Gegengewicht des Bündnisses mit Deutschland so notwendig braucht, wie das tägliche Brot. Aber allerdings richten sich die Neigungen der schlecht oder gar nicht unterrichteten Massen, die durch eine unter französischem Einfluß stehende Presse geleitet werden, ganz auf Frankreich, und diese Stimmungen sind so verquickt mit Strömungen und Bestrebungen der inneren Politik, daß für einen italienischen Minister eine außergewöhnlich starke persönliche Stellung dazu gehört, um sich in gewissen politischen Lagen so entschieden zu Deutschland zu bekennen, wie es nach deutscher Auffassung und Charakteranlage einem Verbündeten gegenüber angemessen erscheint. Es ist natürlich Aufgabe unserer Regierung, genau und kühl mit der gleichen Freiheit von Vorurteilen und Gefühlsanwandlungen den realen Wert des italienischen Bündnisses zu prüfen und das Ergebnis in den politischen Kalkül einzustellen, ohne ihrerseits auf eine Vergrößerung der Differenzen hinzuwirken. Was die italienische Regierung brauchte, um die Wirkung ihrer wenig bundesfreundlichen Haltung zu erkennen, hat sie aus der deutschen Presse ersehen können, die aus sich selbst heraus und ent-

schieden im Einklang mit der öffentlichen Meinung deutlich genug zeigte, daß der gute Freund im Süden der Alpen sich getäuscht hatte, als er glaubte, er könne mit seinen „Extratouren“ nicht so leicht den Punkt erreichen, wo die deutsche Gutmütigkeit und Nachsicht ein Ende hat.

Jetzt wird Italien sehr bald zur Einsicht kommen, daß trotz aller Begeisterung für die schönen Augen von Madame la France der größere Nutzen doch darin liegt, daß man sich das Bündnis mit Deutschland sicher erhält, und es kann nicht schaden, wenn man einmal die Erfahrung macht, daß dazu auch eine entsprechende Rücksichtnahme auf den Verbündeten im Norden gehört. Unsere Regierung tut, wie gesagt, recht daran, den Verbündeten die Rückkehr zu dieser Einsicht nicht durch Unfreundlichkeit zu erschweren, solange die verantwortlichen Leiter der italienischen Politik guten Willen zeigen.

Diese Entwickelung wird vielleicht durch einen andern Umstand noch beschleunigt werden. Italien hat bei seiner Neigung zum Anschluß an die Westmächte wohl gehofft, dadurch im europäischen Orient etwas freie Hand zu erhalten. Es ist aber sehr die Frage, ob es England für diese Politik gewinnen könnte. Denn sie kehrt eine Spitze gegen Österreich-Ungarn, und so weit würde die Gönnerschaft Englands für Italien nicht gehen, daß es eine wesentliche Schwächung des Donaustaates, der ein unentbehrlicher Faktor in Englands Orientpolitik ist, zuließe. Hier ist vielleicht auch der Grund zu suchen, warum König Eduard bei seiner letzten Mittelmeerfahrt es sorgfältig vermied, mit König Viktor Emanuel zusammenzutreffen, obwohl er auf italienischem Boden weilte und die Zusammenkunft ihm nahe genug gelegt wurde. Obwohl König Eduard sonst wohl wenig Interesse für das Fortbestehen des Dreibunds hat und es wahrscheinlich lieber sehen würde, wenn Deutschland völlig isoliert würde, so glaubte er doch in diesem Augenblick alles vermeiden zu müssen, was als Demonstration gegen Deutschland gedeutet werden könnte. Sonst fürchtet die englische Politik derartige „Beunruhigungen“ der Festlandmächte durchaus nicht; sie sucht sie im Gegenteil herbeizuführen, wo das Ergebnis die gegenseitige Schwächung dieser Mächte zum Vorteil Englands sein könnte. Aber der Zerfall des Dreibunds würde Österreich durch Italien bedrohen, und das wäre eine Verschiebung des europäischen Gleichgewichts, bei der England nicht auf Seite Italiens stehen könnte.

Wenn man übrigens jetzt nach Beseitigung der künstlichen Spannung, die durch die Politik Frankreichs unter Delcassés Leitung hervorgerufen worden war, das Gefühl einer größeren Beruhigung in der europäischen Lage hat, so liegt das zu einem großen Teil daran, daß eine Reihe von europäischen Staaten allzu sehr durch innere Angelegenheiten in Anspruch genommen ist, um in äußeren Konflikten irgend einen Vorteil suchen zu können. Das gilt besonders von Rußland, das zwar seine

Großmachtstellung nicht in dem Maße eingebüßt hat, wie das wohl in weiten Kreisen angenommen wird, aber doch gezwungen ist, längere Zeit hindurch seine Aufmerksamkeit auf die so lange sträflich vernachlässigten inneren Reformen zu richten. Wenn die hier angestellten Betrachtungen in die Hand der Leser kommen, wird vielleicht schon eine weitere Klärung der Lage eingetreten sein. Denn nachdem jetzt die Wahlen zu der neuen Volksvertretung, der „Gossudarstwennaja Duma“ (Reichsduma), vollzogen worden sind, soll diese Körperschaft am 10. Mai ihre Beratungen beginnen, und dann wird es sich erst entscheiden, ob Rußland den Weg zu seiner Neugestaltung durch eine revolutionäre Periode hindurch nehmen muß oder nicht.

Die Wahlen zur Duma haben im wesentlichen den Sieg der sogenannten „konstitutionell-demokratischen“ Partei ergeben, das heißt der hier schon früher gekennzeichneten Richtung, die in der sogenannten „Intelligenz“ herrschend ist. Der Sieg dieser Partei war eigentlich selbstverständlich; denn weder die Reaktionäre, die ja doch eigentlich grundsätzliche Gegner der Wahlen und des Parlamentarismus überhaupt sind, noch der revolutionäre Sozialismus konnten so recht etwas anfangen, solange nicht ein wirklicher Versuch mit dem vorgeschlagenen parlamentarischen System vorlag. Die Extremen traten daher bei den Wahlen zunächst in den Hintergrund. Diese Entsagung hatte jedoch nichts Schmeichelhaftes für die konstitutionellen Demokraten, deren langen Namen man mit den Buchstaben „K. D.“ abkürzte, woraus infolge des Gleichklangs dieser Buchstabenbezeichnung mit dem französischen Worte „cadets“ der Scherzname „Kadetten“ geworden ist. Man erwartet gewissermaßen, daß die Kadetten sehr bald abwirtschaften werden und daß es zu Konflikten kommen wird, die eine Fortsetzung der revolutionären Bewegung gestatten. In der Leitung der innerrussischen Politik fehlt die feste und sichere Hand, die mit Ehrlichkeit und Tatkraft den Übergang Rußlands zu freiheitlichen Verhältnissen vollziehen hilft. Graf Witte, von dessen Klugheit und Umsicht man große Stücke erwartet hat, und der auch wohl heute noch unter den russischen Staatsmännern als der geschickteste Steuermann des Staatsschiffs gelten kann, scheint doch der Lage nicht genügend gewachsen zu sein. Er ist doch mehr der Mann der kleinen Auskunftsmittel, als der der großen Gesichtspunkte, der den Weg in eine neue Zukunft weisen könnte. Denn dieser Zukunft steht Witte doch wohl innerlich fremd gegenüber. Deshalb hat es den Anschein, als ob das Vertrauen in sein Können rasch zu schwinden droht. Er selbst scheint vorläufig noch nicht ganz den Humor verloren zu haben. Er hat denn auch einer Deputation, die ihn bat, die harten Maßregeln gegen Revolutionäre einzustellen, schlagfertig erwidert, die Revolutionäre möchten doch zunächst selbst einmal den Beweis liefern, daß sie Gesetz und Ordnung achten und ihre Bombenattentate und andere Mordanfälle

einstellen wollen. Es erinnert das freilich an jenen französischen Staatsmann, der bei der Erörterung über die Abschaffung der Todesstrafe den Wunsch aussprach: „**que messieurs les assassins commencent.**“

In den russischen Provinzen sieht es noch nicht danach aus. In den Ostseeprovinzen kann sich stets das Treiben der Verbrecherbanden erneuern, in Finland und Polen glimmt das Feuer unter der Asche, und im Kaukasus ist unter der Leitung eines unfähigen Statthalters der Respekt vor dem russischen Namen verloren gegangen, der Landfriede unter den einheimischen Stämmen so arg gestört wie noch nie.

Es ist merkwürdig, wie auch Frankreich jetzt von inneren Unruhen bedroht ist. Die sozialistische Arbeiterschaft ist von einem Streikfieber erfaßt, das in den durch die Kirchenkrawalle erweckten Leidenschaften und in den Aufregungen der Wahlbewegung bei dem temperamentvollen Volke einen empfänglichen Boden gefunden hat. Den Anstoß hat die furchtbare Bergwerkkatastrophe von Courrières im Departement Pas de Calais gegeben. Zuerst aus einer starken und durch die Umstände begreiflichen Erregung lokaler Natur gegen die verantwortlichen Leiter des Bergwerksbetriebes in Courrières hervorgegangen, hat sich die unruhige Stimmung über das ganze Revier verbreitet und zum Teil einen aufrührerischen Charakter angenommen. Das hierbei notwendig gewordene Einschreiten von Militär hat nun wieder in Verbindung mit den anderwärts ausgebrochenen Streiks — darunter war sogar ein Streik der Pariser Briefträger! — die politischen Leidenschaften entfesselt, und so gibt sich die sozialistische Bewegung in ungewöhnlicher Stärke kund. Nachhaltige Folgen werden freilich wohl kaum zu verzeichnen sein, sobald die allgemeinen Wahlen vorüber sind und die Arbeitsverhältnisse sich wieder geregelt haben. Augenblicklich aber scheint die Regierung selbst von einer gewissen Nervosität erfüllt, da sie zu fürchten scheint, daß die sozialistischen Elemente und die klerikalnationalistischen Gegner der herrschenden Demokratie sich zusammenschließen könnten. An beunruhigenden Symptomen fehlt es gelegentlich nicht, doch darf man wohl diese Gefahr für die gegenwärtige Regierung nicht überschätzen.

Sehr eigentümlich haben sich die Verhältnisse in Österreich gestaltet. Der Ministerpräsident Freiherr von Gautsch hatte, wie sein ungarischer Kollege, das allgemeine Wahlrecht als sein Programm ausgespielt, um in den verworrenen Partei- und Nationalitätsverhältnissen des Kaiserstaates eine zweckmäßige Grundlage für eine erfolgreiche innere Politik zu gewinnen. Aber die Schwierigkeiten türmten sich bergehoch. Besonders bezeichnend war der Widerstand des Polenklubs gegen das allgemeine Wahlrecht. Die herrschenden Kreise Galiziens fürchteten für ihre Stellung, am allerwenigsten aber waren sie gesonnen, den Ruthenen eine Geltendmachung nationaler Sonderrechte zuzugestehen.

Sie haben das Prinzip der nationalen Gleichberechtigung verteidigt, solange es den Kampf gegen die Deutschen galt; sie verlassen kaltblütig die erhobene Fahne in dem Augenblick, wo ihre eigenen Sonderrechte dadurch gefährdet werden. Herr von Gautsch glaubte seine Forderungen dadurch stützen zu können, daß er eine „Parlamentarisierung" des Ministeriums versuchte, das heißt er wollte die Zusammensetzung des Ministeriums der des Parlaments in bezug auf die Nationalitäten anpassen. Der kühne Schachzug mißglückte, und die Folge davon war, daß Herr von Gautsch vollends den Boden unter den Füßen verlor und sich entschloß, zurückzutreten. Sein Nachfolger, Prinz Konrad zu Hohenlohe-Schillingsfürst, ein Sohn des ehemaligen österreichischen Oberst-Kämmerers Prinzen Konstantin und Neffe des einstigen deutschen Reichskanzlers Fürsten Chlodwig, sieht sich vor eine überaus schwierige Aufgabe gestellt.

Die Beziehungen Österreich-Ungarns zu dem benachbarten Königreich Serbien, die infolge der handelspolitischen Abmachungen zwischen Serbien und Bulgarien einen argen Stoß erlitten haben, werden wohl einer Besserung entgegengehen, wenn die innere Lage Serbiens eine Veränderung erfährt. Ein neues Ministerium unter der Leitung von Pasitsch ist der erste Schritt auf dem Wege zu einer Gesundung, deren Vorbedingung der jetzt vollzogene Rücktritt eines Teils der Königsmörder aus einflußreichen Stellungen ist.

Für die Balkanstaaten ist das Frühjahr immer eine kritische Zeit, und noch weiß man nicht, ob es in der mazedonischen Frage wieder neue Überraschungen gibt. Die Türkei sieht sich infolge einer Grenzstreitigkeit mit Ägypten in einen Konflikt mit England verwickelt, der, wenn auch an sich unbedeutend, doch in seinen Folgen leicht bedeutungsvoll werden kann. England, das in den ägyptischen Interessen die seinigen berührt findet, hat den Weg der Verhandlungen beschritten und maßvolle Forderungen an die Türkei gestellt. Dem Interesse der Türkei würde es entsprechen, wenn diese Forderungen angenommen würden. Andernfalls könnten sich daraus Kombinationen ergeben, die zwar nicht den europäischen Frieden gefährden, aber doch andere Verwickelungen nach sich ziehen, wenn die jetzige Regierung sich zu einer antitürkischen Politik gedrängt sähe, wie sie einem liberalen Kabinett ohnehin nahe liegt. Hoffentlich aber trägt eine Verständigung dazu bei, daß eine Zeit allgemeiner Beruhigung eintritt.





Literarischer Monatsbericht.

Von

August Friedrich Krause (Breslau).

Dramen.

Gerhart Hauptmann: „Und Pippa tanzt". — Carl Hauptmann: „Die Bergschmiede". „Die Austreibung". — Thomas Mann: „Fiorenza". — Hugo von Hofmannsthal: „Ödipus und die Sphinx". — Artur Schnitzler: „Der Ruf des Lebens". — Hermann Sudermann: „Stein unter Steinen". „Das Blumenboot". — Felix Philippi: „Der Helfer". — J. M. Synge: „Der heilige Brunnen". — Gustav Wied: „Der Stolz der Stadt".

Der Winter 1905/06 war quantitativ für die deutsche Literatur recht ertragreich. Jeder Erzähler von Bedeutung oder Namen hat sich mit einem neuen Buche eingestellt, und wenn wir die Werke im einzelnen abwägen, so müssen wir gestehen: es gab nichts Überragendes, nichts, was neue Wege und ungeahnte Ausblicke eröffnete, aber es war doch manches Gute und Interessante darunter, das wir gern gelesen haben. Nicht ganz so glücklich liegt es auf dem Gebiet des Dramas. Wohl hat sich auch hier jeder der bedeutendsten Bühnenautoren mit einem neuen Stück im Rampenlicht präsentiert, von Sudermann liegt sogar im Druck schon ein allerneuestes vor, das noch nicht einmal aufgeführt ist; aber keines dieser Stücke übt stärkere künstlerische Wirkungen aus; bei fast allen haben wir den Eindruck des Halben, Unfertigen, Unausgereiften. Nur ja nicht auf dem Neuigkeitenmarkte fehlen! Nur ja nicht den Anschein erwecken, als habe man sich „ausgeschrieben"! Nur hastig die letzte Schlappe — fast jeder unserer berühmten Bühnendichter erlebte mit dem letzten Stück einen Mißerfolg — wieder gut machen — oder den letzten Erfolg ausnützen. So sündigen die Dichter am Theaterpublikum und vergelten, was das Theaterpublikum an ihnen gesündigt hat. Die Dichtkunst aber steht beiseite und trauert. Keine der beiden Parteien will von ihr etwas wissen.

Gerhart Hauptmann nennt sein neuestes Stück: „Und Pippa tanzt!" (S. Fischers Verlag, Berlin) ein Glashüttenmärchen. Seit wir vom Naturalismus die Wege zurückgefunden, seit wir uns von den äußeren Erscheinungen des Lebens abgewendet und wieder Sinn gewonnen haben für das, was hinter der sinnenfälligen Welt steht und ihren Wert und unsre Liebe zu ihr ausmacht, seitdem hat auch das Märchen wieder an Bedeutung für uns gewonnen. Ihm ist ja alle äußere Erscheinungsform nur zufälliges Kleid, nur grobe Materie zur Versinnlichung reinster Lebenswahrheiten, feinster Lebensbeziehungen. So rein und stark ist in ihm die Lebenswahrheit, daß sie alle Realitat überstrahlt, das Unmögliche möglich, das Unwirkliche wirklich macht, daß sie alles Wirkliche seiner Erdenschwere entkleidet. Das Märchen kennt keine Irrtümer und Zweifel, es ist naiv und gläubig und weiß sich sicher in allem, was es weiß. Darum gibt es alles, was es weiß, als schlichte Selbstverständlichkeit und ist in seiner Einfachheit groß und König des Lebens. Es grübelt nicht, weil es für sein reines und gläubiges Verstehen kein Grübeln gibt, es geheimnist nicht, weil ihm alle Erkenntnisse wirklich geworden sind. Hell und heiter ist die Welt des Märchens, und alles Grauen und jede Nacht und alles Nichtwissen wird zuletzt von der Kraft der Sonne überwunden, die im Menschen lebt, wie sie über ihm wirkt. Wir wissen die Kinder in diesem Reich und wissen sie glücklich. Wir aber sind daraus vertrieben durch unsern Drang nach Erkenntnis, der uns in Zweifel und Un=

glauben, in Irrtum und Sünde getrieben hat. Er aber ist es wieder auch, der uns Kraft gibt, hinaufzustreben in die Himmel, aus denen er uns gestürzt hat. Wissend werden wir uns erlösen und das erringen, was wir in Kinderjahren unwissend besaßen: die Einheit und Fülle der Welt.

Welcher Dichter ist, der uns diese Märchenreiche wieder erschließt? Er müßte ein Kind sein, das noch in ihnen lebt, oder ein Weiser, dem sich ihre Tore schon geöffnet haben. Sehnsucht vermag manchmal an eines Dichters Seele zu schlagen, daß die Erinnerung an versunkene Kinderseligkeit daraus hervorsprudelt, als köstlich klarer Märchenquell, der Tausende erquickt. So wurde Andersen zum Märchendichter. Wer aber will wissend in dieses Reich, damit er sich und andere erlöse?

Man hat uns manches heute als Märchen aufzureden versucht, was sich bei näherem Zusehen nur als eine oft nicht einmal gute symbolische Dichtung erwies. Man hing um eine Idee ein glitzerndes, schillerndes Mäntelchen und sagte: seht, ein Märchen! Aber man durfte bei Gott nicht das Mäntelchen abtun, dann war eben kein Lebendiges darunter, nur eine Puppe mit einer mehr oder weniger sinnvoll erdachten Maschine. Aber man wußte sich zu helfen: Sieh, hieß es dann, dieses Rädchen macht die Puppe gehen und jenes macht sie reden. Ist sie nicht ein ganz wundervolles Märchen, diese Puppe?

Ganz so liegt die Sache bei Hauptmann nicht. Er erklärte einem Mitarbeiter des „Lokalanzeigers": „Mit Verstandesklügeleien wollte ich und können wohl auch andre meiner Märchendichtung nicht beikommen. Was ich empfand, was mir vorschwebte, was meine Phantasie mir vorgaukelte an Märchenzauber und Schönheitssehnen, was meine Seele gefangen nahm, das hab' ich zum Ausdruck bringen wollen. Das Äußere hat mich nicht berührt und berührt mich nicht; nur was in meinem Innern festgewurzelt war, davon wollte ich mich befreien, von ihm wollte ich mich, da ich meine Dichtung schrieb, freimachen, nicht durch kühle Reflexionen, sondern dadurch, daß ich alles in bunten Farben, in lichten Bildern im Banne des Schönheitsideals schillernd aufsteigen ließ, was in mir lebte."

Mit Klügeln und Deuteln kommt man darum dieser Dichtung gegenüber nicht aus, eben weil sie Dichtung ist. Was ist denn gewonnen, wenn man weiß: Pippa — das ist der göttliche Funke in der Menschenbrust, ist die Phantasie, ist die Kunst, kurz alles, was uns über die Erde hebt und zu Licht und Schönheit trägt; Hellriegel, das ist das deutsche Volksgemüt, das Märchen und Lieder mit sich trägt und die Schönheit suchen geht; der alte Huhn, das ist die ungebändigte Natur, ist die unterirdische Welt, ist auch das gemeine Handwerk u. s. w. u. s. w. So zerlegt man lebendiges Leben in dürre, leblose Ideen. Auf diese Art kommt man wohl Fuldas Märchen bei und den sogenannten Kindermärchen von Hans Heinz Ewers, aber nicht den Märchen eines echten Dichters, wie Hauptmann ohne Zweifel einer ist. Es wäre überhaupt an der Zeit, daß unsre Kritik sich mehr auf das Wesen der Dichtung besänne und Dichtung als Leben nähme und nicht als ein Totes, in dem man mit dem Seziermesser herumwühlen kann.

Aber freilich: Hauptmann hat es diesen Herrschaften ein wenig leicht gemacht. Beim Hören, mehr noch beim Lesen seiner Dichtung gerät man, ohne es zu wollen, in die Gefahr, die Personen symbolisch zu deuten. Erst wenn man sieht, daß man damit nicht auskommt, daß es der Deutungen zu viele gibt, läßt man davon ab. Hierin offenbart sich der stärkste, der künstlerische Mangel der Hauptmannschen Dichtung. Er hat das Leben, das in ihm lebte, nicht voll und rund, nicht lebendig genug gestalten können; seine Menschen sind etwas Spuk und Schemen geblieben, man sieht durch ihre Körperlichkeit hindurch und in sie hinein; darum sucht man nach dem Rade, das sie treibt, statt den Eindruck ihrer Lebendigkeit aus ihrem Gesamtwesen zu gewinnen. Es ist das alte Leid bei Hauptmann: er kann nicht restlos das gestalten, was in ihm lebt, was er gestalten wollte. Und je weniger er sich Ruhe gönnt, je hastiger er schafft, um so weniger vermag er diese Tragik seines Künstlertums zu verbergen.

Auf das Problem Gerhart und Carl Hauptmann wies ich schon bei Besprechung der Carl Hauptmannschen Novellen im Märzheft hin. Was ich da von dem älteren und weniger berühmten Bruder sagte, bestätigen mir seine beiden Dramen: „Die Bergschmiede" und: „Die Austreibung" (beide bei Georg D. W. Callwey in München erschienen) aufs neue: Carl Hauptmann ist der größere Künstler, Gerhart aber der größere Dichter. Das Leben, das Carl schafft, ist stärker, innerlicher als das seines Bruders, es steht in innigerem Zusammenhange mit dem Urgrund, aus dem alles Sein hervorsprießt. Er hat ein feineres und sichereres Gefühl für das Wesentliche, und seine Gestalten scheinen mir

tiefer verwurzelt zu sein in dem mütterlichen Boden, in der heimatlichen Scholle der schlesischen Berge als die berühmten schlesischen Typen seines Bruders. Jede Linie der Berge, jede Eigenart und Schöne, Rauheit und Grimmigkeit der Natur seiner Heimat findet sich im Wesen der besten und vollsten seiner Gestalten wieder. Wie eingewurzelt in den Boden des Riesengebirges steht der Schmied der „Bergschmiede“, steht der Steyer der „Austreibung“. Die Schwere ihrer Berge, die düstere Schwermut des Kammes und die Tollheit der Stürme, die über Koppe und hohes Rad brausen, lebt in ihnen. So mußten die Menschen dieser Natur werden. Aber stärker noch als in seinen Skizzen und Novellen tritt der große Mangel in dem Können Carl Hauptmanns in seinen Dramen zutage. Drama ist Bewegung, ist konzentrierte Handlung. Das ist es ja, was seinem Bruder Gerhart die großen Erfolge brachte: er wußte Atem in die Welt seiner Dichtung zu bringen, er brachte seine Menschen zueinander in Beziehung und setzte ihr Innenleben in Handlung um. Er dichtete! Carl aber gestaltet nur. Seine Szenen sind Bilder, seine Dramen sind eine Folge von Bildern, und die Handlung ist ihm nur der dürftige Faden, an dem er sie aneinander reiht. Wohl sind seine Bilder voll Größe und Kraft und haben eine wundersame Tiefe. Ich denke da vor allem an den dritten Akt der Bergschmiede. Aber das dramatisch Lebendige, das vorwärts einem Ziele zu Treibende fehlt ihnen. Wie ich schon im Märzheft sagte, Carl Hauptmann, der die Natur forschend und gefühlsmäßig sich zu eigen zu machen suchte, hat nicht Sinn für das Werden und Wandeln in ihr, nur Sinn für das gegenwärtige Sein, er ist mehr Maler als Dichter. Darum auch ist seinen Dramen der Bühnenerfolg versagt. Die „Austreibung“ erfuhr in diesem Winter in Breslau eine scharfe Ablehnung, und der „Bergschmiede“ ist es vor Jahren nicht viel besser ergangen. Und es wird dieses Schicksal, wenn nicht eine merkwürdige, kaum anzunehmende Wandlung in seinem Schaffen eintritt, ihm auch weiterhin widerfahren: Carl Hauptmann ist nun einmal kein Dramatiker, und er soll sich nicht selbst erniedrigen, indem er nach den Erfolgen eines Dramatikers strebt.

Thomas Mann, der Dichter der „Buddenbrooks“ hat von vornherein zu erkennen gegeben, daß ihn weder nach dem Ruhm noch nach der Tantieme eines Bühnendichters gelüstete, als er seine „Fiorenza“ schrieb. (S. Fischers Verlag, Berlin.) Wohl hat er dieser Novelle — als etwas anderes kann diese Dichtung kaum angesprochen werden — die Form dramatischer Gespräche gegeben, auch hat er sie in Akte eingeteilt. Daß er aber an keine Aufführung dachte, gab er zu erkennen, indem er kein Personenverzeichnis voranstellte, auch seiner Dichtung die Etikettierung als Schauspiel oder Drama verweigerte. Er tat gut daran; denn „Fiorenza“ ist auch dem Wesen nach — und darauf kommt es doch schließlich an — kein Drama. Aber auch wenn man dies bedenkt, kann man kein rechtes Verhältnis zu dieser Dichtung gewinnen. Mann schildert in eng aneinanderhängenden Szenen den Nachmittag des 8. April 1492, an dem Lorenzo de Medici starb. Er stellt den Kampf dar zwischen Lorenzo und Savonarola um Florenz, das der eine besitzt und der andere an sich reißen will. In fein dichterischer Weise hat Mann diese üppige, sündige, verlockende, wankelmütige Stadt in einem Weibe, Fiorenza, verkörpert, das er die Geliebte Lorenzos sein läßt. Aber im Grunde genommen ist dies nur der äußerliche Kampf. Letzten Endes handelt es sich in diesem Buche um den Kampf der sinnenfrohen Lebensbejahung, wie sie sich in Lorenzo und seinem Kreise verkörpert, jener heiteren Lebensfreude, die mit starken Flügeln nach der Sonne strebt, und der düsteren, asketischen Lebensverneinung und Lebensflucht, für die Savonarola der lebendige Ausdruck des Dichters ist. „Ich will sie brechen, diese großen Flügel!“ sagt der Mönch, und der sterbende Lorenzo schreit in Schmerz und Verzweiflung dagegen: „Elender! Du sollst das nicht! . . . O, ich erkenne dich, du verrietest dich mir! Es sind des Lebens Flügel, die du meinst! Der Tod ist es, den du als Geist verkündigst, und alles Lebens Leben ist die Kunst!“ Es ist Thomas Mann nicht recht gelungen, den Geist der Renaissancezeit lebendig vor uns aufleben zu lassen. Was er uns an Künstlern und Männern der Wissenschaft vor Augen zu stellen weiß, ist nicht geeignet, uns die Größe dieser Zeit zu versinnlichen. Was sind denn diese Künstler, die einer den andern beneiden und sich gegenseitig armselige Witzchen aus dem Munde nehmen, anderes als Trottel und Halbnarren? Lorenzos Gestalt gewinnt nicht durch sie, und man kann es mit seinem Geist und seiner Größe nicht vereinen, daß er diese lieb hat und protegiert. Das Beste an dieser Dichtung ist die letzte Szene, in der Lorenzo und Savonarola machtvoll miteinander ringen. Hier fühlen wir uns zum ersten Male von jenem Geist angeweht, der jene Zeit lebendig machte.

Eine merkwürdige Wendung in dem Schaffen Hugo von Hofmannsthals be-

kumentiert sich in seinen Neu- resp. Umdichtungen antiker Dramen, die mit der „Elektra“ begannen und jetzt in der Tragödie: „Ödipus und die Sphinx“ (S. Fischers Verlag, Berlin) fortgesetzt wurden. Merkwürdig aber erscheint diese Wendung nur im ersten Augenblick, wenn man tiefer sieht, ist auch sie nichts weiter als eine im ersten Augenblick frappierende Dekadenceerscheinung. Hofmannsthal scheint sich der dekadenten Verzärtelung und Verweichlichung seines Gefühls bewußt geworden zu sein, er scheint erkannt zu haben, daß sich seine Kunst in allzu engem Kreise dreht und es keine andre Möglichkeit zur Gesundung für ihn gab, als sich an großen Stoffen aufzurichten, an ihnen zu erstarken und frei zu werden. Das führte ihn zur Antike. Indem er mit ihren Stoffen sich beschäftigte, sie nachdichtete, umdichtete, vermenschlichte und modernisierte, meinte er Kraft für sich selbst zu gewinnen, frei und groß zu werden. Was aber einmal dekadent ist, wird kaum, trotz allem Willen zur Gesundheit, den Weg zur Gesundheit und Frische und Kraft zurückfinden. Seine Kraft wird Brutalität werden, weil sie krampfhaft gewollt und ohne Sinn für Maß ins Maßlose gesteigert wird, und seine Gesundheit wird von der Gesundheit nichts andres haben, als den Schein. Sehen wir uns doch diese Menschen in seinem neuesten Drama an; ich will von Kreon, diesem unfruchtbaren Zweifler, diesem jämmerlichen Sehnsüchtling nach Kraft und Macht und Taten, den seine fieberischen Träume in die tiefste Seele hinein entnervt haben, nicht reden. Aber der ganze Ödipus mit seinem Schuld- und Schicksalsgefühl, in seiner Ohnmacht und Kraft, in seinen Erkenntnissen und Zweifeln, macht den Eindruck des Krankhaften. Echt dekadent ist auch die Art, wie er die Sphinx besiegt. Als er vom Gipfel des Berges herniedertaumelt, ruft er in wilder Verzweiflung: „Da lieg' ich und wollte Taten tun und habe nichts getan, als mich verraten an den Tod!“ Die Sphinx hat ihn vor ihrer Höhle erwartet, als wäre er ein Gast, auf den sie hundert Jahre geharrt, und grüßte ihn: „Heil, Ödipus, der du die tiefen Träume träumst!“ und stürzte selber sich in den Abgrund. Ein Träumer, der keinen Finger krümmt und Sieger wird, der andre erlösen will vom Dämon und selber von diesem Dämon erlöst wird. Ist das nicht Dekadence? So ist auch dieser Versuch Hofmannsthals, sich von seiner Dekadence zu befreien, gescheitert. Der Dichter täte besser, er bliebe in den Grenzen seiner Kraft, als sie an Stoffen zu vernichten, die größer sind als sein Können.

Die herbste Enttäuschung hat mir diesmal Schnitzler bereitet mit seinem Drama: „Der Ruf des Lebens“ (S. Fischers Verlag, Berlin.) Wo ist denn das Leben, das diese beiden Mädchen, Marie und Katharina, ruft? Was ist es denn? Ist es die Liebe? Warum nimmt dann Marie nicht ihren Forstadjunkten, der die Arme nach ihr ausstreckt? Ist denn Leben wirklich nur Sinnengenuß? Darauf läuft aber bei Schnitzler das Leben hinaus. So brutal und gewöhnlich wie dieses Leben und sein Ruf ist das ganze Stück. Vatermord, Ehebruch, Gattenmord, Treulosigkeit und Unzucht wechseln in lieblicher Folge miteinander ab. Ich bin wirklich nicht prüde und wende bei dem Befreiungskampfe einer Persönlichkeit nicht gleich die Augen ab, wenn es einmal scharf hergeht und alle Fesseln der Moral, Sitte und Konvention gesprengt werden; aber was zu viel ist, ist zu viel! Und dann müssen es Persönlichkeiten sein, die die Rechtfertigung ihres Tuns in sich selbst tragen. Aber was sind denn diese beiden Mädchen? Geile Weibchen sind es, verwirrt im Innersten von dem, was Schnitzler den „Ruf des Lebens“ nennt. Und die andern Menschen dieses Stückes: der Vater und der Arzt und der Forstadjunkt und was sonst noch so rumläuft darin? Es lohnt nicht über diese mehr als verzeichneten Charaktere zu reden. Es lohnt überhaupt nicht, über das Stück zu reden.

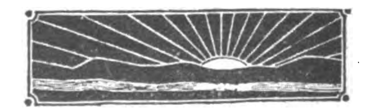
Das lohnt sich bei Sudermanns: „Stein unter Steinen“, einem Schauspiel in vier Akten, auch nicht. (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart.) Wir wissen es seit der „Ehre,“ daß in Sudermann ein erheblich Teil Philisterium steckt, das ihn immer wieder in den Nacken schlägt und ihm die schönsten Stücke verdirbt. Diesmal ist es nicht einmal ein schönes Stück, das ihm verdorben wird. Wir mögen es anfassen, wo wir wollen, bei den Personen, bei der Handlung, überall Oberfläche, überall Spießerei und Verbeugung vor dem Spießertum. Als wenn das Stück um eines Kassenerfolges willen geschrieben wäre. So leicht hat er sich's noch nie gemacht wie diesmal. Und doch darf man nicht meinen, mit Sudermann fertig zu sein. Das beweist sein allerneuestes Stück, das auf deutschen Bühnen meines Wissens noch keine Aufführung erlebte: „Das Blumenboot“, Schauspiel in vier Akten und einem Zwischenspiel. (J. G. Cotta, Stuttgart.) Man muß nur die Personen der beiden Stücke gegen einander halten, um sofort den Abstand zu erkennen. Was sind das für Menschen, die im „Stein

unter Steinen" herumlaufen. Nur von einer einzigen, oft recht schwächlichen Idee sind sie belebt; wenn die ihnen genommen würde, fielen sie zusammen wie ein Luftballon, dem das Gas ausgeht. Im „Blumenboot" dagegen reden und handeln lebendige Menschen, in denen ganze Harmonieen von Empfindungen und Gedanken tönen, die mit sich ringen, die Siege über sich gewinnen oder zugrunde gehen an ihrer Schuld und an ihrem Schicksal. Dieses Drama wird getragen von einer Idee. Darum auch weiß die Handlung zu fesseln. Zum ersten Male seit langer Zeit wieder scheint Sudermann sich auf sein dramatisches Können besonnen zu haben. Nicht bloß schwächlich, nein sorglos und schlecht ist das erstgenannte Stück komponiert. Bis zum letzten Augenblick scheint der Dichter selbst nicht einmal gewußt zu haben, wie er den Konflikt lösen solle, dann aber gemeint zu haben: das liebe Publikum liebt's, wenn sie sich kriegen, ergo: lassen wir sie sich kriegen! Im „Blumenboot" dagegen läßt der Künstler Sudermann sich durch nichts beirren, nicht durch Publikum und Erfolg und nicht durch das Philisterium in der eigenen Brust. Konsequent führt er die Handlung bis zum tragischen Schluß. Es ließen sich ja auch mancherlei Mängel aufweisen: in der psychologischen Motivierung, in der Entwicklung der Charaktere, in diesem und jenem. Lassen wir das! Freuen wir uns vielmehr des Reichtums, der Schönheit und Lebensfrische dieses Stückes, daß sein Dichter sich endlich wieder einmal auf sich selbst besonnen und bewiesen hat, noch nicht abgetan zu sein, wie es den Anschein hatte.

Man mag über Felix Philippi als Dichter denken, wie man will — man kann ja eigentlich nur eines denken — das aber wird jeder Vorurteilsfreie zugeben müssen: als Theaterschriftsteller ist er einer der stärksten Könner der Gegenwart, wenn nicht der stärkste überhaupt. Sein neuestes Drama: „Der Helfer" (Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, Breslau) beweist wieder aufs neue, wie vertraut er mit der Technik der Bühne ist, wie er jeden Akt, jede Szene auf ihre Wirkung hin wohl zu berechnen weiß, wie er die Handlung so zu führen versteht, daß ihm der Erfolg sicher ist. Philippi stellt alles und jedes in den Dienst dieses Erfolges, auch — und nicht zuletzt — den Stoff. Er weiß, was Mode ist, was das Publikum interessiert, und bringt es. Philippi ist ohne literarischen Ehrgeiz, er will nichts anderes sein, als ein Theaterroutinier, und das ist er ganz.

Zum Schluß sei noch auf zwei Bühnendichtungen des Auslandes hingewiesen, die in deutscher Übersetzung vorliegen. Da ist zunächst eine Legende des irischen Dichters J. M. Synge: „Der heilige Brunnen". Deutsch von Max Meyerfeld. (S. Fischers Verlag, Berlin.) Warum sie durchaus verdeutscht werden mußte, weiß ich nicht, das aber weiß ich: ohne sie wären wir auch ganz gut ausgekommen. Daß zwei alte Blinde, denen die Dorfleute eingeredet haben, daß sie schön seien, kreuzunglücklich werden, als ein Heiliger sie durch eine Wunderkur sehend macht, und sich wieder nach ihrem alten Zustand zurücksehnen, ist ja schließlich noch keine so üble Idee. Aber diese trockene, geistlose, fast undichterische Art, wie der Ire sie vorträgt, macht sie unmöglich und langweilig.

Von dem dänischen Dichter Gustav Wied lernte ich zuerst ein paar dramatische Satiren auf die moderne Frau kennen, die zwar keinen tiefen Eindruck auf mich machten, aber durch die scharfe Beobachtung, den Sinn für das Wesentliche und den beißenden Spott, die sie verrieten, mir noch gut in der Erinnerung stehen. Ihnen gegenüber ist seine neue Komödie: „Der Stolz der Stadt." Autorisierte Übersetzung von Ida Anders (Axel Junckers Verlag in Stuttgart) matt und farblos. Es sind ja ein paar ganz hübsche Szenen in dem Stücke; besonders die Szene, in der Hans Seeport die pharisäisch über ihn zu Gericht sitzenden Häupter der kleinstädtischen Gesellschaft auseinander treibt, ist recht hübsch gelungen. Auch sind einige nicht übel geratene Kleinstadttypen darin. Muß denn aber alles gleich übersetzt werden?

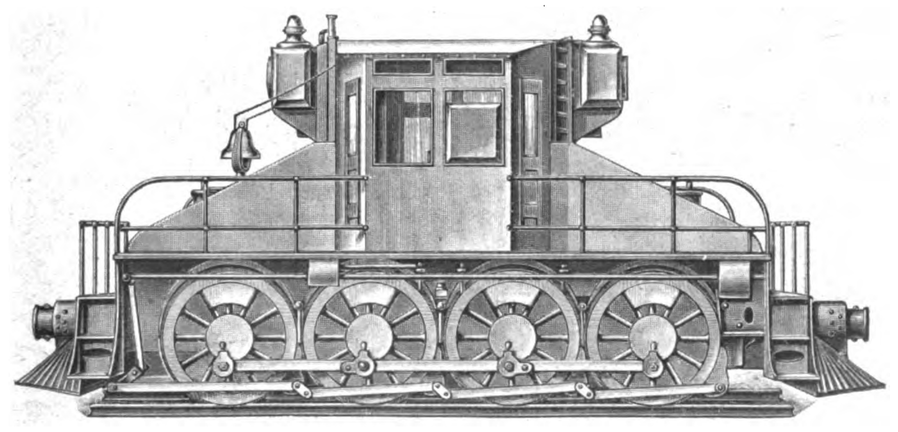




Illustrierte Bibliographie.

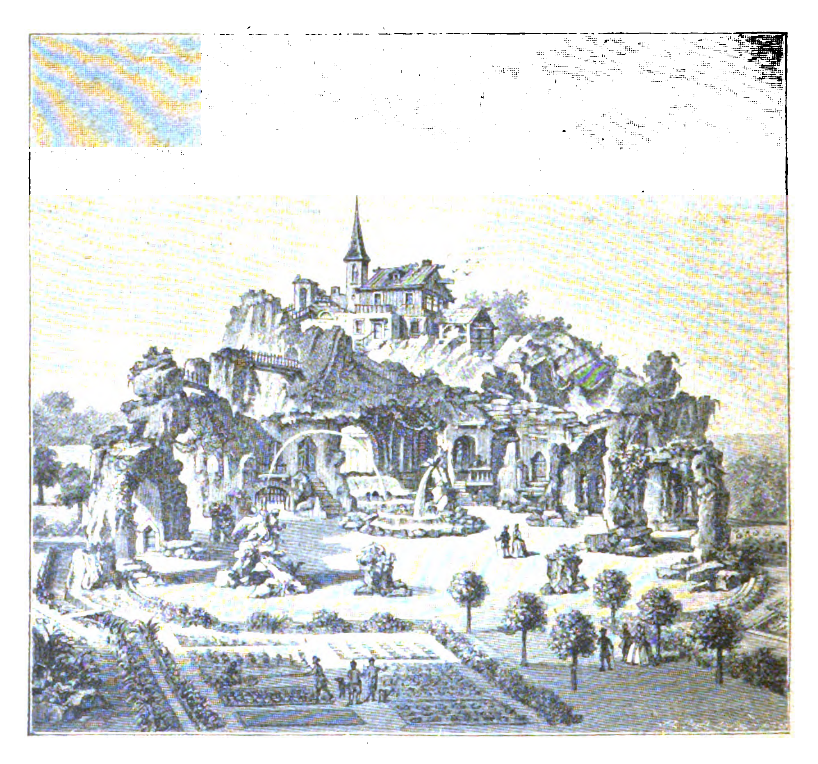
Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11 000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen, sowie 130 Textbeilagen. Band V—VIII. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Die neue Auflage des Meyerschen Konversations-Lexikons schreitet rüstig vorwärts; nunmehr ist bereits der XII. Band (bis „Lyra") erschienen. Nachdem wir in Heft 343 (Oktober 1905) dieser Zeitschrift über die Bände I—IV berichtet hatten, sei heut zunächst den folgenden vier Bänden eine eingehendere Betrachtung gewidmet. Enthalten sie doch eine Reihe der wertvollsten und interessantesten Artikel, was sofort einleuchtet, wenn man sich vergegenwärtigt, daß in ihren Bereich Wörter wie „Frankreich" und „Großbritannien", mit der ausführlichen Behandlung der geographischen, kulturellen und geschichtlichen Verhältnisse dieser Länder, und wie „Eisen" und „Elektrizität" fallen. Namentlich ist die auf Elektrizität und Elektrotechnik sich beziehende Artikelserie, über die Bd. V. S. 603 ein spezielles kleines



Elektrische Lokomotive von Sprague. (Aus Tafel: Elektrische Eisenbahnen.)
Illustrationsprobe aus Meyers Großem Konversations-Lexikon. 6. Auflage. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Übersichtsregister gegeben ist, beachtenswert, da sie mehr als alles andre zeigt, welch gewaltige Errungenschaften in technischer und wissenschaftlicher Hinsicht die letzten Jahre gezeitigt haben, und wie trefflich das Konversations-Lexikon mit ihnen gleichen Schritt zu halten weiß. Ein Vergleich mit der 4. Auflage ergibt, daß als besondere, durch zahlreiche Tafeln erläuterte Artikel völlig neu hinzugekommen sind: Elektrische Anlagen; Elektrische Entladung (mit allein 20 Spalten), Induktion, Influenz, Leitung; Elektrische Schwingungen, Verteilung; Elektromagnetische Aufbereitung; Elektronen; Elektrotechnische Kontrollinstrumente, Meßinstrumente; daß „Elektrische Eisenbahn" und „Elektrische Maschinen" beträchtliche Erweiterungen erfahren haben. Was von all diesem Material früher überhaupt in Betracht kam, war unter dem Worte „Elektrizität" kurz zusammengefaßt. —

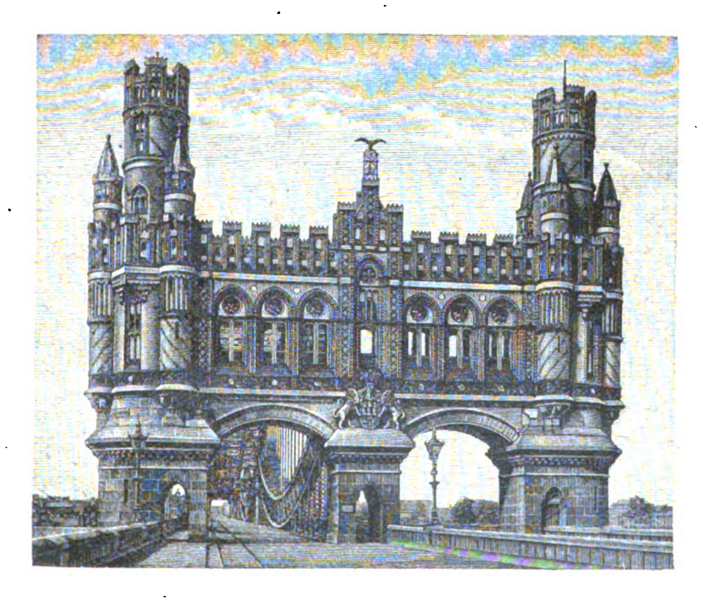


Felsen- und Grottenbau in Vöslau. (Aus Tafel: „Gartenkunst.")
Illustrationsprobe aus Meyers Großem Konversations-Lexikon. 6. Auflage. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig u. Wien.)

Daß auf den „Fernsprecher" eine ganze Anzahl Seiten nebst 2 Tafeln und 16 Abbildungen entfallen, darf bei der ungeheuren Bedeutung, die diese Einrichtung für das gesamte heutige Kulturleben gewonnen hat, nicht verwundern; aber auch die noch junge und erst in den Anfängen begriffene „Drahtlose Telegraphie" findet eingehendere Erklärung, wofür sicherlich viele Benutzer des Lexikons Dank wissen werden. Und wenn sogar „Funkspruch" (d. i. ein mit drahtloser Telegraphie befördertes Telegramm) in einem eigenen Artikel berücksichtigt wird, so zeugt dies für die außerordentliche Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit der allen erdenklicherweise sich ergebenden Bedürfnissen Rechnung zu tragen gesucht ist. — Eine nicht minder starke Umarbeitung machte die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches bei den juristischen Artikeln erforderlich, auf die im einzelnen hinzuweisen sich wohl er-

übrigt. Besonders hervorgehoben seien aber die instruktiven und durch eine Fülle statistischer Zahlenangaben unterstützten Aufschlüsse über den neuesten Stand der sozialen und sozialpolitischen Fragen (z. B. die Artikelserie: Frauenfrage, Frauenstudium, Frauenvereine; ferner: Fabrikgesetzgebung, Genossenschaften u. dergl.) —

Diesen rein praktischen Dingen gegenüber mußten in den vorliegenden vier Bänden, der ganzen Sachlage nach, die Geisteswissenschaften und Künste einigermaßen in den Hintergrund treten, ohne jedoch irgendwie vernachlässigt zu sein. Unter „Eisenbau" ist auf den sich gegenwärtig entwickelnden Eisenstil gebührend hingewiesen; bei der „Glaskunstindustrie" wird in einem eigenen Abschnitt die neueste Entwickelung mit den Leistungen eines Tiffany, Gallé u. s. w. behandelt. Nur das Altertum ist bei den verschiedenen Kunstzweigen mitunter etwas zu kurz weggekommen, wenngleich bei „Grabmal" der prächtige sogenannte Alexander-Sarkophag erwähnt und abgebildet, unter „Fälschung" der seit jüngster Zeit berüchtigten Tiara des Saitaphernes gedacht ist und über die Ficoronische Cista, die



Nördliches Portal der Straßenbrücke über die Norderelbe. (Hauers und Pieper) — (Aus Tafel: „Hamburger Bauten.")
Illustrationsprobe aus Meyers Großem Konversations-Lexikon. 6. Auflage. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig u. Wien.)

Françoisvase und die Gallierstatuen besondere Artikel gegeben sind; aber weder bei den vorgeschichtlichen Gefäßen, noch bei der Elfenbeinschnitzerei, den Gemmen, der Goldschmiedekunst haben die Erzeugnisse der ältesten Zeit auf klassischem Boden die ihnen entsprechende Würdigung gefunden. Die zwei goldenen Becher von Vafio und andere Goldarbeiten, die geschnittenen Steine, die Elfenbeinschnitzereien mykenischer Epoche durften hier nicht gänzlich mit Stillschweigen übergangen werden. Und hinsichtlich der vorgeschichtlichen Gefäße entsteht dadurch, daß die Funde von Hissarlik allzu oberflächlich, die des eigentlichen Griechenland gar nicht herangezogen werden, ein schiefes Bild, indem Nordeuropa und seine prähistorische Kultur ganz isoliert und von weitreichenden, bedeutsamen Zusammenhängen losgerissen erscheinen. Überhaupt ist die Darstellung der Kultur- und Bevölkerungsverhältnisse „Griechenlands" vor der dorischen Wanderung (vgl. auch den Art. „Handel") noch nicht immer mit den Ergebnissen der neuesten Ausgrabungen und Forschungen in vollen Einklang gebracht (z. B. betreffs der ägäisch-kretischen Kultur und ihrer Einwirkung auf das griechische Festland), sie steht noch zu sehr unter dem Einfluß der althergebrachten,



Salzfaß von B. Cellini, 1543. (Wien.) — (Aus: Tafel „Goldschmiedekunst.")
Illustrationsprobe aus Meyers Großem Konversations-Lexikon. 6. Auflage. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

berichtigungsbedürftigen Überlieferung. Dagegen ist der Überblick über die spätere Geschichte Griechenlands, sowie über die griechische Literatur, sehr geschickt und anerkennenswert abgefaßt; u. a. muß man das Lob, das dem perikleischen Athen gespendet wird, freudig begrüßen, denn die hohe Bedeutung Athens und der Athener in ihrer Blütezeit kann gerade der heutigen Generation nicht genug vor Augen geführt werden. Um so bedauerlicher ist das überaus ungünstige Urteil über die nachalexandrinischen Griechen, zu dem gar keine Veranlassung vorliegt. Vielmehr sprechen die in immer größerer Fülle zu Tage tretenden Inschriften jener Epoche für ein, bei aller politischen Schwäche und Niedrigkeit, doch hochentwickeltes kulturelles und durchaus nicht in Unsittlichkeit versunkenes Leben des hellenistischen Griechentums. — Band VIII. schließt mit dem Worte „Hautflügler" ab.

S. B.

Bibliographische Notizen.

Die wahre Ursache der hellen Lichtstrahlung des Radiums. Von J. H. Ziegler, Dr. phil. 2. verbess. Aufl. Zürich, Art. Institut Orell Füssli.

Nach einer Einleitung behandelt der Verfasser in drei Kapiteln: „Feststellung und Beseitigung der Ursache der bisherigen Unhaltbarkeit der wissenschaftlichen Erklärungen der Radioaktivität, Erklärung der verschiedenen Radiumwirkungen, schließlich Kritik der sogenannten wissenschaftlichen Erklärungen der Radiumstrahlung." Ein besonderes Kapitel bildet das Schlußwort.

Der Verfasser steht auf ganz extremem Standpunkt, wie dies gleich aus den ersten Seiten der Broschüre zu ersehen ist. Da heißt es S. 11 von den großen Naturforschern à la Dubois-Reymond, „daß diese ihre Weisheit gewöhnlich in, aus toten Sprachen zusammengeflickte Wörter zu kleiden belieben, damit man weniger erkenne, daß es sich dabei um keine Erkenntnis handle, sondern nur um ein Phantom davon." Hiernach ist nicht beabsichtigt, in eine Polemik einzutreten, wozu hier auch nicht der Ort wäre. Nur aus dem Schlußwort soll bezgl. des Standpunktes des Verfassers nicht unerwähnt bleiben, daß er das Dogma der katholischen Kirche von der unbefleckten Empfängnis Marias in den Kreis seiner Deduktionen zieht und den wahren Sinn desselben zu interpretieren sucht. Er schreibt: Daneben — es ist von der heiligen Schrift die Rede — mag uns das vom Radium ausstrahlende Licht schließlich auch noch Einblick in die geheimen Beweggründe gewähren, die den jetzigen Papst bewogen, den belgischen Staat am 8. Dezember 1904 der unbefleckten Empfängnis zu weihen. Sapienti sat!

K.

Goethe. Sechs Vorträge von Arthur Luther. Jauer und Leipzig, Oskar Hellmann.

Dem Goethekenner und Goetheforscher bietet der Vf. in diesen sechs Vorträgen nichts Unbekanntes und will auch, wie es im Vorwort heißt, nichts Neues sagen. Dieser Umstand beeinträchtigt jedoch den Wert der Schrift nicht, denn sie macht die neuesten Ergebnisse der Goetheforschung dem weiteren Kreise der Gebildeten bekannt, an die sich überhaupt das Buch wendet. In ihren Kreisen verdient es die weiteste Verbreitung, damit der Wunsch des Vfs. sich erfülle: Wer seinen Goethe liebte, sollte ihn noch lieber gewinnen, wer ihm fremd gegenüberstand, sollte ihn lieben lernen.

H. Sch.

Vikar Lonhard. Von Rudolf Hammann. Stuttgart, Verlag von Strecker u. Schröder.

Diese Geschichte soll auch ein Stück Leben sein, und nichts berechtigt uns, daran zu zweifeln. Die Auffassung, daß eine Ehe zwischen einer Liebenden und

einem, der sich lieben läßt, auf dieser mangelhaften Erde noch immer nicht das Schlimmste ist — ist gewiß sehr vernünftig. Ideal und begeisternd ist sie jedoch nicht.
M. Kr.

Von Leutchen, die ich lieb gewann. Von Rudolf Presber. — Berlin W., Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

In den wenigen Wochen, die seit seinem Erscheinen verflossen, hat dies harmlose Buch zehn Auflagen erlebt. Man ersieht daraus, wie verhungert das Publikum ist nach einfacher schmackhafter Kost, besonders, wenn diese, wie hier, die feinste Würze, frischen Humor, hat. All das Geklügelte, Manierierte, Unnatürliche der „Modernen" schärft den Sinn für harmlose Lustigkeit. Jung und alt kann sich an diesen Geschichtchen erfreuen. Diese sechzehn Skizzen sind dabei in ihrer schlichten und gemütvollen Art viel tiefer, als sie scheinen wollen. „Ein Menschenfreund" zeigt vielleicht trotz seines leichten, drolligen Gewandes und seiner Schalkhaftigkeit die feine Psychologie des Autors am deutlichsten. M. Kr.

Leben und Tod. Erzählungen von Fritz Müller. Jauer, Verlag Oskar Hellmann.

Das Buch verdient Beachtung und Anerkennung. Sein Inhalt verrät, was Goethe das Geheimnis der Genialität nennt und mit den Worten erklärt: „Ich lasse die Gegenstände ruhig auf mich einwirken, betrachte dann diese Wirkung und bemühe mich, sie treu und unverfälscht wiederzugeben." Fr. M. ist in der Wiedergabe noch kein vollkommener Künstler, aber ein Dichter, dessen Sehnsucht nach Großem und Hohem steht, der ehrlich strebt, des Lebens Lust und Leid zu begreifen und begreiflich zu machen. Er sucht die Kunst nicht in der feinen Schale, sondern im edlen Kern. Er sieht in der Kunst das Mittel, eine Idee klarer und schöner zu offenbaren, als sie in dem Gegenstande selbst liegt. Ihm ist die Buntheit und Spannung der äußeren Handlung Nebensache, die Aufdeckung der Abgründe unsrer Seele, der Aufschwung zu den höchsten Gefühlen Hauptsache. Er besitzt auch Humor. Seine Schreibweise ist einfach, frisch und frei von gesuchten Bildern und Worten. Seine Stoffe zeugen mehr von der Absicht, ernste Fragen zu lösen, als angenehm zu unterhalten. Künstlerisch am höchsten stehen die Skizze „Frau Stieve" und die Erzählung „Der Arzt und sein Töchterchen". N.

Hört's zua a weng! Eine Auswahl ernster und heiterer Vortragsstücke in der Volksmundart von Leopold Hörmann. Mit farbigem Titelbild von Karl Fahringer und dem Porträt des Verfassers. Wien, Szelinski u. Co.

Der bereits durch ein halbes Dutzend heiterer Bücher bekannte und beliebte oberösterreichische Dialektdichter gibt hier eine gute Auswahl seiner älteren und neueren Dichtungen. Er befolgt dabei die eigene Lebensregel: „Lusti' muaßt d' sein, fröhli' muaßt d' sein, muaßt singa, daß's hellt — wann's a in dein Herz oft a wengerl rebellt!" Mag er in den drei Abschnitten der Sammlung etwas „Zum Nachdenken" geben, „Leut' aus'm Volk" schildern, oder „Was zum Lachen" bringen, immer zeigt sich sein Humor von der liebenswürdigsten Seite. Der im Titel ausgesprochene Wunsch: Hört's zua a weng! wird gewiß erfüllt und das empfehlenswerte Büchlein überall freudig aufgenommen werden.
N.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Anthropologische Geschichtstheorie, Die. Von Professor Dr. Gustav Kraitschek. Politisch-Anthropologische Revue. V, 1 (April 1906).

Antike Universitäten. Von Wilhelm Kroll. Die Grenzboten 65, 13 (29. März 1906).

Archäologische Forschungen in Westdeutschland. Von Hans Dragendorff. Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart. V, 6 u. 7 (März und April 1906).

Bewer, Max. Von Ferdinand Gregori. Das literarische Echo. VIII, 15 (Mai 1906).

Bosnien und die Herzegowina. Reiseeindrücke von Max Reihlen. Die Grenzboten 65, 14 (5. April 1906).

(Burckhardt.) — Jakob Burckhardts Geschichtsauffassung. Von Otto Eduard Schmidt. Die Grenzboten 65, 15 (12. April 1906).

Drama und Bühnenkunst in Russland. Von August Scholz. Westermanns Monatshefte 50, 8 (Mai 1906).

(Flaubert.) — Gustave Flauberts Nachlass. Von Dr. E. W. Fischer. Das literarische Echo VIII, 15 (Mai 1906).

Fogazzaro, Antonio. Von René Prévôt. Die Grenzboten 65, 16 (19. April 1906).

— Antonio Fogazzaros Prosadichtungen. Von Johannes Mumbauer. II. Die Warte. VII, 7 (April 1906).

Über den Fremdwörtermissbrauch, besonders im Befestigungswesen. Von W. Stavenhagen. Deutsches Offizierblatt. 1906, Nr. 13 (29. März).

Geburts- und Wohnstätten deutscher Dichter und Komponisten. Von Robert Kohlrausch. X. (Der letzte Minnesinger.) Bühne und Welt. VIII, 12 (März 1906).

Grün, Anastasius, der Freiheitssänger des Vormärz. Ein Gedenkblatt zum 100. Geburtstage des Dichters. Von Anton Schlosser. Bühne und Welt. VIII, 13 (April 1906).

— **und Nikolaus Lenau.** Zum hundertjährigen Geburtstag des Dichters Anton Alexander Grafen von Auersperg. Von Johannes Proelsz. Deutsche Rundschau 32, 7 (April 1906).

— Ein Gedenkblatt zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. Von W. Berg. Die Grenzboten 65, 14—16 (5.—19. April 1906).

Halm, Friedrich, und Julie Rettich. Zum hundertsten Geburtstag des Dichters. (Nach ungedruckten Quellen). Von Alexander von Weilen. Die Schaubühne II, 13 (29. März 1906).

Handel-Mazzetti, Enrica von. Von Dr. Johann Ranftl. Heimgarten. 30, 7 (April 1906).

Herakles in den Dramen des Euripides, Sophokles und Aristophanes. Von Erich Buszler. (Teil I.) Deutschland IV, 7 April 1906).

Hohenzollern-Testamente, Drei. Von Dr. M. Grünbaum. Preussische Jahrbücher 124, 1 (April 1906).

Huysmanns, J. K. Von Fr. von Oppeln-Bronikowski. Das Blaubuch. I, 11 (22. März 1906).

Hypatia von Alexandrien in Wahrheit und Dichtung. Von Hans von Schubert. Preussische Jahrbücher 124, 1 (April 1906).

(Lingg.) — Erinnerungen an Hermann von Lingg. Von A. K T. Tielo. Monatsblätter für deutsche Literatur. X, 7 (April 1906).

Marchesi, Mathilde. Ein Gedenkblatt zum 80. Geburtstag. Von Adolf Kohut. Bühne und Welt. VIII, 13 (April 1906).

Menschen- u. Tierseele. Von Ludwig Heck. Westermanns Monatshefte 50, 8 (Mai 1906).

Niemann, Albert. Von Carlos Droste. Bühne und Welt. VIII, 12 (März 1906).

Persönlichkeit. Von Alfred Klaar. Das literarische Echo. VIII, 14 (April 1906).

Récamier, Madame. Ein Frauenleben aus der Empirezeit. Nach neuen Quellen dargestellt von Detta Zilcken. Westermanns Monatshefte 50, 8 (Mai 1906).

Renoir. Von Theodore Duret. Kunst und Künstler IV, 7 (April 1906).

Schaukal, Richard. Von Arthur Schurig. Das literarische Echo. VIII, 14 (April 1906).

Statistische Gesetze, ihre Wertung in Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Hans Schorer. Monatsschrift für christliche Sozialreform. März 1906.

Überwinden von Wasserläufen in kriegstechnischer Hinsicht, Das. Von W. Stavenhagen. Prometheus (Herausgegeben von Dr. Otto N. Witt.) XVII. Nr. 859—861. (April 1906).

Unser Bedürfnis nach ästhetischer Kultur. Von Karl Groos. Kunstwart 19, 14 (April 1906).

Ursachen der Katastrophe von 1806, Die wahren. Von C. Freiherrn v. d. Goltz. Deutsche Rundschau 32, 7 (April 1906).

Ursachen des Zusammenbruchs Preussens im Jahre 1806, Die. Von G. von Bismarck. Die Grenzboten 65, 14 und 15 (5. u. 12. April 1906).

Warschau und Moskau. Eindrücke und Erlebnisse. Von Sidney Whitman. II. Moskau. Deutsche Rundschau 32, 7 (April 1906).

Wien. Eine geschichtliche und militärgeographische Betrachtung. Von W. Stavenhagen. Die militärische Welt (Herausgegeben von Oberleutnant Karl Harbauer in Wien). I, 1. (April 1906).

Wilde, Oscar. Von Carl Dietz. Preussische Jahrbücher 124, 1 (April 1906.)

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Biographien bedeutender Frauen. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Ernst Haberland. VI. Katharina von Bora, Martin Luthers Frau. Ein Lebens- und Charakterbild von Ernst Kroker. Leipzig-R., E. Haberland.

Blaubuch, Das. Wochenschrift für öffentliches Leben, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Dr. H. Ilgenstein und Dr. A. Kalthoff. I. Jahrgang. Nr. 9 u. 11. Berlin W. 50, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.

Charon. Monatsschrift: Dichtung, Philosophie, Darstellung. Herausgeber Rudolf Pannwitz und Otto zur Linde. III. Jahr. Heft 2. Februar 1906. Leipzig, Charonverlag: K. G. Th. Scheffer.

Clairbrook, R., Die Kunst, die englische Sprache in kürzester Zeit und in bezug auf Verständnis, Conversation und Schriftsprache durch Selbstunterricht sich anzueignen. 7. Auflage. Gebunden. Wien. A. Hartlebens Verlag.

Danzer, Carl M., Säbel und Feder. Zum sechzigsten Geburtstag Carl Baron Torresanis. Mit Beiträgen von Marie v. Ebner-Eschenbach, Detlev Freiherr v. Liliencron, Ferdinand v. Saar, Stefan Milow, Heinrich von Schullern u. a. Dresden, E. Piersons Verlag.

Deutsch - Österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Herausgegeben von J. W. Nagl u. J. Zeidler. 28. Lieferung. Wien, Carl Fromme, Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlagsbuchhandlg.

Dolorosa. Unfruchtbarkeit. Roman. Leipzig, Leipziger Verlag, G. m. b. H.

Donnay, Maurice, Liebesleute. (Amants.) Komödie in fünf Akten. Aus dem Französischen von Stephan Estienne. Berlin, „Harmonie“, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Dreesen, Willrath, Eala freya fresena! Balladen. Oldenburg, Schulzesche Hof-Buchhandlung.

Duffield, Fr. W., Blumenmalerei in Wasserfarben. Anleitung für Anfänger. Mit Ermächtigung der Verlagsfirma Winsor und Newton übersetzt von Otto Marburg. Mit

Anhang: 5 farbige Tafeln, die das allmähliche Entstehen eines Blumenbildes darlegen, nebst Farbenverzeichnis, kurzen Winken und Kunstgriffen. Ravensburg, Otto Maier.

Eichbaum-Lange, Wilhelm, Leise! Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Feldhaus, Franz Marie, Geschichte der grössten technischen Erfindungen. Mit zahlreichen Abbildungen nach den Originalen. Kötzschenbroda, H. F. Adolf Thalwitzer.

Flaubert, Gustave, Briefe über seine Werke. Übersetzt von E. Greve. Ausgewählt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von F. P. Greve. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns Verlag.

— Reiseblätter. (Briefe aus dem Orient. — Über Feld und Strand.) Zusammengestellt und herausgegeben von Felix Paul Greve. Autorisierte Übersetzung von E. Greve. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns Verlag.

Führer zur Kunst. Herausgegeben von Dr. Herm. Popp. 4. Bändchen. Die Italienische Bildnismalerei der Renaissance von Karl Woermann. Mit einer Tafel und 58 Abbildungen im Text. Esslingen, Paul Neffs Verlag. (Max Schreiber.)

Ganghofers, Ludwig, gesammelte Schriften. Volksausgabe. 1. Serie. Lieferung 2. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.

Geiger, Albert, Ausgewählte Gedichte. Karlsruhe, J. Bielefelds Verlag.

— Die Legende von der Frau Welt. Karlsruhe, J. Bielefelds Verlag.

— Tristan. Ein Minnedrama in zwei Teilen. Karlsruhe, J. Bielefelds Verlag.

Geijerstam, Gustaf af, Karin Brandts Traum. Roman. Berlin, S. Fischers Verlag.

Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. 14. Band. Faust II. Teil. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Graef, Hermann, Beiträge zur Literaturgeschichte. Heft 1—6. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Herzog, S., Vor dem Kadi. Lustige Funken aus Morgenland und Abendland. Illustriert von Hermann Abeking. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur u. Kunst.

Hild, Otto, Ich suche . . . Gedichte. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Hochenegg, Adolf, Singen und Ringen. Lieder und andere. Leipzig, Max Altmann.

Hornstein, Ferdinand von, Fühlung. Psychologische Dichtungen. Zweite vermehrte und veränderte Ausgabe. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.

— Mohammed. Drama in drei Akten (acht Szenen.) Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.

Hübner, Feldmarschall-Leutnant Alexander Graf, Erlebnisse zweier Brüder während der Belagerung von Paris und des Aufstandes der Kommune 1870—71. Berlin, Gebrüder Paetel.

Jahrbuch der Deutschen Burschenschaft 1906. Vierter Jahrgang. Herausgegeben von Dr. Hugo Böttger. Berlin, Carl Heymanns Verlag.

Jensen, Wilhelm, Nordsee und Hochland. Zwei Novellen. Leipzig, B. Elischer Nachfl.

Keilhauer, O., Zu spät. Drama in einem Akte. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Keiter, Heinrich, Heinrich Heine. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke. 2. Auflage. Durchgesehen und ergänzt von Dr. Anton Lohr. Köln, J. P. Bachem.

Kellermann, Carl Alfred, Braut- und Ehejahre einer Weimaranerin aus Ilm-Athens klassischen Tagen. Weimar, A. Huschke Nachfolger (R. Buchmann), Hofbuchhdlg.

Kiel-Hoffmann, Sturm und Stille. Dichtungen. Illustriert von Georg Grünberg. Kiel, Selbstverlag.

Kind und Kunst. Illustrierte Monatsschrift für die Pflege der Kunst im Leben des Kindes. Herausgeber: Hofrat Alexander Koch. Band III. Darmstadt, Alexander Koch.

— Monatsschrift für die Pflege der Kunst im Leben des Kindes. II. Jahrgang. Januar bis Mai inkl. Darmstadt, Verlagsanstalt Alexander Koch.

Prof. Dr. Richard Klett und Dr. Ludwig Holthof. Unsere Haustiere. Lieferung 11 bis 15. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Kunstschatz, Der, Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Lieferung 25. 26. 27. 28. Stuttgart, Wilh. Spemann.

Mein künftiger Beruf! Praktische Anleitung zur Berufswahl. 6. Die Lehrerin. Leipzig, C. Banges Verlag.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der schwedischen Sprache von E. Jonas, E. Tuneld und G. G. Morén. 3. und 5. Beilage. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Metz, Josepha, Didi und Konsorten. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Meyer, Dr. phil. Erich, Naturerkennen und ethisch-religiöses Bedürfnis. Ein Wort an jeden Denklustigen, in erster Linie an die deutsche Frau. 2. unveränderte Auflage. Königsberg i. Pr., Gräfe u. Unzer.

Meyer-Krafft, Hans, „Gut Deutsch!" Drei Erzählungen. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Meyerheim, Paul, Adolf von Menzel. Erinnerungen. Mit einem Bilde in Dreifarbendruck, elf Lichtdrucken und einem Faksimile. Berlin, Gebrüder Paetel

Mitteilungen der Musikalienhandlung Breitkopf & Härtel. Leipzig, Nr. 85. April 1906.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. Herausgegeben von Ludwig Keller. 14. Jahrgang 1905. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Monatsschrift für christliche Sozialreform. Begründet von weiland Freiherr Carl v. Vogelsang. 28. Jahrgang. April 1906. Zürich, Baessler & Drexler.

Musik-Mappe. Mit den vier Gratis-Notenbeilagen: 1. Im frohen Kreise. 2. Klassische Reminiszenzen. 3. Vergessene Lieder. 4. Aus der Jugendzeit. I. Heft 19. Berlin, W. Vobach u. Co.

Onsa, Max, Simplicia. Sechs gemeinverständliche philosophische Skizzen. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Philippson, Prof. Dr. Alfred, Europa. Zweite Auflage. Mit 144 Abbildungen und Karten im Text, 14 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Photographische Korrespondenz. Organ des Vereins zur Pflege der Photographie etc. 1906 April. Wien, Verlag der Photographischen Gesellschaft.

Presse, Die, und die Deutsche Weltpolitik. Von einem Ausland-Deutschen. Zürich, Zürcher & Furrer.

Rangabé, Cléon, Die Bilderstürmer. Eine Tragödie in fünf Akten. Übersetzt und für

die deutsche Bühne bearbeitet von Rudolf Presber. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.

Rehbein, Karl, Gedichte eines jungen Mannes. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Remer, Paul, In goldener Fülle. Der Dichtungen zweite Reihe. Zweite geänderte und vermehrte Auflage. Berlin, Schuster und Loeffler.

— Unterm Regenbogen. Der Dichtungen erste Reihe. Dritte geänderte und vermehrte Auflage. Berlin, Schuster & Loeffler.

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedr. Umlauft. XXVIII. Jahrgang. Heft 7. 8. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Sammlung Göschen. Geschichte der deutschen Literatur von Dr. Max Koch. 6., neu durchgesehene Auflage. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung.

— Römische Geschichte von Dr. Julius Koch. 4. Auflage. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung.

— Grundzüge und Haupttypen der Englischen Literaturgeschichte, von Dr. M. M. Arnold Schröer. Teil I: Von den ältesten Zeiten bis Spenser. Teil II: Von Shakespeare bis zur Gegenwart. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung.

Schaubühne, Die. Herausgeber: Siegfried Jacobsohn. II. Jahrg. Nr. 16 u. 17. Berlin, Oesterheld u. Co.

v. Schweiger-Lerchenfeld, A. Freiherr, Kulturgeschichte. Werden und Vergehen im Völkerleben. Lieferung 6. 7. 8. 9. 10. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Stein der Weisen, Der, Illustrierte Halbmonatschrift f. Haus u. Familie. 19. Jahrgang. Heft 7. u. 8. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Stöcker, Dr. phil., Helene, Die Liebe und die Frauen. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns Verlag.

Suttner, Bertha von, Randglossen zur Zeitgeschichte. Das Jahr 1905. Kattowitz O. S., Carl Siwinna.

Thoma, Hans, Ein Buch seiner Kunst mit einer Einleitung von Wilhelm Kotzde. Herausgegeben von der freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. Mainz, Jos. Scholz.

Traducteur, Le, Halbmonatsschrift zum Studium der französischen und deutschen Sprache. 1906. Nr. 2 — 8. La Chaux-de-Fonds (Schweiz.) Verlag des „Traducteur“.

Translator, The, Halbmonatsschrift zum Studium der englischen und deutschen Sprache. 1906. Nr. 2 — 8. La Chaux-de-Fonds (Schweiz.) Verlag des „Translator“.

Unterweger, Martin, Der Fels der Einsamkeit oder Ein Blick ins Unendliche. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Volger, Bruno, Lexikon der gesamten Handelswissenschaften. Ein Nachschlagebuch für alle Fragen aus dem Gebiete des kaufmännischen Lebens. Lieferung 6. 7. 8. 9. 10. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Vor den wirtschaftlichen Kampf gestellt! Ein Preisausschreiben der „Gartenlaube“. Leipzig, Ernst Keils Nachfolger, G. m. b. H.

Warte, Die. Monatsschrift für Literatur und Kunst. VII. Jahrgang. Heft 7. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Wehberg, Hans, Wir beide. Eine Dichtung. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Weltgeschichte, Illustrierte. Herausgegeben von Dr. S. Widmann, Dr. P. Fischer und Dr. W. Felten. Lieferung 16 und 17. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.

Wolfsberg, K. v., Für Jeden etwas! Seitenhiebe. 200 Sprüche à la Busch nebst einigen satirischen und lyrischen Gedichten. Dresden-A., Hermann Kramer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.